Biogr. 2235-2 Riemer
(Goethe)

S 15

<36611245150014

<36611245150014

Bayer. Staatsbibliothek

Mittheilungen

über

Goethe.

Zweiter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mittheilungen

über

Goethe.

Aus

mündlichen und ſchriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,

Großherz. Sächſiſchem Geheimen Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

Zweiter Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
	Vorerinnerung	1
I.	Weimariſche Zuſtände	5
II.	Goethe's Leben und Wirken	16
	1775	17
	1776	21
	1777	38
	1778	55
	1779	79
	1780	101
	1781	126
	1782	140
	1783	168
	1784	177
	1785	190
	1786	198
III.	Goethe's Reiſe nach Italien	208
	a. Goethe in Venedig	212
	b. Goethe in Rom	220
	1787	235
	c. Goethe in Neapel	246
	d. Goethe in Sicilien	257
	e. Goethe wiederum in Neapel	266
	f. Goethe abermals in Rom	268
	1788	297
IV.	Goethe nach ſeiner Rückkunft 1788 und 1789	309
	1790	324
	1791	326
	1792	330
	1793	335

		Seite
V.	Goethe's Verhältniß zu Schiller	339
	1794	347
VI.	Goethe's und Schiller's Briefwechſel	357
	a. Goethe durch Schiller gefördert	358
	b. Schiller durch Goethe gefördert	387
	1795	389
	1796	392
	1797	400
	1798	422
	1799	451
	1800	467
	1801	471
	1802	475
	1803	487
	1804	496
	1805	505
	Nachwort	511
VII.	Goethe's Schriften	517
	a. Gallerie Goethe'ſcher Dichtungen	518
	b. Atelier Goethe'ſcher Dichtungen	619
VIII.	Goethe's Urtheile über I. Dichter	640
	1. Claſſiſche	640
	a. Griechen	640
	b. Römer	643
	2. Moderne Dichter	646
	a. Ausländiſche	646
	b. Deutſche	658
	II. Künſtler	669
	III. Kunſtkenner	677
	IV. Naturforſcher	679
	V. Philoſophen	686
	VI. Regenten und Staatsmänner	691
IX.	Goethe's Tiſchreden	694
	Schlußwort	725

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorerinnerung.

In Goethe's Leben laſſen ſich mehrere Epochen unterſcheiden, deren jede zwar ihren beſonderen Charakter hat, der aber doch nur als geſteigerte Nüance einer und derſelben Hauptfarbe anzuſprechen iſt.

Die drei erſten: Kindheit, Knabenjahre und Jünglingsalter umfaſſend, vom Jahre 1749 bis 1775, hat G. ſelbſt ſehr ausführlich geſchildert, und ſie liegen uns ſo klar als ein Continuum vor Augen, daß in dem Uebergehen des Einen zum Andern keine Lücke oder Mangel an Zuſammenhang wahrzunehmen ſeyn möchte.

Die folgende des jungen Mannes hingegen, von ſeinem Eintritt in die große bewegte Welt, in das Weimariſche Hof- und Staatsleben, bis zu ſeiner Reiſe nach Italien, von 1775 bis 1786, gerade die intereſſanteſte für ſeine politiſche wie ſociale Bildung und ſo zu ſagen die Zeit ſeiner Lehrjahre, iſt uns nur ſtellenweis und problematiſch bekannt, indem Tradition und Mährchen ſie, anſtatt mit objectiver Wahrheit, meiſt nur mit ſubjectiver Dichtung ausfüllen.

Er ſelbſt konnte und wollte ſie nicht ſchildern, da er früher, als noch darin befangen, kein Urtheil darüber hatte,

bei ſpäterer Betrachtung aber Verhältniſſe hätte berühren müſſen, die zu entwickeln weder ſeine Pietät, noch ſeine Discretion ihm erlaubte.

Die darauf eintretende Epoche ſeiner Kunſtſtudien, gleichſam die academiſchen Jahre derſelben, liegt aber wiederum ſo klar und deutlich vor uns aufgeſchlagen in den Tagebüchern ſeiner Reiſe und ſeines Aufenthalts in Italien, daß wir ihn Schritt vor Schritt begleiten können, und aus dieſem vollſtändigſten und aufrichtigſten Manual über tägliche Einnahme und Ausgabe ſeines Geiſtes den Vermögenszuſtand deſſelben und den davon gemachten Gebrauch zu beurtheilen im Stande ſind, wie bei keinem andern Dichter.

Die nächſte Epoche, die mit ſeiner Rückkehr, 1788, aus Italien beginnt, und deren Gipfel in der ſchönen beiſpielloſen Wechſelwirkung mit Schiller erſcheint, die in der Correſpondenz mit dieſem ſich dramatiſch, Scene für Scene, abſpielt, dauert bis zum Hinſcheiden ſeines Freundes, 1805, und wird, außer den factiſchen Documenten, noch durch die ſummariſche Relation in den Tag- und Jahresheften [Bd. XXXI—XXXII.] ſo protokollirt und controlirt, daß uns beinahe kein Wunſch nach näherer Kenntniß übrig gelaſſen iſt.

Die zunächſt an dieſe ſich anſchließende, von der Invaſion der Franzoſen, 1806, bis zur Befreiung Deutſchlands, 1814, legt ſich mit ziemlicher Ausführlichkeit ſowohl in jenen Heften, als in dem Briefwechſel mit Zelter uns vor Augen. Es iſt eine winterliche Zeit, aber trotz der ungünſtigen Witterung doch nicht leer an mannigfaltiger Thätigkeit, an Freuden und Genuß, wie ſie auch dieſe Zeit

der Einkehr in ſich ſelbſt vielleicht um ſo inniger und gemüthlicher zu bieten vermag.

Vom Jahre der Befreiung aber beginnt gewiſſermaßen ein neuer Lenz des Geiſtes, und wie in Jahren von ausgezeichnet gelinder Witterung auch im Spätherbſt wiederum Frühblumen aufgehen, die Bäume zum zweiten Mal ausſchlagen, blühen und ſogar genießbare Früchte reifen: ſo eröffnet ſich ein äſthetiſcher Zier- und Luſtgarten, neben einem ſcientifiſchen Frucht- und Nutzgarten in dem weſt-öſtlichen Divan und in den Heften für Kunſt und Alterthum, wie in denen zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft; ja der unerwartete proventus ſchließt mit einem Erzeugniß, das nur in der Dauer eines achtzigjährigen Zeitraums, nicht ungleich der Aloe, zu völliger Blumenkrone gedeihen mochte, mit der Hauptſumme ſeines ganzen Lebens, dem Fauſt.

Von dieſer letzten Epoche reden und zeugen die vorliegenden Thatſachen ſelbſt, und die Berichte Anderer belegen ſie mit hinreichender Ausführlichkeit.

Es bleibt demnach nur jene erſte Weimariſche Epoche übrig, von der uns genauere, und wenn auch nicht ganz umſtändliche, doch zuverläſſige Nachrichten erwünſcht ſeyn müſſen. Denn wie die Zeit, worin ein edler Wein als Moſt geſchäumt und gegoren hat, für ſeinen Decurs zur Trinkbarkeit die bedeutendſte und intereſſanteſte iſt, indem eine Spur von dem, was indeſſen um ihn vorging und wirkte, ihm anhaftet und einwohnt: ſo ſind auch die Schulen, die einer durchgegangen, die Prüfungen, die er ausgeſtanden, nicht ohne Einfluß auf die Geſtaltung ſeines innern Weſens, ſeiner äußern Erſcheinung, und geben ſich jedenfalls in eigenthümlichen Wirkungen zu erkennen.

Und ſo dürfte es wohl kein überflüſſiges, kein tadelnswerthes Unternehmen ſeyn, wenn ich es wage, im Rücken des Meiſters, der es allein gekonnt hätte, zu verſuchen, ob nicht aus ſeinen eigenen authentiſchen Daten, aus den zerſtreuten, aber nicht unzuverläſſigen Nachrichten ſeiner Freunde, ja ſelbſt aus nur hingeworfenen Winken und leiſen Andeutungen, eine ungefähre Skizze jener Jahre zu entwerfen ſeyn könnte, die, ohne ſich eine vollkommene Congruität mit der Wirklichkeit anzumaßen, doch nicht aller Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit ermangeln und für etwas mehr als blos ſubjective Auffaſſung und Darſtellung gelten möchte.

Jedenfalls iſt es doch gut, einmal Urkunden an's Licht zu ziehen, die im Stande ſind, wenn nicht Alles, doch Vieles, ja das Meiſte aufzuklären, was in dem Leben eines ſo außerordentlichen Mannes bisher räthſelhaft, problematiſch, und der wunderlichſten Auslegung und Mißdeutung unterworfen blieb.

Wenigſtens dürften gewiſſe Vorurtheile, vor aller genauern Kenntniß und Unterſuchung der Sache gefaßt, zunächſt zum Schweigen gebracht und in ihrem fernern Umſichgreifen gehindert werden; auch die wortführende, ſtets voreilige Kritik ſich von nun an ein heidniſches ἐπέχω oder **non liquet** ſelbſt zurufen, wenn ihr das chriſtliche „Richtet nicht" zu gemein däuchtet.

I. Weimariſche Zuſtände.

Anna Amalia, Carl Auguſt, Louiſe, Goethe.

Wie die Mütter von der größten Bedeutung für die geiſtigen Anlagen der Söhne ſind, und ſich dieſes durch die Geſchichte der großen Männer aller Zeiten bewährt (*); ſo wurden auch zwei deutſche Mütter durch ihre Söhne für das kleine Weimar von weltgeſchichtlicher Bedeutung: die Mutter Carl Auguſt's und Goethe's Mutter.

Anna Amalia, eine Urenkelblüthe des Hauſes Eſte und Nichte des großen Friedrich II., war vom Schickſal auserſehen, nicht nur den Ruhm ihres Stammhauſes zu vermehren, ſondern auch den eines kleinen Landes, einer unſcheinbaren Stadt neu zu gründen und durch dieſe die literariſche Renommée der Deutſchen zum Ruhme zu ſteigern und ihn weit über die Grenzen ihrer Herrſchaft hinaus zu erheben und zu verbreiten.

(*) „Humor und Talente, ſagt Herder, hat man von der Mutter, die feſten Theile der Organiſation vom Vater.“
Raumer's hiſt. Taſchb. X. S. 376.

Sie brachte in den uralten ſächſiſchen Fürſtenſtamm ein friſches, heiteres Geblüt und ſchenkte dem Lande in ihrem Erſtgebornen einen Prinzen, mit dem eine neue Aera für die Geſchichte ſeines Landes ſowohl, als der deutſchen Literatur überhaupt beginnen ſollte.

Durch ihre vormundſchaftliche Regierung kam über Hof, Stadt und Land einer der Hauptvortheile und Gewinne, die man allgemein einer weiblichen Regierung zugeſteht und nachrühmt. Nicht nur, daß unnöthige Strenge und Härte aufhörte; es verbreitete ſich nun auch, durch eine bisher ungewohnte Milde und Humanität, mehr Heiterkeit und Lebensluſt über das Land, ausgehend von einer jungen, ſchönen, liebenswürdigen, geiſtreichen und jovialen Fürſtin, der Jedermann zu dienen und zu gefallen ſich beſtrebte. Die tüchtigſten, geſchickteſten, vortrefflichſten Männer jeder Art wußte ſie ſelbſt um ihren Thron zu verſammeln, von dem nur die Grazie den Roſenſcepter ſenkte, und Alle wetteiferten, ſich ihr nützlich und angenehm zu machen.

Von ihren vielen und großen Verdienſten um die materielle Wohlfahrt des anfangs durch die Kriegsläufte und Calamitäten ſehr bedrängten Landes, wie um die Erziehung ihrer Söhne und der dadurch gegebenen Veranlaſſung, Weimar zu einem Sitz der Muſen und aller Muſenkünſte zu erheben, hat vor Andern Goethe ſelbſt ſo bündig als gründlich geſchrieben, daß ſein Aufſatz [XXXII, 223 u. ff.] allen nachfolgenden detaillirtern Lebensbeſchreibungen nur zum Text dienen konnte und mußte; weswegen hier füglich auf ihn zu verweiſen ſeyn dürfte.

Dieſer genialen und jovialen Fürſtin Amalia demnach, in Verbindung mit ihrem Erſtgebornen ebenſo herrlich von

der Natur ausgeſtatteten Sohne, verdankt Weimar die Entwickelung alles deſſen, was im deutſchen Weſen von Originalität, Genialität und lebensfrohem Humor zu finden war und nach Aeußerung und Entfaltung ſtrebte.

In der edlen Freiheit und Natürlichkeit ihres Hofes blühete es auf und verbreitete ſeine wohlthätigen Wirkungen auch durch das übrige Deutſchland.

Zum erſten Mal war es wieder ein deutſcher Hof, an dem deutſche Sprache, Geſinnung und Sitte frei und ſelbſtſtändig ſich zeigen durften, und ein verdientes Uebergewicht über die ausländiſchen Formen gewannen. Eine ſtrengere Etikette, ein ſteiferes Ceremoniel! und die deutſche Muſe wäre noch länger in der Dienſtbarkeit des Auslandes geblieben, hätte ſich ſchwerlich von gelehrter Pedanterie, oder philiſterhafter Geſchmackloſigkeit gereinigt, wäre nur ſpät oder nie zu einer Unabhängigkeit, zu einem nationalen Charakter gelangt, wodurch allein ſie ſich Werth, Würde und Anſehen begründen und erhalten konnte.

Nachdem ihr in der erſten Jugend alle mögliche Freiheit zu allſeitiger Entwickelung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gelaſſen worden, wie ſolche ſich nicht nur in G's., ſondern auch in v. Einſiedel's, v. Seckendorf's, Merck's und anderer Weimariſchen Schöngeiſter Productionen der erſten Epoche ausſpricht, konnte eine ſonſt zu frühe Regelung und Bemeſſenheit nicht mehr ſchaden; vielmehr wirkte die Vereinigung ariſtokratiſcher und demokratiſcher Elemente, wie ſie durch den Charakter und die Individualität der fürſtlichen Perſonen gegeben war, eine angenehme, wohlthuende Miſchung von Popularität und Würde, von Heiterkeit und Ernſt;

wozu denn auch die äußern Zeitverhältniſſe das ihrige mitwirkten.

Dieſem glücklichen Temperament verdanken wir die zuerſt eine neue Epoche beginnenden Dichtungen Iphigenien und Taſſo, obſchon ihre Vollendung erſt nach dem für G's. Muſe ſo entſcheidenden Jahr 1786 zu ſetzen iſt. Denn nicht nur für ihn ſelbſt und ſeine ſittliche und künſtleriſche Ausbildung war die Reiſe und der Aufenthalt in Italien von der größten Wichtigkeit; der eigene Gewinn war zugleich ein Gewinn für die geſammte deutſche Literatur, die nach ſeinem Vorbilde eine Richtung nach der claſſiſchen Seite nahm und überhaupt eine größere Vielſeitigkeit gewann, indem alle Gattungen der Poeſie und Proſa zur Anſprache und Behandlung gelangten.

Man hat den Weimariſchen Hof ſchon oft mit dem von Ferrara zu Zeiten Arioſt's und Taſſo's verglichen, und dieſer Vergleich iſt faſt zur ſtehenden Phraſe geworden, womit man Weimar zu beloben gedenkt. Allerdings läßt ſich Goethe's Ausſpruch: „Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß", auf Weimar anwenden, das erſt durch ſeine Fürſten zu Anſehen, Namen und Ruhm gelangt iſt; ſonſt aber wird durch die Paralleliſirung dem deutſchen Hofe gerade das entzogen, wodurch er ſich vor jenem auszeichnet.

Das Weimariſche Hofverhältniß iſt ein viel naiveres, unſchuldigeres, von einem ſittlich-äſthetiſcheren Charakter, von ungleich bedeutenderen literariſchen und politiſchen Folgen und Wirkungen als das des italiäniſchen Hofes; die Stellung der deutſchen Dichter zu ihrem Fürſten freier, ehrenhafter, humaner,

Eine ſo wunderſame Conſtellation deutſcher Geſtirne, einer Fürſtin wie Anna Amalia, eines fürſtlichen Sohnes und Regenten wie Carl Auguſt, einer fürſtlichen Gemahlin wie Louiſe, in dem Widerſchein eines geiſtigen Polarlichts, wie es der poetiſche Genius Goethe's ausſtrömte, das jene ebenſo verherrlichte, wie es durch ſie verherrlicht ward, offenbart ſich eine viel beſondrere Gunſt der Weltgeſchicke, die ſowohl an das Gemüth redet, als dem Verſtande Stoff und Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen gewährt.

In der Geſchichte wird ſich kein völlig congruirender Gleichfall nachweiſen laſſen, und jener behält immer ein rein individuelles Anſehen, das in dem Charakter der Perſonen und der Zeitumſtände liegt.

Denn obſchon die Aufnahme und Anſtellung eines jungen Gelehrten wie G. am Weimariſchen Hofe nicht ohne Beiſpiel und Vorgang bei andern Höfen war, indem bereits Friedrich der Große — mit deſſen Regierungsantritt eigentlich die deutſche Literatur, ohne daß er ſie kannte und geradezu förderte, einen neuen Aufſchwung nahm und bedeutendere Richtungen verfolgte — geiſtreiche und gelehrte Männer des Auslandes um ſeine Perſon verſammelte; obgleich andere Fürſten ihm nachahmend und nachfolgend ebenfalls nicht blos gelehrte und eigentliche geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende Männer in ihre Dienſte nahmen, um durch ihre Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Geſellſchaft mitzutheilen: ſo fehlte es dieſem mehr äußerlich zuſammengehaltenen, als innerlich verbundenen intelligenten Comitat, an einem eigenen, innern productiven Lebenspunkt, aus dem neue und wahre Schöpfungen ſich organiſch hätten entwickeln können.

Nur in der Congenialität zweier in ſich zwar verſchieden organiſirter, aber darum zur Ergänzung einander bedürfender Naturen von einerlei Triebe des Schaffens und Bildens beſeelt, und in der gegenſeitig wechſelnden Co- und Subordination lag die Möglichkeit eines Geſammtwirkens aus Einem Princip nach verſchiedenen Seiten.

Ein junger Fürſt von den edelſten Anlagen, entſproſſen aus dem vereinten Geblüt zwei der älteſten Dynaſtien Deutſchlands, Erbe des Ruhms von glorreichen Ahnen, der aber:

„Was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt." [II, 150.]

— und ein ebenfalls junges, feuriges Dichter-Genie von ſelten vereinigten Naturgaben, ausgeſtattet mit Charakter und Perſönlichkeit, mit Phantaſie und Temperament, einziger Sohn einer ebenfalls genialen und jovialen Mutter, Bürger einer uralten, weltberühmten Republikſtadt von ariſtokratiſch-demokratiſcher Miſchung, ſollten — ein Wunder für jene Zeiten — durch geiſtige Wahlverwandtſchaft ſich einander anziehen, in Liebe und Freundſchaft ſich verbinden, um durch gemeinſame Kräfte ein friſches und neues Lebensprincip in die Sphäre eines kleinen Staates zu bringen, der von harten Mißgeſchicken des Krieges und der Jahresläufte, von Calamitäten der Natur und des Verhängniſſes, niedergedrückt, nicht allein wieder zu bürgerlicher Wohlfahrt, mehr noch zu geiſtiger, äſthetiſch-ſittlicher und intellectueller Bildung erhoben werden mußte.

Schon hieraus dürfte hervorgehen, was ſo Wenige bedenken, daß bereits in jener erſten, gemeinhin mit dem

Namen Genieperiode mehr geächteten als ihrem wahren Weſen nach erkannten Zeit, G. für das Weimariſche Land — nach der, zwar richtigen aber doch ſeltſame Vorurtheile im Publikum vorausſetzenden, Bemerkung eines Recenſenten ſeiner Werke — „weſentlich mehr war als ein bloßer ſchöngeiſtiger Maître de plaisir, und einen unendlich reellern Patriotismus beurkundete, als einer jener Enragés, die G'n. als gleichgültigen Kosmopoliten verſchrieen haben."

Am vollſtändigſten würde dies aber hervorgehen, wenn es gleichzeitigen Geſchäftsmännern gefallen hätte, auch nur chroniken- und annaliſtenartig, ſowohl die ſelbſtſtändige als mitwirkende Thätigkeit G's. in den realen Angelegenheiten des Landes, den legislativen wie adminiſtrativen, den ſtaats- wie den hauswirthſchaftlichen, zu verzeichnen und der Mit- und Nachwelt vor Augen zu legen. Doch eine Chronik ſchreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt. [XLIX, 71.]

Von G. ſelbſt eine ſolche Schilderung verlangen, hieße ſeiner Beſcheidenheit und Discretion zu nahe treten: denn er hätte mehr von ſich ſprechen müſſen als erlaubt wird, mehr von den fürſtlichen Perſonen als ihr Bewußtſeyn genehmigen möchte.

Nachdem er den Zuſtand Weimars, wie er ihn bei ſeinem anfänglichen Beſuch gefunden, im Allgemeinen geſchildert [XLVIII, 174], begnügt er ſich anderswo [XXX, 216] mit der Bemerkung: „was in jenen erſten Zeiten Carl Auguſt gewollt und gethan, wäre ſchön zu erzählen, wenn es nicht löblich ſchiene, die Anfänge bedeutender Zuſtände einem ehrwürdigen Dunkel anheim zu geben." [XXX, 216.]

„Vielleicht, fährt er fort, ſahen die Cotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus: der Erndte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahinnahm, wird in den ſpäteſten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.“

Auch erklärte er gegen Freunde und Theilnehmer, daß die Erzählung jener Zuſtände und deſſen, was darin geſchehen und geleiſtet worden, mährchenhaft und unglaublich vorkommen und erſcheinen würde.

Und in der That, wenn man auch nur die zahlreichen aus jener Zeit vorhandenen und zum Theil publicirten Briefe von ihm und andern in chronologiſcher Folge durchgeht, und das darin enthaltene Detail ſchicklich an einander reiht; ſo gewinnt man ſchon einen ſchwindelnden Ueberblick durch die Mannigfaltigkeit des, ſelbſt in Momenten des Stockens und Stillſtehens, ſich regenden und in ſich ſelbſt arbeitenden Lebens und Treibens in Ernſt und Scherz, in Luſt und Trauer, in Geſchäft und Spiel, in Studien und Verſuchen, wovon unſere in öffentlichen, unäſthetiſchen, blos materiellen Intereſſen befangene und verwickelte Zeit ſich keinen Begriff machen kann.

Gleichwohl könnte man auf dieſe erſten Jahre der Anweſenheit und Wirkſamkeit Goethe's in Weimar, von 1775 bis etwa 1783, wie ſie nach der Tradition, die davon im Munde der Einzelnen lebt, und auch wohl in damaligen gedruckten Nachrichten erſcheint, die Bemerkung Goethe's anwenden, womit er die Beſchreibung ſeiner letzten Epoche in Frankfurt ſchließt: „Sollte einem ernſten Leſer eine ſolche Lebensweiſe gar zu loſe, zu leichtfertig erſcheinen; ſo möge er bedenken, daß zwiſchen dasjenige, was hier, des Vortrags

halben, wie im Zuſammenhange geſchildert iſt, ſich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Beſtimmungen und Thätigkeiten, ſogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einſtellten.“

Die Weimariſchen Feſte, Luſtbarkeiten und Scherze, von denen man ſich erzählt, hingen auch nicht ſo zuſammen, daß ſie eine ununterbrochene Kette oder gar ein Spalier von Immergrün und Jelängerjelieber gebildet hätten. Es miſchten ſich gar viele ernſthafte, verdrießliche Geſchäfte und Händel, auch traurige Vorfälle und Begebenheiten dazwiſchen. Jene heiteren Momente ſind nur wie Lichtpunkte, wie Sterne in dem dunkeln Mantel der Nacht, anzuſehen, die ſich keineswegs in eine alleinige tagſchaffende Sonne zuſammendrängen laſſen.

Allgemeine und beſondere Uebel, Landes-Calamitäten durch Waſſerfluthen und Feuersbrünſte, Kriegstroublen und politiſche Klemmen wechſelten mit häuslichen Leiden, Krankheiten und Sterbefällen, die jedoch ſämmtlich durch Gegenwart des Geiſtes, feſten Charakter, guten Humor, unermüdete Thätigkeit und Ausdauer überwunden oder weniger fühlbar gemacht wurden.

Was insbeſondere G'n. betrifft, ſo litt er anfangs nicht nur körperlich an Zahnreißen und Rheumatismen [Br. an Merck Nr. 48, S. 120.], herrührend von dem rauhen thüringiſchen Klima, deſſen meiſt zugige oder feuchte Kälte ihn auch in ſpäteren Jahren, zumal in den Wintermonaten November und December, geiſtig deprimirte; dann eine Zeitlang an dem Mangel einer ihm zuſagenden Diät, da ſowohl Speiſen als Getränke ihm Beſchwerde verurſachten; noch mehr aber ſittlich, durch einen allgemeinen, unglaublichen, faſt bis zur

ſtillen Wuth gehenden Haß (*), der hauptſächlich, ſeitdem er Geheimerath hieß (1779), von dem Neide der Ariſtokratie ausging, die ihn auch im Auslande zu verſchreien wußte.

Aber auch ſchon gegen ſeine Anſtellung als Geheimer Legationsrath war Neid und Mißgunſt der damaligen Philiſter, adeliger wie bürgerlicher, dergeſtalt rege geworden, daß der Fürſt ſelbſt für nöthig fand, durch folgende zu den Acten gegebene Erklärung die Unzufriedenen zum Verſtummen zu bringen.

„Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt erachten würden; ſo kenne ich erſtens Niemand in meiner Dienerſchaft, der, meines Wiſſens, auf daſſelbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner geſammten Unterthanen ſteht, nach **Anciennität,** ich werde ihn immer nur nach **Vertrauen** geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht

---

(*) Odium Vatinianum nennt ihn Wieland — [Br. an Merck Nr. 80.] Er hätte auch theologicum — bekanntlich das ſchlimmſte und gefährlichſte — ſagen können: denn ſogar die geiſtlichen Herren ließen es nicht daran fehlen [IV, 366; it. V, 99]. In neueſter Zeit trat auch noch das odium Boernianum oder Judaicum hinzu, das freilich ſchon ſeit undenklichen Zeiten als ein adversus omnes alios hostile odium überhaupt [Tacit. Hist. V, 5.] ihn nicht ausnehmen konnte. Doch kann man ſich mit ihm darüber tröſten:

„Ein Kerl, den alle Menſchen haſſen,
Der muß was ſeyn!“ [XLVII, 238.]

mißbillgt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, der ſeine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewiſſen rechtfertigen zu können.“ *)

---

*) S. Dr. Vogel: Goethe in amtlichen Verhältniſſen, S. 1 u. 2.

II. Goethe's Leben und Wirken.

Daß Goethe in den erſten Jahren ſeines Hierſeyns, außer dem vielen Guten und Schönen, was er, um das Leben anmuthiger und genußreicher zu machen, aus der Fülle ſeines Geiſtes beiſteuerte, aus eben dieſem genialen Triebe auch luſtige, übermüthige, ja tolle Streiche ausgehen laſſen, Andern dazu Reiz und Anlaß gegeben, braucht nicht geläugnet zu werden, wie es denn auch nicht kann. Er ſelbſt geſteht es [II, 149.], und ſein für ihn enthuſiasmirter Wieland bezeugt es.

Wer aber möchte nicht der Jugend überhaupt, noch mehr einer geiſtvollen, das Brauſen und Schäumen zugeben, da die Natur ſelbſt es in ſie gelegt hat? Der Moſt, der zum trinkbaren Wein ſich läutern ſoll, muß erſt ausgähren. Mitten unter jenen Thorheiten hat ſich die Weisheit entwickelt, und bei G. früher als bei der übrigen Geſellſchaft. Er war längſt wieder ruhig und geſetzt, als es in den andern noch forttobte; aber leider ſollte er in der Welt für ſie büßen und ihre Schuld auf ſich nehmen. [II, 149.]

Um jedoch die damals verbreiteten Gerüchte, die zum Theil in gleichzeitigen Schriften, wie Briefe und Journal-Aufſätze, übergegangen, zum Theil in mündlichen Traditionen

fortgepflanzt, noch gegenwärtig in der Klatſch= und Leſewelt fortwirken, zu widerlegen, zu berichtigen, zu ermäßigen und auf das allenfalls Wahre oder Wahrſcheinliche zu reduciren, wird es gerathener ſeyn, ſtatt einer künſtlich poetiſchen Schilderung jener Zeit, — die einfürallemal nicht möglich ſeyn möchte, und wenn möglich, doch nur den Durchſchnitt und zwar den Quer=, nicht den Längendurchſchnitt des Lebens geben könnte, — lieber die eigenen, ſelbſtbewußten Confeſſionen G's. und ſeiner nächſten Freunde, die um, an und mit ihm litten und genoſſen, actenmäßig aus gedruckten und ungedruckten Quellen, ſoweit ſie mir zugänglich waren, im Weſentlichen, wenn auch ſonſt fragmentariſch, in chronologiſcher Folge mitzutheilen, und ſo die Zeit ſelbſt reden zu laſſen.

Auf dieſe Weiſe dürfte die Erzählung jedenfalls objectiver ausfallen, einem Jeden die Freiheit der eigenen Auffaſſung und des Selbſturtheils geſtatten, auch andere Mehrkundige zu Nachträgen und Ergänzungen veranlaſſen, und ſo allererſt durch Herbeiſchaffung des Materials einem künftigen Biographen willkommene und brauchbare Vorarbeit liefern.

Erinnert man ſich der beſonderen Umſtände, unter denen Goethe ſich entſchloß, der Einladung des fürſtlichen Paares nach Weimar zu folgen; gedenkt man der leidenſchaftlichen Liebe, die ihn noch immer an Lili feſſelte, von der ihn nur allein Vernunftgründe, mit denen aber ſein Herz nicht übereinſtimmte, gewaltſam fortreißen konnten: dann wird man begreifen, daß es in ſeinem Innerſten noch fortſtürmte, daß Hitze und Froſt in ihm abwechſelten, und dieſe Schwankung noch lange fortdauerte, bis er es, durch

Zerſtreuung und Thätigkeit anderer Art, zu völliger Reſignation und Ruhe gebracht hatte.

In dieſem pſychiſchen Wechſelfieber kam G. nach Wei-
7. Nov. mar den 7. November 1775. Noch an demſelbigen Tage erfolgte die glückliche Ausſöhnung mit Wieland, der, von G's. Perſönlichkeit entzückt, ja in ſie verliebt, nach ſeiner
10. Nov. enthuſiaſtiſchen Art an Fr. Jacobi unter dem 10. November ſchreibt: „O mein beſtes Brüderchen, was ſoll ich Dir ſagen! Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nehmlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß."

Und ſo gerieth er gleich in den erſten Tagen in das Treiben und Weben des Weimariſchen Hofes, ſo daß er ſeiner vertrauten Seelenfreundin, der Gräfin Auguſta zu Stolberg(*), nur eben mit ein paar Worten die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, blos andeutend melden kann.

22. Nov. „Ich erwarte Deine Brüder, o Guſtchen! was iſt die Zeit alles mit mir vorgegangen. Schon faſt 14 Tage hier im Treiben und Weben des Hofes. Adieu, bald mehr!"

Die Brüder ſind noch vor Abſendung der wenigen Zeilen
27. Nov. angekommen(**), und melden auf der Rückſeite des Blattes:

„Hier wird's uns recht wohl! wir leben mit lauter guten Leuten, mit unſerm Wolf und den hieſigen Fürſtlichkeiten, die ſehr gut ſind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren

(*) S. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg. Herausgegeben von A. von Binzer. Leipzig b. Brockhaus 1839.

(**) Den 27. November, nach ihren und Wieland's Briefen an Lavater, bei Hegner S. 62. 63.

aus, und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland ſind wir bras dessus bras dessous“ (*).

Auch G. iſt es: denn er arbeitet bereits auf deſſen Zimmer und ſchreibt an Lavater: 21. Dec.

„Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meiſt in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müd' und ausgelüftet von der Eisfahrt, ſitze ich bei Wieland und will ſehen was ich an Dich zuſammenſtopple, über die mir geſchickten Capitel der Phyſiognomik, kurz genug und, wills Gott, bündig und treffend, das iſt alles: denn Ausſpinnens iſt jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthſchaft und Zerſtreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir ſeine Gefühle gegeben und ſo wird alles gut werden. — Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menſchen zu ſehen. Mir geht alles nach Herzenswunſch.“

Von Jena aus ſchreibt er ſogleich an den Herzog, der während der Zeit nach Gotha gegangen, aus deſſen Antwort ſich der Inhalt ſeines Briefes errathen, noch mehr aber ein freundſchaftliches, faſt brüderliches Verhältniß zu einander erkennen läßt.

„Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie ſehr wünſchte ich mit freierer Bruſt und Herzen die liebe Sonne in den Jenaiſchen

(*) Siehe die in der vorigen Note angeführten Briefe.

Felſen auf- und untergehen zu ſehen(*), und das zwar mit Dir(**). Ich ſehe ſie hier alle Tage, aber das Schloß iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Ebene, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Weſen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz ſchwindlich und übel ward. — Ich komme erſt den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommſt. Die Leute ſind gar zu neugierig auf Dich" ꝛc.

G. folgte der Einladung, und wir ſehen ihn am letzten
31. Dec. Tage des Jahres von Erfurt aus an Lavater ſchreiben: „Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit und bin tief in See." —

Ungeachtet nun kein tägliches Detail von alledem angegeben werden kann, was G. in dieſer kurzen Zeit zur Unterhaltung des Hofes und der denſelben beſuchenden hohen und vornehmen Perſonen der Nachbarſchaft vorgenommen, noch außer dem „Vorleſen ſeiner bis dahin noch ungedruckten Werkchen, Einführung des Schlittſchuhfahrens und andern

(*) Welch tiefes Gefühl der Herzog für dieſe Naturſcenen hatte und bis an ſein Ende behielt, zeigt ſein Brief an Knebel [Nr. 5.]: „Es iſt einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne ſo untergehen, die Sterne aufgehen ſieht" ꝛc., und ſo ſah er auch bei ſeinem eigenen Hinſcheiden der ſcheidenden Sonne nach. Nun lieſt man wohl auch mit größerem Antheil G's. Gedichte von Dornburg aus in Bd. XLVII, S. 66 u. 68.

(**) „Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe ſtehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überſchauen die reiche Gegend und erquicken ſich mit einander", — war der Gegenſtand einer colorirten Zeichnung Tiſchbein's, an die man unwillkührlich bei dieſer Stelle erinnert wird, indem ſie auf die Situation und das Verhältniß der beiden Genien ſo wahr als ſchön ſich anwenden läßt. [S. G's. Werke Bd. XXXIX, S. 189.]

guten Geſchmacks", ſo muß er doch auch manche genial-muthwillige und luſtige Poſſe haben ausgehen laſſen, weil er ſelbſt zu Anfang des folgenden Jahres an Merck ſchreibt: 5. Jan.

„Ich treib's hier freilich toll genug, und denk oft an Dich, — bitte Dich, Vater und Mutter ein Biſſel zu laben. — Wirſt hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomiſchen Farcen leidlich betrage."

Und bald darauf: „Ich bin nun in alle Hof- und 22. Jan. politiſche Händel verwickelt und werde faſt nicht wieder wegkönnen. Meine Lage iſt vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eiſenach immer ein Schauplatz, um zu verſuchen, wie einem die Weltrolle zu Geſichte ſtünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Haupt-Conditionen der neuen Einrichtung ſeyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sch...... dieſer zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen" (*).

Daher ſchreibt Wieland, als Vertrauter, bereits am 26. Januar an Merck: „Goethe kommt nicht wieder von 26. Jan. hier los, C. A. kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten. — 'S iſt aber doch noch nichts Entſchiedenes. Der Hof, oder vielmehr ſeine Liaiſon mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schad' iſt. Und doch bei dieſem herrlichen Gottesmenſchen geht Nichts verloren."

Inzwiſchen überwältigte ihn doch in andern Augenblicken eine ernſthaftere, man könnte ſagen melancholiſche

(*) Briefe an Merck Nr. 50, wo aber das Datum falſch iſt, indem G. nicht im Januar 1778 etwas an ſeine Schweſter ſchicken kann, wenn ſie bereits im Juni 1777 geſtorben iſt.

Stimmung, wie die geweſen zu ſeyn ſcheint, in der er an
11. Febr. die Gräfin Auguſte ſchreibt: Könnteſt Du mein Schweigen verſtehen! liebſtes Guſtchen! — Ich kann, ich kann nichts ſagen!" —

Aber Muth und Entſchloſſenheit kehren zurück, und ſo
6. März. ſchreibt er, mit einem alea jacta est, an Lavater:

„Ich bin nun ganz eingeſchifft auf der Woge der Welt — vollentſchloſſen: zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen"(*).
Und in demſelben Sinne, aber in humoriſtiſcherem Tone,
8. März. an Merck:

„Schick mir die Matinées (**) wieder, ſo kriegſt Du mehr. Wir machen des Teufels Zeug, doch ich weniger

---

(*) Vergl. das Gedicht Bd. II, S. 76, das mit dem Datum den 11. September 1776 ſich in Anlage ſowohl zu einem Briefe an Merck [Nr. 39, S. 98.] vom 16. Sept. als zu einem unter demſelben Datum an Lavater [Nr. 8, S. 22.] befand, mit verſchiedenen Lesarten.

(**) So hießen die launig-ſatyriſchen Gedichte, worin die ſchönen Geiſter Weimars einander ihre Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten in oftmals derbem Scherze vorzurücken liebten. Eine ſolche Matinée eines Recenſenten von Merck an Wieland hat ſich noch erhalten, in den Briefen an und von Merck Nr. 25; desgleichen ein Bruchſtück einer von Einſiedel an Knebel in deſſen literariſchem Nachlaß Bd. I, S. 231. Eine größere von ebendemſelben, unter der Aufſchrift: „Schreiben eines Politikers an die Geſellſchaft, am 6. Januar 1776", welche die ſämmtlichen Mitglieder charakteriſirt, eignet ſich leider nicht zur vollſtändigen Veröffentlichung, außer der auf G. bezüglichen Stelle:

„Dem Ausbund Aller, dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur ſein ungeſchliffenes Reiten;
Denn ſein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geſchoß und Blitz.

als der Burſche, der nun ein herrlich Drama auf unſern Leib ſchreibt. Es geht mit uns Allen gut, denn was ſchlimm iſt, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof habe ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und ſo immerfort. Ich bin geſund, bis auf den Einfluß des fatalen Wetters, ſtreife was ehrliches in Thüringen herum und kenne ſchon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land ſo auswendig zu lernen."

Daher meldet Wieland an Merck: 25. März.

„Goethe bleibt nun wohl hier, ſo lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Neſtors Alter währen! Er hat ſich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg ausſieht (*), und das macht ihm großen Spaß, daß er mit ſeinem Philipp

---

'S iſt ein Genie, von Geiſt und Kraft:
(Wie eb'n unſer Herr Gott Kurzweil ſchafft)
Meint, er könn' uns alle überſehn,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz ſo mit einem ſpricht,
Schaut er einem ſtier in's Angeſicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit ſeinen Schriften unſinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt e' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut ſich ſchießt vorn Kopf:
Meint Wunder was er ausgedacht,
Wenn Ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt ſich drauf als Doctor Fauſt,
Daß 'm Teufel ſelber vor ihm grauſt.
Mir könnt' er all gut ſeyn im Ganzen,
Thät mich hinter meinen Damm verſchanzen;
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all ſein Zeugs verbannt" — — ꝛc.

(*) Das ehemalige ſogenannte kleine Jägerhaus an der Belvedereſchen Allee, jetzt in ein Stadtgericht umgebaut.

(Seidel) ganz allein ſich im Nothfall etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, inſofern ſie ihm das Neſt nicht überm Kopfe ganz anzündeten. Er iſt auch im Begriff, einen Garten zu kaufen(*). — Geſtern Abend iſt er auf einmal nach Leipzig abgeſurrt, wird aber hoffentlich bald wiederkommen."

4. Apr. W. irrte ſich nicht; G. kam den 4. April wieder zurück, und hatte in der Zeit ſeinen alten Freund Oeſer beſucht, über Kunſt und Kunſtgegenſtände mit ihm verhandelt, und inzwiſchen noch den Monolog von Stella geſchrieben, und zwar an demſelben Tage, an welchem Wieland obiges meldet.

Dieſer Monolog, den er ſogleich an Auguſta geſendet haben muß, beweiſt, in welcher ſentimentalen Stimmung er ſich befand, die noch lange anhielt oder im Wechſel ihn be-
10. Apr. fiel, indem er am 10. April an Auguſta noch ganz in demſelben Tone ſchreibt: „Krank, Guſtchen! dem Tode nah! Gerettet, liebſter Engel, und das mir alles auf einmal — zu einer Zeit, wo ich immer dachte: warum ſchreibt Guſtchen nicht? Iſt die nicht mehr wie ſonſt, hat ihr Stella nicht gezeugt, daß ich ihr Alter bin, obſchon ich nicht ſchreibe, denn wie ich jetzt lebe — ach, Engel, es iſt Läſterung, wenn ich mit Dir rede, ich will lieber gar nicht beten als mit fremden Gedanken gemiſcht. — Auch dieß ſchreib ich in des Herzogs Zimmer, den ich faſt nicht verlaſſe. Mein

(*) Es geſchah auch und er nahm den Garten in Beſitz den 16. April. „Hab ein liebes Gärtchen vor'm Thore, an der Ilm, ſchöne Wieſen in einem Thal. Iſt ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren laſſe. Alles blüht, alle Vögel ſingen" ꝛc., ſchreibt er an Gräfin Auguſta unter dem 17. Mai, Nr. XIV.

Herz, mein Kopf — ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll, ſo tauſendfach ſind meine Verhältniſſe, und neu und wechſelnd, aber gut" ꝛc. — Dennoch hatte er in dieſer bewegten Zeit ſeinen Hans Sachs fertig gemacht, den 27. April.

Und einen Monat ſpäter: „Ach, Du nimmſt an dem unſteten Menſchen noch Theil, der, ſeit er Dir nichts von ſich ſchrieb, ſeltſame Schickſale gehabt hat. Ich fühle, daß ich Dir nicht Alles ſagen kann, drum mag ich Nichts ſagen." — Doch bald darauf: „Guſtchen, könnt' ich Dir von meiner Lage ſagen! Die erwünſchteſte für mich, die glücklichſte, und dann wieder —. Ich ſagte immer in meiner Jugend zu mir, da ſoviel tauſend Empfindungen das ſchwankende Ding beſtürmten: Was das Schickſal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt? es hat gewiß vor, mich dahin zu ſtellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menſchheit gar nicht mehr anfechten müſſen. Und jetzt noch ſeh' ich Alles als Vorbereitung an" ꝛc. 17. Mai.

Und einige Tage darauf: „Was wird's werden? ich hab eben noch viel auszuſtehen, das iſt's, was ich in allen Drangſalen meiner Jugend fühlte; aber geſtählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende." 24. Mai.

Nun mußte aber doch die Zuſtimmung ſeiner Eltern zu dieſer Anſtellung eingeholt werden, da es anfangs nur auf einen Beſuch, gar nicht auf eine Anſtellung abgeſehen war. Dieß geſchah durch folgenden Brief des jungen Freundes, der ihn von Frankfurt abgeholt hatte. 16. März.

„Die wechſelſeitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn, das unumſchränkte Vertrauen, ſo er in ihn ſetzt, macht es Beiden unmöglich, ſich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen ſeyn, meinem

Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von ſeinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter ſeinem Werthe ſind, wenn nicht die hergebrachten Formen ſolches nöthig machten. Mit Beibehaltung ſeiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienſte ganz zu verlaſſen wenn er will, wird unſer junger, edler Fürſt, in der Vorausſetzung, daß Sie unfähig ſind, Ihre Einwilligung dazu zu verſagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thaler in ſein Miniſterium ziehen. — Gern unternähm ich, Ihnen die Verhältniſſe Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie ſich ihn als den vertrauteſten Freund unſers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag exiſtiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden ſich noch immer zu wenig denken — —"

Das Decret, das G. zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conſeil ernennt und einem zu Johanni anfangenden Gehalt von 1200 Thalern, iſt vom 11. Juni 1776; G. erhielt es den 19. Juni.

Daß G's. Eltern mit ſeiner Anſtellung zufrieden waren,
24. Juli. erhellt aus einem ihrer Briefe an den Conſul Schönborn in Algier, worin ſie ihm, nicht ohne elterliche Behaglichkeit, das neue Domicilium ihres Sohnes melden:

„Da ſitzt nun der Poet und fügt ſich in ſein neues Fach beſtmöglichſt. Wir wollen ihn auch darin ſitzen laſſen, jedoch auch zugleich wegen deſſen jetzigen Amtsgeſchäften in dieſer Correſpondenz ablöſen und vertreten."

In derſelben Weiſe ſchreibt Goethe's Mutter an Klin-ger nach Gießen: 26. Mai.

„Der Doctor iſt vergnügt und wohl in ſeinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denſelbigen poetiſch beſchrieben und mir zum Durchleſen zugeſchickt. Der Poet ſitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort ſeyn, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl iſt, ſo geſegne 's ihnen Gott" ꝛc.

Nun ſchreibt Wieland an Merck: 27. Mai.

„Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Re-genwetter und Sonnenſchein, tour à tour, comme Vous savez und macht uns glücklich, er mache was er will."

Dieſes muß damals eine ſtehende Redensart geweſen ſeyn: denn mit denſelben Worten erkundigt ſich bereits eilf Jahre ſpäter ein Maltheſerritter in Palermo nach Goethe, bei dieſem ſelber, den er nicht wiedererkannte. [XXVIII, 110 f.] So ſehr hatte ſich inzwiſchen ſein Ausſehen verändert.

Was jedoch das Regieren betrifft, ſo kann dieſes, wenn man es nicht von der Direction eines kleinen Geſellſchafts-theaters am Hofe verſtehen will, in öffentlichen Angelegen-heiten bis jetzt wohl nur auf das ſtete Zuſammenſeyn G's. mit dem jungen Regenten, auf ſein Anrathen, auf Anſtalten und perſönliche Mithülfe bei Feuersbrünſten ſich beziehen, deren allein in der kurzen Zeit vom 16. April bis 22. Mai drei bedeutende vorkommen. Die letzte in Neckeroda be-ſchreibt G. in einem der Briefe an Auguſte Nr. XIV.

Nun aber ſchreibt W. ferner: „Lenz liefert alle gött-liche Tage regulièrement ſeinen dummen Streich; fragt,

wo er hinkömmt, es ſey auf dem Felde oder in der Stadt, ſobald er eine halbe Stunde dageweſen, im Vertrauen: habt ihr Feder, Dinte und Papier? und ſchmiert und ſchmiert, wie ſich's gebührt — und ſo leben wir, wie Ihr ſehet, in die Welt hinein, und befinden uns leidlich als ächte poco-Curanti, in großer Unſchuld und Sicherheit, uns ſehr verwundernd, daß die Welt ſoviel Böſes von uns ſagen ſoll. Wiewohl das uns (glaube ich) hier am unrechten Ort ſteht; denn ich bin abgelöſ't, und von mir iſt hoffentlich die Rede nicht mehr."

Iſt es doch, als wäre W. eiferſüchtig auf dieſe Nachrede, wie auf einen Nachruhm. Doch er wird bald wieder einlenken.

In dieſer Zeit alſo müſſen ſich nachtheilige Gerüchte über G's. Aufführung in Weimar verbreitet haben: denn man führt auch noch folgende Worte von Merck an:

„Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andre zu hudeln oder, was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen. Giebt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?"

Allein bei dieſer blos aus Falk's Schrift [S. 145.] entnommenen, ſehr nach deſſen Idiom lautenden, obſchon von dem Herausgeber der beiden Merck'ſchen Briefſammlungen [S. XVII.] wieder abgedruckten Aeußerung Merck's kommt es noch ſehr darauf an zu wiſſen, wann, wie und wo ſie ſtattgefunden. Im Jahr 1776 kann es nicht geweſen ſeyn, denn in dieſem war Merck nicht in Weimar; ſpäter im Jahre 1777, wo er nur bis Wilhelmsthal und Eiſenach kam, hätte ſie auf keinen Fall mehr gepaßt. Mündlich konnte er

ſie demnach auch nicht gegen Wieland ausſprechen; alſo nur ſchriftlich, und blos auf das vom Grafen Görz und Andern ausgeſprengte Gerücht hin; ja vielleicht aus Wieland's ſoeben hingeworfener Bemerkung erſt gefolgert. Dann fiele ſie zwiſchen den 27. Mai und 5. Juli 1776, und Wieland's Brief von letzterem Dato wäre die beruhigende Antwort darauf (*).

„Wegen Goethen bitte ich Sie ewig ruhig zu ſeyn. 5. Juli. Das Schickſal hat ihn in Affection genommen; es iſt Cäſar und ſein Glück, und Ihr werdet ſehen, daß er ſogar in dieſen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle ſpielen wird. Laß die ſchäbichten Kerls ſchwatzen. Graf Görz rüſtet ſich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen und dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geſchmeiß. Kommt nur einmal und ſehet ſelbſt, wie wir's treiben. Es gereut Euch gewiß nicht. Nächſtens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ilmenau. Das erſte, was er jetzt zu thun hat, iſt ſehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unſerer Sachen wenig mehr fehlen — denn er iſt dahinter wie ein Feind — und dann laßt die Kerlchens kommen! Er hat bei all ſeiner anſcheinenden und wirklichen Naturwildheit (**), im kleinen

(*) Im Jahre 1779, wo Merck endlich, lang' und ſehnlichſt erwartet, nach Weimar kam und ſich längere Zeit dort aufhielt, auch G's. Iphigenie ſpielen ſah, wäre jene Aeußerung ganz außer Zeit und Anlaß geweſen.

(**) — zu der ſich G. ſelbſt bekennt, wenn er ſich mit einem Huronen vergleicht [XXX, 197]; auch Jacobi, wenn er ihn einen Wehrwolf

Finger mehr Conduite und Savoir faire als alle Hof-Schranzen, Bonifaz-Schleichers und politiſche Kreuzſpinnen zuſammengenommen, in Leib und Seele. So lang C. A. lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus; und fehlte uns der, ſo ſind wir noch da und die Welt iſt weit."

Wieland fährt fort Mercken zu beruhigen, indem er, was etwa an dem Gerücht Wahres ſeyn könnte, zugebend es in den Anfang des Goethe'ſchen Aufenthalts verweiſt, wo bereits G. ſelbſt es eingeſtanden hatte durch ſein: „Ich treib's hier freilich toll genug."

24. Juli. „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art zu ſeyn ſcandaliſirt und dem Diabolus prise über ſich gegeben (*). Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadelicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft ſicherlich glauben, und adversus quoscunque behaupten, daß die Cabale gegen Goethen und ſeine Freunde nichts als Neid und Jalouſie und Mißvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wußte ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethen ſehr liirt war, — Dalberg, von dem ich ſo viel ſchriftliche Zeugniſſe der größten, wärmſten Hoch-

---

nennt, aber ihn bald wieder in aller ſeiner Liebenswürdigkeit erblickt. [Auserleſene Briefe Bd. I, Nr. 73, S. 210.]

(*) „Es darf ſich einer wenig bücken,
So hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf den Rücken." [V, 353.]

achtung und Liebe in Händen habe — ſchlecht von uns, und von mir beſonders reden ſollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?“ —

Auch Klinger, der inzwiſchen Lenzen nach Weimar gefolgt war, beſtätiget Wieland's Ausſage.

„Was ſoll ich Dir ſagen — ſchreibt er an Chriſtoph Kayſer in Zürich — von Goethe, von Wieland? Am Montag (d. 24. Juni) kam ich hier an — lag an Goethe's 24. Juni.
Hals und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närriſcher Junge“! und kriegte Küſſe von ihm: „toller Junge“! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, ſo kannſt Du denken, wie ich ihn überraſchte. O was von Goethe iſt zu ſagen! ich wollte eher Sonne und Meer verſchlingen! Geſtern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er iſt der größte Menſch, den ich nach Goethe geſehen habe, den Du nie imaginiren kannſt als von Angeſicht zu Angeſicht. Größe, Liebe, Güte, Beſcheidenheit — Steinige den Kerl, der ihn verkennt, wenn er ihn geſehen, an ſeiner Bruſt gelegen hat, ſeinen Geiſt umfaßte und ihn begriff. Hier ſind die Götter! Hier iſt der Sitz des Großen! — Lenz wohnt unter mir und iſt in ewiger Dämmerung. Der Herzog iſt vortrefflich und werd' ihn bald ſehen. Glaub von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es iſt kein wahres Wort daran. Es geht alles den großen ſimplen Gang und Goethe iſt ſo groß in ſeinem politiſchen Leben, daß wir's nicht begreifen — und Wieland! glaub nicht, daß ich überſpannt bin — ich häng' an dem Menſchen ſo ſtark, daß ich's nie möglich hielt, an einem Menſchen ſo zu hängen. — Laß

Dich von nichts drücken und quälen — ſie werden mich hier ruhig machen (*). Wo ich hinſeh', iſt Heilbalſam für meinen Geiſt und Herz." ꝛc. —

Von ſeiner erſten Geſchäftsthätigkeit giebt G. ſelbſt
24. Juli. Nachricht an Merck:

„Wir ſind hier (in Ilmenau) und wollen ſehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung ſetzen. Du kannſt denken, wie ich mich auf dem Thüringer Wald herumzeichne. Der Herzog geht auf Hirſche, ich auf Landſchaften aus, und ſelbſt zur Jagd führe ich mein Portefeuille mit. Geht aber auch bald wie ſich's gehört. Laß den Wein nur liegen bis zur rechten Zeit und ſchicke den Reſt auch mit. — Wenn wir auf dem Land ſind, führen wir die Wirthſchaft ſelbſt und befinden uns beſſer dabei."

Hier zeigt ſich ſchon der ökonomiſch-adminiſtrative Sinn, der bald in andern Zweigen der Verwaltung zum Vortheil des Fürſten und des Landes ſich noch mehr bethätigen, aber ihm auch Feinde und Gegner erwecken ſollte.

„Hab mich immer lieb, — fährt er fort, — glaub, daß ich mir immer gleich bin. Freilich hab ich was auszuſtehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog iſt ebenſo, daran denn die Welt freilich

(*) Klinger paßte jedoch nicht in jenen Kreis, und G. ſchreibt unverhohlen an Merck [Nr. 37.]: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich. Ich hab's ihm geſagt, darüber er außer ſich war und es nicht verſtand, und ich's nicht erklären konnte noch mochte." Und anderswo: „K. iſt uns ein Splitter im Fleiſch; ſeine harte Heterogeneität ſchwüret mit uns, er wird ſich herausſchwüren." Was denn auch geſchah. Er verließ Weimar ſchon im October und engagirte ſich als Theaterdichter bei Seilern in Leipzig. [Br. an und von Merck Nr. 33. S. 78.] In der Folge jedoch ſtellte ſich das frühere Verhältniß wieder her und verblieb ſo bis an G's. Ende. Vergl. Bd. XLVII, 195.

keine Freude erlebt. Wir halten zuſammen und gehen unſern eigenen Weg, ſtoßen ſo freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten(*) für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen: denn die Götter ſind ſichtbar mit uns."

Wieland, der vergeſſen haben muß, was er vor wenigen Wochen an Merck ſchrieb, fällt wieder ein entgegengeſetztes Urtheil.

„Goethe iſt mit dem Herzog noch immer in Ilmenau 12. Aug. und zeichnet Tag und Nacht die ganze Hennebergiſche Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergeſſen hat, ſo viel von ihm und gegen ihn ſpricht(**). Bei alledem würde Fielding's Pardridge manchmal den Kopf über ihn ſchütteln und ſein orandum est ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln." — Und nach vierzehn Tagen ſchon wieder anders:

„Goethe iſt lieb und brav und feſt und männlich. 24. Aug. Alles geht ſo gut es kann, und die Welt, die ſoviel dummes Zeug von uns ſagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen!"

Von des Herzogs und Goethe's innigem Zuſammenleben, von ihren edlen Vorſätzen und Beſtreben, Gutes zu wirken, ohne Haſt, ohne Geräuſch, ſich durch Erfahrung leiten zu laſſen und auch von der Zukunft etwas zu erwarten, ſpricht ein gerade in dieſer Zeit, und zwar den 3. Auguſt 1776, in Ilmenau Morgens unter dem Zeichnen verfertigtes

---

(*) Auch Wielanden und Aehnliche, die alle Augenblick an ihm irre werden, wie wir ſogleich ſehen.

(**) Vergl. oben Br. v. 27. Mai.

Gedicht, das in dieſer Geſtalt, in dieſem ſpeciellen Bezug, dem Publikum nicht bekannt geworden, weil G. die Gewohnheit hatte, die gelegentlichen Anläſſe zu ſeinen Gedichten zu verwiſchen, um ſie ins Allgemeinere zu ſpielen und ſo einem Jeden auf ſeine Fälle anwendbar zu machen. [S. Bd. I, 113.] Dabei aber iſt der Bezug auch noch aus Discretion verſchwiegen, da G. niemals von ſeinem vertrautern Verhältniß zum Herzog dem Publikum etwas merken ließ.

Dem Schickſal.

„Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit leiſem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet,
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du haſt uns lieb, du gabſt uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit (*) uns gehüllt,

(*) „Dumpfheit haben blos geſcheite Menſchen, ſonſt iſt's Dummheit. Es iſt die Qualität aller Künſtler und aller Liebenden; es iſt der ſchöne zauberiſche Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht ſtellt.“ [Tiefurter Journal S. 292.] Daher ſagt G.: „Auch mache ich manches in der Dumpfheit, das wohl oft das beſte iſt.“ [Br. an Merck Nr. 58; 2. Samml.] Vergl. damit Bd. III, 260.

„Ja das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.“

Desgleichen: „er habe nie über das Denken gedacht.“ XLVII, 253.

Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

Wieland ſah ſich genöthigt, ſein Wort zurückzunehmen; 7. Oct.
denn er ſchreibt:

„Goethe iſt bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben ſeyn!" —

Ferner:

„Goethe iſt immer der nehmliche — immer wirkſam, 17. Oct.
uns Alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten — und ſelbſt nur durch Theilnehmung glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Menſch, eben darum verkannt, weil ſo wenige fähig ſind, ſich einen Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.

Hier etwas von ihm, das Ihnen wohlthun wird (*). Es kann als eine Erklärung auf alles, was Dame Fama aus ihren beiden Trompeten von ihm in die Welt hineinträtſcht, angeſehen werden."

Hören wir Goethe wieder einmal ſelbſt:

„Dein Schickſal (**) drückt mich, ſchreibt er an Merck, 22. Nov.
da ich ſo glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahrszeit herum (***), und die Ab-

---

(*) Wahrſcheinlich das vorſtehende Gedicht.

(**) Ein Hauskreuz, auf das auch Wieland's Brief an Merck [Nr. 36, 2. Samml.] deutet, nämlich der Verluſt ſeines fünfvierteljährigen Töchterchens im October 1776. S. Wagner's Note zu Brief Nr. 41, 1ſte Sammlung.

(***) Den 1. November pflanzte er Linden; den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug

wechſelungen der Witterung und der Welthändel um mich friſchen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geſchäftsmann noch Hofmann und komme in beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zuſammen, ihm wird's wohler und iſt eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt. Uebrigens iſt eine tolle Compagnie von Volk hier beiſammen, auf ſo einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findet ſich's nicht wieder ſo."

Einer jedoch aus dieſer tollen Compagnie, die G'n. ſoviel Spaß zu machen ſcheint, ſollte ihm, wenige Tage nach dieſer Bemerkung, einen ſtarken, durch mehrere Tage ſich hinziehenden, Verdruß verurſachen. Es war der von Goethen und Wieland gehätſchelte Lenz, durch einen Streich, den
26. Nov. G. in ſeinem Tagebuch nicht weiter als mit einer Eſelei bezeichnet, wahrſcheinlich einen von den „ihm eigenen dummen und Affenſtreichen, die ihn oft als ſchlimmeren Kerl erſcheinen ließen, als er war und zu ſeyn Vermögen hatte." [W. an Merck Nr. 41.] Der Streich muß aber arg geweſen ſeyn, weil er Lenzen's Entfernung von Weimar veranlaßte. Auf ſeine ſchriftliche Bitte am 30. ward ihm nur ein Tag Friſt ſtillſchweigend accordirt. Er verſchwand auch auf dieſen Vorfall ſo unerwartet wie er aufgetreten war, um anderswo ſpäter zu förmlicher Verrücktheit, ja zu völligem Wahnſinn und Raſerei überzugehen. [S. Geſammelte Schriften von Lenz, herausg. von L. Tieck, Bd. I, S. CXV u. ff.]

2. Dec. Es war daher ein Glück, daß G. den 2. December nach Leipzig und von hier nach Deſſau zu reiſen Veranlaſſung

gegen die Jahrszeit; hatte am 15. Probe von den Mitſchuldigen, und ſpielte am 21. in ſeinen Geſchwiſtern, die er am 26. October erfunden und bis zum 31. abſchriftlich fertig gemacht hatte.

fand, oder, wie Wieland es nennt, auf Abenteuer zu ziehen. Unterwegs, hinter Holzweiſſig, vom Herzog, dem Erbprinzen von Darmſtadt, und Kaufmann (*) eingeholt, blieben ſie Alle bis zum 20. December in Wörlitz; dann wurde von Leipzig den 21. der Rückweg nach Weimar von G. und 21. Dec.
dem Herzog durch einen Courierritt in kurzer Zeit von früh halb 7 bis Nachmittag 3 Uhr zurückgelegt. So ſchloß das Jahr noch mit einem andern Abenteuer, wie es Wieland ahnden mochte.

(*) Ein Abenteurer von Groß-Cophtaiſcher Art, — Arzt, Intrigant und Herrnhuter — deſſen Deviſe war: „Man kann was man will, man will was man kann", womit er anfänglich Allen zu imponiren wußte. Wie G. zuletzt über ihn dachte, erhellt aus einem Briefe an Lavater vom 6. Juni 1780, bei Hegner S. 127. 128. Weiter unten ſoll mehr von ihm berichtet werden.

1 7 7 7.

Auch das folgende Jahr 1777 nimmt einen heitern, luſtigen Anfang.

„Wir wollen der Herzogin Louiſe auf ihren Geburtstag auf unſern Bretern ein neu Stück geben und bedürfen dazu eines hinterſten Vorhangs zum Wald. Wir möchten auf dieſem Proſpect gern eine herrliche Gegend vorſtellen, mit Hainen, Teichen, wenigen Architecturſtücken ꝛc., denn es ſoll
7. Jan. einen Park bedeuten", ſchreibt er an Oeſer, der auch, nach Weimar kommend, ihr theatraliſches Bedürfniß befriedigt. Das Stück war Proſerpina, das G. hernach, freventlich wie er ſelbſt geſteht, in den „Triumph der Empfindſamkeit" eingeſchaltet und dadurch ihre Wirkung vernichtet hat (*).

Nun heißt es weiter:

„Ich lebe immer in der tollen Welt und bin ſehr in mich zurückgezogen. Es iſt ein wunderbar Ding ums Regiment dieſer Welt. So einen politiſch-moraliſchen Grindkopf nur halbwegs zu ſäubern und in Ordnung zu erhalten!" —
5. Jan. ſchreibt er an Merck und etwas ausführlicher an Lavater:

(*) S. Band XXXI, S. 6.

„In meiner jetzigen Lage weichen alle entfernten Freunde im Nebel; es mag ſo lange währen als es will, ſo habe ich doch ein Muſterſtückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenoſſen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverſehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffirt; es iſt eine treffliche Wirthſchaft. Und bei allem, l. Bruder, Gott ſey Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünſche als die ich wirklich mit ſchönem Wanderſchritt mir entgegenkommen ſehe.“ 8. Jan.

Und bald darauf wieder:

„Ich lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und bin ſtiller in mir als je, ſchreibe Niemandem, höre von Niemandem, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts. — Nachts in meinem Garten, in einem warmen Stübchen, da mir draußen über Schnee und hellen Mondſchein Waldhörner übers Thal herüberblaſen.“ 19. Febr.

Ueber dieſe für G. ſo nothwendige als natürliche Zurückgezogenheit ſtimmt aber Wieland ein Klagelied an, das ſich noch oft wiederholen wird, und für alle ähnliche von andern Freunden erhobene hier einſtehen mag.

„Goethe und Herder ſind für mich wenig beſſer, als ob ſie gar nicht dawären. Mit jenem was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich im erſten Jahre! Nun iſt's, als ob in den fatalen Verhältniſſen, worin er ſteckt, ihn ſein Genius ganz verlaſſen hätte, ſeine Einbildungskraft ſcheint erloſchen; ſtatt der allbelebenden Wärme, die ſonſt im Febr.

von ihm ausging, iſt politiſcher Froſt (*) um ihn her. Er iſt immer gut und harmlos, aber — er theilt ſich nicht mehr mit — und es iſt Nichts mit ihm anzufangen. Auch ſehen wir uns nur ſelten; wiewohl ich feſt glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt iſt, daß ich ihn herzlich liebe."

Hier muß Wielanden ſein Gedächtniß ganz verlaſſen haben. Er denkt nicht an die Aufführung der Proſerpina zum Geburtstag der Herzogin, den 30. Januar; nicht an die Ballette, die Redouten-Aufzüge, die Proben und Aufführungen von Stücken wie die Mitſchuldigen, Erwin und Elmire, Lila; er vergißt, daß ihn G. den 1., den 9., den 16. Februar beſucht und viel mit ihm geſchwätzt; ſogar daß er am 1. März bei ihm geſpeiſt hat.

Wie nun G. dort nicht vom Genius verlaſſen, ſeine Einbildungskraft nicht erloſchen, kein politiſcher Froſt um ihn her ſeyn konnte: ſo fehlte es ihm hier auch nicht an Mittheilung, wenn er noch ſchwätzen und mit ihm tafeln mochte. Das Räthſel löſt ſich, Wielands eignem Geſtändniß nach (**), da dieſem fünf Wochen über peregre erat animus sine corpore velox. Acht Tage abgerechnet, wo er mit Leib und Seele zu Gotha hauſte, war er die ganze übrige Zeit in die Welt in ihm verſchlungen, und vergaß darüber ganz, daß es ſehr intereſſante Menſchen und Sachen außer ihm und ganz nahe um ihn herum gebe.

(*) Daher alſo datirt ſich „die bekannte eben nicht berühmte Kälte", von der bald wieder die Rede ſeyn wird, und von der man ſich noch immer erzählt, wie vom kalten Winter anno 40.

(**) S. Briefe an Merck Nr. 43. 44, 1. Samml.; it. Nr. 40, 2. Sammlung.

„Sie merken — ſchließt er nun — daß ich — um es rund heraus zu ſagen — in poetiſchen Geburtswehen gelegen bin“ — —

Und was war denn das Product? — Die Oper Roſemunde, die als ein opus musicum ganz gewaltig werden ſollte, zuletzt aber, als invitâ Minervâ unternommen, nur als ein vom Autor ſelbſt verwünſchtes „dummes Ding“ herauskam (*).

Nun nimmt er auch wieder von Andern Notiz und ſchreibt: 4. Apr.

„Goethe grüßt Sie und läßt Ihnen wiſſen, daß er fleißig in ſeinem Garten arbeite und hoffe, daß Sie einſt zu ihm kommen und mit Augen ſehen und Freude daran haben werden. Zeichnen iſt außer'm Pflanzen jetzt ſein Lieblingsgeſchäft. Sie werden auch hier über die Wunder ſeines Genies erſtaunen. Er zeichnet völlig wie er dichtet und ſchreibt. Nur ſollen Sie ſeinen Pflanzungen Zeit laſſen recht einzuwachſen, ehe Sie kommen.“

Die Arbeit in ſeinem Garten beſtand nächſt der Beſtellung des Bodens in dem Anbau eines Altans, zu dem den 17. März der Grundſtein gelegt ward, und auf welchem er bereits den 19. Mai ſchlief, und ſonſt Naturphänomene, Gewitter u. ſ. w. abwartete. Die ganz eigene Anmuth deſſelben wird ſpäterhin ein Brief Wieland's beſchreiben. Der Altan verfiel mit der Zeit dadurch, daß G. ſeit 1782 ſich bei vermehrten Geſchäften genöthigt ſah, in der Stadt zu wohnen, durch mehrjährige Abweſenheit auf ſeinen Reiſen

---

(*) S. Briefe an Merck Nr. 32, S. 76; Nr. 40, S. 89, 1. Samml.; it. Nr. 43, S. 102, 1. Samml.

nach Italien, Schleſien, in die Campagne, zur Belagerung von Mainz, ſodaß er endlich abgetragen werden mußte, wie es auch mit Waſchküche und Holzſtall geſchah. [Br. an Schiller Nr. 267.(*)] Man ſah aber noch längere Zeit die Spuren dieſes Anbaues, bis neuere Ausbeſſerungen ſie ganz verwiſchten.

Die Pflanzungen, von denen hier die Rede iſt, ſind einmal die noch beſtehenden Hecken, die G. um ſeinen Garten herum anlegen ließ; Eichen und andere Bäume, wie er bereits im vorigen November die Linden geſetzt hatte, die in herrlichem Wuchs emporſtrebend noch jetzt das hochgewölbte, ſchattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einſam ſinnend und dichtend zu wandeln liebte, ſondern auch gaſtlich Fremde wie Einheimiſche gern empfing und geiſtig und leiblich zu bewirthen pflegte(**).

Die Zeichnungen aus jener Zeit betreffen, außer landſchaftlichen Gegenſtänden, beſonders Portraite, ſein eignes
24. Juni. und die ſeiner Freunde, Wieland's, der Frau von Stein, der Fräulein von Waldner, der Corona Schröter und Anderer.

In dieſem glücklich zufriedenen Zuſtand überraſchte ihn eine Trauerbotſchaft von dem Tode ſeiner geliebten einzigen,

---

(*) Ein anonymer Klätſcher im Morgenblatt 1838, Nr. 226, zweifelt daran, nur um G'n., dem er Künſtlerneid Schuld giebt, auch einer Ungefälligkeit gegen Schiller zu bezichtigen, wenn er ſeinem Freunde das gewünſchte Gartenhaus nicht zur Wohnung überließ. Aber es eignete ſich nur zu einem Aufenthalt im Sommer und für wenige Perſonen, nicht für eine ganze Familie von Frau und Kind und Dienerſchaft. [S. Brief an Schiller Nr. 267.] Zu jenem Behuf räumte er es ja ſpäter gern und willig ein. [Nr. 840.]

(**) Vergl. das treffliche, alles hier Angedeutete bündig zuſammenfaſſende Gedicht in G's. Werken Bd. XLVII, 159.

an den Amtmann Schloſſer verheiratheten Schweſter Cornelia. —

„Brief des Todes von meiner Schweſter. Dunkler, zerriſſener Tag.“ — Mit dieſen wenigen, aber tiefgefühlten Worten iſt der 16. Juni bezeichnet, und die folgenden Tage mit: „Leiden und Träumen.“

An ſeine Mutter ſchreibt er ſpäter und nur kürzlich: 28. Juni.

„Ich kann Ihnen nichts ſagen, als daß mir der Tod der Schweſter nur deſto ſchmerzlicher iſt, da er mich in ſo glücklichen Zeiten überraſcht, da das Glück ſich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menſchlich fühlen und laſſe mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich, ſorgen Sie für des Vaters Geſundheit; wir ſind nur einmal ſo beiſammen.“ —

Nach vier unruhigen, in allen möglichen Zerſtreuungen durch Geſchäfte, Hof- und Weltleben hingebrachten Wochen ſchreibt er an Auguſta: 17. Juli.

„Dank Guſtchen, daß Du aus Deiner Ruhe mir in die Unruhe des Lebens einen Laut herübergegeben haſt:

„Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.“

„So ſang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Fluſſe ſtieg, der vor meinem Garten durch die Wieſen fließt, und das bewahrheitet ſich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebſte erkennen, dafür ſchiert ſie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib. — Den

Tod meiner Schweſter wirſt Du wiſſen. — Mir geht in Allem Alles erwünſcht, und leide allein um Andere.“ —

30. Juli. Um dieſe Zeit nähert Wieland ſich G'n., dem unveränderten, abermals mit einem ſtillen mentalen pater peccavi:

„Goethe und ich ſind ſeit meinem letztern (Briefe vom 4. April) wieder mehr und näher zuſammengerückt — und ich habe ihn wieder gefunden, wie ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelaſſen hatte [ſ. Brief vom 5. Juli 1776.], habe auch mir ſelber geſchworen, daß mich nimmer und nimmermehr Nichts an ihm irre machen, noch von ſeiner Liebe ſcheiden ſoll!“

Allein Wieland's Betheurungen und Schwüre gleichen denen der Verliebten, deren Falſchheit und Bruch Jupiter nicht ahndet, ſonſt hätte der gute W. nicht ſo alt werden können: denn wie oft wird man ihn noch irre an G. und abtrünnig werden ſehen! Schon wenige Wochen darauf, obwohl er weiß, daß G. mit dem Herzog nach Ilmenau und Eiſenach gegangen, und dort in Amtsgeſchäften und Jagdzerſtreuungen nicht bloß „den Mönch und die Nonne zeichnet, noch auch unter all den Geiſtern aus der alten Ritterzeit, die auf dieſer edlen Burg ihr Weſen haben, ſich's recht wohl ſeyn läßt“; ſondern auch, wie W. nicht weniger weiß, „dort an Zahn- und Backengeſchwulſt comme un damné leidet“: ſo beklagt er ſich doch gegen G's. Mutter, daß er ihm kein Lebenszeichen gebe, und ſetzt hinzu: „Vielleicht macht er's Ihnen auch nicht beſſer — aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er iſt und bleibt halt doch mit allen ſeinen Eigenheiten einer der beſten, edelſten und herrlichſten Menſchen auf Gottes Erdboden.“ — Allerdings! un-

gefähr wie W. ſelber mit allen ſeinen Eigenheiten ebenfalls ein ſo liebenswürdiger Menſch Zeit ſeines Lebens verblieb, als ihn G. in ſeinem „brüderlichen Andenken" ſchildert. [XXXII, 235 ff.]

Wenn nun ein ſolches Irrwerden an G. einem ſeiner nächſten Freunde und Stadt- und Hofgenoſſen begegnet, was hat man erſt zu erwarten von Fremden, von allen denen, die G. nicht kannten, nicht ſahen, ſondern nur früheren völlig erlogenen oder übertriebenen Gerüchten folgten, die, einmal ins Publikum erſchollen, ſich nur echoartig zu wiederholen und Jahre lang nachzuhallen pflegen; wie man denn, nach mehr als einem halben Seculum, noch genöthigt iſt, ſolche wahnſchaffene und vom Wahn geſchaffene Trugbilder zu verſcheuchen. Nun ſage man noch, daß die etablirte und geglaubte Geſchichte etwas anderes ſey, als eine fable convenue! „Ueberhaupt hat das Publikum nur den dunkelſten Begriff vom Schriftſteller. Man hört nur uralte Reminiscenzen; von ſeinem Gange und Fortſchritte nehmen die Wenigſten Notiz." [Schill. Briefw. Nr. 84. Vergl. Wieland an Merck Nr. 61, 2. Samml.]

Solchen ſchon über ein Jahr umlaufenden Gerüchten, wie ſie der oben bereits angeführte Brief Wieland's erkennen läßt, begegnet nun ein höchſt wichtiger, Alles revocirender Brief von Merck ſelber an eine ungenannte Freundin, die G'n. ſchätzend durch Alles, was ſie über ihn hören mußte, ſehr beunruhigt ſeyn mochte.

„Goethe — heißt es darin — ſpielt allerdings groß 21. Sept.
Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eigenen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen was man will, ein trefflicher Menſch und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch

mehr werden. Alles was man ausſprengt ſind Lügen der Hofſchranzen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß es Lügen ſind: denn Flachsland, der bei mir im Hauſe wohnt, iſt neuerlich von Weimar zurückgekommen, und hatte ſich neun Monate bei ſeiner Schweſter aufgehalten. Es iſt wahr, die Vertraulichkeit geht zwiſchen Herrn und Diener weit (*); allein was ſchadet das? Wär's ein Edelmann, ſo wär's in der Regel."

„Goethe gilt und dirigirt Alles (**) und Jedermann iſt mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem ſchadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menſchen widerſtehen? — G. ſchreibt mir ſelten und wenig, wie an Jedermann; Wieland aber deſto öfterer. Vielleicht gebe ich Ihnen nächſtens nähere Nachricht von G., denn ich hoffe ihn zu ſehen. Morgen gehe ich nach Frankfurt und hoffe ſeinen Alten zu ſprechen."

Dieſer Brief iſt wenige Tage vor Merck's Ankunft in Eiſenach geſchrieben, welche den 21. September erfolgte.
28. Sept. Sein Aufenthalt dauerte bis zum 28., und in dieſer Zeit konnte ſich Merck durch Augenſchein und vertrauliche Geſpräche, deren mehrere, bei Tag und Nacht, in und außer

(*) Denn außer dem vertraulichen Du, deſſen ſich der Herzog immer gegen G., dieſer gegen ihn nur in der erſten Zeit, wenn er mit ihm allein war, bediente, ſpeiſten ſie oft tête à tête zuſammen; ja G. ſchlief ſogar öfters des Nachts in des Herzogs Zimmer, wenigſtens in den erſten Jahren, z. B. den 25. December 1775, den 11. März 1776 und ſonſt noch.

(**) Worte aus Wieland's obigem Briefe vom 27. Mai 1776: „Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenſchein" ꝛc. entnommen.

der Gegenwart des Fürſten geführt wurden, von dem wahren Verhalt der Sache unterrichten.

Daß dieſer Unterricht nach ſeiner Erwartung ausgefallen, erhellt aus der freudigen Antwort Wieland's: 27. Oct. „über alles Gute, was Merck ihm vom Fürſten, alles Wahre, was er ihm von Goethen, und alles Herzerquickende, was er von deſſen gutem Willen gegen ihn (Wieland) gemeldet habe.“ —

Wie läßt ſich nun mit allem dieſem die obige, Falken blos nachgeſprochene, angebliche Aeußerung Merck's zuſammenreimen? wann, wie und wo wäre denn Zeit, Ort und Art dazu geweſen? Und hatte ſie jemals ſtattgefunden, wie grundlos war ſie, und wie wenig verdiente ſie aufgefaßt, und in alle Ewigkeit fortgeſchleppt zu werden!

Nicht viel beſſer ſteht es mit dem Inhalt eines andern Briefes von Merck an Lavater (*):

„Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er iſt ein ſo bonhomiſcher guter Junge, daß er mir höchſt heilig iſt. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Burſche gemacht, und das iſt wieder nichts nütze.“

Dieſes Urtheil fußt auf eine halb ſchriftliche, halb mündliche, nicht ſowohl Goethen als vielmehr Herdern imputirende Klage, welche Wieland zuerſt in einem Briefe an Merck [Nr. 43, S. 103, 1. Samml.] vorbringt, dann bei ſeiner gehofften Zuſammenkunft mit dieſem umſtändlicher auszuführen gedenkt. Dieſe erfolgte noch in demſelben

---

(*) In Hegner's Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavater's, S. 114.

Jahre in der Casa santa, d. h. Goethe's Vaterhauſe, wo W. und M. vier herrliche Tage verlebten [Nr. 49, S. 122, 1. Samml.]; Merck aber, der auch hier Wieland's überſchwenglicher Schilderung zuviel trauen mochte, macht zu kurzen Prozeß und tritt ſeinem Freund Goethe zunahe, wenn er ihm gleiche Schuld mit Herdern beimißt. Goethe hat Wielanden niemals gedrückt, wie er keinen Menſchen drückte, d. h. ihm die Uebergewalt ſeines Geiſtes zu fühlen gab, wenn einer ſie nicht von ſelbſt fühlte; wohl aber that es Herder(*), der ſogar über G. ein Ascendant, bald der Correction, bald der Protection, ſich anmaßte und bis zum letzten Augenblick zu behaupten ſuchte. Der Kleinmuth fällt übrigens Wieland nur als momentane Schwäche und Verzagtheit zur Laſt, da er anderswo recht gut weiß, was an ihm iſt. [Br. an Merck Nr. 69, S. 161, 1. Samml.]

Wozu nun aber ſolche problematiſche Aeußerungen noch promulgiren und repetiren? Konnte übrigens Hegner nichts Beſſeres aus Lavater's Briefſammlungen excerpiren als ſolche Schnitzel und Brocken außer allem Zuſammenhang und ohne richtige Zeitbeſtimmung, da oft drei, vier Fragmente aus verſchiedenen Briefen unter einerlei Datum laufen? Auch iſt er Goethen nicht günſtig, und ſo ſucht er eben nicht das, was ihn in ein beſſeres Licht ſtellt, heraus; im Gegentheil ſchikanirt er ihn [S. 334.] über den in allen Sprachen vorkommenden Gebrauch des communicativen **Wir**, und noch dazu an der unrechten Stelle [G's. Werke Bd. XXVI, 262.]: denn dort ſind, unter wir, Goethe und

(*) S. Wieland's Br. an Merck Nr. 43, S. 103, 1. Samml.; it. Nr. 63, S. 152, 2. Samml.

ſeine Altersgenoſſen, Lenz, Klinger u. A. zu verſtehen. Niemals braucht G. wir für Ich allein; immer verſteht er Andere, um ihn Seyende oder ihm Gleichdenkende, mit darunter. Sogar meine Wenigkeit iſt manchmal mitgemeint, wenn er in Briefen an Knebel und Zelter von ſeinen Beſchäftigungen in Carlsbad und Teplitz ſchreibt.

Bewahre Gott einen Jeden vor ſolchen Epitomatoren, die ihren Autor kurz und klein und zu einem literariſchen Hachis machen! — Doch zurück zur Geſchichte!

G. fühlte den Abſchied, als er am 28. früh um 8 Uhr mit Merck zum Burgthor hinaustrat, nennt es einen dunklen Tag, und hatte noch am 4. October das tiefe Gefühl des Alleinſeyns und der gänzlichen Abgeſchnittenheit. Blos mit Knebel'n ſprach er „über die Armuth des Hoftreibens", überhaupt der Societät. Er war ſtumpf gegen die Menſchen. Nur die Ankunft des Stadthalters ſchloß ihn für einige Augenblicke auf, aber Grimm's Eintritt wieder zu. Er fühlte es ſo inniglich, daß — alles Andere bei Seite — er dem Manne nichts zu ſagen hatte, der von Petersburg nach Paris geht."

Freilich hatte an dieſer Stimmung auch das Zahnübel einige Mitwirkung, indem es ihn hinderte, an den geſelligen Vergnügungen des Tanzes, „der ein Vehikel für die Kluft, die ihn von den Menſchen trennte, geweſen wäre", Theil zu nehmen. Er mußte fort, da er der Geſellſchaft ſichtlich zur Laſt zu ſeyn glaubte. Er ſah den Mond über dem Schloſſe und eilte hinauf. Hier, zum letzten Mal auf der reinen, ruhigen Höhe im Rauſchen des Herbſtwindes, fühlte er das Heimweh nach Weimar, nach ſeinem Garten, das ihn unten befallen hatte, ſich wieder verlieren.

„Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Neſt, nun bald in Sturm gewickelt, im Schnee verweht und, will's Gott, in Ruhe vor den Menſchen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier (in Eiſenach) habe ich weit weniger gelitten als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung beſtimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zuſammen. — — Regieren!!"

10. Oct. So war er denn am 10. October wieder in Weimar angelangt und in ſeinem Garten; aber nur wenige Tage genoß er die gehoffte Häuslichkeit. Eine Unpäßlichkeit des Herzogs, herrührend von einem vernachläſſigten Hundebiß, hielt ihn meiſt in deſſen Nähe; doch ſpeiſte dieſer bereits am 30. October mit ihm in ſeinem Garten. Am 7. Nov. beſuchte ihn Wieland, wieder einmal ganz zufrieden geſtellt, doch wer weiß auf wie lange.

8. Nov. „Ich war geſtern Nachmittag bei G. auf ſeinem Altan. Kein liebereſ, ſich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben ſagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müſſen Sie nie geſehen haben. Es iſt recht als ob Goethe's Genius das alles von Jahrhunderten her ſo angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einſt in Weimar völlig und fertig fände und ſich nur hineinzulegen brauchte. Wenn doch nur Merck bei uns wäre, und das auch ſehen und nießen könnte, ſagte ich — das hier! — und das dort! — das wäre ſo was für ihn! — „Sey ruhig, er wird ſchon kommen", ſagte Goethe, und die Gewißheit, womit er's ſagte, macht, daß ich Sie ſchon halb gegenwärtig fühlte und etwas von der Wonne vorausgenoß, die mir Ihre Gegenwart und das Coexiſtiren mit Ihnen und Goethe an

irgend einem freien Morgen oder Abend auf dieſem Altan ſchaffen wird."

Ueber G's. damaligen Gemüthszuſtand — denn dieſer iſt von dem unruhigen Treiben und confuſen Weſen des gewöhnlichen Lebens allein dasjenige, was nach ſoviel Jahren uns noch intereſſiren kann — giebt ein Brief an ſeine Mutter merkwürdigen Aufſchluß.

„Sagen kann ich über die ſeltſame Nachricht Ihres Briefes (daß nämlich ſein Schwager Schloſſer ſich wieder zu verheirathen gedenke) gar nichts. Mein Herz und Sinn iſt zeither ſo gewohnt, daß das Schickſal Ball mit ihm ſpielt, daß es für's Neue, es ſey Glück oder Unglück, faſt gar kein Gefühl mehr hat. Mir iſt's als wenn in der Herbſtzeit ein Baum gepflanzt würde (*). Gott gebe ſeinen Segen dazu, daß wir dereinſt darunter ſitzen, Schatten und Früchte haben mögen! Mit meiner Schweſter (**) iſt mir ſo eine ſtarke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeſte von oben, die davon Nahrung hatten, auch abſterben müſſen. Will ſich in der lieben F. wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befeſtigung erzeugen, ſo will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt von dem um mich jetzo zu ſagen: „das iſt meine Mutter und meine Geſchwiſter" rc. (***) Was Euch betrifft, ſo ſegnet Gott, denn Ihr werdet aufs Neue erbaut in der Nähe und der Riß ausgebeſſert. —

(*) Merkwürdig! G. pflanzte gerade um dieſe Zeit Bäume in ſeinem Garten. Daher das Gleichniß, wie bei ihm immer aus der Nähe, aus der Umgebung, aus der jedesmaligen Beſchäftigung hergenommen.

(**) Vergl. G's. Schilderung von ihr in Bd. XLVIII, 99—105.

(***) Anſpielung auf Evangelium Matthäi Cap. 12, V. 49.

Mein Haushalt fängt an ſich zu ordnen, es iſt einem in dem Gartenhüttchen bald wie in einem Schiff auf dem Meere.“

Und doch fühlt er ſich in dieſem Gartenhüttchen ſo glück-
14. Nov. lich, daß er eines Morgens beim Erwachen in ein Gebet ausbricht:

„Heiliges Schickſal! Du haſt mir mein Haus gebaut und ausſtaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu laſſen; aber du haſt mir Dach und Beſchränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch friſch und zuſammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erſte Sonnenblick!“

Nicht lange verblieb er in dieſem häuslich-glücklichen Zuſtande. „Bruder Wolf — meldet Wieland an Merck — iſt mit dem Herzog wieder auf Abenteuer. In 14 Tagen ſollen ſie wieder hier ſeyn. Das gebe Gott! befinden ſich übrigens an Seele und Leib friſch und geſund.“

Daß es Abenteuer ſeyn würden, konnte W. damals noch nicht wiſſen, ſondern nur vermuthen, nach dem Charakter und der Handlungsweiſe beider congenialen Geiſter, die ebenſowenig Gefahr, Mühe und Beſchwerden ſcheuten, als ſie der Luſt, dem Scherz, dem Spaß aus dem Wege gingen. Goethe zog auch gar nicht ſogleich mit dem Fürſten, ſondern erbat ſich den Urlaub, erſt nach einem kleinen Umweg ſich anſchließen zu dürfen, aus dem er nach ſeiner Art und Luſt incognito zu reiſen ein Geheimniß machte. So
29. Nov. unternahm er denn am 29. November, zwei Tage nach des Herzogs Jagdfahrt, jene berühmte von ihm in Verſen beſungene [II, S. 64 ff.], in Proſa beſchriebene [XXX, S. 218 ff.]

und commentirte Harzreiſe [XLV, 314—325.], und zwar zu Pferde, die in der vorgerückten winterlichen Jahreszeit, bei den kurzen Tagen und ſchlechtem Wetter und Wegen nicht ohne Gefahr und Abenteuer ablaufen konnte, und langte den 15. December glücklich in Eiſenach an, wo er den Herzog und ſeine Jagdgeſellſchaft antreffend ſie mit ſeinen Erlebniſſen unterhielt.

Wie umſtändlich er auch die Reiſe beſchreibt [XXX, S. 218.], ſo enthält das Tagebuch doch noch einige intereſſante Züge und Bemerkungen mehr, die wohl der Mittheilung werth ſeyn dürften.

Beim 7. December, wo G. nach Clausthal kommt, 7. Decbr. findet ſich angemerkt: „Seltſame Empfindungen, aus der Reichsſtadt (Frankfurt), die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdiſchem Segen die Bergſtädte fröhlich nachwachſen!“ — eine Bemerkung, die erſt kürzlich eine öffentliche Begründung erhalten hat, durch die Klage „über die Maſſe von armen Permiſſioniſten, über das ewige Fortbeſtehen der Werkſtätten, das Vererben derſelben durch Anheirathen und dergleichen mehr“ (*). Dergleichen politiſche bereits früh vorkommende Betrachtungen geben G'n. den Charakter eines Propheten; wie denn der wahre Poet auch ein Prophet (Vates) ſeyn wird, da beide nur das Wirkliche, das wahrhaft Seyende, das ſich daher immer einmal wiederholen und zum Vorſchein kommen muß, als Geſchehenes und Zugeſchehendes ausſprechen. Auf gleiche Weiſe ahndete er den Ausbruch der kirchlichen Wirren unſerer Zeit, die Vulkane,

(*) S. Frankfurter Journal von 1839 Nr. 347.

auf denen wir ſämmtlich ſchlafen [III, 296.], deutete aber zugleich auf Mittel, dieſe Kämpfe zu mäßigen, welche denn nur Reformen, nicht Revolutionen ſeyn können. [XLIX, S. 80; it. Z. Nr. 740, S. 32.]

Ferner ein Accident, das ſein Leben bedrohte, den
8. Dec. 8. December. „Beim Einfahren in die Carolinen-, Dorotheen- und Benedicten-Grube ſchlug ein Stück (Schiefer) Fels den Geſchwornen vor ihm nieder, ohne Schaden, weil ſich's auf ihm erſt in Stücke brach." — Wer ſähe nicht in dieſem Accident das Vorbild und Modell im Kleinen zu dem perſonificirten Seismos (σεισμός) im Fauſt. [II, S. 137.]

10. Dec. Sodann unter dem 10. December: „früh nach dem Torfhauſe in tiefem Schnee, ein Viertel nach 10 Uhr aufgebrochen, von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel nach Eins droben. Heitrer, herrlicher Anblick! Die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter. „Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkſt ꝛc."

Solche fromme Stoßſeufzer und Anklänge an ſeine frühere fleißige Bibellectüre finden ſich, als Brocardica, häufig im Leben wie in Schriften von ihm angebracht, und verdienen mit ihren Anläſſen noch beſonders aufgeführt zu werden, da ſie ſowohl ſeine Frömmigkeit als ſeine Weltklugheit conſtatiren.

Den 16. ſehen wir ihn wieder in Weimar und den
16. bis 30. Dec. 30. December ſpielt er zu Ettersburg in ſeinen Mitſchuldigen glücklich den Alceſt. Den letzten Tag des Jahres räumt er, wie gewöhnlich, auf und zieht ein Résumé oder Bilance des ganzen Jahres.

1 7 7 8.

Daher beginnt er das Jahr 1778 rein und ruhig, da er das alte zuſammengepackt hatte; ſchreibt am W. Meiſter, deſſen erſtes Buch er beendigt, und hat mit dem Herzog viele und gute Unterredung über innere und äußere Gegenſtände, Theater, Kunſt u. ſ. w. Der Herzog, deſſen Gefühl an Kunſtſachen ſich geſchwind aufſchließt, ergötzt ſich mit ihm an einer Sendung Kupferſtiche, welche von Merck zu rechter Zeit eingeſchickt den Grund legte zu einer lange Jahre hindurch dauernden Liebhaberei und daraus entſtehenden Sammlung von Werken dieſer Art.

Nun aber, während der nächſten vierzehn Tage, wiederum das bunteſte Treiben von der Welt! Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhaftes Ständchen und Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Comödie in Ettersburg und allerlei Tollheiten, Tanz, Concert, Redoute und endlich am 13. Januar Aufführung 13. Jan.
des Weſtindiers, worin außer G. auch der Herzog, ſein Bruder Prinz Conſtantin, v. Knebel, v. Einſiedel, Muſäus, und von den Damen Fräulein von Göchhauſen, v. Wöllwart, Frau Capellmeiſter Wolf und der kürzlich angekommene berühmte Eckhof mitſpielten. Goethe machte

den Belcour(*), Eckhof den Vater, der Herzog den Major O'Flaherti u. ſ. w.

16. Jan. Der 16. bringt abermalige Schweinhatze, für G. gefährlich, da ihm ein Eiſen in einem angehenden Schweine unter der Feder wegbrach. Zwar Er blieb verſchont, aber ein Jäger ward geſchlagen. Dafür ſollte G. am folgenden Tage, als er mit dem Herzog auf dem Eiſe war, eine ſchmerzlichere Seelenwunde empfangen. Ein Fräulein von Laßberg ward in der Ilm an der Schloßbrücke unter dem Wehr von ſeinen Leuten gefunden. Sie war den Abend vorher ertrunken, ob zufällig oder ſelbſtwillig, blieb unentſchieden — zwar der Sage nach mit „Werthers Leiden" in der Taſche, um doch G'n. einige indirecte Schuld beimeſſen zu können(**). Nachmittags mit der Todten, die man zu Frau von Stein gebracht hatte, beſchäftigt, Abends bei den Eltern, des andern Morgens dem Herzog aufwartend und in die Zerſtreuung des Tages gezerrt, konnte er erſt die folgende Nacht mit Knebeln „viel über den Tod des jungen Mädchens, ihr ganzes Weſen, ihre letzten Pfade u. ſ. w., durchſprechen"; worauf er in ſtiller Trauer einige Tage um

---

(*) Um einen Begriff von dem damaligen Coſtume zu geben, ſo erſchien Belcour in einem weißen Frack mit ſilbernen Treſſen, und blauſeidener Weſte und gleichen Beinkleidern.

(**) Immer wieder der alte unverſtändige Vorwurf des Schadens, den der Werther angerichtet haben ſoll, wogegen G. ſich gründlich rechtfertigt. [Bd. XXVI, S. 227; XXX, S. 213.] Von Schiller's Räubern und ihrem Nachſpielen von Schülern, Studenten und noch kürzlich von Schubri's (*) Bande, ſchweigt man. Und freilich iſt es viel natürlicher, einen Andern ums Leben zu bringen als ſich ſelbſt, wie z. B. ſüdlichere Nationen bezeugen können und werden.

(*) S. Frankfurter O.P.A. Zeitung von 1836 Nr. 360.

die Scene des Todes verweilte, nachher aber ſich wieder „gezwungen ſah zu theatraliſchem Leichtſinn" durch verſchiedene Proben, welche der Aufführung des neuen Geburtstagsſtücks (*) zum 30. Januar vorangehen mußten.

Am 25. war er bei Wieland, der eben von ſeiner Manheimer Reiſe zurückgekommen, und ſie befanden ſich „gar wohl zuſammen": ein Umſtand, der wohl zu merken iſt, da ihn Wieland ſehr zur Unzeit vergißt. 25. Jan.

Auf Leid folgt, wonicht immer Freude, doch Beruhigung und Ruhe. Und ſo befand ſich G. in den nächſten Wochen des Februars, wo er viel auf dem Eiſe war, in immer gleicher, faſt zu reiner Stimmung; gewann ſchöne Aufklärung über ſich ſelbſt und den Herzog; Stille und Vorahndung der Weisheit, immerfortwährende Freude an Wirthſchaft, Erſparniß, Auskommen. Schöne Ruhe in ſeinem Hausweſen gegen vor'm Jahre, beſtimmteres Gefühl von Einſchränkung und dadurch der wahren Ausbreitung. Fortdauernde reine Entfremdung von den Menſchen (**), Stille und Beſtimmtheit im Leben und Handeln; hatte zugleich viel fröhliche bunte Imagination, ſodaß er Lila neu veränderte, und am 15. Abends den erſten Act davon dictirte, 15. Febr. nachdem er — was ſonderbar ſcheinen könnte, wäre man nicht das Disparateſte in ſeinen Beſchäftigungen ſchon ge-

---

(*) Der Triumph der Empfindſamkeit, das Stück, von dem er an Merck ſchreibt, er werde daraus ſehen, daß ihn der Teufel der Parodie noch reite. Doch gilt dieß mehr von ſeiner erſten Geſtalt, als von dem nachher gedruckten.

(**) Wahrſcheinlich veranlaßt durch das Publikum, das er am 10. bei abermaliger Aufführung „des Triumphs der Empfindſamkeit", oder wie Er das Stück nennt: „der Empfindſamen", wieder in ſeinem ſchönen Lichte geſehen hatte, „durch dumme Auslegungen."

wohnt — an demſelben Tage früh im Ariſtophanes ſtudirt hatte.(*) Auch dachte er ſonſt über ſeinen veränderten vermenſchlichten Geſichtspunkt, über Geſchäfte, beſonders das ökonomiſche Fach.

Nun wechſelten Proben von den glücklichen Bettlern, von Erwin und Elmira, dem médecin malgré lui, mit dem Aufenthalt im Garten, mit Beſuch ſeiner Freunde, mit Ballſpielen hier und auf ſeiner Wieſe mit den Kindern. Er fühlte ſich in ſchönem beſtätigten Weſen, das ihn auch antrieb, wieder einmal an Auguſten zu ſchreiben(**) und zugleich Mercken, den er auf ſeine neueſte Tollheit(***) verweiſt, woraus er ſehen werde, daß der Teufel der Parodie ihn noch reite; und daß er neuerdings über allerlei Kunſt ſchöne Aufſchlüſſe gefunden habe, die er in allerlei Werklein möchte ſehen laſſen. Auch daß er manches in der Dumpfheit(****) mache, das wohl oft das beſte ſey, z. B. ſein Luſtſpiel: die Geſchwiſter. Und ſo hatte er, trotz dem, „daß der eindringende Erbfolgekrieg ihm ein ander Weſen machte, da der weimariſche Kahn auch zwiſchen den Orlogſchiffen werde gequetſcht werden, Gott ſey Dank! ſchönen
18. März. Muth und freies Leben.“ [Briefe an und von Merck Nr. 58, 2. Samml.]

Das unerwartet ſchön anhaltende Wetter des April, das in wenigen Tagen viel Grün hervorlockte, ließ ihn einmal

---

(*) Vermuthlich zum Behuf ſeiner „Vögel.“

(**) „Er könne nicht ſchreiben, wenn er nicht froh ſey“, geſteht G. Forſter an Lichtenberg (Br. CCCI.), und G. hütete ſich ſtets etwas Mürriſches über Feld zu ſchicken. [Z. Nr. 550.]

(***) Triumph der Empfindſamkeit.

(****) S. oben die Anmerkung S. 34.

wieder blos vegetiren und dabei die Felſen- und Ufer-arbeiten im Park ſehr vorrücken. Doch war er in tauſend Gedanken an Weimars Verhältniſſe und Schickſal, da unterdeſſen das in dem jungen Fürſten erwachte Kriegsgefühl ihn unruhig machte. Ein Brief des Fürſten von Deſſau kam daher ſehr a tempo; der Herzog ging vorerſt auf die Auerhahnbalz nach Ilmenau, Goethe folgte ihm, und der 13. 13. u. 14.
und 14. April waren luſtige, in originellen Thorheiten ver- April.
brachte Tage, von denen noch das Gerücht in jener Gegend geht.

In Schneegeſtöber von Ilmenau den 15. weggeritten, 15. Apr.
das bald nachließ, bald ärger ward, um 3 Uhr ſchon wieder in Weimar angekommen, gab er am grünen Donnerſtage
(den 16.) ſein gewohntes Kinderfeſt, das ſogenannte Haſen- 16. Apr.
eierſuchen, diesmal des Wetters wegen im Comödienhauſe, ſonſt in ſeinem oder im welſchen Garten; hörte am Char-
freitage (den 17.) das Oratorium von Haſſe: i tre fanciulli 17. Apr.
bei der Herzogin Mutter, ging (den 21.) nach Erfurt, kam 21. Apr.
mit dem Stadthalter und deſſen Bruder zurück, hörte mit dieſen die Wiederholung des Muſikſtücks und verlebte noch einige Tage ſtill und rein mit den Seinigen, d. h. nicht nur mit ſeinen Freunden, auch wohl mit ſeinem, aus dem elterlichen Hauſe mitgebrachten, vertrauten Schreiber und Diener Philipp Seidel, deſſen er, wie zur Familie gehörig, ſogar in den Briefen an Auguſta, Gräfin zu Stolberg, gedenkt, von dem ſie ihre Brüder ſich ſolle erzählen laſſen.

Aber ſchon in den erſten Tagen des Mai's regt ſich's
wieder zu neuem unruhigen Leben. Er reiſt den 10. nach 10. Mai.
Leipzig, beſucht ſeinen Freund Oeſer, beſieht die Stadt, und da indeſſen der Fürſt nachgekommen iſt und ihm den

Vorſchlag thut, ihn nach Deſſau und Berlin zu begleiten,
13. Mai. entſchließt er ſich kurz, ſagt zu, und ſie reiſen am 13. nach Wörlitz. Die Tour im Park wird im Regen gemacht, und ſo iſt es ihm „wie das Vorüberſchweben eines leiſen
14. Mai. Traumbildes.“ Den 14. reiſen ſie ab, begleitet von Behriſch (*), „mit geſcheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt und vice versa“; ſind Abends in Treuenbriezen, den 15. in Potsdam, und noch denſelben Tag Abends in
15. bis 23. Mai. Berlin. „Wir waren nur wenige Tage da (vom 15. bis 23. Mai), und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritätenkaſten. Aber Du weißt — ſchreibt er an Merck [Nr. 57, S. 139.] — wie ich im Anſchauen lebe; es ſind mir tauſend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nahe worden; da hab ich ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageyen, zerriſſene Vorhänge, und hab über den großen Menſchen ſeine eigenen Lumpenhunde räſonniren hören!“ ꝛc. — Er ſah aber doch in Potsdam den „Exercierſtall“, das Waiſenhaus, den Stall, Sansſouci; fand an „dem Caſtellan einen Flegel“; ſah in Berlin die Porcellanfabrik, das Opernhaus, die katholiſche Kirche; hörte Spalding predigen, beſuchte Chodowiecky und die Karſchin; ſah den Thiergarten, das Arſenal und wohnte einem Manöver bei.

Von Berlin über Schönhauſen auf Tegel, ſpeiſte er hier und ſah, bei ſeiner Zurückkunft über Charlottenburg nach Potsdam, abermals Sansſouci, die Bildergallerie, den

---

(*) Seinem ehemaligen Leipziger Univerſitätsfreund, deſſen barocke Laune G. ſo anmuthig ſchildert in ſeinem Leben Bd. XXV, 130—135; 141—144.

Garten, das Sternhaus, das alte Schloß, eine Parade, die Garniſonkirche und Gewehrfabrik.

Den 23. wieder abgereiſt nach Wörlitz, zeichnete er hier des Morgens, beſuchte dann in Deſſau noch Baſedow, und wohnte den 27. dem Manöver in Aken bei. „Ein großer Theil von Prinz Heinrich's Armee, — fährt er fort — den wir paſſirt ſind, Manövers und die Geſtalten der Generale, die ich hab halbdutzendweis bei Tiſch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger (*). Mit Menſchen hab ich ſonſt gar nichts zu verkehren gehabt und hab in Preußiſchen Staaten kein lautes Wort vorgebracht, das ſie nicht könnten drucken laſſen; dafür ich gelegentlich als ſtolz ꝛc. ausgeſchrieen bin (**).— 23. bis 27. Mai.

Mit dem 1. Juni um Ein Uhr ſind die Reiſenden wieder in Weimar, und der allezeitfertige Berichterſtatter Wieland meldet ſogleich an Merck: 1. Juni.

„So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen ſind. Alle Lande, wo ſie geweſen, ſind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernſt: zu Leipzig, zu Deſſau, zu Berlin iſt alle Welt von unſerm Herzog eingenommen. Das hat Bruder W. wohl hübſch gemacht!"

Und wenige Tage darauf, nachdem er den Herzog und G'n. bei den neuen von letzterm gemachten Anlagen im Park begegnet, und mit den Seinigen ſo liebreich, daß es

---

(*) Die Generale, die G. in ſeinem Tagebuch namhaft macht, waren: v. Knobelsdorf, v. Marwitz, v. Petersdorf, v. Kleiſt, v. Loſſow, v. Woltersdorf, Prinz von Naſſau, Herzog von Holſtein, Prinz Hans Georg, Prinz Heinrich.

(**) Wie weiterhin für kalt, da ihn die Hitze nicht, wie Wielanden, fliegend überfiel.

ihnen im Herzen wohlthat, von dem Fürſten empfangen worden, fährt er fort: „Sein Anſchauen war mir eine rechte Herzſtärkung, ſo geſund und kräftig ſah er aus, und ſo edel, gut, bieder und fürſtlich zugleich fand ich ihn im Ganzen ſeines Weſens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben wird.“

So muß der Prophet wieder einmal ſegnen, da er bald wieder zu verwünſchen oder zu verzweifeln geneigt ſeyn wird. Denn ſchon nicht ganz ſo enthuſiaſtiſch läßt er ſich über G. vernehmen; es blickt vielmehr eine gewiſſe Empfindlichkeit, wie ſie gekränkten oder ſich gekränkt glaubenden Liebhabern gewöhnlich iſt, durch ſeine Selbſtbeſchwichtigung. „Wir trafen Goethe in Geſellſchaft der ſchönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attiſchen Eleganz ihrer ganzen Geſtalt, und in ihrem ganz ſimpeln und doch unendlich raffinirten und inſidioſen Anzug wie die Nymphe dieſer anmuthigen Felſengegend ausſah.“ „Wir hießen einander alſo auch willkommen, und Goethe war zwar ſimpel und gut, aber äußerſt trocken und verſchloſſen, wie er's ſchon lange, ſonderlich ſeit meiner Zurückkunft von der Reiſe in Eure Gegend iſt (*). Ich glaube indeſſen gern und am liebſten, daß der wahre Grund davon doch blos in der Entfernung liegt (**), worin wir durch die Umſtände von ein-

(*) W. vergißt, daß G. den 25. Januar — alſo nach W's. Zurückkunft von Manheim, Frankfurt und Darmſtadt — mit ihm ſpeiſte und ſie ſich gar wohl zuſammen befanden. S. oben S. 57. [Br. an Merck Nr. 55, 2. Sammlung.]

(**) Natürlich! wenn G. zu Monaten, ja zu Vierteljahren mit dem Herzog abweſend iſt. Doch „nicht die Entfernung hebt die Freund-

ander gehalten werden. Vor zwei Jahren lebten wir noch mit einander; dieß iſt jetzt nicht mehr und kann nicht mehr ſeyn, da er Geſchäfte, Liaiſons (*), Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht Theil nehmen laſſen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht Theil nehmen könnte, noch möchte. Zudem werden ſie nun auch dieſen Sommer und Herbſt über ſelten acht Tage hinter einander hier ſeyn, und ſo wird er mir eben immer inacceſſibler, und da ſeine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, ſo iſt's natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen.

ſchaft an ſich auf, ſondern nur ihre Energie; wenn aber die Abweſenheit lange dauert, ſo ſcheint ſie auch das Vergeſſen derſelben herbeizuführen; daher das Sprüchwort:

> πολλὰς δὴ φιλίας ἀπροσηγορία διέλυσεν,
> multas amicitias silentium diremit; Aristoteles."
> it. „Schweigen bricht Freundſchaft"; deutſche Sprüchwörter.

„Man mag ſagen was man will: Freundſchaft und Liebe müſſen genährt werden, und können ohne das ſowenig fortbrennen als eine Lampe ohne Oel." [Wieland an Merck Nr. 192.] Desgleichen: „Ohne Berührung, ſagſt Du, iſt keine Religion; ohne Berührung, ſag ich, iſt keine Freundſchaft!" [Goethe an Lavater Nr. 41.] Was wollen demnach ſo unpſychologiſche Klagen auch Anderer über G's. noch dazu nur vermeinten Kaltſinn heißen: wenn Entfernung, Abweſenheit, Mangel an Nahrung und Berührung jene blos naturgemäße Erſcheinung wirken! Nichts weiter, als daß man einem außerordentlichen Manne, dem man ſonſt nichts anhaben kann, gern etwas am Zeuge flicken möchte. Gemeine Menſchenart!

Diesmal aber hatte G's. Verſchloſſenheit wohl einen andern geheimen und tieferen Grund. Es waren eben wunderbare, wahrſcheinlich Kriegsnachrichten eingelaufen, die ihm im Kopfe herumgehen mochten, da er leicht in ſeinem Grübeln verharrend nicht ſogleich von einem Gegenſtand zum andern hüpfen konnte, wie z.B. Frau von Staël es ihm zumuthete. Vergl. Bd. XXXI, S. 174.

(*) Er zielt auf G's. freundſchaftliches Verhältniß zu Frau von Stein, und auf das mehr leidenſchaftliche zu Corona Schröter.

Indeſſen iſt und bleibt er mir immer der herrlichſte und liebſte Menſch auf Gottes Erdboden und damit Punctum."

Dieß Alles ſchreibt er ſeinem Freunde Merck mit jenem gleich fliegender Hitze ihn überfallenden Enthuſiasmus, nachdem er zuvor von den neuen Anlagen geſprochen, welche der Herzog nach G's. Invention und Zeichnung habe anlegen laſſen und die er deſſen Poemata nennt: „eine wunderbar künſtliche, anmuthig milde, einſiedleriſche und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen- und Grottenwerk vorſtellend, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft ſelbſtdrei zu Mittag eſſen, oder in Geſellſchaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend paſſiren."

Wollte Gott, es wäre bei der obigen Erklärung und damit Punktum geblieben; aber dieſe Thomaſeleien — wie es G. nennen würde — oder Zweifelſüchteleien kehren immer wieder, und mögen, da W. ſie rückſichtslos gegen alle Welt äußert, ihrerſeits nicht wenig dazu beigetragen haben, Goethen in den unverſtändigen, bei einem Mann ſeiner Lage und Verhältniſſe, gar nichts heißen wollenden Ruf der Verſchloſſenheit und Kälte zu bringen, der noch immer nachſummt, indem man noch kürzlich von einer „bekannten, eben nicht berühmten Kälte Goethe's" zu leſen hatte, noch dazu im Gegenſatz von eines Falk's Genialität!! (*)

Man kann als moraliſch-gewiß annehmen, daß ohne jene heimlichen Briefklätſchereien vermeinter Freunde, nächſt

(*) S. Briefe an Johann von Müller, herausgegeben von Maurer-Conſtant, Schaffhauſen 1839, Bd. III, Vorwort S. XII bis XIII. Dieſe ſecondäre, ja tertiäre Genialität gilt alſo mehr als die primäre G's., auf der ſie jedenfalls lagert!

dem Spioniren von durchreiſenden Fremden, G'n. kein ſo ſchlimmer Leumund geworden wäre: denn das größere Publikum wußte wenig oder gar nichts von ihm und ſeinen Schriften, aus denen vielmehr das Gegentheil von Kälte und Verſchloſſenheit zu entnehmen geweſen ſeyn würde.

Merck muß auch Wielanden etwas darüber geſchrieben und gewiſſermaßen den Text geleſen haben, ſowie über ſeine gelegentliche Fronderie gegen die Herzogin Amalie(*); denn W. lenkt ſowohl bei dieſer als bei G. ein und geſteht(**): „daß ihm und Allem, was hier auch nur an einem Faden mit ihm zuſammenhänge, Goethe in gar mancherlei Stücken die größte Wohlfahrt geworden; erkenne es täglich mehr und mehr, und ehre und liebe ihn dafür von Grund des Herzens."

Der für W. ſo „inacceſſible" G. ſollte es jedoch nicht lange bleiben und W. für die Entbehrung wider und über alles Erwarten entſchädigt werden.

Zwar arbeitete G. indeſſen an den fernern Partien des Parks noch immer fort; aber am 9. Juli, am Namenstage 9. Juli.
der regierenden Herzogin Louiſe, wurde ſie und der ſämmtliche Hof auf das Angenehmſte überraſcht durch den nicht zu ahnenden Anblick einer ganz neuen wunderſamen Anlage, welche G. binnen drei Tagen und ſoviel Nächten vollendet hatte, auf der, wie aus dem Stegreif, ein kleines von Siegmund v. Seckendorf verfertigtes Dramolet auf-

---

(*) Briefe an und von Merck Nr. 67, S. 160 und den Schluß, in den Briefen an Merck Nr. 59, S. 141.

(**) S. Briefe an Merck Nr. 64, S. 150. 151.

geführt wurde, das Phantaſie und Wirklichkeit auf das Anmuthigſte verband (*).

Ueberhaupt entwickelte G. dieſes Jahr hindurch eine ungemein mannigfaltige Thätigkeit ſowohl in Amts- und Berufsgeſchäften, als in äſthetiſchen Leiſtungen. Außer den angeführten Reiſen nach Deſſau und Berlin, und den politiſchen Steuermannskünſten, welche der einbrechende Krieg ihm abforderte, — „ſeinen Kahn zwiſchen den Orlogſchiffen nicht gequetſcht zu ſehen" —, beſchäftigten ihn nächſt den Parkanlagen auch andere Baulichkeiten am Fürſtenhauſe; und ſo iſt es begreiflich, daß er dem Umgang ſich entzog und nur etwa ſeinen entfernten Freunden dann und wann ein Lebenszeichen gab (**).

5. Aug. „Es hält jetzt ſehr ſchwer — ſchreibt er an Merck [Nr. 57, 1. Samml.], — daß ich aus mir herausgehe; an dem ruhigen Abend ſollſt Du doch ein paar Worte haben. — In meinem Thal wird's immer ſchöner, das heißt, es wird mir näher und Andern und mir genießbarer, da ich die vernachläſſigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polſtre und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunſt der lieben immer bindenden Natur zu befeſtigen und zu decken übergebe. Das herzige Spielwerk iſt ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zuſtandes wegſchwimme. Im Innerſten aber geht Alles nach Wunſch. Das Element, in dem ich ſchwebe, hat alle Aehnlichkeit mit

---

(*) Die Beſchreibung der Anlage, der Feſtivität und das Dramolet iſt aus G's. Nachlaß in die neueſte Quartausgabe aufgenommen worden, Bd. II, S. 647.

(**) „Wenn man viel Arbeit hat, wird man Egoiſt und bekümmert ſich nicht um den Nachbar." Forſter's Briefw. Bd. II, S. 383.

dem Waſſer; es zieht Jeden an und doch verſagt dem, der auch nur an die Bruſt hineinſpringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, ſo verſchwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt und daß man doch nicht unterſinkt, wenn man gleich nur mit der Naſe hervorguckt, nun ſo findet ſich im Menſchen auch Glied und Geſchick zum Froſchweſen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. — Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" ꝛc.

Merkwürdig iſt auch hier der Einblick in ſeinen Seelen- und Gemüthszuſtand, der uns mit jenem Gleichniß gegeben wird. Gerade um dieſelbe Zeit war es, wo G. die erſten Verſuche mit Schwimmen anſtellte, zuerſt im Floßgraben vor ſeinem Garten, dann in der Ilm ſelber. Er hatte es früher ſchon mit einem Korkwams verſucht, das daher als Gleichniß mehrmals in ſeinen Schriften vorkommt; nun geſchah es ohne dieſes Hülfsmittel, und G. ſcheint es ſehr weit in dieſer Kunſt gebracht zu haben. Er badete in jener Zeit überhaupt häufig, ſogar des Nachts in der Ilm, meiſt bei Mondſchein, ſelbſt in November- und Decembertagen; und trieb auch wohl allerlei Neckereien mit den bei nächtlicher Weile vorübergehenden. So — erzählte er mir — habe er einmal einen Bauer aus Oberweimar, der ſpät in der Nacht nach Hauſe zurückkehrend über das Gatter der Floßbrücke ſteigen wollen, dadurch in Furcht und Schrecken verſetzt, daß er in ſeiner weißen Geſtalt mit ſchwarzem langem Haupthaar, aus dem Waſſer auf- und niedertauchend und dabei wunderbare Töne von ſich gebend, in jenem Manne die energiſche Vorſtellung einer Ilmnixe erregte,

deren Exiſtenz dieſer ſich nun wahrſcheinlich nicht wieder habe ausreden laſſen. Vielleicht ſchreibt ſich noch von jenem Augenzeugen der in ſeinem Ort verbreitete Glaube an das mehrmalige Erſcheinen dieſes Flußgeſpenſtes her.

22. Aug. Wenige Wochen nach jener Feſtlichkeit ſehen wir G'n., wie er die verwittwete Herzogin, die unterdeſſen eine Reiſe am Rhein in Begleitung des Kunſtkenneriſchen Merck gemacht, mehrere Bildergallerien geſehen, auch in Frankfurt Goethe's Eltern beſucht hatte, alſo bei jener Namensfeier nicht zugegen geweſen war, die neuen von ihm gemachten Anlagen auf eine gleichfalls überraſchende Weiſe in Augenſchein nehmen läßt.

Möge Wieland dieſes erzählen, um ſich mit ſeiner wiedererwachenden Liebe und ſeinem auffläckerndem Enthuſiasmus bethätigen zu können.

— — „Verwichnen Sonnabend (d. 22.) fuhren wir zu Goethen, der die Herzogin anf den Abend in ſeinen Garten eingeladen hatte, um ſie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abweſenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir ſpeiſten in einer gar holden kleinen Einſiedelei, und da fand ſich, daß casu quodam der ſiebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir ſaßen, leer war. Dieß brachte in Allen einmüthig den Wunſch hervor, daß es der Deinige ſeyn möchte; und da wir denn doch nicht Enthuſiaſten genug ſind, uns einzubilden, daß Du wirklich daſitzeſt, ſo thaten wir uns, Jeder nach ſeiner Weiſe, deſtomehr mit der Erinnerung der Tage und Stunden, die wir mit Dir gelebt hatten, und mit der Hoffnung, daß Du mit der Frau Aja kommenden Winter oder Frühling zu uns kommen werdeſt, eine Güte. Goethen beſonders wurde

gar wohl ums Herz, die Herzogin ſo von Dir reden zu hören, wie Eine die den Werth der ganzen Total-Summe Deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf Deine und Frau Aja's und Freund Bölling's (*), des Kornhändlers, Geſundheit eine Flaſche Johannisberger 60er aus, und wie wir nun aufgeſtanden waren und die Thür öffneten, ſiehe, da ſtellte ſich uns, durch geheime Anſtalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer realiſirten dichteriſchen Viſion als einer Naturſcene ähnlich ſah: Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrand's Geſchmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemiſch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine Treppe der Einſiedelei herabſtiegen und zwiſchen den Felſenſtücken und Buſchwerken längſt der Ilm gegen die Brücke, die dieſen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Viſion nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandiſcher Nachtſtücke, die man ewig hätte vor ſich ſehen mögen, und die nun durch die dazwiſchen herumwandelnden Perſonen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetiſche Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe **freſſen** mögen!" 2c.

Bemerkenswerth iſt auch hier, außer der Neuheit des ganzen Schauſpiels, das recht à propos deſſelben. Denn Tags zuvor hatte die Geſellſchaft eine Dispüte über Rembrand gehabt, worin die Herzogin mit Sinn und Eifer

(*) Ein gemeinſchaftlicher Freund Goethe's, Wieland's und Merck's, von dem auch in den Briefen an und von Merck öfters die Rede iſt.

jenen Liebling Merck's gegen die Sophiſtereien Wieland's und Einſiedel's vertheidigte. Nun konnte wohl auf keine feinere und zugleich überzeugendere Weiſe die Partie der Herzogin genommen werden, als daß in Natur und Wirklichkeit ein Effect nachgewieſen wurde, den man vielleicht für Manier und Idioſynkraſie des Künſtlers ausgeben wollen.

Wie vergnügt die Herzogin mit dieſem Beweis von G's. Aufmerkſamkeit geweſen, bezeugen ihre eigenhändigen Worte an deſſen Mutter:

29. Aug. — — „Die letztverfloſſene Woche (*) hat der Herr Doctor Wolf mir ein Souper im Stern gegeben, wo die neuen Anlagen gemacht ſind, welche gar lieblich und herrlich ſind. Nach dem Abendeſſen war eine kleine Illumination ganz in dem Rembrand'ſchen Geſchmack veranſtaltet, wo Nichts als Licht und Schatten wirkte. Wieland, Einſiedel, die Stein und Thusnelda genoſſen es mit. Es war ein vergnügter guter Abend für uns. Für mein Theil hätte wohl gewünſcht, daß Frau Aja mit dageweſen wäre, es wäre gewiß nach ihrem Geſchmack geweſen ꝛc."

Auch ſchickte die Herzogin Amalie an Merck eigenhändige Zeichnungen von der neuen Anlage im Stern, „die unſer Freund Goethe daſelbſt gemacht hat."

Nun iſt auch der 28. Auguſt herbeigekommen, für G. immer ein Tag der Sammlung, des Ueberblicks über ſein bisheriges Leben, und ſo hat er diesmal „ein wunderſames

---

(*) Laut Wieland's Brief an Merck Nr. 67. vom 27. Auguſt 1778. in der 2. Sammlung war es Sonnabends den 22. Auguſt 1778.

Gefühl am Eintritt ſeines dreißigſten Jahres in der Veränderung mancher Geſichtspunkte.“

Die Beſchäftigung mit dem Bauweſen hatte ihn, bei Unterſuchung des abgebrannten Schloſſes, auf eine Entdeckung geführt, die er für die bildende Kunſt auszubeuten ſuchte. Es fanden ſich nämlich an demſelben Quadraturen an Portalen von einer beſondern Steinart, deren Bruch ſeit 100 Jahren wohl Niemand benutzt hatte. Dieſer wurde wieder aufgerührt. Der Stein läßt ſich mit der höchſten Delicateſſe arbeiten zu Allem, was man will. Er iſt ſehr hart, läßt ſich aber leicht ſchaben und raspeln, hat keine Klüfte, nimmt kein Waſſer an und ſeine Farbe iſt das ſchöne Grau, nicht blau und nicht gelblich, dem man ſo ängſtlich nachläuft und ſo ſelten findet. Es iſt ein Waldſtein, die Mittelſorte zwiſchen dem gemeinen und dem Marmor. G. erwähnt deſſelben auch gegen Lavater [Nr. 19., S. 63. bei Hirzel] und Wieland gegen Merck [Nr. 113. S. 252., 1. Sammlung.]

Aus dieſer Steinart ließ er mehrere Büſten von dem geſchickten Hofbildhauer Klauer verfertigen. Nachdem mit der Goethe'ſchen ein glücklicher Anfang gemacht worden, kamen auch andere daran: Herder, Wieland, ſpäterhin Oeſer, zuletzt auch Villoiſon(*). Die Arbeit gefiel ſo ſehr, daß jene erſten drei Büſten, Goethe, Herder und Wieland auch für Petersburg beſtellt wurden vom Grafen Golowkin.

So war denn nach verſchiedenen Bauten im Park, am

(*) Mit Ausnahme der Wieland'ſchen befinden ſich jene Büſten noch jetzt auf der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

Landſchaftshauſe, am alten Schloſſe und ſonſt, der October und in ihm die Zeit des Geburtstags der Herzogin Mutter herangekommen. Der 24. ſollte mit einer reichen dramatiſchen Vorſtellung gefeiert werden, G's. neu eröffnetes Puppenſpiel mit dem Jahrmarkt zu Plunderswei-len war dazu auserſehen und der Schauplatz in Ettersburg. Der Conzertmeiſter Kranz, und Kraus als Decorateur, hatten drei Wochen lang alle Hände voll zu thun und waren faſt beſtändig in Ettersburg; Goethe kam dann und wann darnach zu ſehen und das Werk in Gang zu bringen; die Herzogin aber lebte und webte in den Anſtalten und war, wie Wieland ſich ausdrückt, darin „von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften." Er durfte Nichts davon ſehen, bis Alles fertig wäre: das ſey bei dergleichen Anläſſen immer ihr eigener Spaß, den ſie ſich mache und wozu er ſich de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt ſpielte mit. So kam der 20. heran und es wurde zuerſt der Médecin malgré lui und darauf der Jahrmarkt von Plundersweilen als Nachſpiel gegeben.

Die Herzogin verfehlte nicht, ſogleich an Goethe's Mutter vorläufige Nachricht davon zu geben, mit Berufung auf eine ausführlichere Beſchreibung durch die Hand des Fräulein von Göchhauſen.

„Thusnelde wird Ihnen die ganze Beſchreibung von der fête, die ich hier gegeben habe, machen. Unſer Freund Wolf hat die Freundſchaft für mich gehabt, Alles ſelber zu ordnen. Der Jahrmarkt von Plundersweilen iſt herrlich gegangen. Ihr Sohn ſchickt Ihnen die Abſchrift, wie es hier geſpielt worden iſt. Das Gemälde vom Bänkelſänger

hat Wolf, Kraus und ich gemalt. Die Muſik von den Liedern laß ich auf das Clavier ſetzen, und ſobald ſie fertig ſind, ſollen Sie ſie auch haben."

Die Beſchreibung, welche das Fräulein an Goethe's Mutter machte, iſt ſo originell und für den damals herrſchenden Ton zu characteriſtiſch, als daß ſie nicht verdiente, in extenso mitgetheilt und der Welt bekannt zu werden, die von dem Leben jener Zeit ſich ſchwerlich einen Begriff machen kann. 20. Oct.

„Alſo am 20. October dieſes mit Gott hinſchleichenden Jahres trug ſich zu, daß auf dem hieſigen neuerbauten Ettersburgiſchen Theater der **Médecin malgré lui**, von Einſiedel überſetzt, und das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilen zu großem gaudium aller vornehmen und geringen Zuſchauer hier aufgeführt wurde."

„Drei Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und unſere Fürſtin, Dr. Wolf, Kraus u. ſ. w. purzelten immer über einander her, ob der großen Arbeit und Fleißes. Die ſpielenden Perſonen im Médecin waren: Einſiedel als Sganarell; Aennchen Müller ſeine Frau; der Kammerherr von Seckendorf Geronte; Herr Seidler Leander; Mlle. Schröder Lucinde; Mlle. Probſt die Amme; Hr. Wolf Goethe Lucas; der Herzog Valère; Profeſſor Muſäus als Robert. Das Stück ging ſehr gut und Baron Einſiedel beſonders ſpielte ſehr fein, wie auch Dr. Wolf ſeinen Lucas in Bauerntracht herrlich gut."

„Zum Nachſpiel erſchien nun das geprieſene Jahrmarktsfeſt. Der Doctor ſagte, er hätt's Ihnen ſchon geſchickt. Das Bänkelſänger-Gemälde, weil es von Ken-

nern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunſtkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt ſind, wird Ihnen in einer Copie, ins Kleine gebracht, nebſt der Romanze auch zugeſchickt. Dr. Wolf ſpielte alle ſeine Rollen über alle Maßen trefflich und gut; hatte auch Sorge getragen, ſich mächtiglich, beſonders als Marktſchreier, herauszuputzen. O hätten Sie unſere Wünſche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können!"

„Unter den Zuſchauern befand ſich die Erbprinzeſſin von Braunſchweig, die einige Tage zuvor angekommen war und große Freude an unſerem Gaukelſpiel bezeugte."

„Nach der Comödie wurde ein großes Banket gegeben, nach welchem ſich die hohen Herrſchaften ſämmtlich (außer unſre Herzogin) empfahlen, uns Comödianten-Pack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war luſtig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu ſagen, ſo kann ich nicht umhin, mit aller Beſcheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenſpiel überaus zierlich vorgetragen habe ꝛc."

Goethe hatte übrigens noch Manches in ſeinen Rollen hinzugeſetzt, oder vielmehr im nachherigen Druck weggelaſſen, was damals der Augenblick theils forderte, theils ertrug. Und ſowie er in den Rollen die Er in ſeinen Stücken ſelbſt ſpielte, wie es ihm der augenblickliche Humor eingab, extemporirte: ſo hielt er ſich auch ſpäterhin bei Aufführung ſeiner Stücke nicht genau an das einmal Daſtehende, ſondern veränderte, warf heraus, ſchob ein, und brachte noch dieſe oder jene Umgeſtaltung bei der erſten oder zweiten Vorſtellung

an, wie es z. B. bei der Aufführung ſeines 1804 umgearbeiteten Götz geſchah, und auch bei andern Stücken geſchehen ſeyn würde, wenn er theils Zeit, theils Luſt und Humor genug gehabt oder behalten hätte, dieſe Verbeſſerungen vorzunehmen. Er beabſichtigte ſie ſelbſt bei der Iphigenie, der natürlichen Tochter, dem Bürgergeneral, dem „Was wir bringen" und anderen, um ſie theils gedrängter, theils reicher und in beiden Fällen theatraliſcher zu machen. Er ſah keins ſeiner Stücke für ſo in ſich abgeſchloſſen und vollendet an, daß er Nichts dazu- oder davonzuthun gewußt hätte (*). Indeſſen hielt ihn doch meiſt das alte manum de tabula davon ab, und die Furcht, etwas daran zu verderben; worin er auch nicht Unrecht hatte.

Das Jahr, ſcheint es, ſollte nicht ganz ſo vergnüglich enden, wie es angefangen und ſich im Laufe erwieſen hatte, ſey es nun, daß G. wieder den ſchlimmen Einfluß der beiden letzten Monate des Jahres fühlte, der ihn faſt immer deprimirte, ſey es, daß die Geſellſchaft oder Amtsverhältniſſe, oder auch der Antheil, den er an gewiſſen Perſonen mehr als an andern zu nehmen genöthigt war, ihn hypochondriſch ſtimmten: genug, wir finden ihn gegen Ende des Monats mit Beſorgniſſen für einen Amtsgehülfen erfüllt, auch von Knebel's Hypochondrie, wie es ſcheint, afficirt. Nichts deſto

(*) „Die Sicherheit und Feſtigkeit der Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Beſſere mag immer die Anzeige eines großen Künſtlers ſeyn, anſtatt daß ein Geringerer entweder Alles oder Nichts von ſeinem erſten Entwurf beibehält." [G. an Knebel d. 21. April 1783.] Nach dieſer Maxime prüfe man G's. eigene Werke, und man wird ihre Beweglichkeit ins Beſſere ſowohl bei Iphigenia und Taſſo, als in den Singſpielen Erwin und Elmire und Claudine ꝛc. wahrnehmen.

weniger ſchreibt er im Anfang des Decembers einige Scenen am Egmont, z. B. die zwiſchen Alba und ſeinem Sohn, und den Monolog Alba's, iſt aber doch „zugefroren gegen alle Menſchen", und in der Geſellſchaft „ärgert ihn Alles an den Menſchen;" auch hat er zu Nichts Luſt." Indeß wirft er ſich in das Studium der Baukunſt, zu der er viel Liebe fühlt und zeichnet nach Blondel, an den Moulures; dann nach und nach die verſchiedenen Säulenordnungen, nur daß er wünſcht, die Aufmerkſamkeit möchte dauern; und hat im Geſchäftsgange „das leidige Gefühl der Adiaphorie ſovieler wichtig ſeyn ſollender Sachen."

15.—30. Dec. „Dieſe letzte Zeit (vom 15.—30. December) meiſtentheils ſehr ſtill in mir. Architectur gezeichnet, um noch abgezogener zu werden. Leidlich reine Vorſtellung von vielen Verhältniſſen."

Der Schluß des Monats giebt noch einige aufklärende Bemerkungen in Bezug auf den Herzog, auf Knebel, auf die Geſellſchaft überhaupt.

„Der Herzog — heißt es im Tagebuche — immer ſich entwickelnd, und wenn ſich's bei ihm wirklich aufſchließt, kracht's (*), und das nehmen die Leute immer übel auf. Im Ganzen wird ſpät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern ſeyn, die der Ennui unter den Menſchen hier erhält (**). Es wachſen täglich neue Beſchwerden und niemals mehr, als wenn man Eine glaubt gehoben zu haben."

(*) Vergleiche das Gedicht Bd. I. S. 74.

(**) Von dieſem Ennui redet auch der Herzog in den Briefen an Knebel Nr. 5. 18. 22.; vgl. Fräul. v. Göchhauſen Br. an Merck Nr. 87. S. 199. Nicht minder Herder und Wieland.

„Geſpräch mit ihm über Ordnung, Polizei und Geſetze. Verſchiedene Vorſtellungen. Meine darf ich nicht mit Worten ausdrücken, ſie wäre leicht mißverſtanden und dann gefährlich. Indem man unverbeſſerliche Uebel an Menſchen und Umſtänden verbeſſern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr (*); anſtatt daß man dieſe Mängel annehmen ſollte, gleichſam als Grundſtoff, und nachher ſuchen dieſe zu contrebalanciren. Das ſchönſte Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann!" —

„Knebel iſt gut, aber ſchwankend und zu geſpannt, bei Faulenzerei und Wollen ohne etwas anzugreifen." — Ein wahrhaftes Wort, das durch die Briefe des Herzogs und Herder's an denſelben vollkommen beſtätigt wird.

„Mit Knebel'n über die Schiefheiten der Societät. Er kam darauf, mir zu erzählen, wie meine Situation ſich von außen ausnähme. Es war ſehr wohl geſagt von außen. Wenn man mit Einem lebt, ſoll man mit Allen leben (**), Einen hört, ſoll man Alle hören (***). Für ſich

---

(*) Nach der alten bewährten Maxime: Nunquam tentabis ut non perficias. Auch ſchon Tiberius rieth: Omittere potius praevalida et adulta vitia quam hoc adsequi ut palam fieret quibus flagitiis impares essemus; Tacitus Annal. III, 53.

Desgl. Bacchae bacchanti si velis adversarier
Ex insana insaniorem facies, Plautus Amphitr.
und irritaturque retenta Et crescit rabies
moderaminaque ipsa nocebunt; Ovid. Metam.

(**) „Man kann nicht für Jedermann leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte"; [XLIX, S. 66.] oder wie er anderswo es ausdrückt: „Man mag nicht mit Jedem leben, und ſo kann man auch nicht für Jeden leben." [Zur Naturw. u. Morphol. 1. Bd. 4. Heft, S. 360.]

(***) Vergl. Bd. IV, 335; it. XLIX, 61.

allein iſt man wohl rein, ein Anderer verrückt uns die Vorſtellung durch ſeine; hört man den Dritten, ſo kommt man durch die Parallaxe wieder aufs erſte wahre zurück."

„Gutheit von S..., und Warnung ſolcher Menſchen gut, aber nur ſelten. Oefters ziehen ſie einen in ihre enge arme Vorſtellung. Jedes Menſchen Gedanken und Sinnesart haben etwas Magiſches."

„Ich bin nicht zu dieſer Welt gemacht. Wie man aus ſeinem Hauſe tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatſche und ſolche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. — Viel Arbeit in mir ſelbſt, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Weſen zwiſchen den Augenknochen ſich zuſammenzudrängen ſcheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorſtehende neue Ekelverhältniſſe durch die Kriegscommiſſion. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch."

1 7 7 9.

Die am Schluß des Jahres als bevorſtehend angekündigten eben nicht angenehmen Verhältniſſe der Kriegscommiſſion treten nun mit dem 5. Januar des neuen Jahres ein. Indem er ſich über das Geſchäft in der Stille bearbeitet und ſeine Tauglichkeit dazu erforſcht, geſteht er: „immer bilde er ſich ein, es ſey beſſer, wenn einer menſchlichere Leidenſchaften hätte. Er ſey zu abgezogen, um die rechten Verhältniſſe, die meiſt Lumperei und Armuth des Geiſtes und Beutels ſind, zu finden und zu benutzen. Doch müſſe es gehen, da er viel klärer ſey und ſehr vorſichtig, oft zu mißtrauiſch, das aber nicht ſchade.“ — Die Commiſſion wird übernommen und die erſte Seſſion am 13. Januar findet ihn feſt und ruhig in ſeinem Sinne und ſcharf. Er hatte allein dieſes Geſchäft die Tage her vorgenommen, ſich — nach ſeinem Ausdruck — darin gebadet und war voll guter Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. „Der Druck der Geſchäfte — ſetzt er hinzu — iſt ſehr ſchön der Seele; wenn ſie entladen iſt, ſpielt ſie freier und genießt des Lebens. Elender iſt Nichts als der behagliche Menſch ohne Arbeit, das Schönſte der Gaben wird ihm ekel.“ (*)

(*) Generosos animos labor nutrit; Seneca.

„Die Schwierigkeit ſey nur, irdiſche Maſchinen in Gang zu ſetzen und darin zu erhalten. Lehrbuch und Geſchichte ſeyen lächerlich dem Handelnden; aber auch kein ſtolzer Gebet als um Weisheit: denn dieſe haben die Götter einfürallemal den Menſchen verſagt. Klugheit theilen ſie aus, dem Stier nach ſeinen Hörnern, der Katze nach ihren Klauen, ſie haben alle Geſchöpfe bewaffnet." —

Wie es nun bei Antritt und Uebernahme eines neuen Geſchäfts, Amts oder dergl. niemals an Intereſſenten fehlt, die es für Pflicht oder gute Gelegenheit halten, mit ihrem Rath Wiſſen und Meinen dem Neuling beizuſtehen: ſo muß es auch Goethen, bei dem Verſuch ſich vorläufig von Allem zu unterrichten, und ſowohl mit dem Officier-Corps als mit ſeinen Subalternen zu benehmen, nicht an ſolchen Rathgebern und Einſprechern gefehlt haben, wie zu erſehen iſt aus folgender aphoriſtiſchen Bemerkung:

„So ſchwer iſt der Punkt, wenn einem ein Dritter etwas räth oder einen Mangel entdeckt und die Mittel anzeigt, wodurch dieſer gehoben werden könne, weil ſo oft der Eigennutz der Menſchen ins Spiel kommt, die nur neue Etats machen wollen, um bei der Gelegenheit ſich und den Ihrigen eine Zulage zu verſchaffen; neue Einrichtungen, um ſich's bequemer zu machen, Leute in Verſorgung zu ſchieben ꝛc. Durch dieſe wiederholten Erfahrungen wird man ſo mißtrauiſch, daß man ſich zuletzt ſcheut, den Staub abwiſchen zu laſſen. In keine Läſſigkeit und Unthätigkeit zu fallen, iſt deswegen ſchwer."

In dieſen Betrachtungen geräth er zuerſt auf die militäriſchen Macaroni's, wie er es treffend benennt, und

bemerkt: daß man noch immer an der Form ſtill ſtehe, eine falſche Anwendung auf ſeinen Zuſtand von dem mache, was man bei Andern gut und groß finde, und Verblendung habe am äußerlichen Uebertünchen. Er habe ebenden Fehler beim Bauweſen gemacht; die Kriegscommiſſion werde er gut verſehen, weil er bei dieſem Geſchäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen, nur das, was daiſt, recht kennen und ordentlich haben wolle. So ſey es auch mit dem Wegbau." Mit beiden Commiſſionen war er gleichzeitig beauftragt worden, ein Umſtand den man wiſſen muß, ſchon um einen der höhnend gehäſſigen Witze Herder's, wie er ſie bereits im Anfang ſeiner Bekanntſchaft mit G. ſich erlaubt hatte [Bd. XXV, 304. f.] zu verſtehen, wenn er Goethen einen „Pontifex maximus, zu deutſch: oberſten Wegaufſeher und Straßenkehrer" nennt (*).

So ſind denn außer der Aktenkramerei, Durchſtörung der unordentlichen Repoſitur, worin es durch ihn erſt anfängt, heller zu werden, fatalen Nachbarverhältniſſen durch Beunruhigung des Amts Großen-Rudſtädt von den Preußen, auch noch Auslеſung der Militärpflichtigen und Wegbeſichtigung die nächſten Geſchäfte, worüber die drei erſten Monate des Jahres hingehen. Dennoch weiß er ſich nicht nur im Geſchäft aufrecht zu erhalten und bei allen Verhältniſſen feſt und ruhig zu ſeyn; noch mehr, er bewährt ſeine eben mitgetheilte Bemerkung über den Druck der Geſchäfte auf die Seele, daß ſie, davon entladen, freier ſpiele und des Lebens genieße, durch ſein eigenes Beiſpiel.

(*) Brief an Knebel Nr. 57.

Denn während und inmitten dieſer Störungen, beſonders
14. Fbr. - 28. März. vom 14. Febr. bis 28. März, wo er am Tage die Straßen des Herzogthums beſichtigt, in Begleitung des Artillerie-Hauptmanns Jean Antoine de Caſtrop, in den Amtshäuſern die junge Mannſchaft zum Kriegsdienſt auslieſt, des Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortſchaften raſtet, arbeitet er an ſeiner Iphigenia, die zwar früher ſchon — vielleicht 1776 — erfunden, doch erſt jetzt in der kurzen Zeit concipirt (*), dictirt, vollendet, abgeſchrieben, vorgeleſen, und am 6. April zum erſten Mal aufgeführt wird.

Wie guten Humors er die ganze Zeit über geweſen, beweiſt zuförderſt ein Brief an Knebel, dem er die Rolle des Königs Thoas zugedacht hatte:

„Ehrlicher alter Herr König! ich muß Dir geſtehen, daß ich als ambulirender poeta ſehr geſchunden bin, und hätte ich die paar ſchönen Tage [den 3. 4. 5. März] in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen (**) nicht gehabt, ſo wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier (Apolda) ſehe ich keine gute Hoffnung, vielleicht in Alſtädt. Doch ſind die guten Geiſter oft zu Hauſe, wo man ſie nicht vermuthet. Hier (Apolda) machen mich den ganzen Abend ein paar Hunde toll, die ich mit Befehl und

(*) Gewöhnlich mußte er erſt etwas im Sinne beiſammen haben, ehe er zur Ausführung ſchritt. [XXVI, 299.] So konnte er lange ein Gedicht, ein Drama, mit ſich herumtragen, und wie der Dichter Maternus ſagen: Hanc tragoediam disposui jam et intra me ipse formavi, oder wie Menander: „das Stück ſey fertig, er müſſe nur noch die Verſe dazu machen."

(**) Die Anmuth deſſelben, nach funfzig Jahren erneut und geſteigert, ſchildert G. bei ſeinem letzten Aufenthalt daſelbſt, in dem ſchönen Briefe an Zelter Nr. 604., den 10. Juli 1828.

Trinkgeldern nicht ſtillen kann(*). Laß etwas von Dir hören. Montags (den 8.) bin ich in Buttſtädt. Sag es der Stein, vielleicht giebt ſie was mit; dahin ſchicke mir einen Boten, mit irgend einer Narrensposſe, daß meine Seele ergötzt werde. Dafür bring ich Euch auch was mit, daß der König und die Königin ſagen ſollen, mein liebes Löwchen, brülle noch einmal!" (**).

Die Hoffnung auf Alſtädt täuſchte G'n. nicht; er war ſo glücklich, dort die drei erſten Acte zuſammenzuarbeiten. Der vierte ward erſt, nachdem G. ſchon wieder in Weimar geweſen, und die drei erſten bereits vorgeleſen, den 19. März auf dem Schwalbenſtein bei Ilmenau geſchrieben und das Ganze den 28. geendigt (***). 19. März.

Bei und nach ſo glücklich vollbrachten Arbeiten kann man denken, daß die Stimmung ſeines Gemüthes heiter und froh geweſen ſeyn werde.

„War dieſe Zeit her wie das Waſſer klar, rein, fröhlich" — merkt er ſelbſt in ſein Tagebuch an. Dieſe Stimmung kam auch den Kindern zu gut. Er gab ihnen das um Oſtern gewohnte Eierfeſt diesmal im welſchen Garten.

Am 6. April wurde Iphigenie zum erſtenmal geſpielt, und er hatte die Autorfreude, „eine gar gute Wirkung 6. Apr.

(*) Vergl. oben im erſten Bande S. 26.

(**) Damals ſehr beliebte Anſpielung auf die Stelle in Shakſpeare's Sommernachtstraum.

(***) Eine dort angebrachte Inſchrift, die G. mir eines Tages mittheilte, beſagt dieſes ebenfalls: „Schwalbenſtein bei Ilmenau. Sereno die, quietâ mente, ſchrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Act meiner Iphigenia an einem Tage."

derſelben beſonders auf **reine** Menſchen“ wahrzunehmen. Der Nachklang des Stücks dauerte noch einige Tage und gab ihm Anlaß zu der Bemerkung: „man thue Unrecht an dem Empfindens- und Erkennens-Vermögen der Menſchen zu zweifeln; da könne man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen müſſe man nicht hoffen.“

12. Apr. Den 12. April wurde Iphigenia wiederholt und nun flattert die Kunde davon in alle Welt. Zuerſt ſchreibt Fräulein von Göchhauſen an ſeine Mutter:

„Daß der Herr Doctor ſeiner Schuldigkeit gemäß ſeine treffliche Iphigenie wird überſchickt haben, oder noch zuſchickt, hoffe ich gewiß. Ich will mich alles Geſchwätzes darüber enthalten, und nur ſoviel ſagen, daß er ſeinen Oreſt meiſterhaft geſpielt habe. Sein Kleid, ſowie des Pylades ſeines, war griechiſch, und ich hab' ihn in meinem Leben nicht ſo ſchön geſehen. Ueberhaupt wurde das ganze Stück ſo gut geſpielt, daß König und Königin hätte ſagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal. Heute wird's wieder aufgeführt.“

Hierauf ſchreibt die Herzogin Amalie an ſeine Mutter: „Der dritte Feiertag (6. April) iſt glücklich vorbeigegangen, wovon Thusnelde Ihnen Beſchreibung gemacht hat. Kurz darauf (den 12.) iſt es wiederholt worden und mit dem nämlichen Beifall. Ich denke, daß er Ihnen das ganze Stück ſchicken wird und da werden Sie ſelbſt erſehen, wie ſchön und vortrefflich es iſt, und wie ſehr ſeiner würdig ꝛc.“

Nun kommt auch Wieland nach und ſchreibt an Merck:

„Goethe wird Dir wohlmachen; er hat wieder was gar Köſtliches producirt und iſt überhaupt gar lieb und gut ſeit einiger Zeit. Der Friede macht ihm eben auch wieder Luft ums Herz — denn wir waren hier in einer garſtigen Lage (*).“

Vom ſchönen Wetter begünſtigt fehlte es auch nicht an Vergnügungen im Freien, da auch die Herzogin Louiſe, nach ihrer glücklichen Entbindung und Kirchfahrt, wiederum Theil daran nehmen kann, nicht an Luſtfahrten nach Kahla, Dornburg, Jena, wo der Herzog die ſämmtlichen Profeſſoren zur Tafel lädt. Alles iſt guten Humors, ſelbſt Herder. Die Herzogin Amalie bezieht auch wieder ihr geliebtes Ettersburg, und ſo wird hier am 20. Mai zum erſtenmal Goethe's Schäferſpiel: „die Launen des Verliebten“, aufgeführt.

„Wir ſind nun wieder ſeit 8 Tagen mit Sack und Pack in unſerem lieben Ettersburg — ſchreibt Fräulein v. Göchhauſen an G's. Mutter. — Es iſt doch, das weiß Gott! ein ſchönes Leben ſo in Wald, Berg und Thal! Unſere beſte Herzogin iſt hier auch wohl und vergnügt. Gott erhalte ſie dabei, ſie verdient's ſo ſehr! Geſtern (d. 20. Mai) 20. Mai. hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferſpiel, die Launen des Verliebten, hier aufgeführt, das er ſagt in ſeinem 18. Jahr gemacht zu haben, und nur wenig Verän-

(*) Er zielt auf die Quetſche, in die der „Weimariſche Kahn zwiſchen den großen Orlogſchiffen“ gerieth: die Beunruhigung des Amts Großen-Rudſtädt durch die Preußiſchen Huſaren — Exceſſe, derentwegen der General von Möllendorf ſich zu entſchuldigen noch im Jahr 1785 für nöthig fand, in einem Brief an den Herzog. S. deſſen Brief an Knebel Nr. 20.

derung dazu gethan. Es beſtand nur aus vier Perſonen, welche der Doctor, Einſiedel, das Fräulein von Wöllwarth und Mlle. Schröder vorſtellten. Es iſt von Einem Act mit einigen Arien, welche der Kammerherr v. Seckendorf componirt hat. Es wurde recht ſehr gut geſpielt, und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge."

„Jetzt leben wir in beſtändiger Erwartung unſeres Merck. Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir ſeiner; und wenn es regnet oder der Wind ein bischen ſtärker bläſ't, ſollten Sie das Lamento hören! „Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird ihm auf ſeinem Fuchs das Reiten ſauer machen!" und ſcheint die Sonne, ſo freut ſie jetzt doppelt ſeinetwegen. So geht's den ganzen Tag. Käm' er doch nur recht bald! Der Doctor reitet ihm bis Erfurt entgegen."

29. Mai. Es war der 29. Mai, als G. ihm nach Erfurt entgegen ritt. Am 30. kam Merck an, ſie waren zuſammen beim Stadthalter, und es wurde, wie ſich denken läßt, „viel geſchwätzt."

Am 31. früh auf der Hottelſtädter Ecke empfangen von der Herzogin, dem Herzog, Wieland, Einſiedel ꝛc. blieben ſie den Tag in Ettersburg und kehrten Abends nach Weimar zurück.

Am 3. Juni ward der Jahrmarkt von Plundersweilen in Ettersburg gegeben; am 17. der Médecin mal-
12. Juli. gré lui und Proſerpina; und den 12. Juli — den Tag vor Merck's Abreiſe — Iphigenia. „Dem Herzog hatte es Vergnügen gemacht, die Rolle des Pylades zu lernen."

Wenn es jemals zwiſchen Merck und Goethen zu Erklärungen über des Letztern Treiben und Weſen in Wei-

mar gekommen ſeyn ſollte, ſo könnte es nur jetzt geſchehen ſeyn, wo Merck ihn zuerſt an Ort und Stelle beobachten, und als ein Mann ſeiner Art nur nach Thatſachen beurtheilen mochte. Am wenigſten aber können ſeine Admonitionen von der rauhen, ja rohen Art geweſen ſeyn, wie ſie der Falkiſche Spiritus nach ſeiner Art hinſchnaubt.

G's. Geſtändniſſe, der vor Allem gegen ſich ſelbſt aufrichtig und wahr zu ſeyn liebte, lauten ganz anders. „Merck's Wirkung auf mich: daß er das Alles friſch ſah, was ich längſt in Rechnungsausgabe verſchrieben habe.“ Und nach deſſen Abreiſe: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir Nichts verſchoben, nur wenige dürre Schalen abgeſtreift und im alten Guten mich befeſtigt, durch Erinnerung des Vergangenen und ſeine Vorſtellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Menſch iſt, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders ſieht, wie ich, von anderem Standort; ſo giebt das ſchöne Gewißheit. — Auch dünkt mich, ſey mein Stand mit Cronen (Corona Schröder) feſter und beſſer. Aber auch, außer dem Herzog, iſt Niemand im Werden, die Andern ſind fertig wie Dreſſlerpuppen, wo höchſtens noch der Anſtrich fehlt.“

Während dieſes anhaltenden Beſuchs war G. keinesweges in ſeinen Amtsgeſchäften müſſig geblieben. Er hatte viel Aktenkrämerei, dabei Gedanken über wichtige Veränderungen, zumal in Steuerſachen, und ſetzte ſeine Hoffnung auf den von Merck (*) recommandirten Land-Commiſſarius

(*) S. Briefe an Merck Nr. 120, S. 264.; Nr. 121, S. 270.

Bätty, der ihm von dem Zuſtande der Kammergüter Nachrichten gab, die mit ſeinen Vorſtellungen ziemlich zuſammentrafen, um viele Ideen bei ihm aufzuklären.

Ein dunkler Plan der Reducirung des Militärs ſchwebte ihm auch vor. Er freute ſich über des Herzogs Wachſen in der Vorſtellung der Dinge, ſeinem Intereſſe an den Sachen und wahrer Erkenntniß. „Er ſey bald über die große Criſis hinweg, und gebe ihm ſchöne Hoffnung, daß er auch auf dieſen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebene wandeln werde.“

Die Einwirkung dieſes landwirthſchaftskundigen Mannes auf G. muß groß geweſen ſeyn, denn die Unterredung mit ihm veranlaßt ihn nicht nur zu dem Wunſche: „Will's Gott, daß mir Acker und Wieſe noch werden, und ich für dieſen ſimpelſten Erwerb der Menſchen Sinn kriege;“ ſondern auch zu ganz eigenen „Gedanken über den Inſtinkt zu irgend einer Sache.“ —

„Jedes Werk, was der Menſch treibt, hat, möcht' ich ſagen, einen Geruch. Wie im groben Sinne der Reuter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden: ſo iſt's auch im Feineren. Die Materie, woraus einer formt, die Werkzeuge, die einer braucht, die Glieder, die er dazu anſtrengt, das Alles zuſammen giebt eine gewiſſe Häuslichkeit und Ehſtand dem Künſtler mit ſeinem Element. Dieſe Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewißheit und Sicherheit, womit er ſie rührt, mag den Meiſter anzeigen in jeder Art. Er geht, wenn er bemerken ſoll, gerad auf das los, wie Bätty auf einem Landgut; er träumt nicht, wie unſer einer ehemals um bildende Kunſt. Wenn er handeln ſoll, greift er gerade das

an was jetzt nöthig iſt. Gar ſchön iſt der Feldbau, weil Alles ſo rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache, und Glück und Unglück die primas vias der Menſchheit trifft. Aber ich ſpüre zum Voraus, es iſt auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeſchriebenen Weg abgehen, mein Daſeyn iſt einmal nicht einfach; nur wünſche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche(*) verſiegen möge, mir aber ſchöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen. Man beneidet jeden Menſchen, den man auf ſeine Töpferſcheibe gebannt ſieht, wenn vor Einem unter ſeinen Händen bald ein Krug, bald eine Schaale, nach ſeinem Willen hervorkommt. Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin beſonders zu Rathe gehen muß und Niemanden anhören darf."

Dies iſt der geheime Knoten, in den G. ſpäter ſein Talent und ſein Geſchäft zuſammenzuknüpfen wußte, wie er an Knebeln ſchreibt.

Indem G. ſo, theils mit den Relationen Bätty's, theils mit den Kriegscommiſſions-Repoſituren beſchäftigt, theils in mancherlei Gedanken, Planen, Eintheilung der Zeit für die nächſten Wochen ſie mit wenigem geſelligen Genuß verlebte, ereignete ſich wieder einmal eines von den früher ſo oſt vorgekommenen Brandunglücken.

„In der Nacht zum 25. Juli 1779 entſtand ein gewaltſames Feuer zu Apolda. Erſt früh erfuhr ich's, eilte hin 25. Juli.

(*) G. geſteht ſich hier das Anmaßliche ſeiner, wie aller Jugend, und wiederholt das Geſtändniß im Alter. Bd. III. 248.

und ward den ganzen Tag gebraten und geſotten. Der Herzog war auswärts in Bendeleben und Erfurt. Nun verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit zum Theil mit. So geht das Leben durch bis ans Ende, ſo werden es Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Waſſer den Kopf oben habe; doch erwart' ich ſittſam noch ſtarke Prüfungen, vielleicht binnen vier Wochen. Meine Ideen über Feuerordnung wieder beſtätigt, über hieſige beſonders, wo man doch nur das Spiel, wie in Allem, mit den Karten ſpielt, die man in dieſem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben (*). Die Augen brennen mich noch von der Glut und dem Rauch, und die Fußſohlen ſchmerzen mich."

„Das Elend wird mir nach und nach ſo proſaiſch, wie ein Caminfeuer (**); aber ich laſſe doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel und ſollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Menſch, was ich thue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich Euch, nicht zu lachen, zuſchauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beiſtehen."

Um dieſe Zeit befand ſich auch der Maler Rath May in Weimar und hatte bereits „eine Menge Angeſichter" dar-

(*) „Ich mache Feuer-Anſtalten, gute und ſchlechte, durcheinander," ſchreibt der Herzog an Knebel Nr. 6., den 27. Juli 1780.

(**) Aehnlich ſagt der Herzog: „Man wird mit dem Elende ſo bekannt, daß man es ſich alle Tage erwartet, wie bei Hofe 10 Schüſſeln." Brief an Merck Nr. 103., S. 234. 2. Sammlung.

geſtellt. Auch G. hatte verſprochen, ſich für die Herzogin von Würtemberg, die ſowohl ſein, als Wieland's Porträt, wünſchte, malen zu laſſen; es geſchah am 26. Juli und Göthe bat Wielanden, ihm dabei ſeinen Oberon vorzuleſen. Dieſer that's zur Hälfte, d. h. ſo weit er damals fertig war (*). Beide Dichter waren von einander contentirt, das bezeugen ſowohl Wieland's Nachrichten an Merck, als G's. Privaturtheil. 26. Juli.

„Mit Goethen habe ich vergangene Woche ein paar gute Tage gehabt. Er und ich haben uns entſchließen müſſen, dem Rath May zu ſitzen, der uns ex voto der Herzogin von Würtemberg für Ihro Durchlaucht malen ſoll. Goethe ſaß Vormittags und Nachmittags, und bat mich, weil Serenissimus absens war (in Erfurt), ihm bei dieſer leidigen Seſſion Geſellſchaft zu leiſten und zur Unterhaltung der Geiſter den Oberon vorzuleſen. Zum Glück mußte ſichs treffen, daß der faſt immer wüthige Menſch dieſen Tag gerade in ſeiner beſten, receptivſten Laune und ſo amüſable war, wie ein Mädchen von ſechszehn. Tag meines Lebens hab' ich Niemand über das Werk eines Andern ſo vergnügt geſehen, als er es mit dem Oberon durchaus, ſonderlich mit dem 5. Geſang war, worin Hyon ſich von dem kaiſerlichen Auftrag verbotenus acquittirt. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannſt. Ein paar Tage darauf geſtund er ſelbſt, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in dieſem Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde (**).

(*) W. an Merck Nr. 74. S. 169.

(**) G. mußte überhaupt ſich erſt wieder an einen Kunſt-Genuß gewöh-

Und nun G's. ſtille Gedanken darüber:

„Es iſt ein ſchätzbares Werk für Kinder und Kenner, ſo was macht ihm Niemand nach. Es iſt große Kunſt in dem Ganzen, ſo weit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es ſetzt eine unſägliche Uebung voraus, und iſt mit großem Dichterverſtand, Wahrheit der Charactere, der Empfindungen, der Beſchreibungen, der Folge der Dinge, und Lügen der Formen, Begebenheiten, Mährchen, Fratzen und Plattheiten zuſammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn es nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenn's Einer außer Laune und Lage, oder Einer, der für dies Weſen taub iſt, hört, ſo Einer, der fragt: à quoi bon?“

Die letzten Tage dieſes Monats wurden G'n. noch viele Wünſche und Ahndungen in Beziehung auf den Fortgang in ſeinen Amtsgeſchäften erfüllt. Der 1., 2. und 6. Auguſt aber waren beſonders merkwürdig; in ihnen ward ein bis dahin Unerhörtes und Ungeahndetes ausgedacht, wozu die Veranlaſſung in zeitherigen ſowohl geheimen, als öffentlichen Verhältniſſen lag.

Erinnert man ſich mancher früheren Bemerkung G's. über Weimar und „der tollen Compagnie," die ſich hier zuſammenfinde, wie nicht leicht wieder anderswo; auch ſeiner, wie Knebel's Klagen über die „Schiefheiten der Societät;" ferner „der beſtändigen Schwingungen, welche der Ennui unter den Leuten hier erhalte", und beſonders, daß „bei Verhältniſſen, die nicht zu ändern ſind, gewiſſe Schärfigkeiten ſich

---

nen, wenn er lange davon entfernt geblieben war. [Br. an Schiller Nr. 587, S. 67.]

ſammeln und zuletzt irgendwo ausbrechen müſſen, das von Zeit zu Zeit ſich wiederhole"; oder humoriſtiſcher ausgedrückt: „daß an ſo einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moraliſcher Exiſtenzen ſich aneinander reiben, eine Art von Gährung entſtehen müſſe, die einen lieblich ſäuerlichen Geruch habe, nur daß es ihm manchmal ergehe, wie Einem, der den Sauerteig ſelbſt eſſen ſolle ꝛc. (*)": ſo wird man, ohne ſich in weiteres Grübeln und Forſchen einzulaſſen, begreiflich finden, daß einer ſolchen Atmosphäre auf eine Zeitlang zu entgehen, lebhafte Wünſche ſowohl bei dem Fürſten, als bei G'n., rege werden, und demnach Mittel und Anſtalten ausgedacht und getroffen werden mußten, die zu dem Zwecke gleichſam neu und wiedergeboren zu erſcheinen, am ſicherſten führten. Dieſe Beweggründe, wennauch nicht die erſten und einzigen, ſind wenigſtens die augenfälligſten und, ſchon wegen des glücklichen, auf beiden Seiten anerkannten Erfolgs der getroffenen Maßregel, als mitobwaltend vorauszuſetzen. Eine Excurſion nämlich, und zwar im ſtrengſten Incognito, ſchien dazu das geeignetſte Mittel.

In jenen erſten Tagen des Auguſts alſo ward in ganz geheimer Verhandlung zwiſchen allein dem Herzog und Goethen, „worin unausſprechliche Dinge in großer intereſſanter Unterredung durchgeſprochen wurden," eine Reiſe vorerſt nach Frankfurt projectirt, wozu G. die nöthigen Vorbereitungen (am 7. Auguſt) traf, und ein Abſteigequartier bei 7. Aug.
ſeinen Eltern (den 9. Auguſt) richtig machte. 9. Aug.

Zu den Vorbereitungen gehörte, was G. vor jeder län-

(*) S. Brief an Lavater Nr. 25. in Hirzel's Sammlung.

geren oder weitern Reiſe zu thun liebte, außer dem Aufräumen ſeiner Papiere, wo denn manches Autodafé gehalten wurde, auch das Anſtellen von Betrachtungen über das bisher Gethane und Geleiſtete, mit Vorſätzen für die Zukunft. In beiden Beziehungen iſt eine geheime Notiz ſeines Tagesbuchs höchſt wichtig und als eine der aufrichtigſten Confeſſionen, die er jemals über ſich abgelegt, der Bekanntmachung würdig, da ſie nur zum Beweiſe ſeiner genaueſten Selbſtkenntniß und zur Widerlegung mancher ungerechten Anſchuldigung dienen kann.

„Zu Hauſe aufgeräumt, meine Papiere durchgeſehen, und alle alte Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit (*), Betriebſamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie ſie überall herumſchweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich beſonders in Geheimniſſen, dunklen imaginativen Verhältniſſen eine Wohlluſt gefunden habe; wie ich alles Wiſſenſchaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren laſſen (**); wie eine Art von demüthiger Selbſtgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals ſchrieb; wie kurzſinnig in menſchlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens ſo wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenſchaft gar viel Tage ver-

(*) „Je verworrener ein Menſch iſt, deſto mehr kann aus ihm werden; Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen ꝛc.“ Novalis. Vergl. G's. W. Bd. IV. S. 318.: „Ohne jene Verrücktheit wär' ich nicht ſo weit gekommen.“

(**) Deſſelben Fehlers, als eines ſeiner capitalen, zeiht er ſich auch noch in der italiäniſchen Reiſebeſchreibung, Bd. XXIX. S. 36.

than (*); wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber iſt, wie nun kein Weg zurückgelegt, ſondern vielmehr ich nur daſtehe, wie einer, der ſich aus dem Waſſer rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, ſeit 1775 October, getrau ich noch nicht zu überſehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht ſelbſt ſoviel im Wege ſtehen, laſſe uns vom Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht ſey wie Menſchen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu ſich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die ſich auf den Biſſen erſtreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!" —

Im Abklingen jener weichen gerührten Seelenſtimmung, und ſchon zu Troſt und Hoffnung ſich erhoben fühlend, ſchreibt er an die theilnehmendſte Mitwiſſerin ſeiner Leiden und Freuden, an ſeine Mutter, indem er ihr ſeine baldige Ankunft mit dem Herzog meldet:

„— Ich habe Alles, was ein Menſch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachſe, und komme diesmal geſund, ohne Leidenſchaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, ſondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft (**), und auch für künftiges Leiden die Bruſt

(*) Vergl. Bd. XXVI. S. 296.

(**) Wie Aeſchylus ſo ſchön ſagt: „*Ζῆνα — τὸν φρονεῖν βροτοὺς ὁδώσαντα, τὸν πάθη μάθος θέντα*, Zeus, der uns zur Weisheit lenkt, daß

bewährt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Luſt zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet ꝛc.“

Betrachtungen dieſer Art pflegte er ſonſt, wie am Ende des Jahres, ſo auch an ſeinem Geburtstag vorzunehmen. Diesmal hatte er ſie anticipirt, und ſo fand ihn dieſer Tag, wie nach einer abgelegten Beichte, frei und froh. Am Nachmittag ſagte ihm der Herzog ſeinen neuen Titel als Geheimerath, und er fühlte ſich durch den Wirbel der irdiſchen Dinge, auch durch allerlei anſtoßende perſönliche Gefühle angegriffen; aber „es ziemte ſich nicht, dieſe innere Bewegung aufzuſchreiben.“

Dieſem keuſchen Zartgefühl entſpricht vollkommen die holde Scheu, ſeinen Schmerz beim Scheiden aus Italien auch nur in Verſen auszuſprechen, „um den zarten Duft des Gefühls nicht zu verwiſchen (*).“

Doch fand er ſich „ſeit dieſem Tage wie durch ein Wunder in eine friſche Gegenwart der Dinge verſetzt und hatte nur den Wunſch, daß es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluß auf ſeinen Humor.“

Den guten Humor zu bethätigen bot ihm Ettersburg Gelegenheit. Die Herzogin Amalie, als geniale und joviale Beſchützerin aller Muſenkünſte, deren ſie mehrere ſelbſt ausübte, fand beſonders an theatraliſchen Darſtellungen, namentlich Luſtſpielen und humoriſtiſchen Farcen ein

---

aus Leiden Lehre fließt.“ Aeſchyl. Agam. nach W. v. Humboldt's Ueberſetzung v. 169. 170.

(*) Vrgl. A. in D. Bd. II, II, S. 447.

unverläugnetes harmloſes Vergnügen. Sie ſchreibt darüber mit wahrhaft fürſtlicher Ingenuität an ihren Freund Merck:

„Sie wiſſen, daß die Schloß-Ettersburgiſche Nation nicht in dem beſten Gerücht iſt, und um ſich kein Démenti zu geben, ſo fahren wir in unſrem Lebensplan fort, nämlich daß Alles, was hier auf den Berg kommt, eine Probe ausſtehen muß. Die Gräfin Bernsdorf hat die Probe des Theaters ausgeſtanden; Bode der dramatiſchen Dichtkunſt, wovon ich Ihnen etwas ſchicke, nämlich den Prologue, Arien und die Affichen; ich ſelbſt habe mich producirt, doch ſind wir ziemlich mit Ehren davon gekommen. Bode ſtaffirte nämlich aus einem ganz alten Stücke „die Gouvernante," ein neues, ganz artiges und ſehr komiſches kleines Theaterſtück zuſammen. Er ſelbſt ſpielte die Gouvernante ſehr gut; Wedel einen ſehr komiſchen Liebhaber, der Reg. Rath Schardt ſeinen Bedienten, die Gräfin Bernsdorf, Thusnelde, ich und die kleine Schardtin machten die Untergebenen der Gouvernante, die ſich zu Ende des Stücks verliebt und ihren Zöglingen dadurch alle Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieſes Alles ſpielten wir nun ſehr geheim, und an einem ſchönen Nachmittag (*) ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn von Seckendorf und Goethen herauskommen und wir ſpielten zu großem gaudium aller Anweſenden, wie das Alles auf dem, den Tag vorher ſchon gedruckten, Zettel zu leſen."

Eine ähnliche Poſſe von Einſiedeln den 3. September aufgeführt, war Orpheus und Eurydice; eine Farce 3. Sept.

(*) Den 31. Juli 1779.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

worin die Arie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott,“ aus Wieland’s Alceſte auf das allerkomiſcheſte, ſowohl dem Text, als der Muſik nach parodirt (*), allgemeines Gelächter und Frohſinn verbreitete. Wieland, ſoſehr er ſonſt Hofmann war, pretirte ſich diesmal nicht wie ſonſt de la meilleure grace du monde bei dieſem Spaße, den er
21. Sept. faſt übelnahm. Er entfernte ſich und ließ ſeinen Klagen darüber gegen Merck [Br. Nr. 80.] freien Lauf.

Noch findet ſich in G’s. Tagebuch angemerkt: „Trieben unter uns, nachdem die Damen retirirt waren, viel Thorheiten.“

Dies war aber auch die letzte Luſt dieſer Art: denn nach zwei Tagen ſind die drei Reiſenden, der Herzog, Goethe und von Wedel ſchon unterwegs (**).

Doch wußte das Publikum in Weimar immer noch nicht wohin? Ob blos an den Rhein oder weiter, vielleicht gar nach Italien, war ſelbſt Wielanden ein Räthſel. Das Incognito glückte ihnen noch in Caſſel, indem ſogar bei dem Zuſammentreffen und Soupiren mit Georg Forſter der Herzog für den Oberforſtmeiſter von Wedel, dieſer aber drollig genug für einen Kammerherrn von Wedel paſſiren mußte. Forſter kam erſt ſpäter hinter die Täuſchung, wie er auch G’n. nicht

(*) Sie wurde nämlich mit dem Poſthorn accompagnirt und der Sänger hatte auf den Reim Schnuppe einen langen Triller zu machen. Der Spaß ſcheint am 9. September wiederholt worden zu ſeyn: denn W. ſpricht von zweien Malen.

(**) Nicht Goethe ganz allein begleitete den Herzog, wie es in der Note zu des Herzogs Brief an Knebel in deſſen literar. Nachlaß Bd. I., Nr. I., S. 109. heißt, ſondern auch der Oberforſtmeiſter von Wedel, deſſen auch in der Reiſebeſchreibung unter dem Namen der Freund gedacht wird, Bd. XVI. 239. 258. 259. u. ſ. w.

ſogleich erkannt hatte (*). Die Sache blieb jedoch nicht lange ein Geheimniß. Das Unternehmen, ſo vernünftig, natürlich und menſchenmöglich es war, machte in damaliger Zeit, wo das Reiſen der Fürſten noch zu den Seltenheiten gehörte, doch großes Aufſehen. „Das Wundern der Leute von Adel — ſchreibt Frau von La Roche — von Kaufleuten und Wirthen war ſehr groß: denn wir ſind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachſte uns mehr ſtaunen macht, als die verworrenſte Caprice.“

So gelangten ſie über Caſſel nach Frankfurt, verweilten hier in Goethe's elterlichem Hauſe nur wenige Tage und ſetzten ihre Reiſe fort über Speyer, Emmedingen, Freiburg und Baſel in die Schweiz bis Genf, durchſtrichen von hier das Thal Chamouny, fielen von da ins Wallis, durchzogen es aufwärts und kamen endlich über die Furka auf den Gotthardt den 13. November mit 13. Nov.
dem preiswürdigſten Glück durch die erhabenſten Gegenden. „Hier beſchloſſen ſie ſtill zu ſtehen und ſich wieder nach dem Vaterlande zu wenden.“

Man kann denken, wie wunderbar ſich G. hier vorkommen mußte, hier, wo er ſich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit einige Tage aufgehalten hatte und, ſein künftiges Schickſal unvorahndend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrend, ſeiner jetzigen Beſtimmung unwiſſend entgegen gegangen war (**).

(*) S. J. G. Forſter's Briefwechſel Theil I., N. XIX. S. 225.; u. Nr. XX., S. 230.

(**) S. Bd. XVI., 296. Und ſo hatte G. Recht, das Leben mit dem Gänſeſpiel zu vergleichen. S. 3. Nr. 760.

— So verließen ſie denn die Schweiz, die ſie mit dem Anfang des Octobers betreten hatten, wiederum mit dem Schluß des Novembers und brachten den Reſt des Jahres auf Excurſionen in die Umgegend (*) und mit Verweilen an verſchiedenen rheiniſchen Höfen, namentlich dem Darmſtädtiſchen, zu, und trafen am 13. Januar 1780 wiederum glücklich in Weimar ein, „angekündigt aufs Vortheilhafteſte und herzlichſt erwartet.“

(*) Auf dieſer Reiſe nur kann es geweſen ſeyn, daß G. einen Abſtecher nach Seſenheim machte, um ſeine Friederike noch einmal zu ſehen, worüber Bd. XXVI., S. 84, u. f. nachzuleſen iſt.

1780.

Dies iſt nun die in ihrer politiſchen, moraliſchen und ſocialen Wirkung und Folge ſo bedeutſam gewordene, im Leben des Fürſten, wie ſeines Mentors, Epoche machende Reiſe, die als Unternehmung für ein gefährliches Wagniß, nach ihrem glücklichen Ablauf als ein meiſterhaftes Drama, in ihrer ſchriftlichen Darſtellung als ein Poem, als eine Epopöe gelten ſollte.

Wie menſchlich, lieb, gut und fromm, man möchte ſagen, auf den reinen Grundton ſeiner gefühlvollen Seele, Goethe wiederum geſtimmt war durch das Glück dieſer von Wetter und Wegen begünſtigten Reiſe, durch das Wiederſehen ſeiner geliebten und mit ihm vollkommen zufriedenen Eltern, durch die Herzensergießungen mit Lavater — das ſagt uns ein noch in den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Zürich geſchriebener Brief an Knebel: 30. Nov. 1779.

„So ſchön und glücklich, daß man ſich nicht unterſtehen darf zu preiſen, iſt unſere Reiſe bisher geweſen. Helfe die willige Glücksluſt weiter und führe uns geſund wieder zu Euch! So wohl mir's geht, ſo mannigfaltig das Leben iſt, ſehn' ich mich wieder nach Hauſe, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott

bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen laſſen, was wir an einander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins hölliſche Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entſchlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment ans Herz legen! Hebe dieſen Brief auf, ich bitte Dich, und „wenn ich unhold werde, zeig ihn mir vor, daß ich in mich kehre ꝛc.“

„Hier bin ich bei Lavater, im reinſten Zuſammengenuß des Lebens. In dem Kreiſe ſeiner Freunde iſt eine Engelsſtille und Ruh bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud’ und Schmerz. Doch hab’ ich deutlich geſehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder ſein Haus, Frau, Kinder und eine rein menſchliche Exiſtenz in der nächſten Nothdurft hat: das ſchließt an einander und ſpeit was feindlich iſt ſogleich aus!“ — —

„Lavater iſt und bleibt ein einziger Menſch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebſamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. iſt weder in Israel noch unter den Heiden. — Leb wohl und vergnügt und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung ſind, Euch freundlicher als jemals entgegen zu gehen“ ꝛc.

Goethe ſelbſt erkannte zunächſt nicht nur das Glück, ſondern auch die Wichtigkeit des Gelingens dieſer Reiſe, und wünſchte das Andenken daran durch ein Denkmal, das zugleich als ſinnvolle Zierde dienen könnte, erhalten zu ſehen.

„Du weißt — ſchreibt er an Lavater [Br. Nr. 19.] — im Nov. 1779.
wie wichtig in vielem Betracht dieſe Reiſe dem Herzog geweſen iſt, und wie gewiß eine neue Epoche ſeines und unſers Lebens ſich davon anfängt. Wenn wir nach Hauſe kommen, ſo lebt er wieder in ſeinen Gärten und Gebüſchen fort; dorthin, an einen ſchönen Platz, möcht' ich ihm ein Monument dieſer glücklich vollbrachten Reiſe ſetzen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es ſind auch Nebenabſichten dabei. Ueberall ſpielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälſe und Bäuche ihm immer fatal geweſen ſind. In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat, ſteht noch gar nichts dergleichen; dieſes wäre das erſte und wahrhaftig wahre: denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto iſt keine bloße Phraſe. — Zu dieſem Monumente habe ich in meinem Kopf allerlei Gedanken und Bilder herumgetrieben, und mir etwas, was ich durch die Künſtler, die um mich ſind, könnte zuſammenpoſſeln laſſen, herbeigeſucht; doch ſeh' ich zum Voraus, es wird eine Plackerei geben und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, ſeitdem mich der Gedanke beſchäftigt, habe ich gewünſcht: Du möchteſt Fueßli bereden können, daß er aus ſeinem ungeheuern Reichthum etwas zu dieſem guten Werke herübergäbe. Das iſt der einzige Weg, wenn alsdann unſer Bildhauer nicht ganz von Gott verlaſſen iſt, daß wir etwas Außerordentliches und, will's Gott, Vollkommenes kriegen können."

G. giebt hierauf ſeine Gedanken ausführlicher an, die Ideen, die er in ſymboliſcher Bezeichnung zu einer Inſchrift zuſammenbindet und hernach auslegt, mit der Bemerkung

ſchließend: „Das Alles zuſammen gebe ihm eine Empfindung, die er nicht ſchöner zu ehren wiſſe, als womit alle Zeiten durch die Menſchen Gott verehrt haben."

So läßt er denn auch hierdurch die religiöſe Grundlage ſeines Gemüths erkennen, die ſo gewiß dieſelbe verbleiben mußte, wie Er bis an ſein Ende derſelbe verblieb.

Anfangs wollte G. ſeine Gedanken einigen Künſtlern mittheilen, ſie hinüber und herüber mit ihnen durchtreiben, und ſehen, ob ihnen einer einen beſſern Körper gebe. Seitdem er aber Fueßli's letzte Sachen bei Lavater geſehen hatte, drang er in dieſen, den Künſtler zu einer Zeichnung zu bewegen. Da es demſelben aber fatal ſeyn müſſe, wenn ihm Jemand was vorerfinden oder angeben wolle (*), ſo gebe er gern ſeine Form des Ganzen, die einzelnen Figuren und die Inſchrift dazu auf, wenn Jener ſich der Sache annehmen wolle. Er werde gewiß die Idee ſtärker, größer, treffender und neuer ausdrücken. Auch alles Uebrige, Geſtalt, Größe, Steinart, Standort gebe er ihm anheim. Zuletzt bittet er wiederholt und dringend: „Sieh ob Du etwas über ihn vermagſt, ob Du der fröhlichen Zeiten, die wir wiedergelebt haben, immer gegenwärtiges Siegel dadurch auf unſre Wohnung drücken kannſt. — Ich wünſche es dieſen Winter fertig zu bringen und auf das Frühjahr zum erſten Willkommen mit den Blüthen und Blättern aufzuſtellen. Verſuche alſo, ich bitte Dich, Deine Wunderkräfte, um mir zu verſchaffen, was nicht ein eitler Wunſch iſt.

(*) G. ſubſtituirt hier, aus großer Selbſt- und Menſchenkenntniß, dem Künſtler ſein eigenes Gefühl, mit dem Tact, den z. B. Schiller nicht hatte, der G'n. immer vorzuerfinden wußte, ſo beim Fauſt, beim W. Meiſter, beim projectirten Tell u. a. m.

Schaffe, daß er es macht und ſchnell macht, und kröne mir auch dieß Jahr und ſein Glück mit dieſem letzten Zeichen" (*).

Die moraliſchen Wirkungen in der weimariſchen Societät waren gleichfalls ſo günſtig und erwünſcht wie möglich. Wieland, dieſes äußerſt ſenſible Organ der Geſellſchaft, läßt ſich darüber mit naiver Menſchen- und Selbſtkenntniß communicativ alſo vernehmen: 17. Jan.

„Die Schweizerreiſe, nach dem Wenigen, aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle ſelbſt davon vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Goethens meiſterhafteſte Dramata. Man muß aber auch geſtehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schickſals-, Glücks- und Zufallsgötter iſt: denn am Ende hätte er doch mit aller ſeiner dramatiſchen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblaſen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr reſponſabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt reſponſabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren. Daß nun das nicht geſchehen, ſondern alle Elemente und Wetter machende Götter und alle übrigen, die das große Kartenſpiel des Zufalls miſchen, ſo freundlich und gutlaunig geweſen und von Anfang bis zu Ende lauter gute Karten gegeben haben, deß ſind wir nun alle herzlich froh; ſollen und wollen aber anbei das Verdienſt deſſen, der das Spiel ſpielte, nicht

---

(*) G's. Idee iſt ausführlich angegeben in dem Briefe an Lavater [Nr. 19.]. Das Monument kam jedoch in der Art nicht zu Stande, dagegen ein anderes, das noch jetzt im Park befindlich, einen antiken Altar, von einer Schlange umwunden, mit der Inſchrift Genio hujus loci darſtellt.

mißkennen: denn ein ſchlechter Spieler verliert auch mit guten Karten.“ —

„Wie wir homunciones nun von jeher geweſen ſind und immer bleiben werden, ſo könnt Ihr Euch leicht vorſtellen, daß der glückliche Ausgang dieſer Reiſe, des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle ſeine Leute cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae, bei männiglich einen großen Effect gemacht und Goethen in ein ſehr günſtiges Licht geſtellt hat, und dies umſomehr, da er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Tone zu muſiciren (*) angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden, und jeder ſo gut als ſein Inſtrument und ſeine Lungenflügel verſtatten, harmoniſch einzuſtimmen nicht ermangeln werden. Wenigſtens gedenke ich meines Orts Nichts daran zu verderben.“

Der Herzog ſeinerſeits iſt gleichfalls mit dem Eindruck, den ſeine Wiedererſcheinung gemacht hat, ſehr zufrieden. „Es hat mich bei meiner Rückkunft [d. 13. Januar] gefreut
31. Jan. — ſchreibt er an Merck [Nr. 97.] — daß der erſte Eindruck, auf welchen ich erſtaunlich ſehr halte, die Leute mit denen ich leben muß betreffend, nicht nur nicht unangenehm, ſondern gut geweſen iſt. Es hat mich eine gewiſſe Honnêteté angerochen — freilich fällt durch den langen Genuß der Vorzug der Neuheit ſehr weg und das Gewöhnliche macht es ein klein Wenig unleidlich; aber genug, die Erinnerung eines guten Eindrucks auf uns verbeſſert doch Vieles auf lange Zeit.“

(*) Alſo nicht mit dem Poſthorn wie beim Abſchied im vorigen Jahre!

Freilich iſt es eine gewöhnliche, aber doch ſonderbare Erſcheinung, daß die Menſchen Glück und Freude ſelten rein genießen können, ſondern ſie immer ſelbſt trüben durch Betrachtungen der kurzen Dauer und Vergänglichkeit aller Dinge (*). Dieſer traurige Unkenruf des respice finem, der als ächt- und urdeutſch ſchon das ganze Nibelungenlied als **Refrain** durchklingt, tönt nun auch hier ſelbſt durch jene heiteren Zugeſtändniſſe eines glücklichen Gewinns hindurch. Auch in der Herzogin Wunſch: „Gott gebe nur, daß die Weimariſche Atmoſphäre nichts wieder verdirbt!“ [Br. an Merck Nr. 93.] Noch lauter und ſtärker bei Wieland: 10. Jan.
[Nr. 96.] 17. Jan.

„Ob und wie lange es übrigens in dieſem dulci jubilo fortdauern werde und könne, ſey nebſt allen futuris contingentibus den Göttern überlaſſen. Wehe den Unglück krächzenden malis avibus! Das Böſe kommt immer zu früh, wenn's kommt, ohne daß man nöthig hat, es zu anticipiren, und ſich dadurch noch die Illuſion des angenehmen Gegenwärtigen zu verderben.“

So merkt der gute Wieland nicht, daß er ſich ſelbſt ein Weh zuruft, wenn er mit Bewußtſeyn ſolche Worte in den Mund nimmt und gleichwohl das Ueberflüſſige und Unnütze dieſer Bemerkung einſieht!

Wie anders dagegen zeigt ſich G. nicht nur in dieſem, ſondern in allen ähnlichen Fällen! Wohl hatte er Recht zu bemerken: „Wieland bedenke oft nicht was er ſage“ (**) Man ſieht übrigens, daß die vormals obwaltenden und nun gehobenen Mißhelligkeiten nicht von einer Seite allein her-

---

(*) Vergl. G's. Bemerkung darüber Bd. XLIX, 52.
(**) Br. an Lavater Nr. 24, S. 88.

rühren konnten, und daß ſo wunderliche, hypochondriſche, unzufriedene Naturen wie Knebel und Herder, und ſo launiſche, veränderliche, reizbare wie Wieland und ſeines Gleichen, die übrigen anonymen Geſtalten von Männern und Frauen in der Weimariſchen Societät — „jene Dreſſlerpuppen, denen nur der Anſtrich fehle“ — nicht einmal mitgerechnet, noch weniger das mit ſeinem „Vatinianiſchen Haſſe“ uniſono einſtimmende Publikum, ihren großen, ja wohl größten Mitantheil daran haben mochten.

War nun auch durch die einen großen Theil zu Fuß gemachte Wanderung Körper und Geiſt der Reiſenden geſtärkt und ihre Geſundheit befeſtigt worden; ſo hatte gleichwohl die rauhe Witterung am Schluß und Anfang des Jahres, und der Aufenthalt an den rheiniſchen Höfen wiederum einigen Einfluß auf ſie bekommen. Eine Influenza, in der Art, die jetzt Grippe heißt, und ſich damals über halb Europa erſtreckte, in Paris unter dem Namen la Grenade und bei den Damen la coquette ihren Umlauf machte, hatte nach ihrer Zurückkunft zuerſt den Herzog [Br. an Merck Nr. 97.], dann auch Goethen und zuletzt Wieland [Br. an Merck Nr. 99. und Nr. 101.] überfallen. Alle drei erholten ſich einer nach dem andern. Der Herzog zuerſt, nach ſeiner Curmethode, durch Bewegung in freier Luft; G., zwar anfangs gleich ſo in ſeinem frühern Geſchäftsgange, als wäre er gar nicht entfernt geweſen, wurde nachher deſto ſtärker gepackt, daß er mehrere Wochen hindurch wonicht ganz unthätig, doch zu keiner anſtrengenden Arbeit aufgelegt war. Schon in Frankfurt, als ſie in der Kälte an den Höfen herumzogen, war es ihm „nicht juſt“; die Bewegung der Reiſe und der erſten Tage ließ es aber nicht

zum Ausbruch kommen. Doch hatte er eine böſe Zuſammengezogenheit, eine Kälte und Untheilnahme, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war. Inzwiſchen benutzte er die guten Stunden zur Redaction ſeiner Schweizerreiſe, deren wichtigſter Theil aus einzelnen im Moment geſchriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung componirt ward. [G. an Merck Nr. 102.] Sie fand nicht nur, als er ſie der Geſellſchaft vorlas, allgemein Intereſſe und Beifall, ſondern erwarb ſich auch Wieland's kunſtverſtändige, in den Werth der Sache und das Verdienſt des Autors eingehende Belobung, zu G's. Freude und Zufriedenheit, obſchon er in der weiſen Demuth ſeines Herzens für ſich bemerkt:

„Jedermann iſt mit dem Herzog ſehr zufrieden, preiſt uns an, und die Reiſe iſt ein Meiſterſtück! eine Epopee! Das Glück giebt die Titel, die Dinge ſind immer dieſelben.“

„G's. Beſchreibung ihres Zuges durch Wallis über die Furka und St. Gotthardt, womit er uns vor Kurzem bei der Herzogin Mutter regalirt hat, iſt mir in ihrer Art 7. Apr.
ſo lieb, als Xenophon's Ἀνάβασις. Es war auch ein eigentlicher Feldzug gegen alle Elemente, die ſich ihnen entgegenſtellten. Das Ding iſt eines von ſeinen meiſterhaften Productionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geſchrieben. Die Zuhörerinnen enthuſiasmirten ſich über die Natur in dieſem Stück, mir war die ſchlaue Kunſt in der Compoſition noch lieber, wovon jene Nichts ſahen. Es iſt ein wahres Poem, ſo verſteckt auch die Kunſt iſt. Das Beſondere aber, was ihn auch hier, wie faſt in allen ſeinen Werken, von Homer und Shakſpeare un-

terſcheidet, iſt, daß der Ich, der Ille ego, überall durch-ſchimmert (*), wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin (wenigſtens in der Skizze, die uns G. las) ſelten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber dieſe Züge ſind ſo characteriſtiſch und zeichnen einen ſo edlen und fürſtlichen Menſchenſohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr ſchmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken."

„Das Opus iſt wohl nicht ganz fertig, und nach dem was er mich hat merken laſſen, wird er noch viel Intereſſantes theils einſchieben, theils hinzuthun. Es bleibt vor der Hand, wie natürlich, Manuſcript für Freunde intimioris admissionis und Du wirſt alſo Deinen Antheil auch davon
16. Apr. bekommen." [Br. an Merck Nr. 104.]

Da Wieland zu ebender Zeit auch ſeinen Oberon
27. März. vollendet aufweiſen konnte, und dadurch, wie er Mercken verſichert [Nr. 101.], ſeine Actien beim Herzog, wie bei Goethe ſehr ſtiegen, Letzterer ihm auch einen Lorbeerkranz
7. Apr. ins Haus ſchickte [Nr. 102.]; ſo darf man ſich nicht wundern, daß er als ein laudatus a viro laudato, der ſich ihm im ſchönſten Lichte (einer ſonſt bei Poeten nicht leicht anzutreffenden Neidloſigkeit) gezeigt hatte, höchſt erfreut, mit Allem was G. thut und ſagt, kurz mit ſeiner ganzen Art zu ſeyn gänzlich zufrieden iſt. Das Nämliche gilt ihm auch vom Herzog und bedünkt es ihn überhaupt: es gehe im Ganzen merklich beſſer als vordem, und er werde in G's. öffentli-

(*) Natürlich! da in G's. Schilderungen immer das ſchöne Subject, das ſie als ſeine Empfindungen giebt, mithindurchſcheint. Die Ebenheit, Reinheit und Klarheit eines Spiegels muß ſich wohl in ſeinen Bildern mitabſpiegeln.

chem Benehmen eine σωφροσύνη gewahr, welche die Gemü- ther (die einen vatinianiſchen Haß [Br. Nr. 80.], ohne zu wiſſen warum? auf ihn geworfen hatten) nach und nach beruhige und ihm Bürge ſey, daß noch Alles ſo gut bei uns ausgehen werde, als man's rationabiliter verlangen könne" [Nr. 104.] und — ſetzen wir Andern aus Erfahrung hinzu — die Zeit ausgewieſen hat.

Außer der Beſchreibung der Schweizerreiſe war auch noch das kleine Singſpiel Jery und Bätheiy, und zwar unterwegs, zu Stande gekommen. Es verſetzt uns daher in die eben verlaſſene Atmoſphäre, und wir fühlen uns noch von jenem eigenen Bergquellen- und Mattenduft ange- weht und in die ſtille Einſamkeit des Locals zu der ruhigen Einfachheit natürlich-edler Menſchen in Gefühl und Sitten zurückgeführt.

G. ſendete bereits am 29. December 1779 von Frank- furt aus das Stück an ſeinen Jugendfreund Chriſtoph Kayſer, und abermals in zweiter Abſchrift den 30. Januar, mit einer ins Einzelne gehenden Anweiſung, wie er es com- ponirt wünſche. „Edle Geſtalten — ſchreibt er — ſind in Bauerkleider geſteckt, und der reine einfache Adel der Natur ſoll in einem wahren angemeſſenen Ausdruck ſich immer gleich bleiben." Seine ferneren Andeutungen, wie über- haupt ſeine Anſicht muſicaliſcher Compoſition ſolcher Sing- ſtücke, wie er ſie liebte und in Mehrzahl zu dichten vorhatte und verſuchte, verdienten bekannt zu werden, um von der monſtröſen Ueppigkeit unſerer jetzigen, heiligen wie profanen, Muſik — nicht einen unmöglichen Rückweg — nur einen ernſten und nachdenklichen Rückblick in jenes nun einmal

verlorene Paradies der Unſchuld und Keuſchheit der Töne zu veranlaſſen.

Auch zeichnete G. wiederum, wennnicht viel, doch immer etwas, auch einige Male nach dem Nackten. Bald ſuchte er ſich in dem geſchwinden Abſchreiben der Formen zu üben, bald in der richtigen Zeichnung, bald ſuchte er ſich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung, theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen, Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und ſo immer mehr aus der Unbeſtimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten." Er machte dabei ganz eigene, auch in ſein poetiſches Verfahren eingreifende Betrachtungen.

26. Febr. „Es fängt an beſſer zu gehen und ich komme mehr in die Beſtimmtheit und in das lebhaftere Gefühl des Bildes. Das Detail wird ſich ſchon nach und nach herausmachen. Auch hier ſehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen. Ich habe immer nur mich aus dem **Ganzen ins Detail** herausarbeiten und entwickeln können(*). Durch Aggregation begreife ich Nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zuſammengeſchleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen ſuche, wenn auch ſchon Kohlen drunter liegen und es überall raucht: ſo ſchlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink übers Ganze zuſammen (**)."

(*) Eine Bemerkung, die Schiller im Anfang ſeiner Correſpondenz mit G. (Brief Nr. 4.) und ſpäterhin (Nr. 398.) nur mit ſeinen Worten macht, G'n. aber dadurch doch nichts Neues ſagt, der indeſſen immer ſo artig iſt zu verſichern: „S. erzähle und lege ihm ſeine Träume aus" (Nr. 297.) — eine Lieblingsredensart, die öfter vorkommt, z. B. an Zelter Nr. 787. S. 178.

(**) So erging es ihm auch mit dem Abſchluß des W. Meiſter. [S.

„Ich ſprach davon mit dem Herzog; er ſagte mir eine gute Idee.“ „Die Sachen haben kein Detail, ſondern jeder Menſch macht ſich darin ſein eigenes. Manche können es nicht, und dieſe gehen vom Einzelnen aus, die Andern vom Ganzen.“ 26. Febr.

„Wenn man dieſen Gedanken beſtimmte und ihm nachginge, eigentlich was er ſagen will, nicht was er ſagt, beherzigte, würde es ſehr fruchtbar ſeyn.“

Jene Bemerkung bethätigte ſich durch den Vorſatz das Leben des Herzog Bernhard's zu beſchreiben.

„Zur Geſchichte Herzog Bernhard's — ſchreibt er an Merck [Nr. 102.] — habe ich viel Documente und Collectaneen zuſammengebracht, kann ſie ſchon ziemlich erzählen und will, wenn ich erſt den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zuſammengelegt, ausgeſchmückt und eine Menge ſchönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgeſtreut habe, ihn einmal bei ſchöner trockener Nachtzeit anzünden und auch dieſes Kunſt- und Luſtfeuer zum Vergnügen des Publici brennen laſſen.“ 7. Apr.

Und in einem ſpäteren Briefe an Lavater [Nr. 23.]: 5. Juni.

„Ich ſcharre nach meiner Art Vorrath zu einer Lebensgeſchichte dieſes als Helden und Herrſchers wirklich ſehr merkwürdigen Mannes, der in ſeiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schickſals und der Menſchen geweſen iſt, zu-

---

Schiller's Corr. Nr. 130. S. 271.] Vergl. auch noch, was G. über das verſchiedene Verfahren bildender Künſtler [Bd. L., S. 40. 41.] bemerkt, mit dem, was Schiller [Nr. 158.] von dem ſeinigen ausſagt. Gewöhnlich mußte er erſt etwas im Sinne beiſammen haben, ehe er zur Ausführung ſchritt. [XXVI., 299.]

ſammen, und erwarte die Zeit, wo mir's vielleicht glücken wird, ein Feuerwerk daraus zu machen. — Sein und ſeiner Brüder Familiengemälde intereſſirt mich noch am meiſten, da ich ihren Urenkeln, in denen ſo manche Züge leibhaftig wiederkommen, ſo nahe bin. Uebrigens verſuche ich allerlei Beſchwörungen und Hocus Pocus, um die Geſtalten gleichzeitiger Helden und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor (*), wenigſtens bis an den Gürtel aus dem Grabe ſteigen zu laſſen, und ebenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, ins Bockshorn zu jagen.“

21. März. „An Herzog Bernhard's Leben im Gehen viel gedacht (**). Was ich Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja ſogar im Ausdruck, kommt mir meiſt im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt, darum das Dictiren weiter zu treiben.“

26. März. Und ſo hat er denn mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen: — Marc-Aureliſche Betrachtungen, moraliſcher und politiſcher Art, könnte man es nennen.

Indem er ſeinem früher nur gemietheten Garten,
4. März. wie er ſich ausdrückt, „das Pachtkleid auszuziehen
anfängt,“ laſſen ihn die nach und nach daran gemachten
Veränderungen über die Veränderung ſeiner Sinnesart
nachdenken und ihm Vieles lebendig werden.

6. März. Er ermahnt ſich und Lavatern [Nr. 21, S. 75.] in

(*) Siehe 1 Samuelis Cap. 28, V. 14.

(**) Warum das Werk dennoch nicht zu Stande kommen konnte, ſagt G. ſelbſt Bd. XXXI, S. 6.

ihren Briefen Ordnung zu halten und ſie zu heften: denn die Zeit vergehe, und das Wenige, was ihnen übrig bliebe, wollen ſie durch Ordnung, Beſtimmtheit und Gewißheit in ſich ſelbſt vermehren; und indem er ihn bedauert, ſo mit kleinen Geſchäften geplagt zu ſeyn, geſteht er, wie aus eigener Erfahrung: „Dieſes ſey einmal Schickſal. In der Jugend traue man ſich zu, daß man den Menſchen Paläſte bauen könne, wenn es aber um und ankomme, habe man alle Hände voll zu thun, nur ihren Miſt beiſeite zu bringen. Es gehöre immer viel Reſignation zu dieſem eklen Geſchäft, indeſſen müſſe es auch ſeyn (*).“

Merkwürdige und ſchon ſo frühe Einſicht in das Weltweſen, die er allenfalls am Ende ſeines Lebens hätte ausſprechen mögen! Aber er fühlte ſich ja berufen

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten ꝛc.“

und ſo iſt dieſe Prolepſe nur eine dem Dichterbewußtſeyn gewöhnliche.

„Das Leben iſt ſo geknüpft und die Schickſale ſo un- 26. März.
vermeidlich. Wunderſam! ich habe ſo Manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch — wenn's nicht geſchehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entſtanden ſeyn. Es iſt, als ob ein Genius oft unſer ἡγημονι-

(*) Schon drei Jahre vorher ſchrieb er an Merck [Nr. 40.]: „Es iſt ein wunderbar Ding ums Regiment dieſer Welt, ſo einen politiſch-moraliſchen Grindkopf nur halbwege zu ſäubern und in Ordnung zu halten.“ — Dieſe Art von Cynismus in Worten erlaubte ſich G. in vertraulichem Geſpräch, und man mußte zugeben, daß er ihm gut ließ: denn er traf damit immer den Nagel auf den Kopf.

κόν verdunkelte, damit wir zu unſerem und Anderer Vortheil Fehler machen (*).“

„Ich war eingehüllt den ganzen Tag und konnte den vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerſtehen. Ich muß den Cirkel, der ſich in mir umdreht, von guten und böſen Tagen, näher bemerken: Leidenſchaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechſelt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elaſticität, Schwäche, Gelaſſenheit, Begier ebenſo. Da ich ſehr diät lebe, wird der Gang nicht geſtört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich ſelbſt bewege (**).“

29. 30. März. So hatte er am 29. März dieſes Jahres den aufräumenden und ordnenden Tag; am 30. den erfindenden, ebenfalls bei einer ſtarken Bewegung. Er ging zu Fuß nach Tiefurt und „hatte gute Erfindung“ — Taſſo. Abends wenige Momente ſinkender Kraft. Darauf Acht zu
31. März. geben woher? Den 31. die Dämmerung des Schlafs gleich mit friſcher Luft und Waſſer weggeſcheucht. Sehnte ſich ſchon die Seele nach Ruhe, und ich wäre gern herumgeſchli-

---

(*) „Bei mancherlei Geſchäftigkeit
Haſt Du Dich ungeſchickt benommen.“ —
„Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht ſoweit gekommen.“ [VI, 318.]

(**) „Alter Mond, in Deinen Phaſen
Biſt Du ſehr zurückgeſetzt,
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phraſen.“ [III, 283.]

Dürfte und würde er jetzt noch ausrufen, könnte er alle die kritiſchen „Phraſen“ vernehmen, die ſeine Taxatoren über ihn ausgehen laſſen.

chen. Raffte mich und dictirte an der Schweizerreiſe. Conſeil. Momentane Bewegung, widerſtanden und überwunden. Es ſcheint das Glück mich zu begünſtigen, daß ich in wenig Tagen viel garſtige mitgeſchleppte Verhältniſſe abſchütteln ſoll. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante (*). Sauer laß ich mir's denn doch werden."

Seine Selbſtbeobachtungen erſtrecken ſich daher auch auf ſeine Diät.

„Seit drei Tagen keinen Wein! Sich nur vor dem Engli- 1-15. Apr.
ſchen Bier in Acht zunehmen. Wenn ich den Wein abſchaffen könnte, wär' ich ſehr glücklich (**). — Ich trinke faſt keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geſchick zum thätigen Leben. Doch iſt mir's wie einem Vogel, der ſich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle daß ich Flügel habe und ſie ſind nicht zu gebrauchen. Es wird auch werden, indeß erhol' ich mich in der Geſchichte (***) und tändle an einem Drama (****).

(*) „Gleich iſt alles verſöhnt,
Wer redlich ficht, wird gekrönt." [II, 255.]

(**) Vergl. den Stoßſeufzer Bd. II. S. 275.

„Ach, man ſparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!"

Die Weiberthränen hörten auch auf. „Da wir alle nicht mehr verliebt ſind und die Lava-Oberfläche verkühlt iſt, ſo ging's recht munter und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht viſitiren, da brennt's noch;" ſchreibt er unter demſelben Datum in ſeinem Tagebuch. Auch der Herzog bemerkt gegen Kneбeln [Br. Nr. 6.]: „Hier geht ſonſt Alles ziemlich gut. Ver- 27. Juli.
liebt iſt faſt Niemand mehr!"

(***) Er meint das Leben des Herzogs Bernhard.

(****) Jery und Bätely, desgl. die Vögel.

Nun hatte er auch wieder, wie ſchon früher, von der Zukunft Ahndungen, welche aus der Sachlage ſeiner Geſchäfte ſowohl, als aus der bisherigen mehrſeitigen Tüchtigkeit in dem, was er verwaltet hatte, hervorgehen mußten.

13. Mai. „Es offenbaren ſich mir neue Geheimniſſe — notirt er ſich in ſeinem Tagebuche. — Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichſte. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, faſt keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menſchlichen Gebrechen ſind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer ſitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer ſich ganz verläugnet, iſt **werth** zu herrſchen und **kann** herrſchen."

Er ruckt nun wieder an der leidigen Kriegscommiſſions-Repoſitur. „Hab' ich doch das in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen; es wird doch! und ich will's ſo ſauber ſchaffen, als wenn's die Tauben geleſen hätten. Freilich, es iſt des Zeugs zuviel von allen Seiten und der Gehülfen wenig."

Deſto glücklicher durch tüchtige Gehülfen iſt er in Verbeſſerung der Kammergüter, namentlich durch den oben ſchon genannten, vom Herzog wie von Goethen hochbelobten, Landcommiſſarius Bätty. Zuerſt im Amte Großrudſtädt. Seine Anſtalten werden gut befunden und ſeine Handelnsweiſe mit den Leuten unverbeſſerlich. „Wenn wir nachhalten ſo wird's gut; aber freilich Jahre lang immergleich nachhalten." — Späterhin auch im Oberlande, wo G. durch ihn mit dem größten Vergnügen auch endlich einmal etwas gethan ſieht, und eine befohlene Einrichtung

ordentlicher, geſchwinder und ausführlicher vollbracht, als es das gnädigſte Reſcript nicht beſagen konnte. Dieſes Wunder erregte auch bei dem Herzog große Freude. Darum iſt dieſer Mann auch ſein faſt einziger lieber Sohn an dem er Wohlgefallen habe. So lange er lebe, ſolle es ihm weder fehlen am Naſſen noch Trocknen (*).

Nicht ganz ſo glücklich war er mit einem andern Untergebenen, „der zwar die Mängel gut ſah, aber nicht im Stande war eine Warze wegzunehmen; und der, wenn er ein Amt gehabt hätte, Alles mit dem beſten Vorſatz würde durcheinandergerührt haben.“ Doch will er ihn auch nicht verlaſſen: er nütze ihm doch und ſey wirklich ein edler Menſch. In der Nähe ſey's unangenehm ſo einen Nagewurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammere, was nicht iſt, wie es ſeyn ſollte. „Bei Gott — ſetzt er hinzu — es iſt kein Canzliſt, der nicht in einer Viertelſtunde mehr Geſcheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß in zehn Jahren, thun kann. Dafür weiß ich auch, was ſie alle nicht wiſſen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche! Was ich trage an mir und Andern ſieht kein Menſch. Das Beſte iſt die tiefſte Stille, in der ich gegen die Welt

(*) Nach ſeiner Maxime:

„Wann wird der Herr ſeine Freude ſehn?“ —
Wenn er beſiehlt mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verſtehn,
Und läßt ſie was gewinnen.“ [IV, 312.]

die er auch bei Einrichtung der Jenaiſchen Bibliotheken und Muſeen, wie in eigener Wirthſchaft, befolgte.

13. Mai. lebe und wachſe und gewinne was ſie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können."

Ein Glück war es daher für Goethen, daß, während er auf allen Seiten auf Gegenwirkung und Beſchränktheit ſtieß, er in deſto innigerem Verſtändniß mit ſeinem Fürſten die großen Zwecke, die ſich Beide vorgeſetzt hatten, erſtreben konnte. Das aufrichtige Lob, das er dem jungen Herzog bei mehreren Gelegenheiten ertheilt, ſpricht abermals für die günſtige Veränderung, die auch mit dieſem vorgegangen war, für den Ernſt, mit dem er ſich die Regierungsgeſchäfte angelegen ſeyn ließ, und ſeinen Wachsthum in allen fürſtlichen Tugenden.

im April. „Der Herzog iſt wohl und wir führen unſere Sachen getreulich und ordentlich weiter."

im April. „Der Herzog wird täglich beſſer, nur iſt's ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagsgang vonuntenauf zu ſehen. Er kommt auch manchmal dazu, ſieht wo es fehlt, aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man ſich klare Begriffe wie man glaubt, und es ſind doch nur allgemeine."

im Aug. „Der Herzog iſt ſehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Feſſeln, an denen uns die Geiſter führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die ſchönſte Freiheit hat." [G. an Lavater Nr. 27.]

„Den guten Landes- und Hausvater würdeſt Du,
im Oct. näher, mehr bedauern. Was da auszuſtehen iſt, ſpricht keine Zunge aus. Herrſchaft wird Niemand angeboren, und der ſie ererbte, muß ſie ſo bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er ſie haben will, und bitterer."

„Es verſteht dies kein Menſch, der ſeinen Wirkungskreis aus ſich geſchaffen und ausgetrieben hat (*).“ [G. an Lavater Nr. 29.]

Von welchem Ernſt und Eifer aber G. für ſeinen Wirkungskreis ſich beſeelt fühlte, davon zeugt eine Confeſſion gegen Lavater, die nur erſt im Zuſammenhange mit dem Detail ſeines hieſigen Lebens bisher ihre rechte Bedeutung, ihr volles Gewicht erhält.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt, das mir täg- im Aug. lich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Dieſe Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünſcht' ich's den größten Menſchen gleich zu thun und in nichts Größerem. Dieſe Begierde, die Pyramide (**) meines Daſeyns, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen; ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“

„Auch thut der Talisman einer ſchönen Liebe, womit

(*) Zum Verſtändniß dieſer Stellen dient zunächſt das Gedicht „Ilmenau am 3. September.“ [Bd. II, S. 145.] Der Character des jungen, damals noch im Werden begriffenen Fürſten wird darin [S. 150. 151.] mit ebenſoviel Wahrheit als Liebe gezeichnet.

(**) Vergl. Bd. IV, S. 46. —

„Schaute von den vielen Stufen
Unſres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens ꝛc.“

die St . . . mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind.“

13. Mai. Inzwiſchen war auch das neue Theater fertig geworden. Ein Stück „Kalliſto“ von Seckendorf(*), und G’s. „Jery und Bätely“ wurden probirt. In dem erſten
25. Mai. Stücke hatte G. eine ſchlechte Rolle mit großem Fleiß und viel Glück geſpielt, und allgemein den Eindruck gemacht, den er hatte machen wollen.

„Iſt Kalliſto ein ſchlechtes Stück, und Bätely ſchlecht componirt(**), es unterhält mich doch. Das Theater iſt noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künſtlerfreude habe.“ — Auch an Verſuchen, große Muſikwerke aufzuführen, fehlte es nicht. Händel’s Meſſias ward oft probirt und „gab ihm neue Ideen von Declamation.“ Oeſer war ebenfalls wieder angekommen und brachte die Decorationsmalerei auf einen beſſern Fuß und G. vernahm ihn darüber recht ad protocollum. Er fing nun an die Vögel zu ſchreiben, und fuhr nach und mit unzähligen Unterbrechungen daran fort bis in den Auguſt.

22. Mai b. 25. Juni. „Meine Tage — merkt er im Tagebuch an — waren von Morgen bis in die Nacht beſetzt. Man könnte noch Mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre.

(*) Kalliſto, Trauerſpiel von Siegm. v. Seckendorf. Deſſau, 1794. 8.

(**) Ebenfalls von Siegm. v. Seckendorf, ſpäterhin erſt von Chriſtoph Kayſer.

Das geht nun nicht. Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! Doch ſind wir hier ſehr gut daran. Alles muß zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld, ein ſteinern Aushalten. Wenn nur immer ſchön Wetter wäre! Wenn die Menſchen nur nicht ſo pover (pauvre) innerlich wären und die Reichen ſo unbehülflich! Wenn u. ſ. w. Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen; nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit u. ſ. w. auch ankommen. Wie weit iſt's vom Kleinſten zum Höchſten!"

Um einen kleinen Begriff von dem bunten Gewirr ſeiner Thätigkeit, pflichtmäßigen wie freiwilligen, ſeiner abgenöthigten oder willkührlichen Zerſtreuungen während eines Vierteljahrs, das nicht einmal das reichſte daran iſt, zu geben, mögen hier, mit Uebergehung der regelmäßig fortlaufenden Geſchäfte, als Conſeil und Kriegscommiſſion, nur die namentlich im Tagebuch angeführten, zu einem flüchtigen Ueberblick gebracht ſeyn, vom 26. Mai bis 26. Auguſt.

„Theaterproben, Reiſen nach Gotha, Mineralogiſche 26. Mai b. 26. Aug.
Beſchäftigungen (*), Decorationsmalerei, Wirthſchaftseinrichtung des Prinzen Conſtantin, Feuerſpritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge, phyſikaliſche Verſuche mit dem Electrophor zu Ettersburg; zu verſchiedenen Tagen in promptu wiederholtes Dictiren an den Vögeln und deren erſte Aufführung am 18. Auguſt; Feuersbrünſte, erſt in Großbrembach, wobei G.

(*) Denen er ſich mit Leidenſchaft ergab, „durch ſein Amt dazu berechtigt." S. Br. an Merck Nr. 113.; it. Nr. 120.

ſich wiederum durch perſönliche, lebensgefährliche Thätigkeit auszeichnete, wie im Jahr 1776 den 22. Mai in Necke-roda; dann in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda; Fahrten zum Bergſturz bei Kahla, herrſchaftl. Beſuch und Dîner in Jena; Luſt und Leben in Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely; Beſuch von benachbarten Herrſchaften, von Fremden, als: Leiſewitz, Schröder und Gotter, zuletzt der Markiſe Brankoni(*), von deren ſchöner Gegenwart er noch einige Tage den Nachklang genoß.

28. Aug. So war denn abermals ein 28. Auguſt herangekommen, an dem er früh im Garten auf- und abſpazierend überlegt und nachdenkt, was in dieſem ſeinen zu Ende gehenden 31. Jahre geſchehen und nicht geſchehen ſey, was er zu Stande gebracht, worin er zugenommen; wo und an welchen Ecken es ihm noch fehle, was er dies Jahr nicht gethan, nicht zu Stande gebracht; kurz, an welchem er ſich über gewiſſe Dinge ſo klar als möglich zu machen ſucht.

Nun folgt, auf ein ausgebreitetes Geſpräch mit dem Herzog über moraliſche Verhältniſſe, worin dieſer ſich ſehr klar und kräftig zeigt; auf die Ausſtellung der Academie-
3. Sept. Zeichnungen an deſſen Geburtstag (den 3. September), wiederum die jährliche Reiſe ins Oberland; wo denn Beide angenehm durch Bätty's kluge, bereits erwähnte Einrichtung überraſcht werden.

im Oct. Zurückgekommen am 10. October, fängt G. gegen Ende des Monats an, den Taſſo zu ſchreiben und fährt fort, nächſt dem ordentlichen und fleißigen, Schritt vor Schritt nach Vermögen vorwärts gehenden, Betrieb ſeiner Amtsgeſchäfte,
3. Nov. — „wobei der Herzog, der täglich wächſt, ſein beſter Troſt

(*) S. G's. Br. an Lavater Nr. 28.

iſt," — auch im folgenden Monat immer des Morgens daran zu ſchreiben, und wenn nichts gehen wollte, zu zeichnen. Das Ende des Jahres bringt ihm noch viel Arbeit im Dec. und Bearbeitung, zumal in der Kriegs-Commiſſion, wo er endlich einen hinderlich-läſtigen Amtsgenoſſen abgeſchüttelt hat, ſodaß er mit der Bemerkung ſchließt: „Dieſen Monat hab' ich mir's ſauer werden laſſen."

1781.

Auch das nächſte Jahr wird für G. ein arbeitvolles, worin er das Verſchiedenſte leidet und leiſtet.

Gleich zu Anfang iſt es wieder die Kriegscommiſſions-Repoſitur, die ihn ernſtlich beſchäftigt, um jetzt, nach Abſchüttelung des hinderlich-läſtigen Amtsgenoſſen, alle Fäden zu ergreifen und Licht, Ordnung und Sparſamkeit darin durchzuſetzen. Daneben ſtellen ſich die um dieſe Jahreszeit herkömmlichen Hof-Vergnügungen, Bälle, Concerte, Redouten, Geburtstagsfeiern, Beſuche von fremden Herrſchaften, eins nach dem andern ein, worüber ſo ziemlich das Frühjahr herankömmt, und ſo iſt er genöthigt, „im Dienſte der Eitelkeit die Feſte der Thorheit zu ſchmücken, mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen, womit man oft eigene und fremde Noth übertäube. Da er dieſe Sachen als Künſtler tractire, ſo gehe es noch.“

Februar. „Indeß fühlt er ſich doch die Zeit über krank, meiſt ohne es zu ſagen, damit Niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Er halte es oft mit den Zähnen (*), wenn die Hände verſagen. Er findet, daß er doch faſt zuviel ſich auflade, und wieder kann er nicht anders. Staats-

(*) ἀπρὶξ, ὀδάξ.

ſachen ſollte der Menſch, der darein verſetzt iſt, ſich ganz widmen, und Er möchte doch ſo viel Anderes auch nicht fallen laſſen. [Br. an Lavater Nr. 31.] 19. Febr.

Dieſer Begierde, „die verſchiedenen Röhren ſeiner geiſtigen Exiſtenz in gleiche Höhe heraufzupumpen,“ oder — wie wir bald hören werden — „keine Grube völlig aufläſſig, ſondern durch einige Zubuße im Gang zu erhalten,“ entſagte er auch in ſpätern Jahren nicht: „denn ſich gänzlich zu iſoliren, wie Wieland gethan — geſteht er einmal an Schiller [Br. Nr. 593.] — ſey auch nicht rathſam.“

Doch erwirbt er in amtlichen Dingen täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiſt fallen ihm täglich Schuppen und Nebel, daß er denkt, er müſſe zuletzt ganz nackend daſtehen, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug. [Br. an Lava- 18. März.
ter Nr. 32.]

Was ihn übrigens tröſtet und aufrecht erhält, iſt zuförderſt der Umgang mit einigen Freunden, zu denen auch Kayſer, ſein Jugendgenoß, gehört, der nach Weimar gekommen ſich den Winter hier aufhält. Mit dieſem hat er viele und gute Geſpräche über Muſik, und hofft, ſein Leben hier ſolle ihn geſchmeidiger machen, da er Gelegenheit habe, in ſeiner Kunſt Manches zu ſehen und zu hören. Auch hatte er Abſichten mit ihm, die er, nachdem ſie reifer geworden, ſowohl Lavatern als Kayſern im Juli eröffnen wollte. Sein Plan war, ihn bei Gluck einzuführen, wozu er alle Vorbereitungen traf; der Herzog ſelbſt ſchrieb an den Ritter und auf günſtige Antwort wurde K. über München nach Wien inſtradirt und mit reichlicher Geldanweiſung (den 10. Sept.) von Weimar aus verſehen.

„Mit der im Frühjahr wieder auflebenden Natur fängt auch Er an wieder aufzuleben, da um ihn herum alle Keime ſich zu regen anfangen. Jeden Morgen empfängt ihn eine neue Blume und Knospe, und dieſe ſtille, reine, immer wiederkehrende, leidloſe Vegetation tröſtet ihn über der Menſchen Noth, ihre moraliſchen, noch mehr phyſiſchen Uebel, die ihm manchmal warm gemacht haben mögen; denn er ſchreibt an Lavater:

„Ja, lieber Bruder, Du könnteſt mich ſchon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen, was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann, wie wir lieben! In mir reinigt ſich's unendlich, und doch geſteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll' und Himmel, die Du ſo ſchön bezeichneſt, in mir Einem. Oder vielmehr, mein Lieber, möcht' ich das Element, woraus des Menſchen Seele gebildet iſt und worin ſie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durcheinandergehen
7. Mai. und wirken (*).“ [Br. an Lavater Nr. 34.]

Aber nun beginnen auch wieder die Ausflüge in die Nachbarſchaft. Mit dem Herzog iſt er nach Deſſau, Halle, Leipzig zur Meßzeit und folgt dann der Herzogin Mutter nach Ilmenau.

Inzwiſchen ſcheint doch wiederum ein Weimariſches Gerede über G's. Befinden, durch Briefe oder Beſucher, in jene Main- und Rheingegenden verſchleppt worden zu ſeyn: denn wir hören, daß Merck wegen G's. angeblicher Geſundheitsabnahme und magren Ausſehens in Sorgen iſt, worü-
11. Juli. ber ihn Wieland zu beruhigen ſucht [Nr. 138.].

(*) Vergl. G's. W. Bd. I, S. 69. u. Fauſt, XII, 31.

„Für G'n. laß Dir nicht bange ſeyn. Er iſt wohl, und das Geſchwätze mancher Leute, ſeine angebliche Geſundheitsabnahme betreffend, gemahnt mich an die Fabel von den zween Wölfen, die gehört hatten, daß der Hirſch nicht wohl ſey. „Wie befindet ſich der Herr Vater?“ ſagten ſie zum Hirſchkalb u. ſ. w. „Beſſer als es die Herren wünſchen,“ antwortete das Kalb u. ſ. w. — **Fiat applicatio**, wo und ſoweit ſich's ſchicken mag! Denn auf Kayſern paßt das nun freilich nicht, aber der hat ſonſt Geſpenſter im Kopf und meint vielleicht, um wohl zu ſeyn, müſſe Jedermann ſo wohlgenährt ausſehen wie er ſelbſt. Kurz, ich bitte Dich, einfürallemal Nichts von ſolchen **rumusculis** zu glauben. — Daß er etwas mager iſt, iſt wahr; aber fetter wird man freilich in ſeiner Lage nicht. Indeſſen iſt er doch wohl und munter, und weder ſein Genius noch ſeine Laune hat ihn verlaſſen, wiewohl er ſo ſanft und gutmüthig gegen alle Leute iſt, daß er von dieſer Seite nicht mehr zu kennen iſt. Seit 14 Tagen iſt er in Ilmenau und in dortigen Gegenden, wo er, wie ich nicht zweifle, ſich's bei und mit der lieben **Madre natura** recht wohlſeyn laſſen wird.“

Wieland deutet hiermit ſehr merklich auf Kayſern, ſey er nun Urheber oder Verbreiter dieſes Gerüchts, durch welches, nächſt Merck, auch Goethe's Mutter und Lavater beunruhigt wurden. Vielleicht haben auch Göthe's eigene Worte an Merck [Nr. 80., 2. Samml.]: „er lebe in ſeinem Weſen ſo fort, behelfe ſich oft und dann gehe es wieder einmal; das Clima ſey abſcheulich und Er ein beſtimmtes Barometer u. ſ. w.,“ dieſe Beſorgniß veranlaßt, oder ſie zu beſtätigen geſchienen. Genug, Goethe bittet

Lavatern, ihm Nichts zu verhehlen, was er für und wider ihn wiſſe; ſeine Mutter aber tröſtet und beruhigt
11. Aug. er in einem merkwürdigen Schreiben, das mit einem Male das größte Licht über G's. ganze Lage und Verhältniß verbreitet, und ſowohl als aufrichtigſte Confeſſion, wie als triftigſte Apologie ſeines Characters und ſeiner Geſinnung, bekannt werden muß, um endlich einmal das wüſte Gerede und Geſchreibe über den vermeintlichen Schaden, den ſeine Anſtellung in Weimar ihm gethan, zum Schweigen zu bringen (*).

— „Ich bitte Sie, um meinetwillen unbeſorgt zu ſeyn, und ſich durch Nichts irre machen zu laſſen! Meine Geſundheit iſt weit beſſer, als ich ſie im vorigen Jahre vermuthen und hoffen konnte, und da ſie hinreicht, um dasjenige was mir aufliegt wenigſtens größtentheils zu thun, ſo habe ich allerdings Urſache, damit zufrieden zu ſeyn."

„Was meine Lage ſelbſt betrifft, ſo hat ſie, ohnerachtet großer Beſchwerniſſe, auch ſehr viel Erwünſchtes für mich; wovon der beſte Beweis iſt, daß ich mir keine andre möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondriſchen Unbehaglichkeit ſich aus ſeiner Haut heraus in eine andere ſehnen, will ſich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zuſtand ganz falſch; ſie ſehen das nur was ich aufopfere und nicht was ich gewinne, und ſie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich

(*) Wie es z. B. in der Einleitung zu den geſammelten Schriften von J. M. R. Lenz verführt wird, und ſeitdem von Andern herumgetragen.

ſoviel hingebe(*). Sie erinnern ſich der letzten Zeiten die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte; unter ſolchen fortwährenden Umſtänden würde ich gewiß zu Grunde gegangen ſeyn. Das Unverhältniß des engen und langſam bewegten bürgerlichen Kreiſes zu der Weite und Geſchwindigkeit meines Weſens hätte mich raſend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menſchlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt, und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meiſt durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler ſich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß geſetzt zu ſehen, dem ich von keiner Seite gewachſen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen, Gelegenheit genug hatte; wo ich mir ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen, durch ſoviele Prüfungen ging, die ſovielen hundert Menſchen nicht nöthig ſeyn mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerſt bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu ſeyn, einen glücklicheren Zuſtand wünſchen, als einen der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn ſich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe ſich immer aushellten, meine Kraft ſich vermehrte, meine Unterſcheidung ſich berichtigte und mein Muth lebhafter würde; ſo fände ich doch täglich Gelegenheit, alle dieſe Eigenſchaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

„Sie ſehen, wie entfernt ich von der hypochondriſchen Unruhe bin, die ſoviele Menſchen mit ihrer Lage entzweit,

(*) „Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert." Taſſo. [IX, 230.]

und daß nur die wichtigſten Betrachtungen, oder ganz ſonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Poſten zu verlaſſen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich ſelbſt, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachſen anfangen, und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut von dem Waizen zu ſondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge, und mich ſelbſt um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte."

„Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle dieſe Aufopferungen freiwillig ſind(*), und daß ich nur dürfte Poſtpferde anſpannen laſſen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne dieſe Ausſicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdruſſes als Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfniſſe willen anſehen müßte, würde mir Manches viel ſaurer werden." — —

Daß er jedoch immer noch gute Laune beſaß, hatte er gleich im Anfange des Jahres gezeigt, durch die Aufführung eines komiſchen Maskenzugs der heiligen drei Könige an ihrem Tage. [S. Werke Bd. I, S. 164.]

Und daß der Genius ihn auch nicht verlaſſen, bewies

(*) „Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?" [G's. Werke Bd. XVII, S. 261.] „Es bleibt eine ſichere Wahrheit, daß der Menſch ſich an eine ſelbſterwählte Pflicht lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an Alles, was ihm durch Geſetze befohlen wird ꝛc. [Reliquien von Juſtus Möſer, herausg. von Abeken S. 80. f.] Auch bei den Alten findet ſich dieſe Geſinnung: ὁ ἀγαθὸς ἄρχων — ἥδεται τοῖς πόνοις, ὅτι ἑκὼν πονεῖ; Dio Chrysost.: denn generosos animos labor nutrit; Seneca.

er um dieſelbe Zeit durch ein Geſpräch über die deutſche Literatur — das er am 6. Januar dictirte — auf Anlaß der allgemeines Aufſehen erregenden Schrift Friedrich II.: de la littérature allemande, die der König ausdrücklich ins Deutſche zu überſetzen befohlen hatte, um ihr größere Verbreitung zu geben. Aus der Beſchreibung Merck's, an den G. ſein Geſpräch geſchickt hatte, konnte G. Forſter ſich wohl vorſtellen, daß es meiſterhaft geſchrieben ſeyn müſſe: denn ſeines Erachtens ſey G. juſt der Mann darüber zu ſchreiben. [Br. an Merck Nr. 142. 1. Samml.] Goethe 3. Nov. wollte den Aufſatz, wenn er ihn von ſeiner Mutter zurückerhalten, noch einmal durchgehen. Sein Plan war noch ein zweites Stück hinzuzufügen: denn die Materie ſey ohne Gränzen. Nun aber war die erſte Luſt vorbei, und er hatte darüber nichts mehr zu ſagen. [Br. an Merck Nr. 119., 14. Nov. 2. Sammlung.] Vielleicht auch unterließ er es deswegen, weil bereits ſoviele Andere, vor allem zuerſt ſein Freund und Gönner Juſtus Möſer, gegen den königlichen Ariſtarch die Feder ergriffen. Dieſer hatte übrigens gut reden, bei Dingen, denen er direct weder abhelfen konnte noch mochte, ja obenein gänzlich ignorirte, was dennoch unter ſeinen Augen Vortreffliches entſtanden war und fortfuhr zu entſtehen. —

Ihr patriotiſcher Unwille vertheidigte mit Recht die Sache der ohne ihre Schuld angeklagten Deutſchen: denn was vermag und darf ein Volk gegen ſeine Fürſten und Führer, die ihm ihr Geiſtesgepräge auf ihre Lebensdauer und oft darüber eindrücken, und denen es folgt, wie die Heerde dem Hirten.

G's. Aufſatz iſt nicht erſchienen. Gegen die Competenz jenes Geſchmackrichters benahm er ſich mit einer oſtenſi-

21. Juni. blen Freimüthigkeit, in einem Dank-Briefe an Möſer's
Tochter (*); unbewundner und derber, in einem Briefe an
14. Nov. Merck**). Um nicht zu weitläufig zu werden, möge dahin
verwieſen ſeyn (***). Unberührt aber durfte die Sache nicht
bleiben, um ſie gelegentlicher Aufmerkſamkeit nicht aus dem
Geſicht zu ſtellen: denn da bei uns „ruminirenden“
Deutſchen von Zeit zu Zeit abgethane Proceſſe wieder von
Neuem anhängig gemacht werden; ſo wird man auch „über
ein Wort, das N. N. geſagt hat“ abermalige Diatriben
anſtellen; wo denn aber auch was der andere Theil zu ſagen
hat, gehört werden müßte und ſollte.

Doch ein offenbares Zeugniß von G's. poetiſch fort-
wirkendem Genius iſt wohl dieſes, daß er am Taſſo
ſchreibt, und der Herzogin Louiſe bereits zwei Acte davon
vorlieſt; gleichzeitig ſeiner Iphigenia mehr Harmonie im
11. Aug. Styl zu geben beſchäftigt iſt; auch den Elpenor anfängt:
und dieſes Alles um die ſchon bekannte Epoche, worin er
gewöhnlich eine Recapitulation ſeines Thuns und Schaffens
anſtellt. Diesmal vergegenwärtigt er ſich, was er bei dem
Departement der Kriegs-Commiſſion bisher geſchafft und
fügt hinzu: „Nun wär' mir nicht bange ein weit größeres
in mehrere Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit
15. Aug. und Muth verleihen möge!“ [Tagebuch d. 15. Aug. 1781.]
Sein Geburtstag ſollte auch dieſes Jahr mit einer

(*) S. G's. Werke A. in Q. Band. II, Abtheil. II, S. 649.

(**) S. Briefe an und von Merck Nr. 119. S. 259. 2. Samml. Das Datum des Briefes iſt unrichtig, es muß den 14. Nov. 1781 heißen. —

(***) Gegen die Schriftſtellerei oder Autorſchaft der Fürſten erklärte ſich auch Kaiſer Joſeph II. Siehe deſſen Leben von Groß-Hoffinger Bd. II, S. 44.

beſondern Auszeichnung geehrt werden, und zwar durch Anerkennung ſeines Genies.

Die Herzogin Mutter, immer auf abwechſelnde und neue Geiſtesunterhaltung nach Jahreszeit und Localität bedacht, bald ſolche anregend, bald ſelbſterfindend, ließ an dieſem Tage in Tiefurt, in der dazu eingerichteten berühmten 28. Aug. Mooshütte, ganz unerwartet und überraſchend für die Zuſchauer, ein großes chineſiſches Schattenſpiel von lebenden Perſonen darſtellen: „die Geburt der Minerva."

Außer beiläufigen feinneckenden, nur der Geſellſchaft verſtändlichen geheimen Beziehungen und Anſpielungen in der Wahl der aufführenden Perſonen liegend, enthielt das Stück die ehrenvollſte und ſchmeichelhafteſte Anerkennung des Goethiſchen Genius und ſeiner Leiſtungen (*).

Die Heiterkeit dieſer Tage wird aber bald getrübt durch einen Trauerfall in der fürſtlichen Familie. Statt eines gewünſchten und erwarteten Prinzen kam eine Prinzeſſin todt zur Welt und verſetzte Stadt und Land in ſtille Trauer. Doch führten bald Geſchäfte, Reiſen, Beſuche von Fremden, Zerſtreuung und Vergeſſenheit heran. Bei alledem hatte G. doch zeither künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Studien obgelegen und fuhr fort es zu thun. Seinen Taſſo, bis durch den zweiten Act geführt, mochte er nun ſeinen Freunden in der Schweiz zuſenden; freilich mit der Bemerkung, 14. Nov. daß er die Vollendung deſſelben noch nicht abſehe.

(*) Eine ausführliche Beſchreibung giebt das „Album Weimars" S. 64. ff., entnommen aus einem Aufſatz im Tiefurter Journal, einer Wochenſchrift nach Art des Journal de Paris, welche den 15. Auguſt 1781 durch ein gedrucktes Avertiſſement angekündigt, und deren erſtes Blatt den Abonnenten ausgegeben ward den 18. Auguſt 1781.

„Die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und ſo ſehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Acte zu enden. Es geht mir übrigens wie es den Verſchwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überſpannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichſam von einem Geiſte des Widerſpruchs außer ſich geſetzt, ſich in neue Verbindungen von Unkoſten zu ſtürzen pflegen.“

Ein Gleichniß, in welchem man ſeine bekannte und eingeſtändliche Benutzung täglicher Ereigniſſe und Lebensvorfälle nicht verkennen wird.

In der Naturwiſſenſchaft, namentlich in der Mineralogie, hatte er große Progreſſen gemacht, worüber ſein Freund Merck erſtaunen werde. Nun aber hat er auch oſteologiſche und anatomiſche Studien vor, deren Nothwendigkeit ihm wohl bei ſeinen bisherigen phyſiognomiſchen Betrachtungen
14. Nov. fühlbar werden mußte. Daher ſchreibt er ſowohl an Lavater [Nr. 36.], als an Merck [Nr. 119.]:

„Auf unſerer Zeichnungs-Akademie habe ich mir dieſen Winter vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menſchlichen Körpers durchzugehen, ſowohl um ihnen als mir zu nutzen, ſie auf das Merkwürdige, dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das Bedeutende in der Nachahmung ſichtlicher Dinge zu erkennen und zu ſuchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran ſich alles Leben und alles Menſchliche anhängen läßt; habe dabei den Vortheil zweimal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge, die mir werth ſind, mit aufmerkſamen Men-

ſchen zu unterhalten: ein Vergnügen, welchem man in unſerm gewöhnlichen Welt-, Geſchäfts- und Hofleben gänzlich entſagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht ſie ſich zu eigen. Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Phyſiognomik und Phyſiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die Reihe des Vortrags einem Jeden einleuchten zu laſſen."

Man würde dennoch das Mögliche einer ſolchen Thätigkeit nicht begreifen, wäre man nicht eines Theils zur Vorausſetzung ſeiner guten Geſundheit berechtigt, durch ſeine Ausſage: er befinde ſich zu Eintritt dieſes Winters recht wohl und könne mit Vergnügen ſagen, daß die geiſtigen und leiblichen Beſchwerden, die ihn vorigen Sommer mochten angefallen haben, ſo gut als gänzlich vorübergezogen ſeyen, andern Theils zu der Annahme eines ſolchen Menagements ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte, wodurch er ein früheres Wort von ihm: Män könnte viel Mehr thun, ja das Unglaubliche, wenn man mäßiger wäre, an ihm ſelbſt wahr machte.

Dieſes mäßiger ſeyn, iſt natürlich nicht blos von der leiblichen Diät, in Eſſen und Trinken, zu verſtehen, noch mehr von der geiſtigen, vom nicht ſich Uebernehmen in irgend einer geiſtigen Thätigkeit allein und in dem ausſchließlichen Betrieb derſelben, ohne Abwechſelung und Uebergang zu andern. Daran ließ es G. bis ins hohe Alter nicht fehlen, und ſo konnte er immer beſchäftigt ſeyn, ohne ſich abgeſpannt zu fühlen.

Wie man zu eſſen aufhören ſoll, wenn es am beſten ſchmeckt — nach der bekannten Salernitaniſchen Geſund-

heitsregel — ſo hörte Goethe auch wohl in einer behaglichen Geiſtesbeſchäftigung „wie doch immer das Dichten iſt,“ früher auf — nur um ſich nicht zu hetzen(*), überhaupt bei äſthetiſchen Arbeiten, die er immer nur mit Sammlung und Ruhe und daher faſt nur in der Einſamkeit und am frühen Morgen vornehmen konnte. Er wartete daher den Wiedereintritt der gehörigen Stimmung ab, und wie er ſich eines eigenen Cirkels zu dieſem oder jenem Geſchäft aufgelegter Tage inne ward, ſo auch die Tagesſtunden, von denen nicht jede zu jedem Vornehmen ſchicklich und förderlich ſich finden ließ. Es verſteht ſich, daß er eine ſolche Zeitwahl nur bei völliger Freiheit und Muße treffen konnte, außerdem auch wohl gezwungen war, aus der Noth eine Tugend zu machen, und eben das Dringende wegzuarbeiten. [Schill. Nr. 570.]

14. Nov. Nach Meldung jener Beſchäftigung an Merck [Nr. 119.] fährt er fort: „Ich ſchicke mich nach und nach immer beſſer in das Beſchwerliche meiner Aemter, ſchnalle mir die Rüſtung nach meinem Leibe zurecht und ſchleife die Waffen auf meine Weiſe. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher, und ich erhalte ſie immer durch ein und die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, ſo lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erſcheinen will.“

„Dieſen Winter bleib' ich noch hier außen in meinem Neſte, künftig habe ich auch ein Quartier in der Stadt, das hübſch liegt und geräumig iſt. Ich richte mich ein in dieſer

(*) Welches leider in dem gegenſeitig rivaliſirenden Verhältniß mit Schiller oft genug der Fall war. [Zelter Nr. 433, S. 456.]

Welt, ohne ein Haarbreit von dem Weſen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht."

In Folge dieſer Betrachtung kam er wohl dahin zu ſagen: „Mit meinem Leben rückt es ſtark vor, und ich fange an zu begreifen, warum wir, ſobald wir uns hienieden einzurichten angefangen haben, wieder weiter müſſen." [an Lavater Nr. 37.] 26. Nov.

Dieſe „Unermüdlichkeit," wie er ſie ſelber an ſich findet und nennt, erregte ſogar bei ſeinem Freunde Knebel ein Lächeln; doch iſt ſie, erwiedert G., bei mir wenig Verdienſt. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer mannigfaltigen Thätigkeit — „mein Weſen iſt einmal nicht einfach," geſtand er ſchon oben — und ich würde in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel ebenſo betriebſam ſeyn müſſen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anſtehen, ſo komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens iſt, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſey nun hier zeitlich oder dort ewig." 3. Dec.

Das Résumé (Rechnungsſchluß) dieſes Jahres lautet kurz aber bündig: „Mehr Ordnung, Beſtimmtheit und Conſequenz in Allem. Feſthalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Dicke Haut mehrerer Perſonen durchbrochen. In Wilhelmsthal, Eiſenach, Gotha. Ueberall Glück und Geſchick. Ruhe und Ordnung zu Hauſe."

1 7 8 2.

„Jeder Stand hat ſeinen eigenen Beſchränkungskreis, in dem ſich Fehler und Tugenden erzeugen."

Mit dieſer bedeutſamen Reflexion, entnommen aus ſeinem geſchäftlichen und geſelligen Leben, beginnt G. das neue Jahr. Sie mag nun veranlaßt worden ſeyn durch welchen Umſtand und welche Perſon ſie wolle; ein Jeder kann ſie in Beziehung auf ſich, ſeine Lage, Mittel und Kräfte lebendig bewahrheiten und ſo auch gegen Andere in Anwendung bringen.

Der Winter, von jeher die belebteſte und munterſte Jahreszeit für Weimar, ſollte es diesmal in einem ausgezeichnet hohen Grade werden. Das Carneval dieſes Jahres war eins der brillanteſten. Comödien, Bälle, Concerte, Redouten, Aufzüge u. ſ. w. jagten ſich nach dem Ausdruck einer geiſtreichen Theilnehmerin. Rechnet man dazu die hohen und fürſtlichen Beſuche, die abwechſelnd bis ins Frühjahr dauerten, unter denen die Gegenwart des Prinzen Auguſt von Gotha und des regierenden Herzogs von Meiningen, dem Herzoge ſowohl wie Goethen, Herdern und Wielanden die angenehmſten und liebſten waren; ſo wird man geſtehen müſſen, daß für jene obſchon nur mäßigen

Aufwand übende Zeit, doch nach den zu Gebote ſtehenden Mitteln und Kräften des Guten faſt zuviel geſchehen oder gethan worden. Der Herzog ſelbſt ſcheint dieſes empfunden zu haben: denn er geſteht mit jener fürſtlichen Ingenuität, welche ſagen darf wie ſie denkt: „bei allen dieſen Gelegenheiten und daranhangenden Feſten, wie auch bei ſeinen Beſuchen hie und da, wo er mit aller Freundſchaft und Sorgſamkeit bewirthet worden, gehe es ihm immer wie dem Polonius beim Eſſen" (*). Denn freilich ſein Haus wird nie leer von Gäſten. Kaum ſind die erſten fort, ſo erſcheinen wiederum neue. „Wir haben die ganze Zeit mehr Fremde hier gehabt, als ſeit vielen Jahren hier nur zuſammen geſehen ſind worden", ſagt Er ſelbſt. Und in der That könnte man, bei der großen Hospitalität, die er überhaupt während ſeiner ganzen Regierungszeit ausübte, in jenem figürlichen Sinne ihm nachſagen: „Er ſey mehr geſpeiſt worden, als er ſelbſt ſpeiſte"; denn an Zuſpruch von Gäſten, hohen und niedern, hat es ihm weder in Krieg (**) noch Frieden jemals gefehlt.

Von jenem Rauſch von Vergnügungen und Carnevals-Luſtbarkeiten reden nicht nur die Briefe des Herzogs an Knebel, wie die des Fräulein von Göchhauſen und Wieland's an Merck; auch Goethe läßt ſich darüber an Knebel vernehmen, und dabei ein wenig hinter die Couliſſen ſehen. 3. Febr.

„Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Comödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich

(*) Br. an Knebel Nr. 11.

(**) Vergl. Bd. XXX, 106 f.; it. 172.

meine Hand, den Kreiſel zu treiben, habe hergeben müſſen, die von andern Expeditionen ſchon herzlich müde iſt. Hierbei liegt die Skizze eines Redouten-Aufzugs,
30. Jan. der ſich gut ausgenommen hat. Am 30. haben wir ein Ballet meiſt von Kindern gegeben, das ich Dir auch abſchreiben laſſe. Ein Amor brachte am Schluß der Herzogin beiliegendes Band (*). Auf der letzten Redoute erſchien ein Aufzug der weiblichen Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Beſcheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Band (**) geflochten waren. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahreszeiten auf. Die franzöſiſchen Verſe ſind von ihm."

„Ich unterhalte Dich von Nichts als Luſt. Inwendig ſieht's viel anders aus, welches Niemand beſſer als wir andern Leib- und Hofmedici wiſſen können. Doch iſt meine Tenacität unüberwindlich, und da es mir gelingt, mich täglich mehr einzurichten und zu ſchicken; ſo werd' ich auch täglich zufriedener in mir ſelbſt."

„Ich danke Gott, daß er mich, bei meiner Natur, in ſo eine engweite (***) Situation geſetzt hat, wo die mannigfaltigen Faſern meiner Exiſtenz alle durchgebeizt werden können und müſſen. Die Stein hält mich wie ein Korkwamms über dem Waſſer, daß ich mich auch mit Willen nicht erſäufen könnte. Die Schardt iſt

(*) G's. W. Bd. XIII, 204.

(**) Ebend. Bd. XIII, 203.

(***) Vergl.
„Dir ſelbſt ſey treu und treu den Andern,
Dann iſt die Enge weit genug." [IV, 336.]

ein gutes treffliches Weſen. Sie hat neulich in meinem Stück das beſte Wort das drinnen war, aus dem Munde eines ſchlechten Acteurs gleichwie aus der Luft geſchoſſen, das den andern allen entgangen war" ꝛc.

Goethe's Leiſtungen werden allerdings von allen Seiten anerkannt: der Herzog lobt ſein Comödien-Ballet und ſeinen Mieding [Br. an Knebel Nr. 11 u. 12.]; Wieland rühmt von ihm, daß er der Geſellſchaft bald ἄνω, bald κάτω etwas lebendigen Odem einblaſe [Br. an Merck Nr. 85, 2. Samml.]; und Fräulein von Göchhauſen ſchreibt an Merck [Nr. 87, 2. Samml.]:

„Goethe hat ſein Goldſtück zu Andrer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Louiſe Geburtstag eine artige Comödie-Ballet geliefert", deſſen Inhalt ſie kürzlich angiebt.

„Er iſt ſehr fleißig. Er hat neuerlich ſeinen Egmont geendigt (*), und arbeitet jetzt an einem neuen dramatiſchen Werke, Taſſo genannt, woran Sie große Freude haben werden. Noch etwas iſt dieſen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber Nichts ſchreibe, weil ich's vielleicht bald ſchicken kann und wahre Eſſenz für dero Magen ſeyn wird."

(*) Goethe ſchickte ihn unter dem 5. Mai an Möſer's Tochter, Frau von Voigts, mit folgenden Worten: „Sie erhalten hier einen Verſuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich ſeit der Zeit ſoviel Muße gefunden hätte, um das Stück ſo zu bearbeiten, wie es wohl ſeyn ſollte. Legen Sie es wie es iſt Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu ſeyn und mir umſtändlich zu melden, was er darüber ſagt. Mir iſt eben ſowohl um ſein Lob als um ſeinen Tadel zu thun. Ich wünſche zu wiſſen, von welcher Seite er es anſieht." — Egmont war ſchon in Frankfurt angefangen worden. Seitdem hatte G. nur in abgeriſſenen Stunden daran arbeiten können, und ſendet ihn nun ſo weit und ſo gut als er ihn bis jetzt hatte bringen mögen. Die völlig abſchließende Vollendung erhielt das Stück erſt in Italien. [Bd. XXIX, S. 76—78.]

Es war, wie ſich in der Folge ausweiſen wird, „das Neueſte von Plundersweilen.“ — „Ueberhaupt — fährt ſie fort — ſcheint dieſer Freund bei der Austheilung eine gute Portion Oel mehr als gewöhnlich in ſeine Lampe bekommen zu haben, da ſie oft bei trübem Wetter ſo helle brennt, und es ihr zur Zeit der Noth noch nie mangelte. Geſegn' es ihm Gott!“

Die Bemerkung, daß gerade bei trübem Wetter ſeine Lampe ſo hell brenne, und zur Zeit der Noth es ihm nicht an Oel mangele, beſtätigt nicht allein G's. oben gemachte Reflexion vom Druck der Geſchäfte auf die Seele, ſondern auch ſeine ſpäteſte:

„An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Worte verleihen.“ [II, 235.] (*).

unter anderm bethätigt durch den Epilog zu Eſſex, gedichtet in den Tagen der Schlacht bei Leipzig [XXXII, 86.], und den Divan, „als Nord und Weſt und Süd zerſplitterten.“ [V, 3.; it. XXXII, 92.]

Denn gerade da, wo er genöthigt war, in ſich ſelbſt einzukehren, ſammelte ſich ſeine ganze Energie, und ſeine Seele zeigte ſich dann in ihrer urſprünglichen Schönheit. Von ihm ſelbſt gilt, wenn er ſingt:

„Zu Regenſchauer und Hagelſchlag
Geſellt ſich liebeloſer Tag,
Da birgſt Du Deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenſter, poch' am Thor:
Komm, liebſtes Seelchen, komm hervor,
Du biſt ſo ſchön wie immer!“ [III, 182.]

(*) Ingenium saepe mala movent; Ovidius.

Das Carneval war endlich zu ſeinem großen Vergnügen auch vorbei. „Ich habe viel ausgeſtanden, ſchreibt er an Knebel, da ich mich aus alten und neuen Urſachen dienſtfertig erwies, und verſchiedene Aufzüge erfand und beſorgte. Soviel von der glänzenden Schale unſeres Daſeyns. Das Innere iſt im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechſel ſich das eine Capitel verſchlimmert, indem ſich das andere verbeſſert."

Die Zeit, die ihm durch die Theater- und Balletproben, das Einrichten der Maskenzüge u. ſ. w. geraubt wurde, war nicht gering; das Erſcheinen bei Hofe, zur Cour, Tafel, Soirée, und perſönliche Theilnehmen an allen dieſen Feſtlichkeiten, nebſt den laufenden Geſchäften, vermehrte noch den Verluſt, und gleichwohl ſieht ihn der März und April wiederum auf den gewohnten Amtswegen.

„Das alberne Geſchäft der Ausleſung junger Leute 26. Febr.
zum Militär ſetzt mich in die Nothwendigkeit wenigſtens vier Wochen im Lande herumzureiten. Ich denke mir (aber) die Reiſe angenehm und auf alle Weiſe ſo nützlich zu machen. Es giebt gar vielerlei Weiſen, die Welt anzuſehen und Vortheil von ihr zu ziehen. Mein Gedicht auf Miedings Tod ſollſt Du haben, ſobald es fertig iſt. Es hat in ſeiner unvollendeten Geſtalt ſchon einen Beifall erhalten, der mich vergnügen muß."

Damit ſtimmt des Herzogs Zeugniß an Knebel: 23. März.
„Goethe reiſt im Lande herum, mißt das Volk und macht ganz vortreffliche Sachen" — indem er fortfährt: Mieding iſt fertig und die Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade — fügt er ſcherzend hinzu — daß der Minneſold in neueren Zeiten ſo theuer iſt; wäre er

es weniger, gewiß, ſie könnte Göthen nicht anders als mit ihrer Perſon danken.“ —

Wohl dem Dichter, daß er ſeinem Fürſten, daß er den Beſten ſeiner Zeit genug gethan!

„Wohlwollen unſrer Zeitgenoſſen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.“ [XLVII, 119.]

Denn unſere gegenwärtige, die nur panem et circenses fordert, befriedigt er nicht, die ſich vielmehr verwundert, einen ſo obſcuren Mann wie dieſen Mieding, von G. beſungen, und dieſes Gedicht unter ſeine Werke aufgenommen zu ſehen. Nun ſo mögen wenigſtens die Literatoren, die Sammler zur Geſchichte der deutſchen Literatur, wiederholt erfahren, daß G. in der Schilderung dieſes Mannes ſeine eigenen Parentalien anticipirt ſah, und dieſe naive Confeſſion zu einer glimpflichern Beurtheilung deſſen, was G. in ſeinen Verhältniſſen nach Umſtänden überhaupt geleiſtet habe und leiſten können, ſich geſagt ſeyn laſſen. Er ſelbſt war ſich noch keiner ſo ſchönen Senſation bewußt, als dieſes Gedicht in ſeinem Kreiſe gemacht habe, und wünſchte, daß es auch ſo bei Freund Knebel anſchlagen möge.

Jene unruhigen Tage ſind kaum vorüber, als wir ſchon
17. Apr. wieder von Ilmenau aus hören müſſen:

„Die Erinnerung der guten Zeiten, die wir vermiſcht mit böſen Stunden zuſammen hier (Ilmenau) genoſſen, treibt mich an, Dir zu ſchreiben, beſonders da ich weiß, wenn ich nach Weimar komme, drängt ſich gleich eine Menge Sachen auf mich zu. Seit Charfreitag (d. 29. März 1782) habe ich einen weiten und oft beſchwerlichen Weg über Gotha, Eiſenach, Creuzburg, Gerſtungen, Tiefenort, Barch-

feld, Kaltennordheim, Oſtheim, Meiningen, über den Thüringerwald hieher gemacht, und viel geſehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerſt Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenſchaft ich die Gebirge durchſtrich und ich die Abwechſelungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen ſeyn ließ. Das hab' ich nun wie auf einer Einmaleins=Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenſchaft zu geben. Dieſes Fundament läßt mich nun gar ſicher auftreten, ich gehe weiter und ſehe nun, zu was die Natur ferner dieſen Boden benutzt, und was der Menſch ſich zu eigen macht. Ich kann Dir verſichern, daß, wenn ich mit Bätty umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit ſeiner richtigen Praxis immer übereinſtimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannſt, große Freude habe. So ſteige ich durch alle Stände aufwärts, ſehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſelbſt ſchwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und ſo geht's weiter, und wir haben's ſo weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann (*)."

Doch begegnet ihm auch Erfreuliches und er fühlt ſich glücklich:

— „Einige Tage habe ich mit den Gothaiſchen, einige mit den Meiningſchen Herrſchaften zugebracht, und fühle

(*) Vergl. des Herzogs oben S. 141. angeführte Bemerkung in dem Brief an Knebel Nr. 11.; it. Nr. 18.

mich recht glücklich, daß ich an jedem Ort ohne Vorurtheil leben, und in einem richtigen Verhältniß zu meinem und der Andern Vergnügen exiſtiren kann."

„Auch iſt er auf dieſer Wanderung auf den Geſchmack von Inſchriften (Epigrammen im Sinne des griechiſchen Wortes) gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen." Es ſind die im Weimariſchen Park und in G's. Garten angebrachten, noch jetzt zur Lesbarkeit wieder aufgefriſchten.

Wie es ſcheint, brachte eine Inſchrift aus dem Alterthume, einem komiſchen Schauſpieler auf ſein Grab geſetzt, wovon G. zufällig eine Abſchrift in ſeiner Brieftaſche fand, ihn auf dieſen Gedanken: denn er wurde oft ſehr zufällig und beiläufig auf etwas geführt, woran er gar nicht gedacht hatte. Dergleichen Inſchriften des Alterthums liebte er ungemein, und ich erinnere mich ſehr genau, daß eine von F. A. Wolf ihm mitgetheilte überaus witzige, vielleicht einzige in ihrer Art, gleichfalls auf einen Schauſpieler verfaßt (*), das größte Vergnügen gewährte. G's. Geſchmack daran, mit ſeinem gelungenen Verſuche, ſcheint auch die Herzogin Amalie auf den Gedanken gebracht zu haben, dergleichen ihren drei Genien, Wieland, Herder und Goethen unter die in Tiefurt aufgeſtellten Büſten ſetzen zu laſſen und zwar von Villoiſon, der um dieſe Zeit am Weimariſchen Hofe ſich aufhielt. Der Herzog wenigſtens ſchreibt
5. Aug. [an Merck Nr. 155.] in ſeiner launigen Art: „Inſchriften

(*) Sie befindet ſich in Guil. Fleetwood Inscriptionum antiquarum sylloge pag. 138.

werden gehedkt;" denn Villoiſon hatte gleich ein halb Dutzend gefertigt (*).

Einen Monat ſpäter iſt G. abermals auf Reiſen, und wie beſonders zu bemerken ſeyn möchte, für die, welche gegen ſeine reiterliche Schlußkraft (tenue) aprioriſche Zweifel erheben, abermals zu Pferde, und zwar in gebirgigten Gegenden, worin ohne gute Schlußfeſtigkeit nicht wohl fortzukommen geweſen ſeyn möchte.

„Du wirſt Dich wundern — ſchreibt er aus Coburg an Knebel, der damals abwechſelnd bei und in Nürnberg ſich aufhielt — wie ich Dir auf einmal ſo nahe komme. Ich habe hier zu thun, und ſehr ungern kehre ich zurück, ohne Dich und die Rafaels beſucht zu haben." 13. Mai.

„Die ſchönen Tage des Mai haben mich neu belebt; ich bin zu Pferde über Gotha, Meiningen, Hildburghauſen hiehergegangen und werde über Rudolſtadt zurückgehen und alſo alle Thüringiſchen Höfe auf einmal beſuchen. Ich werde durch die Aemter Sonneberg und Schalkau mich auf der Steinjagd erluſtigen und auf unſre vorigen Pfade, wo wir vor'm Jahre vergnügt reiſten, wieder treffen."

Dieſer Ausflug war ihm zu gönnen: denn wir werden ihn bald wieder zu Hauſe in ganz neuen Verhältniſſen und mit neuen Laſten überhäuft antreffen.

Die zunehmenden Geſchäfte hatten bisher ſchon eine Veränderung ſeiner Wohnung, eine Vertauſchung ſeines Gartenaufenthalts mit einem bequemen Quartier in der Stadt wünſchenswerth, ja nöthig gemacht. Er zögerte ſo lange als möglich, indem er ſich's ärger als den Tod dachte,

(*) S. Brief der H. Amalie an Knebel Nr. 6., den 23. Juni 1782.

ſich von ſeinem Garten zu trennen. Endlich, auf wiederholtes Zureden der Herzogin Amalie, entſchloß er ſich doch, bereits am Ende des vorigen Jahres, ein Haus in der Stadt zu miethen, und die Herzogin meldet es gleichzeitig, als einen von ihr über ihn errungenen Sieg, mit hoher Freude an ſeine Mutter, mit der Verſicherung: ſie habe ihm verſprochen, „da er ſo fein artig ſey," ihm auch einige Möbeln in die neue Wohnung machen zu laſſen. Nunmehr aber, da bei verwickelten Verhältniſſen eine unerträgliche Unbequemlichkeit, Verſäumniß u. ſ. w. für Andere daraus entſtand, war es ihm eine rechte Wohlthat, daß er ſich ausbreiten und ſeine Sachen beiſammen haben könne; und gewiß am Ende den Garten mit ſeinen Freuden noch beſſer genieße.

Da er genöthigt war eben zur ſchönſten Zeit (im Mai) ihn zu verlaſſen, so hatte er noch ein Gedicht, „Abſchied von ſeinem Garten," im Sinne. Sollte es fertig werden, ſo wollte er es Knebeln ſchicken.
13. Mai.

Es ward aber dieſer Umzug noch durch einen andern Umſtand ihm aufgedrungen.

Eine ziemlich bedeutende Veränderung hatte ſich zugetragen, deren Meldung der Herzog eher durch andre Federn, als durch die ſeinige, Knebeln zugebracht zu ſehen wünſchte. [Br. Nr. 13.]
11. Juni.

Der bisherige Kammerpräſident von Kalb hatte quittirt und war, honorificentissime zwar, mit 1000 Thaler Penſion entlaſſen worden, hatte aber, wie bald verlauten wird, ſaubre Arbeit gemacht. „Der Schlag — ſchreibt Wieland — [Nr. 153.] kam ihm ſo unerwartet als dem Publico, welches ſich noch nicht davon erholen kann.
26. Juni.

Goethe, heißt es, ſoll einſtweilen die Kammerpräſidenten-Stelle nur verſehen; man nenne es aber wie man wolle, ſo wird er, ohne ſeinen Platz im geheimen Conſeil aufzugeben, in der Kammer präſidiren:" — quod felix faustumque sit, fügt Wieland mit ſeinem vielleicht bald wieder revocirten Scepticismus hinzu.

Wenn er aber fortfährt an G.'s. Qualificirung zu zweifeln und mit der Inſtanz kommt: „Homer wäre wohl auch a man of genius geweſen; habe auch in ſeiner Odyſſee einen Pallaſt oder ein Boot ſo gut als der beſte Architect oder Schiffszimmermeiſter gebaut: ob ihm aber die Amphictionen darum den Tempelbau zu Delphi oder das Commando einer Flotte werden übergeben haben, oder wenn doch, ob Er ſich dazu verſtanden hätte — welches er Mercken zu beantworten überlaſſe: ſo hat er erſtlich nicht bedacht, daß man auf gleiche Weiſe hätte fragen können: ob auch Er, Wieland, zwar ein man of genius und Profeſſor der Moral-Philoſophie zu Erfurt, der wohl einen goldenen Spiegel aufgeſtellt und als Daniſchmende vortrefflich politiſirt habe, dieſerwegen ſogleich als practiſcher Prinzenerzieher oder Prinzenlehrer hätte müſſen berufen werden, und, obſchon er ſich nicht völlig dazu qualificirt gefühlt habe, wie er gleichwohl ſich bewogen gefunden, dieſe Stelle anzunehmen?

Sodann vergißt er alles früher geſpendete Lob, indem er an einer Fähigkeit ſeines Freundes zweifelt, die er ihm längſt in vollem Maße eingeräumt hatte. Aber dieſe „Böttigeriaden vor Böttigern" muß man Wielanden ſchon zu Gute halten; denn „er bedenkt oft nicht, was er ſagt", und ſchwätzelt, wie der alte zur Cicade gewordene

Tithonus, dergleichen Gedanken, die ihm in die Quere kommen, ſo vor ſich hin, und weiß doch am Ende ſie durch Bonhommie wieder gut zu machen, indem er fortfährt:

„Ich meines Orts, habe den Menſchen unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich Nichts von ihm zu befürchten haben kann; alſo iſt mir Alles recht, wie es iſt, und ich bin im eigentlichſten Verſtande des Worts a Well-Wisher und ein bonus civis, der mit dem praesenti rei publicae statu zufrieden iſt, weil, wenn er's auch nicht wäre, doch Alles gerade ebenſo ginge, als ob er's wäre ꝛc."

Erregte nun G's. Standeserhöhung (*) ſchon bei ſeinem alten Freunde, der ihn doch von Grund aus kennen mußte, ſolches Kopfſchütteln, was wird erſt das übrige Publikum, das den Geheimenrath von 1779 noch nicht verwinden konnte, bei ſeinem vatinianiſchen Haſſe, der je ungerechter, um ſo heftiger zu ſeyn pflegt, von dem inzwiſchen geadelten Dichter und Kammerpräſidenten gedacht und geurtheilt haben?

Wie benimmt ſich denn aber G. dabei?

27. Juli. „Du wirſt durch Andere wiſſen — ſchreibt er an Knebel — daß Kalb weg iſt; und daß auch dieſe Laſt auf mich fällt, haſt Du gehört. Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, ſehe ich, wie nothwendig dieſer Schritt war." „Als Geſchäftsmann hat er ſich mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht, und als Menſch abſcheulich aufgeführt"; und wenn Du nimmſt, daß ich dieſe drei wohl mit der Feder ſondern kann, im Leben aber es nur ein und derſelbe iſt, ſo

(*) Er war auch inzwiſchen vom Kaiſer Joſeph II. in den Adelſtand erhoben worden.

denke Dir — doch Du kannſt Dir's und brauchſt Dir's nicht zu denken. Es iſt vorüber!" —

Dieſes: „es iſt vorüber," hat man bei G. in allen Fällen wohl in Acht zu nehmen. „Das Andenken an Schläge und Püffe, womit uns das Schickſal, womit uns Liebchen, Freunde, Gegner geprüft haben, iſt beim reſoluten guten Menſchen längſt hinweggehaucht." [Z. Nr. 711, S. 395.; coll. XLIX, 82.] Nachtragen und Aufwärmen iſt ſeine Sache nicht:

„Hat er mühſelig
Alſo den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig,
Hätt' er darauf noch Acht ꝛc."
[XLVII, 82.; coll. III, 169. 284.]

Aber eine Lehre, einen Nutzen aus einer Erfahrung ziehen, aus Lieb' und Haß, aus Lob und Tadel, das iſt ſeine Kunſt, in der er ſich bis ans Ende hin übte und vervollkommnete.

Nun verſteht man auch, wenn man lieſ't, was G. bereits vor zwei Jahren am 2. April ſich in ſein Memorandum notirte: „Mit Kalb zwei Stunden lange Erörterung. Er iſt ſehr herunter. Mir ſchwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen ſo einen Menſchen ſtehe. Manchmal möcht' ich, wie Polycrates, mein liebſtes Kleinod ins Waſſer werfen. Es glückt mir Alles, was ich nur angreife, aber auch anzugreifen ſey nicht läſſig!" —

Was G. ſich damals im ſtillen Herzen zuſprach, das wiederholt er jetzt laut und ausführlicher gegen Knebel: 27. Juli.

„Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur ſo geſammelt ſind, daß ich

mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich ſehe aber auch weder rechts, noch links (*), und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsſtube geſchrieben:

Hic est aut nusquam quod quaerimus (**).“

„Dabei bin ich vergnügter als jemals: denn nun habe ich nicht mehr, wenigſtens in dieſem Fache, das Gute zu wünſchen und halb zu thun und das Böſe zu verabſcheuen und ganz zu leiden; was nun geſchieht, muß ich mir ſelbſt zuſchreiben und es wirkt Nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, ſondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher ſo treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anſchauliche Begriffe faſt von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältniſſen und komme ſo leicht durch. Du kannſt denken, daß ich über dieſe Dinge mit Niemanden ſpreche und alſo bitte ich Dich auch keinen Gebrauch, ſelbſt zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menſchen müſſen verſchieden über ſolche Vorfälle urtheilen und man muß thun, was man muß.“

Möchte G's. Beſcheidenheit auch damals über ſich und ſeine Wirkſamkeit das tiefſte Schweigen beobachtet wünſchen; aber jetzt, nachdem ſein Thun und Laſſen längſt aufgehört hat, ſogar die Erinnerung daran erloſchen iſt (***), hingegen

---

(*) Vrgl. Schiller's Correſp. Nr. 346, S. 186.; u. G's. Werke Bd. IV, 203.

(**) Auch nur ein moraliſches: Hic Rhodus, hic salta! das überall hinpaßt. Vrgl. III, 280.

(***) „Und es kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph ꝛc.“ pflegte G. zu ſagen, wenn eine jüngere Generation nicht

die Saat der Verläumder und Nachreder noch immer in voller Blüthe ſteht, jetzt iſt es an uns die Reinheit ſeines Wollens, die Unermüdlichkeit ſeines Strebens ans Licht zu ziehen, ihn darnach zu beurtheilen und nicht nach dem Erfolg und Beſtand ſeiner Bemühungen (*). Denn freilich der Eſel der Zeit frißt das Seil des Oknos (**), ohne Verſchonen, verſchlingt wie der Behemoth den Strom und achtet ſein nicht (***); oder, um es manierlicher mit des Dichters eigenen Worten auszudrücken:

„Saturnus eigne Kinder frißt
Hat irgend kein Gewiſſen,
Ohn' Senf und Salz und wie ihr wißt
Verſchlingt er euch den Biſſen ꝛc." [III, 152.]

G. ließ ſich alſo durch die verſchiedenen Urtheile des Publikums nicht ſtören noch irre machen. Mit gutem Humor ſogar äußert er ſich über dieſe neue Obliegenheit. „Es gehe ihm wie dem Treufreund in ſeinen Vögeln, ihm werde ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Diesmal müſſe es ihm freilich ernſt ſeyn; denn ſein Herr Vorgänger habe ſaubere Arbeit gemacht. Er danke Mercken [Nr. 154.] für ſeine Liebe und gute Mei- 16. Juli.
nung. Das Leben gehe geſchwind, und mit ihm nehme es einen friſchen Gang. Manchmal werde es ihm ſauer: denn

wußte, was bereits früher in Weimar geſchehen und geleiſtet worden. Ein ſolcher König iſt auch unſre Zeit.

(*) Il y a une gloire qui est indépendante du succès.

(**) S. G's. W. Bd. XLIV, S. 106.

(***) Buch Hiob Cap. 40, V. 18. Eine von G. ſehr beliebte Anſpielung.

er ſtehe redlich aus(*); dann aber denke er wieder: Hic est aut nusquam etc.

Und ſo ergriffen und fortgetrieben von dem Strome der Zeit und der Geſchäfte kann er ſeinen entfernten am ſichern Ufer ſtehenden Freunden nur im Vorbeifahren zuru-
14. Juni. fen: dem Einen (**): „Der Strom des Lebens reißt mich immer ſtärker, daß ich kaum Zeit habe mich umzuſehen;"
29. Juli. dem Andern (***): „Von mir habe ich Dir Nichts zu ſagen, als daß ich mich meinem **Beruf** aufopfere, indem ich Nichts ſuche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre (****);" und ſo iſt er „ihr immer bewegter, im Höchſten und Niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener Goethe." —

„Da nun ſeine Zeit ſo ſehr genommen iſt, wird es ein großes Glück, daß die Herrſchaften ein leichtes und leidliches Leben in und unter ſich haben, daß man die wenigen Stunden des geſelligen Lebens in Friede, wohl auch in Freude
27. Juli. zubringt." [Br. an Knebel.] Und eine ſolche Freude bereitete er auch gleich darauf Andern, die wiederum nachfolgenden zum Vorgang und Muſter werden ſollte.

Er ſchrieb in dieſer bewegten Zeit „von Thorheit und Weisheit umgetrieben" das bekannte Singſpiel die Fiſcherin, oder wie er es nennt Wald- und Waſſerdrama, das in Tiefurt an einem ſchönen Sommerabend des Juli,

---

(*) Wahrlich, nicht nur im Leben, auch nach dem Tode! wo ſie ihm Talent und Verdienſt gleichmäßig verkümmern und auf Null reduciren.

(**) Chriſtoph Kayſern.

(***) Lavatern.

(****) Wie er ſchon im Jahr 1777 ſchrieb: „Ich bin zu gewohnt von Dem um mich jetzo zu ſagen: Das iſt meine Mutter, und mein Geſchwiſter."

im Freien aufgeführt, von Natur und Kunſt gleichmäßig begünſtigt und unterſtützt, von einer bisher unerfahrnen Wirkung war, die freilich beim Leſen des bloßen Textes — den G. ſelber nur als ein Protokoll tractirt — weder geahndet werden kann, noch auch, ohne G's. glückliche Benutzung localer Accidents als Ingredienzien, womit er die Aufführung zu aſſaiſſoniren verſtand, jemals an einem andern Orte ſo hätte ausfallen können. [S. Briefe an Merck Nr. 154.; it. Nr. 159.]

Genug, das Divertiſſement war neu, in ſeiner Art einzig und die erſte günſtige Folge ſeines als Wohnung verlaſſenen, und nur beſuchsweiſe umſomehr, wie er auch hoffte, von ihm und ſeinen Freunden genoſſenen Gartens.

Das Haus, welches G. in der Stadt bezog (*) und worin er ſich, nach Wieland's Bemerkung, allmählig immer mehr auf einen miniſterialiſchen Fuß einrichten zu wollen ſchien, auch wirklich im Lauf dieſes Sommers einrichtete, wird von der Herzogin Amalia in einem Briefe an ſeine Mutter zwar ein Palais genannt, und geſagt: es werde von innen und außen prächtig geſchmückt und werde eins der ſchönſten in der Stadt werden. Indeß muß man dieſen Ausdruck nur relativ, nach Maßgabe des Orts, der Zeit und der Lebensweiſe, verſtehen und ſich darunter kein Hotel wie in großen Reſidenzen, oder auch nur in reichen Kauf- und Handelsſtädten vorſtellen. Denn Weimar, wie Bethlehem in Juda (**), war

(*) Er ſchlief zum erſten Male darin den 2. Juni 1782.

(**) Als klein und groß, zuerſt damit verglichen von Goethe in ſeinem
Mieding [Bd. XIII, 136.]; dann geradezu ſo genannt von Herder 1782.
[Brief an Knebel Nr. 1, S. 232.]; ferner als ein unſelig Mittelding zwi- 1784.
ſchen Hofſtadt und Dorf geſchildert [Brief an Knebel Nr. 12, S. 250.]; 1785.
und zuletzt als ein unbedeutendes und langweiliges Neſt, von Wieland 1785.

damals klein und unanſehnlich, ſodaß die Herzogin Amalie
1756. ſelber, nachdem ſie von Braunſchweig als junge Vermählte nach Weimar kommend gleich in dem Luſtſchloß Belvedere eingezogen war, erſt nach dieſem Weimar ſuchte und fragte. Wie es alſo damals außer dem fürſtlichen Schloſſe, der ſogenannten Wilhelmsburg, keine Anſichten von Palläſten hatte, ſo noch lange auch keine Ausſichten auf dergleichen.

Wohnte doch die fürſtliche Familie, nach dem Schloß-
1774. brande, nur höchſt unbequem (*), ja lebensgefährlich in dem ſogenannten Fürſtenhauſe, worin bald Zimmerdecken einſtürzten, bald Balkenköpfe verfaulten (**), ſodaß, während zweijähriger Reparaturen, der Herzog öfter die Zimmer der Hofdamen als Schreib-Cabinet brauchen mußte (***).

Auch die Herzogin Amalie befand ſich ſowohl in der Stadt, als auf ihren Landſitzen, zumal in Tiefurt, nicht viel anders, als wie ſonſt ein Adeliger auf ſeinem Gute; und von dem Mobiliar ihrer Zimmer könnte gelten, was Sueton von des Kaiſers Auguſtus Wohnung und Hausrath meldet (****). Der Geiſt iſt immer mit Wenigem zufrieden, und ſo gleicht die ſogenannte goldene Zeit Weimars auch darin dem goldenen Zeitalter eines Pericles und Auguſtus, daß die Schöpfer deſſelben, Amalie und Carl

[Br. an Merck Nr. 212, S. 435.]: Vergleichungen, in denen freilich das jetzige Weimar ſich nicht wieder erkennt.

(*) S. G. zur Morphologie Bd. I, Heft 4. Seite 321.

(**) S. des Herzogs Brief an Merck Nr. 137.

(***) Deſſelben Br. an Merck Nr. 121.

(****) Habitavit — aedibus modicis — neque laxitate neque cultu conspicuis etc. etc., desgl. Instrumenti ejus et supellectilis parcimonia apparet etiam nunc, residuis lectis atque mensis, quorum pleraque vix privatae elegantiae sint; Sueton. Aug. c. 73.

Auguſt, in edler Einfachheit ein faſt bürgerliches Leben führten, und den von ihrem Stande geforderten und erwarteten Aufwand mehr in geiſtig-äſthetiſchen Genüſſen zu finden liebten. Dadurch führten ſie ihr Volk zuerſt zu einer äſthetiſch-ſittlichen Bildung heran, aus der alsdann auch das Verlangen nach einer ſtattlichern Exiſtenz, zugleich mit dem Verdienen derſelben, hervorgehen konnte.

So war denn G's. neue Wohnung, obſchon die Herzogin ſelbſt ſie mit einigen Möbeln ausgeſtattet hatte, doch nur geräumig, was damals ſchon etwas heißen wollte, und für ſeine Verhältniſſe ſchicklich eingerichtet. Genug, er geſteht, daß ſein Quartier ihm viel helfe, und daß er ſeinen Garten erſt jetzt genieße. [Br. an Merck Nr. 154.] So konnte er denn auch Geſellſchaften bei ſich geben, wie wir bald ſehen werden, und ſie zeitgemäß anſtändig bewirthen.

Zuvörderſt half ihm der größere Raum bei ſeinen Naturſtudien. Er konnte nunmehr ſeine mineralogiſchen und oſteologiſchen Sammlungen um ſich ausbreiten, und durch wiederholtes Betrachten und Vergleichen zu denjenigen Aperçus gelangen, die er durch ſein ganzes ferneres Leben, oftmals in den wunderlichſten Lagen, unter den ungünſtigſten Umſtänden, zu verfolgen, zu prüfen, ins Licht zu ſtellen und ſie bald in aphoriſtiſchen Andeutungen bald in ausführlichen Abhandlungen der Welt darzulegen bemüht war.

Wie man allein durch Ueberblick einer geordneten Reihe von Natur- und Kunſtgegenſtänden zur wahren lebendigen Einſicht in dieſelben gelangen könne, wie Verſtändniß, Beurtheilung und Critik ſich erſt durch die Betrachtungen einer Stufenfolge ihrer Epochen formiren möge; hat ſich beſonders in der Kunſtgeſchichte gezeigt. Nachdem man in

Paris die Bildwerke der modernen Kunſt zuſammengebracht, und ſie nach Zeiten und Schulen geordnet aufgeſtellt hatte, war es möglich, daß auch der bloße Liebhaber, der nur ſinnbegabte Laie gar bald den Character und die Eigenthümlichkeit einer jeden Zeit, einer jeden Schule, wie des einzelnen Meiſters gewahr werden und nach dieſen Merkmalen, mit mehr oder weniger Gewißheit, die Authenticität eines fraglichen Gegenſtandes beſtimmen konnte.

Doch nicht blos die Natur in ihren mannigfaltigen Erſcheinungsweiſen war es, die ihn beſchäftigte, auch die bildende Kunſt, inſofern durch Kupferſtiche und Handzeichnungen auch ein Privatmann zu Kenntniß und Genuß derſelben gelangen kann. Er ſammelte daher nicht nur für ſeine Perſon, was von Werken der bildenden Kunſt ſeinem beſondern Sinn und Geſchmack zuſagte und für ihn, als Privatmann, um einen mäßigen Preis zu haben war; auch in dem Herzog ſelbſt hatte er bereits ſeit einigen Jahren ſoviel Liebe und Neigung zu Kunſtgegenſtänden angeregt und zu unterhalten gewußt, daß dieſer ebenfalls fortfuhr ſeine Sammlungen zu vermehren.

Nächſt dem beſchäftigte ihn ſeine eigenſte Muſe, die Dichtkunſt, wenn auch nur gelegentlich in abgeriſſenen freien Stunden und Augenblicken, deren ihm im Laufe des Jahres mehrere gegönnt waren, da der Herzog ſich an Jagd- und Reiſeluſt auswärts ergötzte, die Herzogin-Mutter aber eine neue Unterhaltung gewonnen hatte, indem ſie ſeit Villoiſon's Ankunft ſich mit dem Griechiſchen beſchäftigte und bald ſolche Fortſchritte darin machte, daß ſie nach wenigen Wochen ſchon einige Oden des Anacreon leſen und verſtehen konnte. Sie ſetzte dieſe Studien auch noch den Winter über fleißig fort, und wir werden ſie, nach Villoi-

ſon's Weggange von Weimar, noch mit Wieland darin unermüdet finden.

Nachdem ſie ihrem Sohne, dem Herzog, zu ſeinem Geburtstage (d. 3. Septbr.) noch eine kleine Fête in Ettersburg gegeben, die ſich mit einer Farce von Einſiedel endigte, betitelt „das Urtheil des Paris," reiſt derſelbe nach Deſſau und Dresden ins Luſtlager des Churfürſten, ſie ſelbſt aber bald darauf nach Deſſau und Wörlitz. Beide kehrten im October zurück; der Herzog ſehr zufrieden von ſeinem Dresdner Aufenthalt, wie alle Welt es auch von ihm war, und ganz glücklich durch den Beſuch der Bilder-Gallerie, wo beſonders der Rafael einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, den er auf eine ganz neue, eigenthümliche, zugleich ſoviel tiefes Gemüth, als erhabene Phantaſie und techniſches Urtheil bekundende Weiſe beſchreibt (*), daß man darin Goethens zeitherige Einwirkung auf ihn, auch von dieſer Seite wahrzunehmen nicht umhin kann. 3. Sept.

Die Herzogin-Mutter ihrerſeits fühlte durch den Aufenthalt in Wörlitz ihre Imagination ſo angeregt, daß ſie nicht ruhen und raſten konnte, bis ſie ihr geliebtes Tiefurt in einen, wie ſie ſagen zu können wünſchte, jenem beinahe ähnlichen Zuſtand gebracht hätte.

„Kaum war ich wieder zurück, — fährt ſie in ihrem ſcherzhaften Tone fort — ſo ſtürmt' ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erſtaunt über meine erhabenen Ideen. Und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeſchaffen und in einen ſolchen Zuſtand geſetzt, daß Faunen und Nymphen

(*) Br. an Knebel Nr. 15.; it. Br. an Merck Nr. 170, S. 362. f.

ſich nicht zu ſchämen brauchen, ihren Aufenthalt darin zu haben.“ —

Goethe war ihr dabei behülflich geweſen, und hatte ihr einen Plan für die Entrée im Garten machen laſſen, die zeither etwas enge im Raum war (*).

Er erfreute ſie aber auch durch ein Geſchenk von allen ſeinen ungedruckten Schriften an Ihrem Geburtstage (den
24. Oct. 24. Oct.). „Sollte das Einem nicht ſchmeicheln, fragt ſie Knebeln? Ich bin aber auch ganz ſtolz darüber.“ [Br. an dieſen Nr. 8.]

Der alte Oeſer hatte auch gewohnter Maßen ſeinen jährlichen Beſuch abgeſtattet, und G. verſichert, daß er ihn jetzt erſt recht kennen lerne. „Ein Mann voll Geſchmack und Geiſt und ſtiller Künſtler von Weltmanns Klugheit.“

So waren denn die Herrſchaften jede nach ihrer Art beſchäftigt und unterhalten, und Goethe, der eine weiſe Eintheilung ſeiner Zeit und ſchickliche Sonderung ſeiner Geſchäfte getroffen, befand ſich gegen Ende des Jahres in ſeiner neuen vollkommen ausgeſtatteten Wohnung ganz glücklich. Dies wird man umſolieber von ihm ſelber vernehmen wollen, zumal da ſchon lange kein Résumé ſeiner Thätigkeit von ihm ſelbſt mitgetheilt worden.

21. Nov. „Seit einiger Zeit — ſchreibt er an Knebel — lebe ich ſehr glücklich. Ich komme faſt nicht aus dem Hauſe, verſehe meine Arbeiten und ſchreibe in guten Stunden die Mährchen auf, die ich mir ſelbſt zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du ſollſt bald die drei erſten Bücher der theatraliſchen Sendung (**) haben. Sie werden abgeſchrie-

(*) Vergl. G. Zur Naturw. u. Morph. Bd. 1, Heft 4, S. 322.
(**) Er meint den W. Meiſter.

ben. Meinen Werther habe ich durchgegangen (*), und laſſe ihn wieder ins Manuſcript ſchreiben; er kehrt in ſeiner Mutter Leib zurück, Du ſollſt ihn nach ſeiner Wiedergeburt ſehen. Da ich ſehr geſammelt bin, ſo fühle ich mich zu ſo einer delicaten und gefährlichen Arbeit geſchickt. Alle Briefe an mich ſeit 72, und viele Papiere jener Zeiten, lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich ſondere ſie ab und laſſe ſie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich laſſe nicht ab, ich will dieſe zehn Jahre vor mir liegen ſehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel geſehen wird. Meine jetzige Stimmung macht dieſe Operation erträglich und möglich. Ich ſeh es als einen Wink des Schickſals an. Auf alle Weiſe macht's Epoche in mir. Ich ſehe faſt Niemand, außer wer mich in meinen Geſchäften zu ſprechen hat. Ich habe mein politiſches und geſellſchaftliches Leben ganz von meinem moraliſchen und poetiſchen getrennt (äußerlich verſteht ſich), und ſo befinde ich mich am beſten. Alle Wochen gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeſchloſſen iſt, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilſte (**). Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publico noch einen größern Begriff erlaube,

(*) So merkt er in ſeinem Tagebuch den 30. April 1780 an: „Las meinen *Werther*, ſeit er gedruckt iſt, das erſte Mal *ganz* und verwunderte mich." — Ebenſo ſieht er ſpäter in ſeine *Iphigenia* nur hinein, findet ſie *verteufelt human*, und erwartet von ihrer Aufführung die unmittelbare Gegenwart eines für ihn *mehr als vergangenen* (plusquamperfecti) Zuſtandes. [S. *Schiller's* Correſp. Nr. 806. 807.] So früh ſchon hatte er gelernt ſich *hiſtoriſch* anzuſehn! [XLIX, 109.]

(**) „Tages Arbeit! Abends Gäſte;
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey Dein künftig Zauberwort." [Bd. I, S. 199.]

entſchuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin-Mutter ſeh ich manchmal u. ſ. w. Der Herzog hat ſeine Exiſtenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geſchäfte geht ordentlich. Er nimmt einen willigen und leidlichen Theil daran und läßt ſich hie und da ein Gutes angelegen ſeyn, pflanzt und reißt aus ꝛc. Die Herzogin iſt ſtille, lebt das Hofleben, beide ſeh ich ſelten."

„Und ſo fange ich an, mir ſelber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſeyn reifen, müßten auf dieſen Boden geſäet werden, hat mich ganz verlaſſen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergeſtellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hauſe nicht einfallen ließ, die Erſcheinungen der Geiſter und die juriſtiſche Praxis zu verbinden, ebenſo getrennt laß ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbſt, ohne das ein Geheimerath ſehr gut beſtehen kann (*). Nur im Innerſten meiner Plane und Vorſätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnißvoll ſelbſt getreu, und knüpfe ſo wieder mein geſellſchaftliches, politiſches, moraliſches und poetiſches Leben in einen verborgenen Knoten zuſammen. Sapienti sat! Ich ſage Dir viel von mir, weil Du mich liebſt und es magſt, und um Dich zum Gleichen einzuladen."

(*) Er war auch in anderer Hinſicht dazu genöthigt, „da in kleinen ſouverainen Staaten ein Mann in ſeiner Lage faſt mit Niemand reden darf, der nicht etwas wollte oder möchte." [Tagebuch der ital. Reiſe.]

„Die Cosmogonie und die neueſten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neueſtens der Beruf, mich der Oeconomie zu nähern, die ganze Naturgeſchichte, umgiebt mich wie Bakon's großes Salomoniſches Haus, worüber ſich Herder und Nikolai ſtreiten.“

Ueber ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien läßt er ſich gegen Merck [Nr. 92, 2. Samml.] alſo vernehmen: 27. Oct.

„Ich weiß meine Oſteologie auf den Fingern auswendig herzuſagen und bei jedem Thier-Skelet die Theile, nach den Namen welche man den menſchlichen beigelegt hat, ſogleich zu finden und zu vergleichen. Es macht mir großes Vergnügen, und Du wirſt wohlthun mich manchmal damit zu unterhalten.“

Und in ähnlicher Weiſe über die mineralogiſch-geologiſchen [Nr. 175, 1. Samml.]: im Nov.

„Ich habe die Charpentier'ſche mineralogiſche Charte erweitern laſſen, ſodaß ſie vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Rieſengebirge bis an die Rhön reicht. Laß Dir doch etwa nur eine Homanniſche Charte durchzeichnen und trage mit Charpentier's Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie Du ſie erfährſt. Es iſt das ſicherſte Mittel bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen. Ich habe große Luſt, bald eine mineralogiſche Charte von ganz Europa zu veranſtalten, was man mit weniger Arbeit ſchon gegenwärtig im Allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdrucken und kann, jemehr man erfährt und zuſammenträgt, auf der Platte nachſtechen laſſen ꝛc.“

Mit dieſem erſten Verſuch, das Vorkommen der Gebirgsarten durch ſymboliſche, aber immer noch zu abſtracte

und willkührliche Zeichen auf geographiſchen Charten anzudeuten, vergleiche man die ſpätere, der Anſchauung mehr zu Hülfe kommende Methode, durch Anwendung von Farben in einem beſtimmten verabredeten Sinne, ſogleich ganze Strecken und Lagerungen characteriſtiſch zu bezeichnen: eine Methode, die von G. zuerſt bei Keferſtein's geognoſtiſch-geologiſcher Darſtellung Deutſchlands in Vorſchlag gebracht (*), nach der Zeit von andern anderweitig angewendet worden (**).

Wahrſcheinlich um dieſe Zeit faßte G. wohl zuerſt den Gedanken zu einem geologiſchen Modell, deſſen er in ſeiner italiäniſchen Reiſe gedenkt [XXVII, 18.], mit den Worten: „Zu meiner Welterſchaffung habe ich Manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich ſolange rede, woran ich anſchaulich machen möchte, was in meinem Innern herumgeht und was ich nicht Jedem in der Natur vor Augen ſtellen kann.“ —

In den erſten Jahren meines Aufenthalts in G's. Hauſe ſah ich ihn öfters daran arbeiten, gewöhnlich bei aufgehobenem Nachtiſch. Es war ein Basrelief von Wachs und ſollte auf der Oberfläche eine Landſchaft vorſtellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchſte Gebirg ſich erhob. Hatte man die Durchſchnittstheile auseinander gerückt, ſo zeigte ſich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was ſonſt verlangt werden mochte. —

(*) S. Zur Naturw. u. Morphol. Bd. I, Heft 4, S. 231, oder Werke Bd. LI, 79. 80. it. XXXII, 209.

(**) J. B. v. Wilbrand u. Ritgen in ihrer naturgeſchichtlichen Charte. S. Bd. XXXII, 216.

„Dieſen erſten Verſuch — erzählt G. weiter [XXXII, 8.] — bewahrte ich lange und bemühte mich, ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollſtändigkeit zu geben. Freilich ſtieß ich dabei auf Probleme, die ſo leicht nicht zu löſen waren. Höchſt erwünſcht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforſchers Dr. Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunſche, daß er ſie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzubald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinſtimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf ſeine weitere Bearbeitung hoffend, habe ſie aber, da er wegen meteorologiſcher Mißlehren ſich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergeſehen." —

So erfuhr denn G. bei dieſer Gelegenheit, was ſein Schwager Schloſſer ihm längſt vorhergeſagt hatte: „daß es thöricht ſey ſich einzubilden, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür er Intereſſe zeige; es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem ſeinigen machen; es könne in Deutſchland irgend eine gemeinſame Wirkung und Mitwirkung ſtattfinden." [XXX, 333.] „Denn den Deutſchen iſt Nichts daran gelegen zuſammenzubleiben. Jeder, ſey er auch welcher er wolle, hat ſo ein eignes für ſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen." [XLIX, 60. f.]

1 7 8 3.

Nicht nur Tags= und Jahreszeiten, das menſchliche Leben überhaupt, ſo im Ganzen wie in ſeinen einzelnen Abſchnitten und beſondern Zuſtänden, geſunden wie kranken, haben einen Culminationspunkt, ſie erreichen eine gewiſſe Höhe, einen Grad, eine Stufe, vonwoaus ſie nur erſt wieder durch Entfernung zu einem neuen Auftritt ſich erheben und als ein lebendig Fortſchreitendes beweiſen können.

Auf dieſe Betrachtung führt uns zumeiſt das folgende Jahr 1783, welches als ein ſolcher Höhepunkt Weimariſcher Zuſtände, jedenfalls als ein im Leben der fürſtlichen Perſonen wie des geſammten Hofes Epoche machendes, einen Wendepunkt bezeichnendes anzuſehen ſeyn möchte.

2. Febr. Die endlich erfolgte glückliche Geburt eines allerſehnten, allerhofften Erbprinzen brachte nicht nur in das fürſtliche Familienleben einen ſehr merklichen Unterſchied; auch im Leben der Einzelnen zeigte ſich ein beſonderer Einfluß, und ſo auch in Goethe's Staats= und Hausleben, der nach ſovielen Rollen, nun auch die Rolle des Alhafi übernommen hatte [Br. an Merck Nr. 185, 1. S.]

Wie durch einen Zauberſchlag trat mit einmal ein beſchwichtigendes Moment in die bisherigen Schwingungen.

Ein heißer begründeter Wunſch, eine lang genährte Hoffnung war erfüllt und bei dem allgemeinen Intereſſe auch das eines Jeden in ſeiner beſondern Art und Weiſe abgefunden.

Die Nachricht von der Erſcheinung dieſes Hoffnungsſterns wurde im ganzen Lande, ja im theilnehmenden Auslande, [Br. an Merck Nr. 180.] mit frommem Enthuſiasmus, mit freudigem Jubel aufgenommen. Alle Stände beeiferten ſich ihrer Wonne, ihrem Entzücken durch Reden und Gedichte einen würdigen und erhöhten Ausdruck zu geben. Wieland und Herder dichteten Cantaten, jener für die fürſtliche Capelle, dieſer für die Kirche, und hielt außerdem eine Taufrede (*), von der Wieland ſagt: er kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzerfaſſenderes und ſchöner Gedachtes und ſchöner Geſagtes weder in deutſcher noch in einer andern Zunge [W. an Merck Nr. 178. 1. S.].

G. hatte ſich diesmal nur mit einem kleinern Gedicht, einem Liede zu löſen vermocht [A. in O. I, 1, 176.] (**). Die nahbevorſtehende Entbindung der Herzogin hatte auch ihren Geburtstag nur mit ſtiller und banger Erwartung feiern laſſen. Ein großes zu demſelben beſtimmtes Drama von G. war nicht fertig geworden und konnte es auch bis

---

(*) S. Herder's ſämmtl. Werke zur Rel. und Theol. Bd. X, S. 73. ff.

(**) Seine Mutter entſchuldigt ihn gewiſſermaßen, indem ſie an die Herzogin Amalie ſchreibt: „Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn ſich etwas mit den Muſen brouillirt hätte; doch alte Liebe roſtet nicht: ſie werden auf ſeinen Ruf bald wieder bei der Hand ſeyn.“ S. Album Weimars S. 117.

zur Kirchfahrt der Fürſtin nicht mehr werden; wie ſich den-
ken läßt bei den ſowohl durch die bevorſtehende als abgehal-
tene Taufe herbeigeführten Zerſtreuungen, ungeachtet man
ſich in keine großen koſtſpieligen Feierlichkeiten ausließ [G.
an Merck Nr. 179, 1. S.]

Dennoch ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Caval-
13. März. cade in Maskenkleidern am 13. März veranſtaltet [S.
Album Weimars]; von dem jedoch ſeltſamer Weiſe weder
in den Briefen jener Zeit, noch in G's. Tagebüchern irgend
etwas verlautet: ein abermaliger Beweis, wiezuwenig man
damals für dergleichen Impromptu's eingenommen war, um
ihnen mehr als die Dauer des Augenblicks zu gönnen, wie
noch weniger eine Ahnung davon hatte, daß ſie dereinſtiger
Zukunft intereſſant ſeyn könnten oder würden. Das wahre
eigentliche Leben beſteht freilich nur im Genuß der Gegen-
wart; Vergangenheit und Zukunft ſind nur ein pis-aller
für Alle die, welche einer anziehenden Gegenwart unfreiwil-
lig entbehren.

Dagegen bemerkt Goethe in guter ganz realer Canzlei-
17. Febr. Proſa [an Merck Nr. 179.] den großen Unterſchied, den
dieſes Ereigniß machte, und hofft mit allen Patrioten die
guten Einflüſſe dieſes erwünſchten Knaben täglich mehr zu
ſpüren. Und ſo führt er ſchon nach wenigen Wochen dieſe
3. März. Bemerkung weiter, indem er an Knebel ſchreibt:

2. Febr. „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit,
die ſich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht ſicht-
bare, doch ſehr fühlbare Wirkung. Die Menſchen ſind nicht
verändert, jeder Einzelne iſt wie er war; doch das Ganze
hat eine andere Richtung, und wenn ich ſagen ſoll: Er wirkt
in ſeiner Wiege, wie der Ballaſt im Schiffe durch die

Schwere und Ruhe. Die Herzogin iſt gar wohl und glücklich; denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts Anderes gegeben werden."

„Die Muſen aller Art haben ſich, wie Du wirſt geſehen haben, auf alle Weiſe bemüht, das Feſt zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singſtücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht. Du wirſt ſie mit Vergnügen leſen."

Einen ebenſo günſtigen Einfluß auf den fürſtlichen Vater hatte die Betrachtung ſeiner neuen Freuden und Pflichten. In einem Dankbriefe auf eins der vielen eingelaufenen Glückwünſchungsſchreiben ſagt er: „Sie haben Recht, wenn Sie ſich mit mir freuen: denn wenn je gute Anlagen in meinem Weſen waren, ſo konnte ſich, Verhältniſſe halber, bis jetzt kein ſicherer Punkt finden, wo ſie zu verbinden waren; nun aber iſt ein feſter Haken eingeſchlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich ſie ſo ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenſchaft ſagen ſoll: ed egli fu pittore. Wünſchen Sie mir Glück zu dieſem Vorhaben ꝛc." [C. Auguſt an Merck Nr. 95, 2. S.] 17. Febr.

Nach dem Eintritt dieſer Beruhigung geht, bei etwas gleichförmigerem Leben, ein Jedes ſeinem Geſchäft und ſeiner Neigung ungeſtört und ungehindert nach. Goethe verſieht ſeine Kammerpräſidentur; ſeine Finanzſachen gehen beſſer als er es vor einem Jahre dachte; er hat Glück und Gedeihen bei ſeiner Adminiſtration, hält aber auch auf das feſteſte über ſeine Pläne und Grundſätze. In den Mußeſtunden arbeitet er an ſeinem W. Meiſter, von dem er das erſte

19. Mai. Buch unter dem 19. Mai an Knebel ſchickt, und iſt erfreut, daß dieſer es ſo gut aufgenommen und ihm ſeine Gedanken darüber ſagen mochte. Was jener daran lobe, habe er wenigſtens zu erreichen geſucht, ſey aber leider weit hinter ſeiner Idee zurückgeblieben. Er ſelbſt habe keinen Genuß davon. Dieſe Schrift ſey weder in einer ruhigen Stimmung geſchrieben, noch habe er nachher wieder einen Augenblick gefunden, ſie im Ganzen zu überſehen, und ſelten ſey es, daß ein Leſer ſagen könne, was ihm wohlgethan habe.

Inzwiſchen ſammelt er zu ſeinen Naturſtudien von allen Orten und Enden ſowohl Mineralien als Thierſkelette und Knochen, wie für ſeinen bildenden Kunſttrieb Kupfer und Zeichnungen. Der Herzog ſelbſt unterſtützt ihn dabei durch angekaufte Handzeichnungen, in dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte und zu Aufheiterung ſeines Ernſtes. „Ich ſammle keine Handzeichnungen, — ſchreibt er
2. Juni. an Merck [Nr. 186, S. 390,], ſeinen Kunſt-Commiſſionär — ſondern was ich behalte, iſt Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Cammerpräſidenten, dem man mit ſo Etwas ein bischen Freude machen und ſeine Taciturnität etwas entrunzeln kann. Einem Vogel wie ihm darf man keinen gemeinen Hanf vorſetzen.“ — und ſpäterhin
18. Aug. [Nr. 189, S. 397.] ſchreibt er: „Auch treib' ich ihn ſoviel ich kann auf Reiſen, da ſeine Geſundheit beſſer iſt als dieſen Winter.“

28. Aug. Nach ſeinem Geburtstag (den 28. Aug.), „an welchem ſeine Weimariſchen Freunde und Guten gar artig und lieb waren und ihm viel Freundliches erzeigten,“ begiebt ſich denn G. auch wirklich auf den Weg, zuförderſt nach Ilmenau, woſelbſt er in wenig Tagen das herrliche Gedicht zum Geburtstag

des Herzogs (d. 3. Sept.) verfertigt; iſt am 7. des Nachts auf dem Gickelhahn des Ilmenauer Forſtes, und ſchreibt an die Wand des einſamen Bretterhäuschens, worin er übernachtet, die nachſtehenden berühmten Verſe, die er das Glück hatte, nach achtundvierzig Jahren, an ſeinem zweiundachtzigſten Geburtstag den 28. Auguſt 1831 zu recognosciren. [Zelt. Nr. 813.] 7. Sept.

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel ſchweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch!

Hierauf ſetzt er ſeine Reiſe nach Göttingen und Caſſel fort, ſieht „dort die Gelehrten und hier den gelehrten Hof;" beſonders Sömmering, dem er bei Füllung einer aëroſtatiſchen Kugel behülflich iſt (*); desgleichen G. Forſter, dem er bei ſeiner im Frühjahr bevorſtehenden Abreiſe nach Wilna, wenn er über Weimar gehe, Logis bei ſich anbietet (**), und kehrt hierauf bereichert mit naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und neuen Anſichten nach Weimar zurück.

Auf dieſer Reiſe hatte er den Sohn ſeiner wertheſten Freundin, der Frau von Stein, bei ſich, ein gar

(*) S. Sömmering's Br. an Merck Nr. 204.
(**) S. Forſter's Briefw. Nr. LXIV, S. 381.

gutes ſchönes Kind von zehn Jahren, der ihm viel gute Stunden machte und ſeine Stille und Ernſt erheiterte.

Die Thätigkeit, welche G. in den nächſten drei Mona-
ten bis zum Schluß des Jahres entwickelte, theils für ſich
allein, theils mit Andern zuſammen, iſt wiederum ſehr man-
14. Nov. nigfaltig und divergirend. Außer den mineralogiſchen Entde-
ckungen, worauf ihn ſeine Paſſion für dieſe Wiſſenſchaft bei
ſeiner Reiſe über den Harz geführt hatte, und die vorerſt
nur ihn intereſſirten, war Welt- und Naturgeſchichte das
was jetzt in der Weimariſchen Geſellſchaft, nach ſeinem Aus-
8. Dec. druck raſ'te. „Wir ſind jetzt ganz in Welt- und Naturge-
ſchichte, Reiſebeſchreibungen und was dahin gehört, ausge-
14. Nov. goſſen," ſchreibt er an Knebel, mit der Bitte, ihm einen
ausgeſuchten Homanniſchen Atlas der zur Zeit neueſten
Charten, desgleichen einen Globus mäßiger Größe aus
Nürnberg zu ſenden. Nun waren in dieſem Jahre auch
die arabiſchen Gedichte Moallakát, mit Text und engli-
ſcher Ueberſetzung von dem berühmten Jones erſchienen (*);
und ſo nahmen Goethe, Herder und Seckendorf ſich
vor, ſie in Geſellſchaft zu überſetzen.

G. lebte damals viel mit Herder, der eben an einer
Philoſophie der Geſchichte (Ideen zur Geſchichte der Menſch-
heit) von Grund aus neu ſchrieb, und las mit ihm zuſam-
men die erſten Capitel, die er köſtlich findet, wie er gegen
8. Dec. Knebel bemerkt.

(*) The Moallakát, or seven arabian Poems, which were suspended on the Temple at Mecca; with a Tranlation and Arguments. By William Jones, Esq. London: printed by J. Nichols, for P. Elmsly, in the Strand. MDCCLXXXIII. in gr. 4.

In ſeinem eigenen poetiſchen Intereſſe arbeitete G. an W. Meiſter, von dem er das vierte Buch an Knebeln noch vor Weihnachten ſendet, und für die gute Aufnahme, die es fand, gleich darauf dankend verſichert: „daß jede Bemerkung, beſonders von ſeinem Freunde, ihm lieb ſey;“ und hinzuſetzt: „Ich fahre nun fort und will ſehen, ob ich das Werkchen zu Ende ſchreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen überſehen, durchſehen und Alles ſchärfer und fühlbarer aneinanderrücken kann (*).“

Zu Ende des Jahres hatte ſich noch viel phyſiſche und politiſche crude Materie um ihn verſammelt, die nun durchgearbeitet war, und das neue Jahr bot ihm einen anmuthigern Anblick als noch keins.

Die zu jener Zeit in Frankreich aufgekommenen aëroſtatiſchen Verſuche (**) hatten auch in Deutſchland allgemeines Aufſehen und Theilnahme erregt, ja zur Nachahmung veranlaßt. [Z. Naturw. u. Morph. I, 4, 362.]

Schon Sömmering hatte dergleichen Verſuche angeſtellt [Br. an Merck Nr. 204, 1. Samml., S. 426.]; in Weimar war es der Bergrath und Apotheker Dr. Buchholz, ein mehrſeitig um Naturwiſſenſchaften verdienter

---

(*) Obſchon G. in Italien an den W. Meiſter gedacht, auch nach ſeiner Rückkehr ihn wieder vorgenommen hatte; ſo dauerte es wohl noch zwölf Jahre, bevor er wieder an die Um- und Ueberarbeitung deſſelben gehen konnte; wo er denn, auf Schiller's Erinnerung, bei einigen Stellen noch die Scheere wirken ließ, obgleich er das erſte Manuſcript faſt um ein Drittel verkürzt hatte. „Dergleichen Reſte der früheren Behandlung werde man nie ganz los:“ eine Bemerkung, die auf mehrere ſeiner Werke anzuwenden iſt. [Schill. Brfw. Nr. 77.]

(**) S. Joh. Georg Wille's Br. an Merck Nr. 195, 1. Samml.

Mann(*), der leicht und gern auf jede neue Entdeckung eingehend ſich auch mit dieſer befaßte, wiewohl anfangs nicht mit Gelingen [Wieland an Merck Nr. 101, 2. S.]. Goethe
27. Dec. ſchreibt daher an Knebeln: „Buchholz peinige vergebens die Lüfte, ſeine Kugeln wollten nicht ſteigen. Eine habe ſich einmal, gleichſam aus Bosheit, bis an die Decke erhoben und nun nicht wieder. Nun habe er in ſeinem Herzen beſchloſſen ſtill anzugehen und hoffe auf die Montgolfieriſche Art eine ungeheure Kugel gewiß in die Luft zu jagen. Freilich ſeyen viele Accidents zu befürchten und ſelbſt von den drei Verſuchen Montgolfier's ſey keiner vollkommen reuſſirt."

(*) S. Zur Naturw. und Morph. I. Bd. 1. Heft S. XXI.

1 7 8 4.

Das im vorigen Jahre umſichgreifende Intereſſe an wiſſenſchaftlicher Unterhaltung belebt auch im neuen Jahre die höhere Weimariſche Geſellſchaft.

Die Herzogin Amalie ſetzte ihr Studium der griechiſchen Sprache fort und las zuweilen mit Wieland den Ariſtophanes, namentlich deſſen Fröſche, mit großem Vergnügen, indem ſie leicht die Anwendung auf den Zuſtand der deutſchen Muſen zu machen wußte, und verzieh, als geiſtreiche freiſinnige Dame, dem Dichter um ſeines beißenden Witzes und ſeiner Grazie willen die übrigen Ungezogenheiten. [Br. an Kn. Nr. 10.] Dieſe hatten ja auch Madame Dacier nicht abgeſchreckt ihn zu leſen, ja was noch mehr iſt, in die Sprache der Höfe und der feinen Welt zu überſetzen.

Da nun auch eine ziemlich gute Schauſpieler-Truppe unter der Direction eines Wiener Entrepreneurs, Namens Bellomo, für die drei erſten Monate des Jahres engagirt worden war; ſo fehlte es auch nicht an theatraliſchem Vergnügen, ohne daß es die ſchönen Geiſter Weimars aus ihren Mitteln und auf ihr Riſico zu beſtreiten hatten. Hauptſächlich waren es Operetten, beſonders italiäniſche, die ſie

nach deutſchen Ueberſetzungen (zum Beſten derer, die kein Welſch verſtehen) ſehr genießbar vortrugen (*).

So gewann denn auch G. von dieſer Seite an Muße für ſeine Naturſtudien, ohne daß ſeine Amtsgeſchäfte dadurch wären beeinträchtigt worden, in deren Bereich ſie vielmehr lagen.

3. Jan. Wenn demnach Wieland zu Anfange des Jahres an Merck ſchreibt: „Goethe ſchickt ſich überaus gut in das was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Verſtande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzuſichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich zu unſerm Beſten aufgeladen hat; und hinzuſetzt: Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu ſehen, wie er bei dem Allen Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läßt. Seine Geſundheit ſchont er ſoviel wie möglich, auch hat er ſie ſehr vonnöthen. Im Uebrigen geht's wie es kann" ꝛc. — ſo ſtimmt

im Decbr. 1783. damit G's. eigenes briefliches Geſtändniß an ſeine Mutter nur inſoweit, als er von ſeiner Thätigkeit ſpricht; von ſeinem Leiden aber erwähnt er Nichts, tractirt es vielmehr als einen Klatſch von Weibern ausgegangen, ſodaß der gute Wieland nur das Echo, wennnicht gar der Urheber davon geweſen zu ſeyn ſcheint. — „Frau Betty (**) hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl,

(*) S. des Herzogs Br. an Knebel Nr. 17; desgl. der Herzogin Amalie an denſelben Nr. 10; it. Wieland's an Merck Nr. 101, 2. Samml.; it. G's. W. Bd. XXXI, 17.

(**) Wahrſcheinlich Fr. Jacobi's Gattin, die auf einen Klatſch von der C. Herder, dergleichen G's. Mutter in den Kopf geſetzt haben mochte.

daß ſie Ihnen mit einer ſolchen Klatſcherei nur einen Augenblick verderben konnte, als die Nachricht von mir iſt.“

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernſthaften Sachen ernſthaft wird, iſt auch natürlich, beſonders wenn man von Natur nachdenklich iſt und das Gute und Rechte in der Welt will. Laſſen Sie uns hübſch dieſes Jahr daher als Geſchenk annehmen, wie wir überhaupt unſer ganzes Leben anzuſehen haben, und jedes Jahr das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen.“

„Ich bin nach meiner Conſtitution wohl, kann meinen Sachen vorſtehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeſchäftigung. Ich wüßte nicht mir einen beſſern Platz zu denken oder zu erſinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen iſt, wie es hinter den Bergen ausſieht.“

„Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie ſich an meinem Daſeyn jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen ſollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlaſſe gute Freunde, und einen guten Namen, und ſo kann es Ihnen der beſte Troſt ſeyn, daß ich „nicht ganz ſterbe.“(*) Indeſſen leben Sie ruhig, vielleicht giebt uns das Schickſal noch ein anmuthiges Alter zuſammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen.“

Das Ilmenauer Bergwerk, ſeit 1776 in Wiederaufnahme zu bringen verſucht, hatte guten Fortgang. Der neue Johannisſchacht ward zu Faſtnacht eröffnet, und G’n. machte 24. Febr.

(*) Non omnis moriar.

es viel Vergnügen, daß nach Ueberwindung ſo mannigfaltiger Hinderniſſe auch dieſes Unternehmen ſo weit gebracht war (*).

„Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut — ſchreibt
16. Febr. er an **Knebel** — und obgleich übrigens unſre Verhältniſſe allerlei Schwingungen unterworfen ſind; ſo ſteht doch das **Oeconomicum** auf einem guten Grunde, und das iſt die Hauptſache. Perſönlich bin ich glücklich. Die Geſchäfte, die Wiſſenſchaften, ein paar Freunde, — das iſt der ganze Kreis meines Daſeyns, in den ich mich klüglich verſchanzt habe.“

Von ſeinem praktiſchen Talent bei allgemeiner Noth und Gefahr die zweckmäßigſten Anſtalten zu treffen, wie wir es ſchon bei Feuersbrünſten geſehen haben, finden wir auch bei Waſſersnoth ein hochbeglaubigtes Zeugniß in einem
6. März. Briefe des Herzogs an **Merck**. [Nr. 103.]

„Die große Waſſersnoth, welche die arme Stadt (Jena) betroffen, nöthigte mich hierher zu gehen und Anſtalten zu machen, damit das Unglück nicht noch größer würde. Ein gewaltiger Eisſturz hat ſich in die hieſige Vorſtadt gedrungen, alle Häuſer und Gaſſen derſelben 2—3 Ellen hoch damit angefüllt, Gärten und Wohnungen ruinirt. Geſtern iſt endlich durch warme Witterung und unglaublich fleißige Arbeit das Eis gelüftet und gebrochen worden. Der Eis-

---

(*) S. ſeine Rede bei Eröffnung des neuen Bergbau's zu Ilmenau am 24. Februar 1784. Zuerſt im Deutſchen Muſeum von 1785, im 1. Bd.; jetzt in der letzten A. i. H. II, II, 634. „Leider machte nach 11 Jahren ein bedeutender Stollenbruch dem dortigen Bergbau den Garaus, und G. ſah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf ſoviel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in ſich ſelbſt erſtickt und begraben.“ [Bd. XXXI, S. 43.]

ſtoß, welcher auf ¾ Stunden Weges lang war, ging auf einmal los und die ganze Saale iſt wieder in ihren Ufern. Während dieſer Waſſersnoth brannte ein Dorf ab, in welchem 6 Menſchen das Leben einbüßten. Im Waſſer iſt bei uns Niemand umgekommen." — „Goethe hat ſich bei der hieſigen Gefahr ſehr brav gehalten und die beſten Anſtalten getroffen. Hier im Schloßhof hat das Waſſer 8 Ellen hoch geſtanden, ich fürchtete immer mein großer Elephantenkopf(*) möchte bei dieſer Gelegenheit flott werden" ꝛc.

Im Anfange des Mai beſchäftigten G'n. die Anſtalten, das Verſchwemmte wiederherzuſtellen, und den ganzen Juni hatte er dem Eiſenacher Ausſchußtag zu widmen.

Eine mineralogiſche Reiſe, die er ins Fichtelgebirge vorhatte, und wobei er ſich mit Knebeln zu begegnen hoffte, konnte daher nicht zu Stande kommen; dagegen unternahm er ſpäter nochmals einen Ausflug auf den Harz und hatte dießmal den geſchickten Künſtler Kraus zum Begleiter, der ihm alle Felsarten, nicht maleriſch, ſondern wie ſie dem Mineralogen intereſſant ſind, nach einer geheimen wiſſenſchaftlichen Regel charakteriſtiſch zeichnete(**).

Dieſe Sammlung der ſchönſten Zeichnungen mit ſchwarzer Kreide, meiſt in Großfolioblättern, die G. zu vermehren und auf andere Vorkommenheiten zu erweitern vorhatte, befindet ſich noch wohlerhalten und ſehenswürdig in ſeinen nachgelaſſenen Portefeuillen. Das Verzeichniß derſelben giebt G. in den Heften zur Naturw. u. Morphol. Bd. II, Heft 2, S. 168.

(*) S. Zur Naturw. u. Morph. Bd. I, Heft 2, S. 222; oder Werke Bd. LV, 158.

(**) S. G. an Merck Nr. 110, 2. Samml.; desgl. Zur Naturw. und Morphol. Bd. II, Heft 2, S. 166; it. Werke Bd. XXXI, 73.

Bei ſeiner Rückkehr im September erwartete ihn ein Beſuch ſeines Freundes Fr. Jacobi, der für ihn, wie für Herder und Wieland gleich genußreich werden ſollte. Die alte Freundſchaft erneute und befeſtigte ſich, und man ſchied
29. Sept. in gegenſeitig beſtem Vernehmen(*) Jacobi ſchickt ihm hierauf alle Werke des Hemſterhuis, die ihn ſehr freuten. Nun las er auch die Ethik des Spinoza, fühlte ſich ihm ſehr nahe, obgleich deſſen Geiſt viel tiefer und reiner ſey als
11. Nov. der ſeinige. [Br. an Kn. den 11. Nov.]

Nachdem G. im letzten Viertel des Jahres ſein oſteologiſches Specimen über das os intermaxillare(**) geendigt und durch Hofrath Loder eine Ueberſetzung ins Lateiniſche
im Nov. hatte veranſtalten laſſen(***), theilt er den Aufſatz zuvörderſt ſeinem Freunde Knebel mit und ſpricht gegen dieſen ſowohl Abſicht als Reſultat deſſelben noch beſonders aus.

„Ich habe mich enthalten das Reſultat, worauf bereits Herder in ſeinen Ideen deutet, ſchon jetzt merken zu laſſen, daß man nämlich den Unterſchied des Menſchen vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr iſt der Menſch aufs nächſte mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinſtim-

---

(*) S. Herder's Br. an Knebel Nr. 1 und 2; Wieland an Merck Nr. 212, S. 436, 2. Samml.; Jacobi's Briefw. Nr. 137; Forſter's Briefw. Nr. XLVI.

(**) S. Zur Naturw. und Morphol. II, 1, 226; oder Werke Bd. LV, S. 135 ff.

„Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben."

(***) G. unternahm ſie nicht ſelbſt, vermuthlich „weil er nicht die pedantiſche Prätenſion aushängen wollte, auf einem Inſtrumente Solo zu ſpielen, das er in zwölf Jahren nicht in die Hand genommen hatte", wie er an Lavater ſchreibt [Nr. 22, S. 80] mit Bezug auf ſeine lateiniſche Disputation in Straßburg. [XXVI, S. 42. 43.]

mung des Ganzen macht ein jedes Geſchöpf zu dem was es iſt, und der Menſch iſt Menſch ſogut durch die Geſtalt und Natur ſeiner obern Kinnlade, als durch Geſtalt und Natur des letzten Gliedes ſeiner kleinen Zehe, Menſch. Und ſo iſt jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen ſtudiren muß, ſonſt iſt jedes Einzelne ein todter Buchſtabe. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt die kleine Schrift geſchrieben, und das iſt eigentlich das Intereſſe, das darin verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, ſo würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun; und ohne Studium der Schriftſteller, die in dieſen Fächern gearbeitet haben, läßt ſich auch Nichts thun. Ich werde es mir aufheben, bis mich das Schickſal quiescirt oder jubilirt" (*).

Auch Herdern lieſt er die Abhandlung vor, der ſie ſehr einfach und ſchön findet und zu G's. Lobe hinzuſetzt: „Der Menſch geht auf dem wahren Naturwege" [Br. an Knebel Nr. 3, S. 236. 237]; wie er ihm auch das ſchöne Zeugniß giebt: „Er trage ſeinen Kopf und ſein Herz immer auf der rechten Stelle und ſey in jedem Schritte ſeines Lebens ein Mann!" [Br. an Knebel Nr. 6.].

G. lebte um dieſe Zeit viel mit Herder, und trieb ſich, wie er ſagt, mit ihm durch Disputiren in ſeinen Naturanſichten immer weiter (**). Er und Frau von Stein waren ihm von dem größten Werthe und die Einzigen hie=

(*) Das Letztere geſchah auch im Jahr 1825. Vergl. III, 296.

(**) S. Zur Naturw. u. Morphol. 1. Bd., 1. Heft, S. XIV.

ſigen Capitale, von denen er Intereſſe ziehe. Letztere hatte nach und nach ſeine Mutter, Schweſter und Geliebte geerbt, und es hatte ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind. [Br. an Lavater Nr. 27.]

Nun wurde auch eine calligraphiſche Abſchrift an Merck zur Beförderung an Peter Camper(*) und vorhergehender
19. Dec. Mittheilung an Sömmering den 19. December 1784 abgeſendet.

Sömmering's Urtheil darüber [Br. an Merck Nr. 214] war von der Art, wie man es von einem Fachgelehrten erwarten konnte, und wie es G. vorausſah. [Br. an Merck Nr. 217.] Anfangs will er es G'n. ausreden [S. an Merck Nr. 215]; gegen Merck aber kommt er mit der ächtdeutſchen Ausflucht, einem Früheren die Ehre einer Entdeckung zuzuſchanzen, wenn man ſelbſt keinen Anſpruch darauf machen kann, daß er ſagt: „Die Hauptidee habe ſchon Blumenbach rc. — im Uebrigen ſehe die tabula terminorum ein wenig ſchulfüchſig aus, und habe G'n. Schwierigkeiten gekoſtet.“ [S. an Merck Nr. 214.] Goethe, der ſeine Deutſchen kannte, zweifelt daher mit Recht, daß Sömmering ſich ergeben werde: „Einem Gelehrten von Profeſſion, fährt er fort, traue ich zu, daß er ſeine fünf Sinne abläugnet(**). Es

(*) Camper ſelbſt findet es ein Manuscrit très élégant, admirablement bien écrit, c'est-à-dire, d'une main admirable. [Br. an Merck Nr. 231.] Es war die ſchöne Handſchrift des geheimen Kanzlei-Secretairs Vogel, deſſen graphiſche Beihülfe G. jederzeit, ſeiner Gewohnheit nach, mit rühmendem Dank erwähnt. [XXVII, 25. XXX, 51.]

(**) Eine Wahrheit, die ſich beſonders in der Geſchichte der Farbenlehre, an der Newtoniſchen Theorie und ihrer Tradition, nur allzuſehr beſtätigt. Von dieſem Abläugnen des Sinnenzeugniſſes giebt G. ein Beiſpiel in dem Gedicht: „Dem Weißmacher“ überſchrieben. [A. in D. I, S. 137.] Einen gleichen Fall habe auch ich erlebt.

iſt ihnen ſelten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, ſondern um das was man davon geſagt hat" (*). [G. an Merck Nr. 217.] Jedoch änderte Sömmering in der Folge ſeine Anſicht, und nannte, in ſeiner Knochenlehre, den Verſuch G's. ſinnreich und die öffentliche Bekanntmachung verdienend. [LV, 169; coll. L, 169.]

Wie Camper die Schrift mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, ſich freundlich erwies, aber nach wie vor verſicherte: der Menſch habe kein os intermaxillare, erſieht man aus deſſen Briefen an Merck [Nr. 231, 232] und G's. Relation. [LV, 163 ff.]

Uebrigens hatte G. doch die Freude, daß auch Andere ſich zu den Naturſtudien wendeten, z. B. der alte Semmler. „Er hat angefangen — ſchreibt er an Knebel — 6. Dec. eine Nachleſe zur Bonnet'ſchen Inſectologie herauszugeben und iſt derſelbe, wie er ſich in ſeinen ältern Schriften gezeigt hat. Bei der offenbaren Nichtigkeit ſovieler andern Dinge (**) und der Wahrheit und Wichtigkeit der ſich ewiggleichen Natur nimmt mich's nicht Wunder. Ich hoffe noch auf mehr

(*) D. h. geſchrieben hat: denn auf das Schreiben kommt es den Deutſchen nur an: eine andere Würdigung des Menſchen als die nach ſeiner Schreibfertigkeit ſcheinen ſie nicht zu kennen. Daher ihre erſte Frage: „ob einer was geſchrieben habe?" Daher der Jammer, daß G. in 50 Bänden nicht eine Zeile für die Deutſche Freiheit geſchrieben habe! Und iſt erſt Etwas geſchrieben da, „ſo geht ſie's nichts mehr an!" wie den König Ahasverus, wenn er etwas beſchloſſen hat. [Bd. XIII, S. 28.]

(**) Z. B. den metaphyſiſchen und theologiſchen Leptologemen, die wirklich als eine geiſtige Remora, als ein moraliſcher Hemmſchuh, den Fortgang einer allſeitigen Cultur zu einer wahren Humanität retardiren, die ſelbſt durch die ſogenannten Humaniora nicht mehr befördert wird.

Proſelyten": eine Hoffnung, die ſeit jener Zeit ſo über alle Maßen eingetroffen iſt, daß bereits eine ganze, große, zahlreiche Ecclesia von Naturforſchern, ſo Clerikern als Laien, ſich über die Welt verbreitet und dieſes Studium nicht wenig der zeitherigen Schriftgelehrſamkeit Abbruch thut, und zwar in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens. Man will nirgends mehr das abſtracte Wort, ſondern die ſichtliche, concrete That; nicht die Meinung, ſondern die Erſcheinung; nicht das Räſonnement, ſondern das Factum.

„Es freut mich — fährt G. fort — daß von fremden Orten her etwas Menſchliches gekommen iſt und wünſche Dir immer mehr Luſt und Liebe zur Erkenntniß natürlicher Dinge."

„Wie es vor alten Zeiten, da die Menſchen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten, und ſie aufs Geiſtige aufmerkſam zu machen: ſo iſt's jetzt eine größere, ſie nach der Erde zurückzuführen und die Elaſticität ihrer angefeſſelten Ballone ein Weniges zu vermindern."

Die letzte Bemerkung, ſo wahr an ſich und ſo glücklich realiſirt, wie das nunmehr ausgebreitetſte Naturſtudium bezeugt, iſt auch in dem Betracht denkwürdig, als ſie eine überfunfzigjährige Prolepſe oder Anticipation einer Maxime iſt, welche das junge Deutſchland in Bezug auf die Emancipation des Fleiſches, faſt mit denſelben Worten, ausſprach; die man aber doch nicht, wenn wieder einmal von gleichlautenden Bemerkungen verſchiedener Geiſter die Rede iſt, und dieſe angeführt werden ſollten, z. B. daß die Natur allein republicaniſchen Sinn habe [Bd. LIV, 255], für ein Plagium Goethe's, begangen an Laube oder Heine,

ausgeben und telegraphiren wird! Denn die beaux esprits se rencontrent! oder haben zum Wenigſten miteinander ein rencontre.

Was aber G'n. vor Allem und am meiſten freuen mußte, umſomehr als er es noch nicht erwartete, war, daß auch der Herzog auf einmal an den Naturwiſſenſchaften einen nicht nur gefühlten, ſondern auch gedachten Antheil zu nehmen in einer langen Abweſenheit Anlaß gefunden hatte. Goethe begriff zwar nicht, wie der Fürſt auf ſeiner Reiſe vom Geiſte der Naturlehre überfallen worden, da ihm deſſen Organe am wenigſten vorbereitet ſchienen, dieſes Wehen zu vernehmen.

Unterdeſſen es war ſo; ein Brief des Herzogs an Knebel [Nr. 19.] erweiſt es auf das Klarſte, und G. ſelber hatte es früher geweiſſagt, wenn er ſingt: 8. Dec.

„Gewiß, Ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft" ꝛc. [II, 150.]

Da die erwachte Neigung für die Naturwiſſenſchaften nicht nur in dem Leben des Fürſten Epoche macht, indem ſie von Jahr zu Jahr zunahm, ſich immer weiter ausbreitete, und zuletzt in ſo herrliche Anlagen und Anſtalten zum allgemeinen Beſten entfaltete (*); ſondern auch überhaupt in der Culturgeſchichte ein Phänomen iſt, wodurch das allgemeiner gefühlte Bedürfniß nach einem anſchaulichern, practiſcheren, ſolideren, die ſämmtlichen Kräfte des Menſchen mehr erweckenden und beſchäftigenden Wiſſen, als das zeit=

(*) S. G's. „Schema zu einem Aufſatz, die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzuſtellen", in: Zur Morph. und Naturw. Bd. 1, Heft 4, S. 322.

herige traditionelle hiſtoriſche, unwiderlegbar beurkundet wird: ſo verdient die Anſicht dieſes ſowohl für ſeine Zeit wie für alle nachfolgenden als muſterhaft daſtehenden Regenten, der Nichts für ſich allein beſitzen, Nichts für ſich allein genießen konnte, ſondern durchaus auch Andre daran Theil nehmen ließ, zu ſeinem Ruhme als eines der erſten Gönner, Beförderer und Beſchützer der Naturwiſſenſchaften in Deutſchland, der Welt allgemeiner bekannt zu werden.

Nachdem der Fürſt von der traurigen Einförmigkeit des Lebens der meiſten Menſchen geſprochen, denen einzig die Operation der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu ſeyn ſcheine; und wie das Schickſal ſelbſt einen Ekel gegen dieſe Einförmigkeit möge bekommen haben, ſodaß es deshalb Wiſſenſchaften, zu welchen ſich ſonſt nur die höchſten Geiſter wagten, — er meine beſonders die Naturkenntniß — gemeiner werden laſſe und viele Leute inſpirire dieſem Studium zu folgen, welche ſonſt auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung ſich erhalten und fortgepflanzt hätten, ſetzt er aus wahrer und kräftiger Ueberzeugung hinzu:

„Die Naturwiſſenſchaft iſt ſo menſchlich, ſo wahr, daß ich Jedem Glück wünſche, der ſich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden, ſodaß auch gern trägere Menſchen ſich eher dazu einladen laſſen; ſie iſt ſo leicht wahr zu behandeln, daß ſie den Geſchmack zum Unwahren überwiegen kann; ſie beweiſt und lehrt ſo bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollſte, das Zauberhafteſte ſo ordentlich, einfach, öffentlich, unmagiſch zugeht; ſie muß doch endlich die armen unwiſſenden Menſchen von dem Durſt nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da ſie ihnen

zeigt, daß das Außerordentliche ihnen ſo nahe, ſo deutlich, ſo unaußerordentlich, ſo beſtimmt wahr iſt.“

„Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen beſtimmten Wege leite, den uns der Naturforſcher ſo natürlich vorſchreibt.“

---

1 7 8 5.

Nach des Herzogs vielerſehnter im Anfang des Jahres endlich erfolgter Rückkehr von einer langen Abweſenheit an den rheiniſchen Höfen, [Br. an Merck Nr. 212.], iſt in den Cameraliſchen Geſchäften zuerſt von Zerſchlagung der Güter die Rede, einer Sache, die im Heſſiſchen längſt etwas Gemeines war und wozu der Herzog, wahrſcheinlich durch ſeinen Aufenthalt in Darmſtadt, nur eine neue Anregung bekam: denn bereits den 31. Januar 1780 hatte er ſich bei Merck [Nr. 97.] nach den Vortheilen derſelben erkundigt.
13. März. G. erholte ſich deshalb Raths bei Merck [Nr. 215.] und wünſchte ſich einen Aufſatz von den Grundſätzen und der Art die Sachen zu behandeln, und was man nach mehrerer Erfahrung für das Beſte halte? Man habe hier (in Weimar) ziemlich vorgearbeitet, nun möchte er noch von Erfahrenen etwas hören. Er erkundigt ſich nach dem Cammerrath Martin, einem vorzüglich practiſchen Cameraliſten, der ſich durch mehrere landwirthſchaftliche Verbeſſerungen verdient machte, und will ihn durch einen jungen Cameraliſten, der ihn perſönlich kennt, darum begrüßen laſſen. Er ſchickte auch den Cammerconſulenten Schwabhäuſer dahin ab, um das Zerſchlagungsweſen in der Nähe zu beſehen,

und bat Merck en, ihm förderlich zu ſeyn, „damit er Acten und alles Nöthige zu Augen und Naſen kriege.“ Man wollte den Anfang mit einem ſehr anſehnlichen Gute machen, und wünſchte daher, daß der erſte Verſuch zum Beſten ausfiele.

Bei dieſen Amtsgeſchäften hatte die Poeſie indeſſen nicht ganz geruht, wie wir an der fertigen und angefangenen Operette geſehen haben. Aber auch an einem großen epiſchen Gedichte hatte G. gearbeitet und bis in den März dieſes Jahres 48 Stanzen geſchrieben, mußte aber, durch den Drang der Umſtände genöthigt, aufhören. Dieſe Stanzen bilden das ſchöne Fragment, bekannt unter dem Namen: „die Geheimniſſe,“ [Bd. XIII, 175. ff.], über deren Sinn und Abſicht er ſich [XLV, 327.] erklärt, wonach es, ſeiner eigenen Bemerkung zufolge, freilich noch ſehr im Vorhofe verweilt. Es bleibt daher ewig zu bedauern, daß dieſes in Stoff, Form und Technik gleich ausgezeichnete Gedicht damals nicht vollendet werden konnte. Es ward von der Zeit überholt und hätte nachher, auch bei vollkommener Muße, nicht in der erſten unſchuldigen Anſicht ausgeführt werden mögen.

Was nun G's. wiſſenſchaftliche Beſtrebungen anbelangt, ſo iſt bisher nur immer von geologiſchen, mineralogiſchen und oſteologiſchen Studien die Rede geweſen, aber noch nicht von botaniſchen, obgleich er ſie im Stillen ſeit längerer Zeit getrieben hatte (*). Nun aber kommen auch dieſe zum Vorſchein.

(*) S. „Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums“ in: Zur Morph. und Naturw. 1. Bd. 1. Heft. S. XX.

„Er habe noch in andern Wiſſenſchaften, z. B. in der Botanik, gar hübſche Entdeckungen und Combinationen gemacht, die Manches berichtigen und aufklären, wiſſe aber auch noch nicht recht, womit hin," ſchreibt er an Merck
8. Apr. [Nr. 217.] und gleichzeitig an Knebel: „Er möge am liebſten ſeine freien Augenblicke zu dieſen Betrachtungen wenden. Die Conſequenz der Natur tröſte ſchön über die Inconſequenz der Menſchen." Und ſo hatte er lange ſchon die Materie vom Samen durchdacht, ſoweit ſeine Erfahrungen reichten, und empfand jetzt nur das Verlangen, einige davon handelnde Werke ältere wie neuere darüber nachzuleſen, als den Joseph. de Aromatariis, die Linneiſche Dissert. de seminibus muscorum und was Neueres über dieſe Materie in Büttner's Bibliothek vorhanden wäre. Er fühlte und geſtand es auch, daß er bei dieſen wiſſenſchaftlichen Forſchungen der Bücher bedürfe, nur erlaube ſeine Lage ihm nicht, ein folgerechtes Studium derſelben vorzunehmen.

Unterdeſſen war das Frühjahr herangekommen, die um dieſe Zeit fallende jährliche Geſchäftsreiſe führte G. nach Ilmenau, er lud auch Knebeln dazu ein und ſie wollten nach Pfingſten (d. 15. Mai) diesmal den Saalgrund hinauf ihre mineralogiſchen Beobachtungen anſtellen, da G. den Ilmgrund bereits ſo ſatt war, daß er nicht mehr daran denken mochte. An dieſe Reiſe ſchloß ſich eine zweite und zwar die vor'm Jahre ſchon projectirte Reiſe ins Fichtelgebirge.
23. Juni. Sie ward den 23. Juni von Jena aus unternommen, und Knebel beſchreibt ſie in ſeinem liter. Nachlaß Bd. III, S. 374—384.

Auf dieſer Reiſe war es, wo Goethe eine ihm faſt verargte Empfindlichkeit gegen Tabaksrauch zeigte, die diesmal

ſich in einem ſtarken Fieberanfall äußerte, ſodaß er mehrere Tage zu ſeiner Wiederherſtellung brauchte.

Sie nahmen hierauf ihren Weg ins Fichtelgebirge, beſtiegen die bedeutendſten Höhen deſſelben, tranken aus der Quelle des Mains, und ſetzten ſodann ihre Reiſe nach Carlsbad fort, wo ſie den 5. Juli ankamen. Hier fanden ſie bereits die Herzogin Louiſe, Herders, Frau von Stein, Gräfin Bernsdorf und Bode nebſt anderer Geſellſchaft aus Weimar vor, das in dieſem Augenblick ziemlich verwaiſ't war, indem auch der Herzog ſich wieder auf Reiſen befand, und nur die Herzogin Amalie zurückgeblieben, mit ihren Getreuen: Fräulein v. Göchhauſen, Wieland, v. Einſiedel und Oeſer ſich in Tiefurt zu unterhalten ſuchte; [Br. an Merck Nr. 222.; it. 227.]. 5. Juli.

Knebel verließ Carlsbad früher, um noch eine Excurſion nach Baiern und Tyrol vorzunehmen, worüber er ſehr intereſſante, Natur und Menſchen betreffende Berichte, ſo an die fürſtlichen Perſonen, den Herzog, die Herzogin Amalie, wie an Goethen gelangen ließ, die ſämmtlich ihn höchlich darüber beloben (*).

G'n. waren beſonders die mineralogiſchen Bemerkungen durch Tyrol von Werth, und er gab Knebeln das Zeugniß, daß er auf dem rechten Wege ſey. „Du ſiehſt wie nothwendig jene erſten großen Begriffe ſind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenſtände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Menſch iſt mit ſeinem Wohnort ſo nahe

(*) S. Brief des Herzogs an Knebel Nr. 22.; it. der Herzogin Amalie Nr. 12.

verwandt, daß die Betrachtung über dieſen auch uns über den Bewohner aufklären muß."

G. war länger in Carlsbad geblieben und hatte die ſämmtliche Geſellſchaft noch überlebt; er beſuchte noch Joachimsthal, Johann-Georgenſtadt, Schneeberg u. a. O. und kam mit mineralogiſcher Beute, übrigens geſund und wohl, nach Weimar.

Obgleich wieder durch Amtsgeſchäfte gebunden, fühlte er doch die heilſame Wirkung des Bades und ſein Gemüth viel freier; er konnte mehr thun und las auch noch Viel neben ſeinen Arbeiten, z. B. Necker und ſeine Antagoniſten.

Auch hatte er das Vergnügen, die Fürſtin Gallitzin und ihre Begleiter von Fürſtenberg, Hemſterhuis und Sprickmann, in Weimar zu begrüßen.

An Wilhelm Meiſter war er ſachte fortgefahren und war mit dem 6. Buch im November zu Stande gekommen. Er las es Herders, der Frau von Stein und der Frau von Imhof vor und war glücklich viel Beifall zu erhalten. Wenn nicht Knebel gefehlt hätte, meinte er, wäre ſein kleines Publikum vollkommen geweſen. In günſtigen Muſeſtunden hatte G. ſchon im vorigen Jahre (1784) noch eine Operette Scherz, Liſt und Rache geſchrieben und an ſeinen Jugendfreund Chriſtoph Kayſer nach Zürich geſendet, weil er aus deſſen Briefen, die er ihm auf einer muſikaliſchen Reiſe durch Italien ſchrieb, gemerkt hatte, daß er den Geiſt der komiſchen Oper wohl gefaßt habe. Nun fand dieſer auch an der Goethiſchen Arbeit eine Art von italiäniſcher Geſtalt und wollte ſie componiren. Darüber knüpften ſich lange briefliche Unterhandlungen an, deren Bekannt-

machung nicht allein G's. muſikaliſche Einſichten (*) in Evidenz ſetzen, ſondern auch zur Geſchichte der deutſchen Oper und deren unſchuldigen Anfängen nicht unwichtige Notizen geben würde. Die Verhandlungen dauerten das ganze Jahr hindurch und am Schluſſe deſſelben hatte G. bereits zwei Acte in Händen. Sie fanden bei den Proben den größten Beifall aller Muſikverſtändigen, namentlich Herder's, auch Wieland's (**); das Ganze aber konnte nicht zu Stande kommen, aus Urſachen die ſowohl in der dichteriſchen Anlage und Oeconomie des Stücks, wie in der muſikaliſchen Behandlung des Tonſetzers lagen, und ohne eine völlige Umarbeitung nicht zu beſeitigen waren.

Wie G. auf dieſe Compoſition gekommen, wie auch über die Urſachen ihres Mißlingens, erklärt er ſich einige Jahre ſpäter in ſeiner italiäniſchen Reiſe [XXIX, 148.], und noch zuletzt in ſeinen Tag- und Jahresheften [XXXI, 8. u. f.]. Damals aber hatte G. noch einigen Glauben an die Möglichkeit, und wünſchte die Operette irgendwo unterzubringen, um dem jungen Künſtler „ein Stück Geld zu verſchaffen und ihn der deutſchen Welt bekannt zu machen." Er wendete ſich deshalb an Knebel, der ſich damals in

(*) Die man unlängſt mit etwas „grobem Selbſtempfinden" ihm abſprach, ohnerachtet er ſie ſchon in der Art, wie er den Vortrag ſeiner Lieder dem Schauſpieler und Sänger Ehlers einſtudirte, bewieſen hatte. [Bd. XXXI, 91. f.]

(**) „Ueber Ihren zweiten Act iſt nur Eine Stimme; man wünſcht nichts Anderes und nichts Beſſeres. Möchten Sie hören, was Herder darüber ſagt, der mir unter allen nahen Muſikfreunden der wertheſte und zuverläſſigſte iſt. Auch verſchaffe ich Ihnen ſeine Gedanken ſchriftlich, wenn er erſt das Ganze gehört hat. Er kann Ihnen mehr ſagen als ich, er iſt eine muſikaliſchere Natur als ich."

Baiern aufhielt, und bat ihn um genauere Nachricht von München, ſeinem Theater, deſſen Entrepreneur, der dortigen Operette, dem Geſchmack des Publikums u. ſ. w. Der Brief iſt zu ſprechend für G's. thätig-freundſchaftliche Geſinnungen, als daß er nicht, ſchon um manches Vorurtheil dagegen niederzuſchlagen, bekannt gemacht werden ſollte.

„Meine Sache iſt dieſe, die ich Dir ans Herz lege, überdenke ſie und ſchreibe mir Deine Gedanken."

„Kayſer in Zürich hat mich von Jugend auf intereſſirt. Sein ſtilles zurückhaltendes Weſen hat mich gehindert, ihn früher in die Welt zu bringen, das, wie ich nunmehr ſehe, ſehr glücklich war. Ich merkte aus ſeinen Briefen, die er auf ſeiner italiäniſchen Reiſe ſchrieb, daß er den Geiſt der komiſchen Oper wohl gefaßt hatte. Ich machte das bekannte Stück und er iſt nun darüber. Zwei Acte habe ich und es wird gewiß alles Beifalls werth. Nun iſt leider das deutſche lyriſche Theater überall erbärmlich. Wer ſingen und ſpielen kann, zieht ſich zum italiäniſchen, und das mit Recht. Du glaubſt ſelbſt, es ſey in München für unſer Stück Nichts zu thun; das ſchadet aber im Grunde Nichts, man kann ein anderes machen (*).

Was ſagſt Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München ſchicken; er ſollte dort vor Kennern und Liebhabern, nur in Conzerten, einzelne Arien ohne Prätenſion produciren; da er ſelbſt ein trefflicher

---

(*) G. hatte auch bereits ein anderes angefangen, wiewohl er nachher auch glaubte, daß dieſes Singſpiel nicht für München ſeyn würde.

„Er dachte ſich dergleichen, beſonders wenn er zu Pferde Tagereiſen zu machen und nichts Klügeres zu denken hatte, unterwegs aus."

Clavierſpieler iſt, ſich hören laſſen, ohne den Virtuoſen zu machen, ohne ſich bezahlen zu laſſen; ſolle ſich empfehlen, den Geſchmack des Publikums ſtudiren, mir ſeine Gedanken ſchreiben und ich könnte ihm alsdann, wenn ich beſonders durch Deine Bemerkungen, was Dort gefällt, was von Ernſt und Scherz am meiſten Effect macht, genugſam unterrichtet wäre, ein Stück machen das gewiß wirken ſollte. Ueberdenke es und laß es mit Endzweck Deines dortigen Bleibens ſeyn. Ich communicire Dir meinen Plan, leſe Dir das Stück und Du mußt in die Seele des Münchner Publikums votiren. Ein Aehnliches habe ich auf Wien mit ihm vor; er kann und wird ſich pouſſiren. Du thuſt mir einen weſentlichen Dienſt, wenn Du ihm Freunde vorbereiteſt und Dich um die Verhältniſſe des Virtuoſenweſens erkundigſt, damit er in ein bekannt Land komme. — Dies iſt's, was mir jetzo ſehr am Herzen liegt, hilf mir es ausführen!" (*)

(*) Man erinnere ſich des obigen ähnlichen Bittwunſches an Lavater wegen Ausführung eines Monuments zum Andenken der Schweizerreiſe für den Herzog. Nun wird man doch glauben, daß G. ein aufmerkſamer und thätiger Freund ſeiner Freunde geweſen, wenn auch nicht alle Blütenträume reiften!

1 7 8 6.

„Was es mit ihm in dieſem Jahre werden würde“, wußte G. am Schluß des vorigen ſeinem Freunde Knebel noch nicht zu ſagen. „Großen und weiten Ausſichten mochte er den Blick nicht zuwenden; doch ins Carlsbad gehe er auf jeden Fall: er ſey dieſer Quelle eine ganz andere Exiſtenz ſchuldig. Uebrigens ſey er fleißig, ſeine Geſchäfte gingen ihren Gang, ſie bildeten ihn, indem er ſie bilde.“ — Ganz wie es ihm mit der Entwicklung natürlicher Phänomene und mit Gedichten erging, „daß Er nicht ſie, ſondern ſie ihn machten.“ [XXX, 32.]

So ahndete denn G. nicht, daß dieſes Jahr für ihn das wichtigſte, das einflußreichſte auf ſein ganzes übrige Leben werden ſollte [XXVII, 241.], daß eine neue Epoche damit für ihn beginnen, daß er es einſt das Jahr ſeiner Wiedergeburt nennen würde — durch die Reiſe nach Italien.

Die Nothwendigkeit derſelben, die Zeitangemeſſenheit, die günſtige Wirkung auf ſeinen Gemüthszuſtand, wie auf die Ausbildung aller ſeiner Anlagen, erhellt zwar hinreichend aus ſeiner umſtändlichen Beſchreibung, indeß dürften einige Vorbemerkungen als einleitende nicht überflüſſig ſeyn.

Aus dem bisher Mitgetheilten geht bereits genugſam hervor, daß G's. anfängliches Leben in Weimar ein höchſt mannigfach beſchäftigtes und bewegtes war, daß nicht nur ſeine Geiſteskräfte in mehrſeitigen Anſpruch genommen wurden, ſondern auch ſeine Gemüthskräfte; daß, den Einfluß von Clima und Lebensweiſe nicht gerechnet, ſchon der Conflict der häuslichen und geſelligen Exiſtenz, der öffentlichen und privaten, einen Wechſel von Steigen und Fallen unterhielt, der auf Stimmung und Humor, auf Heiterkeit und Unmuth barometriſch einwirkte.

Da zu jedem Geſchäft, ja zu jedem nur mehr als mechaniſchen Thun ein Wiſſen gehört, dieſes aber in einer Zeit, wo es noch nicht wie jetzt, durch Tinte und Druckerſchwärze zu Papier und Buch gebracht, aus allen Officinen und Bibliotheken hervordringt — dergeſtalt, daß nunmehr der Geiſt von der literariſchen Fluth eher ertränkt als gehoben, eher verwirrt als aufgeklärt werden könnte — von einem Jeden allererſt erzeugt, das heißt durch eigene Handanlegung an Sachen und Gegenſtände gewonnen werden mußte, und man, um etwas zu wiſſen — ſelbſt zu wiſſen, nicht auf Autorität hin — es ſo zu ſagen auch ſelbſt zu machen hatte: ſo bedurfte es nicht wenig Zeit, Mühe, Verſuch und Gegenverſuch, um das zu erforſchen, was jetzt als allgemein bekannt, zugegeben, gelehrt und verbreitet, ſchon wiederum Stufe zu neuen Fortſchritten geworden iſt. Dieß war zu jener Zeit der Fall mit allen Naturwiſſenſchaften und den darauf fußenden Gewerben der Oekonomie, Induſtrie und Technik. Sie mußten zum Theil erſt geboren werden, oder lagen noch in der Wiege.

Aus Büchern war demnach wenig zu lernen: Beobachtungen mußten zuvor angeſtellt, Verſuche gemacht, Erfahrungen geſammelt werden, um ſie in Schrift-Magazinen zu eigener und Fremder Benutzung niederzulegen. Daher war damals der Betrieb einer ſolchen Wiſſenſchaft — ein thätiges Leben, ein wirklicher Genuß; es vertrug ſich mit Bewegung in freier Luft, mit Sonnenſchein und Regen; und bedurfte keines weitläuftigen und künſtlichen Apparats, deſſen Reſultate erſt wieder die Controle der Vernunft und der bloßen Sinne nöthig haben, um für richtig und ausgemacht zu gelten. Und ſo mußten damals geiſtreiche Geſchäftsmänner ſich's wohl angelegen ſeyn laſſen unmittelbar an die Natur zu gehen, ſie zu beobachten, zu befragen, ihr etwas abzumerken, abzulauſchen, um hinter ihre Geheimniſſe zu kommen, und ſie zum Beſten, zum Vortheil ein jeder ſeines Bereichs anzuwenden. Studien der Mineralogie und Geologie, der Botanik und Forſtwiſſenſchaft, der Phyſik und Naturgeſchichte ſind für einen Cameraliſten ſo ineinandergreifende Beſtrebungen, daß man heutzutage gar nicht fragen darf, ob ſie für einen Cammerpräſidenten wie G. ſo unerläßlich geweſen. Und er wurde noch dazu auf die individuellſte Weiſe in dieſe Beſchäftigungen hineingezogen durch das damalige Garten-, Park-, Wald-, Jagd- und Reiſeleben des Weimariſchen Hofes, das er in den Heften zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie ſo anmuthig ſchildert. [Bd. I. Heft I. S. XX.]

Sein practiſcher auf Realität, auf Wahrheit und Wirklichkeit wie die Natur ſelbſt gegründeter Sinn (*) begnügte

(*) „Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun ſo leicht wird zum Großen überzugehen, das nur der

ſich daher nicht mit der äſthetiſchen Wirkung, welche die ſichtbare Welt auf den Dichter, auf den Künſtler ausübt und die er durch Wort und Bild wiederzugeben ſtrebt: denn obſchon er ihr durch die darſtellende Kunſt, als Zeichner und Mahler, den äußern ſchönen Schein, als Dichter die ſinnlich-ſittliche Wirkung abzugewinnen ſich bemühte; ſo wünſchte er doch als Denker, als Forſcher, auch ihrem innern Weſen näher zu kommen, und zu Beidem hatte er die gemeinſame Anlage, jenes Anſchauungsvermögen, welches den Dichter, welches den Philoſophen ausmacht.

Es iſt daher eine mit wunderlich, ſeltſam u. dgl. vielzu ſchwach und gelind charakteriſirte Behauptung, daß die Naturwiſſenſchaften ihm als Dichter geſchadet, und ſeinen poetiſchen Leiſtungen Eintrag gethan. Im Gegentheil hat ſeine Naturkenntniß ſeiner Dichtungsart einen eigenen ausgezeichneten Charakter verliehen, der, sui generis, ihn zu ſeinem Vortheil, zu ſeinem, wennauch erſt ſpäter noch aufgehenden, beſonderen Ruhme, von andern Kunſtgenoſſen unterſcheidet: denn nicht das Materielle der Natur iſt der Gegenſtand ſeiner Dichtungen, ſondern der Geiſt der Natur.(*)

Iſt es doch viel was andres, nur den bunten Duft und Schmelz der Naturerſcheinungen wie einen Farbenſchaum abſchöpfen und damit Phantaſie-Landſchaften und

---

höchſte, reinſte Punct des Wahren iſt." — ſchreibt er, bald nach ſeinem Eintritt in Italien, an ſeine Freundin.

(*) „Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerin, der Kunſt [XLIX., 66.] dieſer Vermittlerin des Unausſprechlichen." [Z. Nr. 648, S. 207.]

Ideal-Porträte dilettantiſch für Dilettanten zuſammenpinſeln, als tiefer in Fleiſch und Kern eindringen, ihre Structur und Organiſation und deren Harmonie und Geſetzmäßigkeit erkennen, und ſie einer höhern ernſtern Anſchauungsweiſe zu ſinniger und erbaulicher Betrachtung hingeben. Und was ſoll es überhaupt heißen, Jemandem in das was ſeines Geiſtes und Herzens Bedürfniß iſt, wozu er ſich geeigenſchaftet und getrieben fühlt, dreinreden, es ihm verargen, wenn er ſowohl den Forderungen ſeines amtlichen Berufs als den Anſprüchen der Welt auf mehrſeitige Bildung folgend, ſich einer mannigfaltigen Thätigkeit hingiebt, und ſo die Zeit welche man Andern auszuruhn vergönnt, mit mannigfaltigen Beſtrebungen auszufüllen weiß. „Niemand hat das Recht einem geiſtreichen Manne vorzuſchreiben, womit er ſich beſchäftigen ſoll. Der Geiſt ſchießt aus dem Centrum ſeine Radien nach der Peripherie, ſtößt er dort an, ſo läßt er's auf ſich beruhen, [II, 256.] und treibt wieder neue Verſuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben iſt ſeinen Kreis zu überſchreiten, er ihn doch möglichſt erkennen und ausfüllen möge." [XXXII, 22.] „Auch iſt jedes eminente Talent ein allgemeines, das überall hinſchaut und ſeine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt." [z. Naturw. u. Morph. I, I, S. 67. it. II, II, 654.]

Muß doch jeder Menſch ſelber am beſten wiſſen, was zu ſeinem Frieden dient, indem er erklärt, „das Rechte ſey was ihm gemäß iſt;" [XXVI, 27.] und iſt denn einer nur da, um für die Andern den Poeten zu machen, wie man ihn gerade verlangt, wenn er es nicht zugleich für ſich ſelbſt ſeyn will und kann? (*)

(*) „Sage mir keiner
Hier ſoll' ich hauſen! —

Doch von dieſen und ähnlichen ſeltſamen Prätenſionen, die von einer unbeneidenswerthen Eigenthümlichkeit des Deutſchen herrühren, und um ſo ſonderbarer ſind, als ſie mit ſeinem Freiheitstrieb, der überall Gewerbfreiheit verlangt, in geradem Widerſpruch ſtehen, wird noch ferner die Rede ſeyn können und müſſen, weil ſie ſich immerfort wiederhohlen.

Bedenkt man nun daß G. in dieſen practiſchen Geſchäfts- und Wirkungskreis ganz unvorbereitet eintrat, daß er darin — wás er vom Leben bemerkt — wie in einen Roman immermehr verflochten wurde; wobei er zwar ſeinem Wunſche und Streben ſich vielſeitig auszubilden und alle ſeine Anlagen gleichmäßig zu cultiviren ſchicklichſte Gelegenheit und möglichſte Gewährung verſchaffte, dagegen aber ſein eigentliches urſprüngliches Talent nicht mit gebührendem Eifer, in anhaltender Folge, ſondern nur ſubſeciv und ſprungweiſe beſchäftigen konnte: ſo wird man es natürlich finden, daß ihn allmählig das Gefühl überſchlich, ſeine eigentliche wahre natürliche Beſtimmung werde in dieſer Lage, unter

---

Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner." [III, 283.]

Hier, d. h. in ſeinem Fache, in der Dichtkunſt, worauf ihn Publicum und Gelehrte gleichmäßig verwieſen, [z. Naturw. u. Morph. I, I, 66—71.] ſtehe er mehr allein, d. h. ohne Rath und Regel, [L, 68.] — denn er „mußt' alles ſelber thun, konnte Niemand fragen" [IV, 368; XXX, 193.] — als in den Naturwiſſenſchaften, in welchen er, auf die individuellſte Weiſe hingelenkt, anfangs zwar auch weder Meiſter noch Geſellen fand, aber doch ſpäter durch theilnehmende Gehülfen und belehrende Freunde ſich gefördert ſah, ja endlich zur Anerkennung von den Heroen des Naturreichs gelangte; worüber dankbar erfreut er noch im hohen Alter die Neigung ſegnet, die ihn in früher Jugend dahinzog.

ſolchen Verhältniſſen wohl niemals erreicht und ſein Beruf nicht vollſtändig erfüllt werden.

Da er nun bereits den Geheimerath und den Dichter zu trennen gewußt hatte, indem er fühlte, daß jener ohne dieſen recht gut beſtehen könne; ſo war es ja wohl nicht unmöglich, jenen mit der Zeit ganz außer Activität zu ſtellen, um nur den Dichter zu ſich kommen zu laſſen. War er doch nicht auf Lebenszeit gebunden, [S. oben Seite 26] war doch alles was er that ſein guter freier Wille, indem „ſein Verhältniß zu den Geſchäften nur aus ſeinem perſönlichen Verhältniß zum Herzog entſtanden war" — wie wir ſpäter leſen werden — war es daher nicht billig, und eine Liebe der andern werth, nach ſo langer freiwilliger treuer Arbeit, ihm eine Erholung zu gönnen, um auch einmal ſeinem Genius ganz zu leben, und beſonders den Trieb nach Erkenntniß der Kunſt zu befriedigen? (*)

Bemerklich macht ſich daher ſchon in den letzten Jahren eine gewiſſe wonicht Abſpannung und Erſchöpfung, doch Inſichgekehrtheit und Untheilnahme nach Außen, deren körperliche Anzeichen Wieland freilich übertrieben angiebt, deren Vorhandenſeyn jedoch ſelbſt durch G's. Abläugnung gegen ſeine Mutter immer noch hindurchblickt und ſelbſt in der Bemerkung des Herzogs über „die Taciturnität ſeines Herrn Cammerpräſidenten" eine Gewährſchaft erhält.

Der Gedanke an Italien, an das Land ſeiner früheſten Sehnſucht, dem er ſchon einmal ſo nahe geweſen und nur,

---

(*) „Auf dieſer Reiſe, hoffe ich, will ich mein Gemüth über die ſchönen Künſte beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele prägen und zu ſtillem Genuß bewahren." [Mſcpt. des Reiſetagebuchs.]

ergriffen von einer andern heftigen Leidenſchaft, den Rücken zugekehrt hatte, mußte jedoch, nachdem ihn dieſe allmählig verlaſſen und andern Betrachtungen Raum gegeben hatte, mit neuer Stärke erwachen und ihn mit unausſprechlichem unwiderſtehlichem Drange erfüllen.

Schon lange hatte er von Italien nicht können reden hören, keinen römiſchen Autor mehr anſehn dürfen, [XXVII, 153. 201.] ohne von einem brennenden Durſt nach dem Lande ergriffen zu werden, das ihm von früher Kindheit an, in Bildern und Erzählungen deutlich vorſchwebte. Er ſah alle die Gegenſtände jenes Kunſtlandes im Geiſte vor ſich; es fehlte nur das leibliche Anſchaun; ſie ſtanden nur eine Handbreit von ihm ab, aber geſchieden, wie durch eine undurchdringliche Mauer. [XXVII, 154.] Es war doch nur eine papierne Wand und wäre leicht mit dem Ellbogen einzuſtoßen geweſen: es brauchte nur einen kühnen raſchen Entſchluß; aber es war ja in ihm, wie er geſteht, ein gewiſſes Hocken, ein Kleben an einem Orte, wie er ſich deſſen noch in ſpätern Jahren Schuld giebt, und wer hat ſich in ähnlichen Verhältniſſen nicht ebenſo ſchwerfällig und unbeholfen gezeigt? Doch vielleicht ſchien die Zeit noch nicht gekommen, und nur der ſchicklichſte Moment mußte dazu ergriffen werden.

Erſt nachdem er ſein gegebenes Wort erfüllt, in den Geſchäften ſeines Bereichs einen feſten Gang, in den Finanzen Ordnung und Sparſamkeit eingeführt und hergeſtellt hatte; erſt nachdem er durch vorläufige Beſchäftigung mit Natur- und Kunſtgegenſtänden auf ein genaueres tieferes Studium derſelben an dazu geeignetſten Orten genugſam vorbereitet war; nachdem er für ſeine in der Geologie,

Oſteologie, Botanik bereits gewonnenen Aperçus Beſtätigung zu weiterer Ausführung und Darſtellung zu gewinnen den Drang fühlte; nachdem das bisher dunkel empfundene Bedürfniß eines wahren und völligen Begriffs ſowohl in der bildenden Kunſt, als in ſeiner eigenen, die er bis jetzt nur inſtinctartig, ohne Theorie und Regel, ohne Methode, ohne Rechenſchaft von ſeinem Verfahren geben zu können, ausgeübt hatte, zu befriedigen mit der unwiderſtehlichen Macht einer wahren Leidenſchaft ſich getrieben ſah — erſt nach allen dieſen Präliminarien ſchritt er, mit zwar angeborner innerer Ungeduld, aber zugleich mit angeübter äußerer Verſchwiegenheit, zur Ausführung des längſt angelegten Reiſeplans [XXIX, 135 f.], indem er ſogar ſeinen nächſten Freunden zwar nicht den Vorſatz einer Reiſe überhaupt, aber doch Richtung und Ziel derſelben verheimlichte. Dazu bewogen ihn die triftigſten Urſachen.

Da ihm die ganze Reiſe nur etwas nutzen konnte, wenn er ſie ganz für ſich allein unternahm, indem nach ſeiner Art zu ſehen, zu beobachten, zu lernen und zu verarbeiten Einſamkeit ihm unerläßlich blieb; ſo wäre Begleitung mehrerer, ja nur eines Geſellſchafters, ſelbſt eines Freundes, ihm hinderlich geworden, und ſein eigentlicher Zweck, Natur, Kunſt und Menſchen zu ſtudiren, nicht aber nur, nach Art gewöhnlicher Reiſenden, zu genießen und ſich zu vergnügen, gänzlich vereitelt worden. Und daß es ihm nicht an Mitreiſenden gefehlt, vielmehr Alles ſich herzugedrängt haben würde, läßt ſich vorausſetzen; ja die Folge bewies es. Denn kaum war er in Italien warm geworden, und hatte ſeinen Freunden die Herrlichkeiten des Landes geſchildert; ſo erwachte gleich in ihnen die Luſt ihm nach-

zufolgen, und er hatte Mühe, durch vernünftige, detaillirte Vorſtellungen ſie zu einem kleinen Aufſchub ihrer Vorſätze zu bewegen, um nur ſelbſt erſt in Ruhe ſeine löblichen Zwecke einigermaßen zu erreichen. [XXIX, 135—138.]

Ohne alſo von ſeinem Vorhaben einer weitern Reiſe ſich etwas merken zu laſſen, auch nicht gegen ſeine nächſten Freunde Herder und Knebel, hatte er ſich, um ſeiner Geſundheit aufzuhelfen, oder ſie zu befeſtigen, nach Carlsbad begeben und ſeine Curzeit ausgehalten. Er wollte ſchon vor ſeinem Geburtstage ſich entfernen, mußte aber, um nicht Verdacht zu erregen, dieſen noch abwarten und die Feier deſſelben von ſeinen Freunden begangen ſehen.

Wenige Tage darauf aber, am 3. September, ſtahl 3. Sept.
er ſich, wie er ſagt, von Carlsbad weg, ohne daß ſeine Freunde wußten oder vermutheten, daß er weiter als auf eine kleine Excurſion ausgegangen ſey, und es erſt erfuhren, als er bereits in Italien war.

III. Goethe's Reiſe nach Italien.

Die Reiſe war ganz geeignet, ſeinem Körper die volle Geſundheit und frühere Beweglichkeit wiederzugeben, ſein Gemüth zu heiterer Stimmung und williger Theilnahme an Allem aufzurichten, den Blick ſeines Geiſtes zu erweitern und ihm neue Anſichten zu eröffnen.

Bewegung in freier Luft, von jeher ſeinem Denken und Dichten förderlich, unter einem Clima von zunehmender Milde und Freundlichkeit, in Vergleich mit dem verlaſſenen, „unter dem er ſo lange geduldet", nebſt der Veränderung ſeiner bisherigen Lebensweiſe, in der er gewohnt war von Andern bedient zu werden, nun aber ſelbſt ſich zu beſorgen hatte, kam ſeinem Körper zu Statten, und vermehrte die Elaſticität ſeines Geiſtes, ſodaß er hoffte, von zwei ſeiner bisherigen Fehler, „dem Stocken und Schleichen" loszukommen. Abwechſelung der Gegenſtände in der Natur, die immer mannigfaltiger, anmuthiger, großartiger ſeinen Blicken ſich entfaltete, die aus Steinen und Pflanzen, Gewäſſern und Wolken in wohlverſtändlicher Sprache zu ihm redete — „da die Gegenwart der Dinge zu ihm ſpricht und er den ganzen Tag im Geſpräch mit den Dingen iſt" — und außer dem Alten und Bekannten immer etwas Neues

und Unerwartetes zu offenbaren hatte, beſchäftigten ſein Aufmerken und Nachdenken und lieferten ſeiner Anſchauungsgabe reichen Stoff zu wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Behandlung und Ausbildung.

Die fremden unterſchiedlichen Bewohner aller der Gegenden, durch die ſein Weg ihn führte, erregten durch Geſtalt, Tracht, Sitten und Lebensweiſe wiederum ſeine frühere, menſchliche Theilnahme. „Keine Exiſtenz iſt ihm mehr ein Räthſel.“ Er fühlt ſeit langer Zeit ſich wieder ein Menſch unter Menſchen, und mit der ganzen Welt Freund, begrüßt er wer ihm begegnet, wie aus alter Bekanntſchaft, Anſprache und Erwiederung bietend, ſo den Bettler wie den Wanderer. Incognito, wie er reiſt, allein in einer Poſtchaiſe, mit Dachsranzen und Köfferchen, ohne dienende Begleitung, die nunmehr entbehren zu können ihn beſonders freut, da er weniger bequem, ſelbſtthätiger zu ſeyn genöthigt iſt, vermeidet er die Gelegenheit durch Stand, Name, Ruf und herrſchende Vorurtheile eingeſchränkt und gehindert zu werden. Selbſt das Halb-Incognito in der Folge kam ihm noch zu Gute, da es ihn vor dem leidigen Quäſtioniren ſchützte. Er gilt überall was er gilt allein durch ſeine natürliche Perſönlichkeit, durch die unbefangene und doch höfliche Art, mit der er ſich unter das Volk miſcht, auf Straßen und Plätzen, dem er bald ſelbſt in Tracht und Benehmen ſich gleichzuſtellen lernt. Nun weiß er auch, wie es allen Ständen zu Muthe iſt, „da Niemand ſeinen Stand verbergen kann.“

Herder habe wohl recht zu ſagen, er ſey ewig ein großes Kind, und bleibe es: denn er freue ſich wie ein Kind in dieſer Verkleidung und Anähnlichung ungeſtört und unberedet ſeinem unſchuldigen Hange zu Beobachtungen nach-

zugehn, auf ſeine Weiſe zu bemerken, zu erfahren, was ſonſt unter andern Umſtänden wohl nicht zu ſeiner Kenntniß gelangt ſeyn würde, ſodaß man ihn zu ſehen glaubt, „wie er die Stadt ſich als Wanderer betrachtet, die Großen belauert, die Kleinen beachtet ꝛc.“, oder wie er bereits vierzehn Jahr früher in poetiſcher Vorausſicht ſeinen „Wanderer“ auf dem Wege nach Cumä ſchildert.

Die Reiſe ging anfangs ſo ſchnell vor ſich, daß er mit Uebergehung manches Merkwürdigen in Baiern und Tyrol, dem er zu anderer Zeit, in anderer Abſicht reiſend, mehr Aufmerkſamkeit gewidmet hätte, nur eilte, mit Vorſatz eilte, um von der alten hockenden und ſchleichenden Manier ganz abzukommen, ſobald als möglich in das Land zu gelangen, welchem ſein früheſter Wunſch zuſtrebte, „der nun faſt zu alt in ſeiner Bruſt geworden.“ Nur einmal noch, auf der
8. Sept. Spitze des Gränzgebirges, auf dem Brenner ſchaute er mit Augen des Leibes noch mehr der Seele nach dem verlaſſenen Lande zurück, dem er durch zehnjährige mannichfache Thätigkeit gedient, genutzt, in dem er ſich Freunde und Lieben erworben, die nun bald eine rauhe traurige Jahreszeit in ihre Wohnungen bannen, ſie in Nebel hüllen, mit Schnee bedecken und in cimmeriſche Nächte begraben würde, während er ſelbſt den ſonnigen Gefilden, dem Schauplatz eines leichtern ſorgloſern Lebens entgegeneilte, ſeinen Geiſt zu erheitern, ſein Herz zu erwärmen und „die Falten, die ſich in ſein Gemüth geſchlagen, wieder auszuglätten“, um dereinſt beladen mit den Schätzen der Kunſt und der Wiſſenſchaft zurückgekehrt, ſeinen Freunden als ein lebendiger, wiedergeborner, in neuer verklärter Geſtalt willkommner zu erſcheinen.

Mit jedem Schritte weiter hinein in das Land, deſſen Name ſchon mit zauberiſchem Klange, gemahnend an die Göttin der Liebe und Schönheit Idalia, den Deutſchen von jeher anlockte, das er als die Heimath ſeiner Cultur, ſeiner religiöſen, wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Bildung zu lieben, zu verehren, zu feiern gewohnt iſt, ſteigerte ſich das Entzücken ſeiner Sinne, die Bewunderung ſeines Geiſtes. Anſchauen und Betrachten, Denken und Dichten, unter mildem Himmel leichter und freier Aufathmen und des reinen Daſeyns froh werden, webten ſich gleichzeitig durcheinander zu Einem Element des Genuſſes. —

„Wenn das alles Jemand läſe, der im Mittag wohnte, vom Mittag käme, würde mich ſehr kindiſch halten. Ach, was ich da ſchreibe habe ich lange gewußt, ſeit ich mit Dir unter einem böſen Himmel leide, und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir Alle als eine ewige Naturwohlthat immer genießen ſollten.“ Ihn begleiteten die Kinder ſeiner Muſe, zu deren Erziehung und Ausbildung er die ſchönſten Stunden verwendete. Iphigenie, dieſes Schmerzenskind, aber darum das geliebteſte, war das erſte dem er die treueſte Pflege und genaueſte Sorgfalt widmete. Dabei gedachte er nur ſeiner zurückgelaſſenen entfernten Freunde, und gewiß war es am Gardaſee, — er geſteht es ja ſelbſt 12. Sept.
[XXVII, 251.] — wo er einſam am Ufer ſitzend, ſeine Empfindungen Iphigenien in den Mund legend, ſie in die Worte ausbrechen läßt:

„Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage
Das Land der Griechen **mit der Seele** ſuchend; (*)

(*) Oculis animoque requirens; Ovid Metam. IV, v. 129.

Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg."

Wieviel er nun auch des Neuen, Sehens- und Betrachtenswürdigen antrifft, in den Vorhallen Italiens, in Verona, Vicenza, Padua; wie ſehr er ſich's in Sinn und Gedächtniß eindrückt, — beruhigt fühlt er ſich doch
28. Sept. nicht eher als mit der Einfahrt in den Hafen Venedigs, dieſer Feenſtadt, „die, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Meere aufgeſtiegen", deren Name, Bild und Geſchichte ihn von Jugend auf umklungen und umſchwebt hatte. Hier macht er zuerſt Halt und raſtet, nachlaſſend von der Haſt, womit er geeilt hatte, ſich nur erſt in Beſitz des ſo lange gewünſchten und erſehnten Glücks zu ſetzen, das er kaum für möglich, ja noch immer als entreißbar anſah.

Mit einer gewiſſen ihm eigenen Feierlichkeit, da er ſich in erlaubtem, und bei ihm obenein frommem, Selbſtgefühl für einen von Gott, Natur und Schickſal Begünſtigten halten durfte, aber auch, wie Er ſich ſeines Werthes freute, der Welt Werth verleihen mochte [II, 243.] läßt er daher an ſeine Freunde folgendermaßen ſich vernehmen:

---

a) Goethe in Venedig.

„So ſtand es denn im Buche des Schickſals auf mei-
28. Sept. nem Blatte geſchrieben, daß ich 1786 den 28. September, Abends, nach unſerer Uhr um fünfe, Venedig zum erſten

Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik betreten und beſuchen ſollte! So iſt denn auch, Gott ſey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich ſo oft, mich den Todfeind von Wortſchällen, geängſtigt hat!" —

Doch von hier aus muß man ihn ſelbſt in ſeinen Reiſeberichten nachleſen: denn es gilt ſeine Empfindungen. Es iſt keine bloße Reiſebeſchreibung oder Reiſeerzählung was er giebt; es iſt das Detail einer Lebensepoche und nur Er kann am beſten ſagen, wie ihm in dieſem neuen und erneuten Daſeyn zu Muthe iſt, wie er ſich fühlt, was er empfindet, denkt, urtheilt: denn das Intereſſe liegt in ſeiner Perſon, in ſeiner Individualität, nicht in den bekannten tauſendmal beſchriebenen Gegenſtänden. Wer alſo an Ihm Antheil nimmt, an ſeinem ganzen Weſen, an ſeiner eigenthümlichen Art zu ſehen und zu genießen Wohlgefallen findet; wer ſich in die Gemüthsſtimmung verſetzen kann, die G. haben mußte, nachdem er aus der engen Weimariſchen Vorſchule entlaſſen, die heitere Academie aller freien Künſte bezog, der wird jene Briefe und Berichte mit ganz andern Augen anſehen, als ſolche Leſer, (*) die Nichts darin zu finden wiſſen als einen übertriebenen Enthuſiasmus für Land und Clima, als eine parteiiſche Vorliebe für Kunſt und Künſtler, weil Er für Naturgenuß nicht ſo vornehm blaſirt, für Kunſtbetrachtung nicht ſo pedantiſch einſeitig und rechthaberiſch, wie ſie ſich kund giebt. Sie überhören Bemerkungen wie dieſe: „daß man Kunſtwerke verſchiedener Meiſter

---

(*) S. oben im 1. Bande S. 317—321.

öfter gegen einander ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil vergleichen müſſe; denn anfangs ſey doch alle Theilnahme nur einſeitig"; oder: „Daß die Seele erſt zur vollkommnen Freiheit gelangen müſſe, um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen."

Zwar iſt bei der in ſpätern Jahren unternommenen Redaction dieſer Briefe und Blätter, um ſie zu veröffentlichen, manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen geſprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Geſtändniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menſchen, über Kunſtwerk und Künſtler unterdrückt und weggeblieben; treten doch ſogar die Freunde, an die ſie gerichtet ſind, in einen dämmernden Hintergrund, daß nur hier und da eine Geſtalt hervorſchimmert, doch nicht deutlich ſich und den Bezug erkennen läßt, in dem ſie zu dem Erzähler ſteht: allein man muß einmal bedenken, daß ein Autor oft ſelbſt nicht weiß, was von ſeinem Detail Andern, zumal dem größern Publicum, intereſſant ſeyn könnte, und daß es überhaupt nicht in G's. Art lag, ſeine tiefern Empfindungen in ſeiner eigenen Perſon öffentlich zur Schau zu ſtellen, und daß er ſie nur allenfalls überraſcht verrieth.

Man könnte ſodann aber auch die merkwürdigen Worte, die er ſeinen Freunden über ſich in den Mund legt, hier anwendbar finden: „was G. lebe ſey beſſer als was er ſpreche, dieſes beſſer als was er ſchreibe, und das Geſchriebene beſſer als das Gedruckte." [A. in D. II, II, S. 653.]

Freilich mag das was Einer lebt, leicht beſſer ſeyn als was er ſpricht, ſprechen kann: denn erſtlich iſt es Mehr, iſt zuſammenhängend, wahrhaft, natürlich, unmittelbar aus

der Quelle, aus dem ganzen Menſchen ſtrömend. Sprechen läßt ſich nicht Alles. Entweder kann man es nicht in Worte faſſen, aus eigner Unfähigkeit, aus Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Sache; oder darf es nicht, aus Rückſicht auf ſich wie auf Andre. Gefaßt ſogar iſt es etwas Anderes, Mehr oder Weniger als das Gelebte, ſchon dadurch alterirt, daß es durch die Reflexion hindurchgegangen, eine Art von Appretur bekömmt, die der unmittelbaren That und Wirklichkeit abgeht. Es iſt eine Ueberſetzung in ein ganz anderes Idiom.

Auch ſonſt noch iſt es ſchwer, ja wohl unmöglich, was man lebt, d. h. doch was man iſt, fühlt, denkt, thut, mit einem Worte **ſich**, ſein Individuum, vollkommen auszuſprechen, weil man ſich nicht überall ſelbſt gewahr und bewußt wird; es bleibt immer noch das Eigenthümlichſte zurück, der (myſtiſche) Grund, aus dem Wollen und Begehren, Gedanken und That aufſteigen und äußerlich werden.

Sodann kann die Sprache, die ein Allgemeines iſt und darſtellt, das Beſondere, Concrete, Individuelle nicht ganz in ſich aufnehmen und wiedergeben; ſie hat — wie Schiller es ausdrückt — eine der Individualität entgegengeſetzte Tendenz. [Schill. Br. Nr. 432. S. 125.] Auch iſt nicht Jeder und nicht immer ſo ſprachgewandt, um mit der mindeſten Einbuße des ihm Eigenthümlichen ſich ſelbſt treu und doch Andern verſtändlich auszudrücken.

Steht aber auch Sprache und Schrift hinter Leben und That zurück, ſo haftet doch immer noch etwas Lebendiges, Unmittelbares, Individuelles dem Geſchriebenen an, wohnt ihm ein, das ſogar in ſecundärer Handſchrift einen lebendigen menſchlichen Urſprung andeutet und verräth, während

das Gedruckte, abgetrennt von aller Perſönlichkeit, leblos, ſtarr, ſteif ſich auch nicht in flüchtigen Zügen mehr vor dem Blicke bewegt, ſondern mechaniſch abgemeſſen daſteht, ohne merken zu laſſen wie und woher es entſtanden.

Das Leſen iſt daher ein trauriges Surrogat des Schauens und Hörens. Es iſt als wenn man ein Gemälde, ſtatt es zu ſehen, nur beſchreiben hörte, ein Tonſtück, ſtatt es zu hören, nur in der Partitur zu ſehen bekäme.

Schon hieraus läßt ſich abnehmen, wie ein Dichter jetziger Zeit überhaupt, zumal aber in Deutſchland, dran ſeyn müſſe, deſſen Poeſien, doch auf Gehör und mündlichen Vortrag eingerichtet, nur von den Augen ſtill zuſammengeleſen oder vielmehr geſtoppelt werden.

Was für Eindruck er machen, welche Wirkungen er hervorbringen werde, iſt leicht einzuſehen! gewiß nicht die, welche er ſich vorſetzte, und die doch ſowohl belehrend als ergötzend ſeyn ſollen.

Ohne Zweifel wäre der Verfaſſer des Werther nicht misverſtanden worden, ſein Buch hätte nicht traurige Folgen haben können: wenn er perſönlich und mündlich ſeine Geſchichte vortrug. Seine Gegenwart war ſchon das beſte Schutzmittel, die eindringlichſte Moral und Nutzanwendung.

Des unſichtbaren unbekannten Autors Wort, ſo geiſterhaft wie ein Orakel aus einem Adyton und nicht einmal ertönend, ſondern gleich dem mene tekel an einer Wand erſcheinend, nimmt unleibhaft, unperſönlich, wie es iſt, auch nicht die ganze Perſönlichkeit des Leſers in Anſpruch, ſondern nur ſeine dunkelſten Affecten: Begier und Hoffnung, Apprehenſion und Furcht, Haß und Widerwillen. Und ſo bleibt die Behauptung wahr, daß die Welt zu allen Zeiten

durch Vocabeln regiert werde; (*) als da ſind Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte, Volksſouveränität ꝛc. Daher hat ſchon Ariſtophanes das Wort als „revolutionär“ erkannt, und ich dächte die neueſte Zeit bewies es zur Genüge oder zum Ueberdruß.

Und ſo kann man es G'n. nicht verdenken, wenn er, durch die Bemerkungen ſeiner Freunde eingeſchüchtert, ſich immer mehr „der öffentlichen Mittheilung enthielt und der Gewohnheit hingab, das was geſprochen und geſchrieben ward, zu vernachläſſigen, und Manches, was der Aufbewahrung wohl werth geweſen wäre, gleichgültig dahinfahren zu laſſen.“ [A. in D. II, II, S. 653.]

Wäre G. der eitle Mann geweſen, wofür man ihn öfters ausgeben hört, er würde ſein Inneres nicht ſo züchtig verhüllt, (**) nicht ſo ſorglich verſchwiegen haben; er hätte vielmehr, wie Jean Paul, es bejammert, daß er nicht alle ſein Gedachtes und Empfundenes zu Papier zu bringen im Stande ſey. Statt deſſen tröſtet er ſich mit der Hoffnung: Andere würden ſchon auch noch mit Zeit und Gelegenheit auf dieſe und jene ſeiner Gedanken kommen [Z. Nr. 791, S. 195. f.]; wie es denn auch zu ſeiner Freude geſchehen ſey [Z. Nr. 515.]. Habe er doch phyſiſch-ſittlich-äſthetiſche Räthſel mit freigebigen Händen in ſeinen Werken ausgeſtreut, welche man vorerſt ſich anzueignen und dadurch in den eigenen Lebensräthſeln aufzuklären ſuchen möge [Z. Nr. 577, S. 453.]

(*) Falso libertatis vocabulum ostendi ab iis qui privatim degeneres, in publicum exitiosi nihil spei nisi per discordias habeant; Tacit. Annal. XI, c. 17. eine Charakteriſtik, worin man die Revolutionaire aller Zeiten erkennt.

(**) Vergl. oben S. 96.

Er nennt dieß „ſeinen realiſtiſchen Tic, durch den er ſeine Exiſtenz, ſeine Handlungen, ſeine Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde." Das Betragen der meiſten Menſchen rechtfertigte wenigſtens a posteriori jene Prolepſe des Poeten a priori, der zufolge er die Welt vorausnimmt, welche die Erfahrung ihm nachbringen könnte [XXXI, 5. 6.]

Deutſchlands Lüfte ſind freilich zu rauh und ſchneidend als daß die Blume des Gemüths ſich völlig öffnen und ihren ganzen Duft arglos ausſtrömen könnte oder möchte, und ſo bleibt leider das Schönſte und Beſte in ihrer Bruſt verſchloſſen, um mit ihr zu welken.

Aber wie auch die abgeblühte Roſe noch immer etwas von ihrem Duft bewahrt, welches ahnden läßt in welcher Süße, Wärme und Fülle er ſie lebend beſeelte: ſo enthalten auch jene verjährten Blätter noch immer heimlichen Wohlgeruches genug, um errathen zu laſſen, was ſie in ihrer urſprünglichen Friſche geweſen.

Nach drei wohlzugebrachten Wochen, in möglichſter Benutzung eines jeden Tages: der Frühmorgen, mit Beſchäftigung an Iphigenien; des Mittags, mit Betrachtung des Sehenswürdigen in Natur und Kunſt, mit Beobachtung der Menſchen, ihres Verkehrs, ihrer Sitten und Vergnügungen; des Abends, mit Beſuch des Theaters, und ſelbſt der Nacht, mit Aufzeichnung des Geſehenen, Gedachten, Empfundenen, zu eigener Erinnerung und zu brieflicher Mittheilung an die entfernten Freunde — nach einer ſolchen fleißigen Zeitbenutzung zu Vorübung ſeines Auffaſſungsvermögens, und Gewöhnung ſeiner Sinne an die vielſeitigen Gegenſtände ſeiner Studien, fühlt er ſich wiederum ergriffen

von dem Verlangen weiter zu kommen, nur ſchleunigſt Rom zu erreichen, und wie getrieben von Furcht, es könne ihm noch entrückt werden, eilt er dieſem eigentlichen Ziel und Mittelpunct ſeiner lange gehegten Wünſche, ſeiner einzigen Sehnſucht raſtlos entgegen.

„Ich habe Nichts gewollt — ſchreibt er — als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſey, und wenn ſie mich auf Irions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.“ — Wenn dieſer Wunſch erfüllt iſt, was ſoll ich mir nachher wünſchen? Ich wüßte Nichts, als daß ich mit meinem Faſanenkahn(*) glücklich zu Hauſe landen und meine Freunde geſund, froh und wohlwollend antreffen möge.“

So ſehen wir ihn denn vorerſt glücklich und wohlbehalten in Rom angelangt, und erfahren mit jedem Tage die heilſamen Wirkungen, welche der Aufenthalt in dieſer Weltſtadt auf ihn ausübt.

Von nun an aber laſſen wir ihn auszugsweiſe mit ſeinen Worten reden. Wozu das falſche und verwegene Streben, mit

(*) Bezieht ſich auf einen ahndungsvollen Traum, den er gerade um dieſe Zeit vor einem Jahre hatte, worin es ihm däuchtete: er lande mit einem großen Kahn an einer fruchtbaren Inſel, reich an den ſchönſten Faſanen. Er handelte ſogleich mit den Einwohnern darum; man brachte ſie ihm ſchockweis in ſein Fahrzeug und häufte ſie zierlich, die Köpfe nach innen, die Schweife nach außen, zu einem glänzenden Schober, der für Steuermann und Ruderer nur geringen Raum ließ. So durchſchiffte er ruhig die Fläche, und machte in Gedanken ſchon die Austheilung an ſeine Freunde. Zuletzt aber, in einem großen Hafen landend, verlor er ſich zwiſchen ungeheuern Schiffen, und ſtieg von Verdeck auf Verdeck, um für ſeinen kleinen Kahn eine ſichere Landungsſtelle ausfindig zu machen. Hiermit endete der Traum und die Folge wird ausweiſen, was und wieviel von deſſen Symbolik eingetroffen.

andern Ausdrücken daſſelbe unzulänglich und ſchlecht zu ſagen, was doch nur durch Ihn erſt weiß und wiſſen kann, wer immer auch es erzählen möchte! Seine allſeitigen Beobachtungen, beſondern Erfahrungen, eigenſten Empfindungen, Gefühle und Gedanken laſſen ſich in wenigen Bogen zuſammengeſtellt leichter und geſchwinder auffaſſen und überſehen, als wenn man ſie aus drei Bändchen ſich erſt herausſuchen ſoll. Denn nicht auf die Beſchreibung der bekannten Gegenſtände kommt es hier an, ſondern auf das was Er that und dachte, erfuhr und lernte, was ſeinen Charakter, ſeine Sinnesart und Handelnsweiſe beſonders ausdrückt. Es iſt daher alles, was ſich als ein geiſtiges Reſultat in ihm bildet, auch durch die Schrift ausgezeichnet, und man darf nur dieſe Stellen, wie die Poſten einer Rechnung addiren, um die Summe ſeines Reiſegewinnſtes in benannten Zahlen zu haben.

---

b) Goethe in Rom.

1786.

1. Nov. 1786. „Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohſinn begrüßen! Verziehen ſey mir das Geheimniß und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hieher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging, ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.“

„Und laßt mich nun auch ſagen daß ich tauſendmal, ja beſtändig Euer gedenke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele in Norden gefeſſelt, alle Anmu-

thungen nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen einſamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfniß hinzog."

„Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durfte ich kein lateiniſches Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italiäniſchen Gegend. Die Begierde dieſes Land zu ſehen war überreif; da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb (*) und die Rückkehr wünſchenswerth, ja um deſto wünſchenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich ſoviele Schätze nicht zu eigenem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollen." (**)

„Ja, ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne, (***) vor funfzehn Jahren geſehen hätte, wollte ich mich glücklich preiſen. Sollte ich ſie aber allein, mit eigenen Augen ſehen und beſuchen, ſo iſt 1. Nov.

(*) „Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe Viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden," ſchreibt er nochmals von Neapel aus, d. 7. März 1787.

(**) „Goethe bereichert ſich erſtaunlich. Er legt auch wahrſcheinlich Viel zurück, denn jetzt giebt er gewaltig Wenig an ſeine ärmern Freunde aus. Er iſt zu gutherzig, als daß er unmittheilend Alles für ſich behalten ſollte. Er wird gewiß bei ſeiner Rückkehr uns manche artige Gaſtmäler geben." Br. d. Herzogs an Merck Nr. 254. d. 30. März 1787.

(***) „Von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunſt- und geſchichtskundigen Engländer."

es gut, daß mir dieſe Freude ſo ſpät zu Theil ward. Nun hat ſich das alles indeſſen ſchöner gebildet als ich hätte ahnen können; Tiſchbein lebte ſo lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunſche mir Rom zu zeigen; unſer Verhältniß iſt alt durch Briefe,(*) neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erſcheinen können?"

„Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut; Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum geſehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt."

„Nun bin ich hier und ruhig, und, wie es ſcheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl ſagen, ein neues Leben an, wo man das Ganze mit Augen ſieht, das man theilweiſe in- und auswendig kennt."

„Alle Träume meiner Jugend ſeh ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte den Proſpect von Rom in einem Vorſaale aufgehängt,(**)) ſeh ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntſchaft in

(*) S. Briefe an Merck Nr. 119, 1 Samml.; Nr. 89, 2 Samml.; Nr. 90, 2 Samml. Nr. 119, 2 Samml.

(**) Dieſelben Proſpecte hatte auch G. in ſeinen Zimmern aufgehängt: denn er mußte immer eine Kunſt- oder Naturanſchauung um ſich haben.

einer neuen Welt; es iſt Alles wie ich mir's dachte und Alles neu."

„Ebenſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen: Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden; aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhangend geworden, daß ſie für neu gelten können. Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt, und ihr ſoviel Wahrheit und Daſeyn gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein!"

„Wie moraliſch heilſam iſt es mir dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſoviel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurtheilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig."

„Nun bin ich ſieben Tage hier und nach und nach 7. Nov.
tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude; beſuche ein und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt; ich thue nur die Augen auf und ſehe und komme wieder: denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten. Gewiß, man muß ſich einen eignen Sinn machen Rom zu ſehen, Alles iſt nur Trümmer; und doch, wer dieſe Trümmer nicht geſehen hat, kann ſich von ihrer Größe keinen Begriff machen."

„So ſind Muſeen und Gallerien auch nur Schädelſtätten, Gebeinhäuſer und Rumpfkammern; aber was für Schädel! u. ſ. w. Alle Kirchen geben uns nur die Begriffe von Martern und Verſtümmlung. Alle neue Paläſte ſind auch nur geraubte und geplünderte Theilchen der Welt. — Ich mag meinen Worten keine weitere Ausdehnung geben! Genug, man kann Alles hier ſuchen, nur keine Einheit, keine Uebereinſtimmung, und das iſt es, was viele Fremde ſo irre macht. Ich bin nun drei Wochen da und ich ſage ſelbſt: wenn es einem Ernſt iſt, kann man ein halbes Jahr bleiben, um nur erſt gewahr zu werden wo man iſt."

„Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen **herauszuklauben**, und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit, die weit über unſre Begriffe gehen! Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet."

10. Nov. „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung alle Dinge wie ſie ſind zu ſehen und abzuleſen, meine Treue, das Auge Licht ſeyn zu laſſen, meine völlige Entäußerung von aller Prätenſion, kommen mir einmal wieder recht zu ſtatten und machen mich im Stillen höchſt glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenſtand, täglich friſche, große, ſeltſame Bilder und ein Ganzes das man ſich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht."

„Kehr' ich nun in mich ſelbſt zurück, wie man doch ſo gern thut bei jeder Gelegenheit; ſo entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich ſogar auszuſprechen wage. Wer ſich mit Ernſt hier umſieht und Augen

hat zu ſehen, muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig wird. Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

„Und ſo laßt mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde."

„Von dem Privatleben der Alten ſind, wie bekannt, 17. Nov.
wenig Spuren mehr übrig, deſto größer ſind die Reſte, die uns die Sorge fürs Volk, fürs Allgemeine, und ihre wahre weltherrliche Größe zeigen. Schon hab' ich das Merkwürdigſte geſehen und wieder geſehen: Waſſerleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläſte der Kaiſer, die Gräber der Großen. — Mit dieſen Bildern hab' ich meinen Geiſt genährt und geſtärkt."

„Ich leſe den Vitruv, daß der Geiſt der Zeit mich anweht, wo das Alles erſt aus der Erde ſtieg; ich habe den Palladio, der zu ſeiner Zeit noch Vieles ganzer ſah, maß und mit ſeinem Verſtand die Zeichnungen herſtellte; und ſo ſteigt der alte Phönix Rom wie ein Geiſt aus ſeinem Grabe. Doch iſt's Anſtrengung ſtatt Genuſſes und Trauer ſtatt Freude."

18. Nov. „Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern; dann zu Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was andres; jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.“

23. Nov. „Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich Jedermann verpflichtet zu ignoriren wer ich ſey, und alſo auch Niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen Nichts übrig als von ſich ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen die ihnen intereſſant ſind; dadurch erfahr ich denn umſtändlich, womit ſich ein Jeder beſchäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entſteht und hervorgeht.“

„Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergeht, der ſich für verſteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend.“

„Den Fürſten von Lichtenſtein, den Bruder der mir ſo werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einige Male bei ihm geſpeiſt, und konnte bald merken, daß dieſe meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und ſo kam es auch.“

„Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von ſeinem Ariſtodem, einer Tragödie die nächſtens gegeben werden ſollte. Der Verfaſſer, ſagte man, wünſche ſie mir vorzuleſen, und meine Meinung darüber zu hören. Ich

ließ die Sache fallen, ohne ſie abzulehnen. Endlich fand ich einmal den Dichter und einen ſeiner Freunde beim Fürſten, und das Stück ward vorgeleſen. Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier (*) gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht."

„Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte: daß der Menſch, der das Gute will, ſich ebenſo thätig und rührig gegen Andre verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln." (**)

„Das ſchöne warme ruhige Wetter, das nur manchmal 2. Dec. von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böſe im Zimmer, überall findet ſich etwas zum freuen, lernen und thun."

„Am 28. November kehrten wir zur Sixtiniſchen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufſchließen, wo man den

(*) Der Vergleich iſt nicht ohne Anklang an Murren und Murmeln gewählt, da G., zumal in jüngeren Jahren, nicht nur mürriſch manchmal ſich zeigte, ſondern auch wohl in ſpätern etwas für ſich — wie man zu ſagen pflegt — in den Bart hinein murmelte, wenn ihm etwas nicht recht war. Mit einem Huronen vergleicht er ſich ebenfalls [XXX, 197.] und hat überhaupt ſeiner früheren Unarten kein Hehl.

(**) „Ueber Vieles kann
der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit."
Taſſo [Bd. IX, S. 221 f.]

Plafond näher ſehen kann; man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr an den eiſernen Stäben weg, deshalb auch die Schwindligen zurückbleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt.(*) Und ich bin in dem Augenblick ſo für den Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen wie er ſehen kann. Wäre nur ein Mittel ſich ſolche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigſtens was ich von Kupfern und Zeichnungen noch hier erobern kann, bringe ich mit."

„Wir gingen von da auf die Logen Raphael's und kaum darf ich ſagen, daß man dieſe nicht anſehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile ſo ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geiſtreichen Spielereien der Arabesken nicht anſehen mochte; und die alten bibliſchen Geſchichten, ſo ſchön ſie ſind, hielten auf jene nicht Stich. Dieſe Werke nun öfter gegen einander zu ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren: denn anfangs iſt doch alle Theilnahme nur einſeitig."

„Ehſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen, und hoffe da Manches zu erfahren. Ueberhaupt iſt mit dem neuen Leben das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, Nichts zu vergleichen.

(*) S. Tiſchbein's detaillirte Schilderung an Merck Nr. 118, 1 Samml., wo es unter andern heißt: „Die Figuren alle über Lebensgröße — ſind ausgeführt wie Miniatur u. ſ. w."

Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein' ich bis aufs innerſte Knochenmark verändert zu ſeyn."

„Immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. (*) Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeitlang gleichgültig ja ungerecht gegen andre wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige coloſſale Köpfe, und namentlich die Sixtiniſche Capelle, ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe." 3. Dec.

„Wie will man ſich aber, klein wie man iſt, und ans Kleine gewohnt, dieſem Edlen, Ungeheuren, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritte und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt, und auch fleißig auf das merkt, was Andre zu unſern Gunſten gearbeitet haben."

„Auch die römiſchen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt Nichts wiſſen mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier: denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre **Wiedergeburt** von dem Tage da ich Rom betrat."

(*) Vergl. oben S. 226: „Das Mitleben iſt doch ganz was anderes" rc.; it. weiter unten S. 232.

5. Dec. „In den wenigen Wochen da ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſoviele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſey Dank, daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, (*) denn ich hab's doch auch geſehen, und weiß ſchon einigermaßen woran ich bin."

13. Dec. „Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verſchwinden ſo ganz wie ich wünſchte genommen habt. Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe Niemanden kränken wollen, und kann nun auch Nichts ſagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe!"

„Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und ſtudire mehr als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt und man braucht Jahre um ſich nur erſt drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich find' ich die Reiſenden die ſehen und gehen!"

„Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe die er aus Italien ſchrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung habe ich ſie zu leſen angefangen! Vor einunddreißig Jahren in derſelben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich hieher; ihm war es auch ſo deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunſt.

(*) Dieſe waren es wohl auch, denen gegenüber „er nicht für krank und bornirt gehalten werden wollte," wie er weiter unten d. 25. December 1787 ſchreibt.

Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platz! — Eine Stelle freute mich beſonders: „„Man muß alle Sachen „„in Rom mit einem gewiſſen Phlegma ſuchen, ſonſt wird „„man für einen Franzoſen gehalten. In Rom, glaub' ich, „„iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin ge- „„läutert und geprüft.""

„Das Geſagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehen, und gewiß: man hat außer Rom keinen Begriff wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergeboren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe, wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu Etwas, wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann."

„Dieſer Brief kommt Euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange! vor Ende ſehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude ſeyn. Das vergangene war das wichtigſte meines Lebens; ich mag nun ſterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut."

„Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort. Ich dachte wohl hier was rechts 20. Dec.
zu lernen; daß ich aber ſoweit in die Schule zurückgehen, daß ich ſoviel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und jemehr ich mich verläugnen muß, deſto mehr freut es mich."

„Ich bin wie ein Baumeiſter der einen Thurm aufführen wollte und ein ſchlechtes Fundament gelegt hatte(*). Er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab,

(*) Vergl. oben S. 121.

was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredlen, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im Voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſeyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja es iſt zugleich mit dem Kunſtſinne der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet."

25.Dec. „Ich fange nun ſchon an die beſten Sachen zum zweiten Male zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſt."

„Um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen." —

So bemerkte G. ſchon früher: „Ich lebe ſehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenſtände keine erhöhte Seele finden, ſondern die Seele erhöhen. Im letztern Falle iſt man dem Irrthum weit weniger ausgeſetzt, als im erſten." — Desgleichen: „Es iſt ein ſonderbares Ding um den erſten Eindruck: er iſt immer ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge in hohem Grade." —

Wie ſehr eine erhöhte (d. h. von Leidenſchaft, Lieb' und Haß, Furcht und Trauer ꝛc. bewegte) Seele die Gegenſtände anders ſieht, als eine im ruhigen Zuſtande, davon erzählt G. eine merkwürdige Selbſterfahrung, wo ihm, in ſentimentaler Liebesſtimmung, eine Landſchaft in einem ganz andern Ton erſchien, als ſie noch kurz zuvor hatte [XXIX, 130 ff]. Das Gegenſtück hierzu liefert die Beobachtung, die er bei Gelegenheit der Canonade von Valmy machte,

wo die Welt ihm einen braunröthlichen Ton zu haben ſchien [XXX, 75]. (*) —

„Wie viel Verſuche man übrigens macht, mich aus mei- 29. Dec.
ner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir ſchon ihre Sachen vorleſen oder vorleſen laſſen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu ſpielen, irrt mich nicht, und iſt mir unterhaltend genug, da ich ſchon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will: denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrſcherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinſtädtiſches.“

„Ja, es iſt hier wie allenthalben: „was mit mir und durch mich geſchehen könnte, macht mir ſchon Langeweile ehe es geſchieht. Man muß ſich zu einer Partei ſchlagen, ihre Leidenſchaften und Cabalen verfechten helfen, Künſtler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, ſich von Großen und Reichen Alles gefallen laſſen. Dieſe ſämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, ſollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?“

„Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieſer Seite zu Hauſe zufrieden zu ſeyn, und mir und andern alle Luſt in die liebe weite Welt zu benehmen.“ (**)

(*) Daß dieſes phyſiologiſche Phänomen den Alten nicht unbekannt war, lehrt eine Stelle des Euripides in ſeinen Bacchantinnen, wo Cadmus die vom Wahnſinn ergriffene Agaue den Himmel anſchauen läßt und als ſie ihn glänzender findet denn ſonſt, zu ihr ſagt: „So iſt ein Aufgeregtes in der Seele dir.“ S. G’s. Werke Bd. XXVI, 61.

(**) Alſo konnte und mochte G. weder Haupt einer Schule noch einer Partei werden, was die bedenken ſollten die ihm dergleichen zumuthen! — „Leidenſchaftlichkeit, ſagt er, macht zu Mitſchuldigen der Lumpe.“

29. Dec. „Ich will Rom ſehen, das beſtehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte ſie beſſer anwenden. Beſonders lieſt ſich Geſchichte von hier aus ganz anders als an je einem Ort der Welt. Anderwärts lieſt man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu leſen; es lagert ſich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der Römiſchen Geſchichte, ſondern von der ganzen Weltgeſchichte. Kann ich doch von hieraus die Eroberer bis an die Weſer, und bis an den Euphrat begleiten, oder, wenn ich ein Maulaffe ſeyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indeſſen habe ich mich von Korn- und Geldſpenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieſer Herrlichkeit.“

1 7 8 7.

„Mag man zu Gunſten einer ſchriftlichen und münd- 2. Jan.
lichen Ueberlieferung ſagen was man will, in den wenigſten Fällen iſt ſie hinreichend: denn den eigentlichen Charakter irgend eines Weſens kann ſie doch nicht mittheilen, ſelbſt nicht in geiſtigen Dingen. Hat man aber erſt einen ſichern Blick gethan, dann mag man gern leſen und hören (*): denn das ſchließt ſich an den lebendigen Eindruck an; nun kann man denken und beurtheilen."

„Ihr habt mich oft ausgeſpottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine (**), Kräuter und Thiere mit beſonderer Neigung, aus gewiſſen entſchiedenen Geſichtspuncten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerkſamkeit auf den

(*) „Ein Buch wird doch immer erſt gefunden, wenn es verſtanden wird." [G. an Schiller Nr. 305.] So erging es ihm mit Leonardo da Vinci's Buch über die Malerei, das er erſt in Rom las und nun begriff, „warum er nie etwas darin habe begreifen können." [XXIX, 279.]

(**) So erwies ſich Herder gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch und meinte: G. ſolle, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, ſeine Werkzeuge an die Bearbeitung ſeiner Werke beſonders der Iphigenie wenden [S. Bd. XXVII, 27.]; ließ ſich aber die naturwiſſenſchaftlichen Reſultate G's. gern gefallen und benutzte ſie. [S. Zur Naturw. und Morph. Bd. I, Heft I, S. XIX; it. Werke B. XXVIII, 242.]

Baumeiſter, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen."

6. Jan. „Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bei dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter(*), als Finanzminiſter und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite."

„Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des coloſſalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war dieſes meine erſte Liebſchaft in Rom und nun beſitz ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homer's."

„Ich habe aber auch für die Zukunft die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient: denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia nun endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu Euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf (**): denn freilich ſteht nicht auf dem Papier was ich geſollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe." (***)

(*) Großpönitentiarius nannte er ſich im Scherz. S. oben 1. Band, S. 46.

(**) Was eben nicht der Fall war: „denn Niemand dankte ihm für die unendlichen Bemühungen." S. Bd. XXVIII, 55.

(***) Vergl. oben S. 172.

„Was im Anfange einen frohen Genuß gewährte, 20. Jan.
wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß auch der wahre Genuß ermangelt."

„Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers bis auf einen gewiſſen Grad nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe hingewieſen. Bei unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es blos darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel; in Rom aber wollen dieſe Theile Nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle ſchöne Form darbieten."

„In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künſtlern zu lieb einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit deſſelben in Verwunderung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſyas gelten. So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochenmaske zu ſtudiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält."

„Sage ich nun, daß wir auch Abends Perſpective ſtudiren, ſo zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig ſind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun als wirklich geſchieht."

„Seit der Aufführung des Ariſtodem, zu deſſen 25. Jan.
Gunſten wir (d. h. Goethe und die deutſchen Künſtler (*))

(*) Dieſe Erklärung iſt nicht überflüſſig. S. oben S. 48.

uns wirklich thätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Verſuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun ſey, man wollte ſeine Partei verſtärken, mich als Inſtrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen, daß mit mir Nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehen, und ich wandle meinen ſichern Weg fort. Ja, meine Exiſtenz hat einen Ballaſt bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Geſpenſtern, die ſo oft mit mir ſpielten. Seyd auch guten Muths, Ihr werdet mich oben halten und mich zu Euch zurückziehen."

„Nun wird es mir immer ſchwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben: denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht (*), ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt. Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein! Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet, ein paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palläſten der Herren

(*) „Es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben, je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie." [XXVII, 166.]

der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkühr des Aus⸗richters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber, gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ſchildern.“

„Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, wel⸗ 28. Jan.
chen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht ver⸗ſehlen.“

„Zuerſt wird man bei dem ungeheuren und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bei jedem Kunſt⸗gegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſeyn gegeben. Durch Winckelmann ſind wir drin⸗gend aufgeregt die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Styl zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie in Folge der Zeit nach und nach ausgebildet, und zuletzt wieder verbildet. Hiervon überzeugt ſich jeder wahre Kunſt⸗freund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht dieſer Forderung; aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen? Vorgearbeitet recht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt; aber das Einzelne in ungewiſſem Dunkel!“

„Eine vieljährige entſchiedene Uebung des Auges iſt nöthig, und man muß erſt lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerk⸗ſamkeit auf dieſen wichtigen Punct iſt nun einmal rege, und jeder dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem

Felde kein Urtheil möglich iſt, als wenn man es hi-ſtoriſch entwickeln kann.“

„Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen: wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharacter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen.“

„Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach ebenden Geſetzen verfuhren, nach welchem die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas Anderes dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.“

2. Febr. „Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und des Schattens verſchlungen und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Einen vor-züglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehen, den Vor-hof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchen-geiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegenſtehen.“

13. Febr. „Von vielen andern Sachen ſammelt es ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier un-möglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend. Am lieb-ſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele

mitnehme, und was immer wachſend, ſich immer vermehren kann.“

„Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht geſehen ſuch' ich auf. Das Vorzüglichſte wird zum zweiten und dritten Mal betrachtet und nun ordnet ſich's einigermaßen: denn, indem die Hauptgegenſtände an ihre rechte Stelle kommen, ſo iſt für viele mindere dazwiſchen Platz und Raum. Meine Liebſchaften reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüth dem Größeren und Aechteſten mit **gelaſſener** Theilnahme ſich entgegen heben.“ 16. Febr.

„Dabei findet man wohl den Künſtler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.“

„Das Wetter iſt unglaublich und unſaglich ſchön. Nun ſucht man das Freie, und wenn man ſich bisher nur mit Göttern und Helden abgeben mochte; ſo tritt die Landſchaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen die der herrlichſte Tag belebt.“ 17. Febr.

„Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler im Norden den Strohdächern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine maleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, umſomehr als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit

einem noch immer ankleben. Nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen Muth gefaßt und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Beſinnens, kleine, auffallende, wahrhaft ſüdliche und römiſche Gegenſtände entworfen, und ſuche nun mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben."

„Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann was gut und beſſer iſt; will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem was wir zu faſſen gewohnt ſind."

„Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet: etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes; aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen; denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet. Mit dem Künſtler muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren: denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſeyn des Trefflichſten, an ſeinem Daſeyn gehindert: „ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!"(*) und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen."

(*) „Jeder iſt doch auch ein Menſch!" ꝛc. [II, 302.]

„Ich habe zweimal das Meer geſehen, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, und gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal (*) in mir herauf; warum nicht früher? (**) warum nicht wohlfeiler?" (***)

„Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich und ich 19. Febr.
bin auf dem Wege neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur ſolch ein Ungeheures, das wie Nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigſte entwickelt."

„Der Veſuv wirft Aſche und Steine aus und bei Nachtzeit ſieht man den Gipfel in Feuer. Nur ein Lavaſtrom und ich habe nichts weiter zu wünſchen!"

„Wegen Sicilien laſſe ich das Schickſal walten. Vorbereitet bin ich; wenn das Glück mich lockt, geh' ich." —

„Endlich iſt meine Abreiſe nach Neapel gegen Ende dieſer Woche feſtgeſetzt. Das Wetter iſt köſtlich; ich nehme Tiſchbein mit und genieße in ſeiner Geſellſchaft alles doppelt und dreifach. Dort erwartet mich eine neue Welt, die ich, wie die zerſtörte hier, mit offenen und geſunden Augen anzuſehen hoffe."

(*) Wie bei der botaniſchen Prolepſe „ein übereiltes Vordringen, um Knospe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden." S. Zur Naturw. u. Morphol. Bd. 1, Heft 2, S. 137. — G. glich daher dem Cercis Siliquastrum, deſſen Blüthen gleich unmittelbar auf dem Stamme ſitzen.

(**) S. oben S. 221, unter d. 1. November.

(***) „Was andern Menſchen gemein und leicht iſt, wird mir ſauer gemacht." [Mſcpt. des Reiſetagbuchs]. it. „Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne." [G. an Schiller Nr. 466, S. 209.] — Mußte er nicht um dieſe Reiſe mehr Jahre dienen als Jacob um Rahel?

„Indeß bin ich immer fleißig. Nun wird am Taſſo gearbeitet, der geendigt werden ſoll. Neue Ideen bieten ſich mir zu hunderten dar, die ich vors erſte ablehnen muß. Wenn mir das gute Geſchick frohen Muth erhält, ſo kann ich Viel und Vielerlei thun.“

21. Febr. „Morgen gehen wir(*) nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſeyn ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Freiheit und Luſt zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.“

„Das Einpacken wird mir leicht; ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöſ'te was mir ſo lieb und werth war.“

„Ja es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren; welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zuviel geſagt iſt.“

„Ich wollte von Rom abſcheidend, wenn ich Zeit hätte, nur über das was mir beſonders vorgekommen und aufgefallen einen Quartband ſchreiben.“

„Meine Lage war ſehr glücklich und erwünſcht hier; ich habe die drei Monate recht radical nutzen können, und wenn ich Manches habe müſſen bei Seite liegen laſſen; ſo hab' ich dagegen andere Theile geſehen und kennen lernen wie wenig Fremde in einer ſo kurzen Zeit. Die Gegenden um Rom hab' ich faſt gar nicht geſehen. In Tivoli war ich nicht, nicht in Albano. Das wird auf die Rückkunft aufbewahret.

(*) d. h. Goethe und Tiſchbein, damit man ihn nicht über das wir ſchikanire! S. oben S. 48.

Rechneſt Du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an Iphigenien hier gethan habe; ſo wirſt Du ſagen, daß ich nicht müßig war."

„Uebrigens iſt Rom eine Welt und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um ſagen zu können: ich kenne ſie nur einigermaßen. Meine größte Sorge war keinen falſchen Begriff mitzunehmen."

„Dieſe letzte Zeit in Rom geht es ein wenig bunt über einander in meinem Kopfe, umſomehr als der Zeichengeiſt in mich gefahren und ich ſeit vierzehn Tagen beſtändig gekritzelt und geſudelt habe. Ich ſchicke zehn Stückchen mannigfaltiger Gegenden, die vielleicht nicht 3000 Schritte auseinanderliegen. Ich hatte ihrer noch Viel gezeichnet um die Abänderung der Gegenſtände recht fühlbar zu machen, ſie wurden aber nicht fertig."

„Sehr wohl habe ich mit meinem Incognito gethan, doppelt und dreifach. Ich habe Zeit und Geld geſpart, und habe doch luſtig und bequem gelebt und Freunde mitgenießen laſſen."

„Bei der Abreiſe fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftig letzte unwillkührlich in den Sinn, und mir drängt ſich, diesmal ſtärker als ſonſt, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranſtalten machen um zu leben.(*) Denn ſo kehren auch wir,

(*) Es möchte auch Manchem ſcheinen, als habe G. vielzuviel Vorbereitungen gemacht um — zu dichten. Aber es war ihm zugleich um gründliche Erkenntniß zu thun, und wie er nur aus der Wahrheit Hand der Dichtung Schleier in ſeiner Jugend empfing, ſo war ſie es auch die ihn im Alter noch grüßte, [III, 181.] wenn auch Andere meinen: es ſey dieſes ein Irrthum von ſeiner Seite, da es nur ein Irrthum von ihrer iſt.

Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten eignen Muſeum den Rücken. Da ſtehn nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlaſſen ſie, als wenn's keine wären!" —

---

c) Göthe in Neapel.

1787.

25. Febr. „Endlich auch hier (in Neapel) glücklich und mit guter Vorbedeutung angekommen!"

„Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite; gewaltſam dampfend, und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah."

„Neapel ſelbſt kündigt ſich froh frei und lebhaft an, unzählige Menſchen rennen durcheinander, der König iſt auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und ſo kann's nicht beſſer gehen."

27. Febr. „Heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, mahle was man will, hier iſt mehr als Alles. Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume! — Wir ſind auch

---

Was wär' es auch geweſen, wenn er mehr und Anderes gedichtet hätte? (*) ihnen hätte er's doch nicht recht gemacht, wie wir bald leſen werden. — Uebrigens iſt es nur ein allgemeiner Characterzug der Deutſchen, vor lauter Gründlichkeit und Begründung nicht zur Ausführung zu kommen, vor lauter Verfaſſunzen zu keiner Faſſung.

(*) „Wenn das Publicum ein gutes Stück zwanzigmal ſehen wollte, ſo brauchte ein Autor nicht zwanzig neue Stücke zu ſchreiben um ſich in allen zwanzigen — zu wiederholen" ſagte G. einmal zu mir bei einer gewiſſen noch zu erwähnenden Gelegenheit. —

noch Abends in die Grotte des Poſilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien." (*)

„Ich verzeih es allen die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck, beſonders von denen Gegenſtänden, die ich heut zum erſten Male ſah, erhalten hatte. Und wie man ſagt daß einer, dem ein Geſpenſt erſchienen, nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Neapel dachte."

„Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen."(**)

„Den 2. März beſtieg ich den Veſuv, obgleich bei trü- 2. März.
bem Wetter und umwölktem Gipfel."

„Die Hütte des Einſiedlers blieb mir links auf der Höhe; ferner den Aſchenberg hinauf, welches eine ſaure Arbeit iſt, Zweidrittheile dieſes Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine ſchwache von fünf Tagen ſchon erkaltet. Wir ſtiegen über ſie an einem erſt aufgeworfenen vulcani-

---

(*) Dieſes merkwürdige, zweimal des Jahres wiederkehrende Phänomen, daß die Sonne, kurz vor ihrem Untergange, die Grotte des Pauſilipp in ihrer ganzen Länge erleuchtet, ereignet ſich vom 9—10 Februar, und 30—31 Octbr., etwa zehn Minuten vor ihrem Untergange. S. der Allgem. Zeitung von 1833 d. 4. März Außerordentliche Beilage Nr. 84 S. 334. a)

(**) Große Augen zu machen, bei Bewunderung oder Wohlgefallen, war in ſeiner Art, und wird auch von der Herzogin Amalie bemerkt. „G. machte große Augen, es mißfiel ihm gewiß nicht." [Br. an Merck Nr. 139 S. 304.]

ſchen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr 50 Schritte in den Dampf hinein, als er ſo ſtark wurde, daß ich kaum meine Schuhe ſehen konnte. Das Schnupftuch vorhalten half Nichts, der Führer war mir auch verſchwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabrückchen unſicher; ich fand für gut umzukehren, und mir den gewünſchten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu ſparen. Indeß weiß ich doch auch wie ſchlecht es ſich in ſolcher Atmoſphäre Athem holt." —

Einen zweiten gelungenen Verſuch den Veſuv zu beſteigen beſchreibt er Band XXVIII, S. 29 — 33, und einen dritten, der gefährlich hätte werden können, ebend. S. 61—68.

„Von der Lage der Stadt und ihrer Herrlichkeit, die ſo oft beſchrieben und belobt ſind, kein Wort! Vedi Napoli e poi muori! ſagen ſie hier: „Sieh Neapel und ſtirb!"

3. März. „Daß kein Neapolitaner von ſeiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückſeligkeit der hieſigen Lage in gewaltigen Hyperbeln ſingen, iſt ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Veſuve in der Nachbarſchaft ſtünden."

„Man mag ſich hier an Rom gar nicht zurückerinnern. Gegen die hieſige freie Lage kommt einem die Hauptſtadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übelplacirtes Kloſter vor."

„Das See- und Schiffweſen gewährt auch ganz neue Zuſtände. Die Corvette nach Palermo ging mit reiner, ſtarker Tramontane ab. Mit welcher Sehnſucht ſah ich den

vollen Segeln nach, als das Schiff zwiſchen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verſchwand! Wenn man jemand Geliebtes ſo fortfahren ſähe, müßte man vor Sehnſucht ſterben!"

„Die Stürme dieſer Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt. Da ließen ſich die Wellen in ihrer würdigen Art und Geſtalt ſtudiren! Die Natur iſt doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!" 9. März.

„Dagegen giebt mir das Theater keine Freude mehr. Sie ſpielen hier in den Faſten geiſtliche Opern, die ſich von den weltlichen in gar Nichts unterſcheiden, als daß keine Ballete zwiſchen den Acten eingeſchaltet ſind; übrigens aber ſo bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen ſie auf: Zerſtörung von Jeruſalem durch Nebucadnezar. Mir iſt es ein großer Guckkaſten. Es ſcheint ich bin für ſolche Dinge verdorben." —

So war es ihm auch in Rom. Gewiſſe geiſtliche Ceremonien glitten an ſeinem proteſtantiſchen Wachstuchmantel wie Regen ab. —

„Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig Nichts mittheilen kann." 12. März.

„Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmerniß erwarten können der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht, und deshalb ſorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehende Leiden, hei-

teres Dulden! — Ich finde in dieſem Volke die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrei zu leben!“

13. März. „Wir aßen zu Torre dell Anunziata, zunächſt des Meeres tafelnd.(*) Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nah' und köſtlich. Die Geſellſchaft — gute muntere Neapolitaner — fühlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz. Einige meinten, es müſſe ohne den Anblick eines Meeres doch gar nicht zu leben ſeyn.“

„Mir iſt ſchon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich in das Bergland zurückkehren.“

16. März. „Neapel iſt ein Paradies, Jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es ebenſo, ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz anderer Menſch. Geſtern dacht' ich: entweder du warſt ſonſt toll, oder du biſt es jetzt.“

„Wenn man in Rom gern ſtudiren mag, ſo will man hier nur leben; man vergißt ſich und die Welt, und für mich iſt es eine wunderliche Empfindung nur mit genießenden Menſchen umzugehen.“

17. März. „Wenn ich Worte ſchreiben will, ſo ſtehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inſeln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe das alles darzuſtellen.“

(*) Schon die Alten kannten und liebten dieſes Vergnügen, am Ufer des Meeres, in ihren Villen oder im Freien, zu ſchmauſen, und hatten dafür den Ausdruck in actis esse gleichbedeutend mit convivari, auf Griechiſch ἀκτάζειν; wie denn die amoena littora und amoena littorum im Leben der Schwelger als Luſtpartieen vorkommen.

„Ich habe Viel geſehen und noch mehr gedacht. Die Welt eröffnet ſich mehr und mehr, auch Alles was ich ſchon lange weiß, wird mir erſt eigen. Welch ein früh wiſſendes und ſpät übendes Geſchöpf iſt doch der Menſch!“(*)

„Und doch iſt die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden.“

„Was ich mir immer ſagte iſt eingetroffen: daß ich ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne.“

„Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben **mit wenigen Freunden.**“

„Ueber meine Sicilianiſche Reiſe halten die Götter noch die Wage in Händen, das Zünglein ſchlägt herüber und hinüber. Die Corvette von Palermo iſt wieder zurück. Heut über acht Tage geht ſie abermals von hier ab. Ob ich noch mitſegle, zur Charwoche nach Rom zurückſegle, weiß ich nicht. Noch nie bin ich ſo unentſchieden geweſen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entſcheiden.“(**)

„Mit den Menſchen geht es mir ſchon beſſer; man muß 17. März.
ſie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Gold=

(*) Der wahre homunculus im Fauſt, der aprioriſche theoretiſche Menſch, wie er auf unſern Academien formirt wird, der erſt „im weiten Meere anbeginnen muß und Zeit hat bis zum Menſchen.“ [Bd. XLI, 168 u. f.]

(**) Ein ſolcher Augenblick war's der in Carlsbad die Reiſe nach Italien entſchied. Eine Kleinigkeit die ihn in ſpätern Jahren zu dieſem und jenem entſcheidend beſtimmte. Vergl. oben Bd. I, S. 369. f.

wage wiegen,(*) wie es leider, ſogar oft Freunde unter einander aus hypochondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu thun pflegen.(**) Hier wiſſen die Menſchen gar nichts von einander, ſie merken kaum, daß ſie neben einander hin und herlaufen; ſie rennen den ganzen Tag in einem Paradieſe hin und wieder ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der benachbarte Höllenſchlund zu toben anfängt, hilft man ſich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie ſich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft oder helfen möchte."

„Zwiſchen einer ſo unzählbaren und raſtlos bewegten Menſchenmenge durchzugehen iſt gar merkwürdig und heilſam. Wie alles durcheinanderſtrömt und doch Jeder Einzelne Weg und Ziel findet! In ſo großer Geſellſchaft und Bewegung fühl' ich mich erſt recht ſtill und einſam; jemehr die Straßen toben, deſto ruhiger werd' ich."

„Manchmal gedenk' ich Rouſſeau's und ſeines hypochondriſchen Jammers, und doch wird mir begreiflich wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte."

„Fühlt' ich nicht ſolchen Antheil an den natürlichen Dingen, und ſäh' ich nicht daß in der ſcheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen,

---

(*) „Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage;
Wirſt du die Krämerwage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen und dich bequemen." [II, 248.]

(**) Wer denkt hier nicht an Knebel, Herder, Wieland! die auch immer einer am andern und zumal an Goethe etwas zu deſideriren hatten. Gegen dieſe erſcheint er doch überall wie ein Gott „denn der läßt jeden wie er iſt." [V, 120.]

wie der Feldmeſſer mit einer durchgezogenen Linie viele einzelne Meſſungen probirt, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.“

„Triebe mich nicht die deutſche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun, als zu genießen, ſo ſollte ich in dieſer Schule des leichten und luſtigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren ſuchen.“ 22. März.

„Es iſt hier gar vergnüglich ſeyn, wenn man ſich nur ein kleinwenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klima's kann nie genug gerühmt werden; aber darauf iſt auch der Fremde faſt allein angewieſen.“

„Freilich, wer ſich Zeit nimmt, Geſchick und Vermögen hat, kann ſich auch hier breit und gut niederlaſſen. So hat ſich Hamilton eine ſchöne Exiſtenz gemacht und genießt ſie nun am Abend ſeines Lebens. Die Zimmer die er ſich in Engliſchem Geſchmack einrichtete, ſind allerliebſt, und die Ausſicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angeſicht Capri, rechts der Poſilippo, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jeſuitengebäude, weiterhin die Küſte von Sorrent bis ans Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa ſchwerlich zum zweiten Male geben, wenigſtens nicht im Mittelpunkte einer großen bevölkerten Stadt. Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib, das Meiſterſtück des großen Künſtlers gelangt.“(*)

(*) Goethe dagegen, der gleiche Wanderer, ſah in ſeinem hohen Alter, nur aus einem kleinen Studier-Zimmer in ſeinen beſchneiten Kloſtergarten und auf einen gegenüberſtehenden Scheunengiebel, und war doch — zufrieden. — Nach ſeiner Maxime:

22. März. „Und nun nach allem dieſen und hundertfältigen Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres, und wenn der Wind gut iſt, geh' ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwärts ich ſüdwärts.“

„Des Menſchen Sinn iſt unbändig, ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſeyn. Hab' ich einem Gegenſtand nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.“

„Seltſamerweiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung. Unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſeyn. Vielleicht läßt ſich von dieſer Himmelsluft den letztern Büchern etwas mittheilen. Möge meine Exiſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, der Stängel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und ſchöner hervorbrechen! Gewiß, es wäre beſſer ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht **wiedergeboren** zurückkommen kann.“

„Herdern bitte ich zu ſagen, daß ich mit der Urpflanze(*) zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famoſe Lehre von den Cotyledonen iſt ſo ſublimirt, daß man ſchwerlich wird weiter gehen können.“

26. März. „Morgen geht dieſer Brief von hier (Neapel) zu Euch. Donnerſtag den 29. März geh' ich mit der Corvette

---

„Sey luſtig — geht es nicht — ſo ſey — vergnügt.“ [III, 256.]

(*) Unter Urpflanze verſteht G. einen Typus des Vegetativen, wie er einen Thiertypus fand, d. h. Begriff, Idee der Pflanze, oder des Thiers. S. zur Naturw. u. Morph. Bd. I, Heft 1, S. XIII und XIX.

endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reiſen oder bleiben ſollte, machte einen Theil meines hieſigen Aufenthaltes unruhig; nun da ich entſchloſſen bin, geht es beſſer. Für meine Sinnesart iſt dieſe Reiſe heilſam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Aſien und Afrika, und auf dem wunderſamen Punkte, wohin ſo viele Radien der Weltgeſchichte gerichtet ſind, ſelbſt zu ſtehen, iſt keine Kleinigkeit."

„Neapel habe ich nach ſeiner eigenen Art behandelt, ich war nichts weniger als fleißig. Doch hab' ich viel geſehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, ſeinen Einwohnern und Zuſtänden gebildet. Bei der Wiederkehr ſoll Manches nachgeholt werden; freilich nur Manches: denn vor dem 29. Juni muß ich wieder in Rom ſeyn. Hab' ich die heilige Woche verſäumt, ſo will ich wenigſtens den St. Peterstag feiern. Meine Sicilianiſche Reiſe darf mich nicht allzuweit von meiner erſten Abſicht ablenken."

„Eine Seereiſe fehlte mir ganz in meinen Begriffen; dieſe kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küſtenumſchiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern."

„Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreiſe und habe Trinakrien hinter mir. So iſt der Menſch! immer ſpringt er in Gedanken vor- und rückwärts! Ich war noch nicht dort, und bin ſchon wieder bei Euch! Doch an der Verworrenheit dieſes Briefs bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werde ich unterbrochen, und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende ſchreiben."

„So eben beſuchte mich ein Marcheſe Berio, ein junger 26. März.
Mann, der viel zu wiſſen ſcheint. Er wollte den Verfaſſer

des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt iſt hier großer Drang und Luſt nach Bildung und Wiſſen. Sie ſind nur zu **glücklich**(*) um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, ſo wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Dieſe vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl!"

„Reiſen lern' ich wohl auf dieſer Reiſe, ob ich leben lerne weiß ich nicht. Die Menſchen die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können."

28. März. „Der Fürſt von Waldeck beunruhigt mich noch beim Abſchied: denn er ſprach von nichts Wenigerem als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen."

„Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten daß man nicht **entrückt** oder wohl gar **verrückt** wird."

29. März. „Heute Nacht träumte ich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch als wenn ich mein Faſanenſchiff(**) nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſeyn."

(*) Vergl. die Bemerkung oben S. 170, unter dem 13. März.
(**) Vergl. die Note oben S. 219.

d) Goethe in Sicilien.

„Wir fuhren Donnerſtag den 29. März mit Sonnenuntergang von Neapel und landeten erſt nach vier Tagen um 3 Uhr im Hafen von Palermo.“ 3. April.

„Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die erſten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit ſtark angriff.“

„Abgeſchloſſen von der äußern Welt ließ ich die innere walten, und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwei erſten Acte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Acte, in Abſicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren(*) geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neueren Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entſcheidend war, ſo iſt es dieſe Reiſe.“

„Hat man ſich nicht ringsum vom Meer umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begriff von Welt und von ſeinem Verhältniß zur Welt. Als Landſchaftszeichner hat mir dieſe große ſimple Linie ganz neue Gedanken gegeben.“

(*) Siehe oben Seite 116, u. 143.

„Mein Künſtler den ich bei mir habe, iſt ein munterer, treuer, guter Menſch, der mit der größten Accurateſſe zeichnet. Er hat alle Inſeln und Küſten wie ſie ſich zeigten, umriſſen; es wird Euch große Freude machen wenn ich Alles mitbringe.“

3. April. „Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechaniſche der Waſſerfarben-Malerei (Aquarell) die man in Italien jetzt ſo hoch getrieben hat, aufgeſchrieben, verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben, um gewiſſe Töne hervorzubringen, in denen man ſich, ohne das Geheimniß zu wiſſen, zu Tode miſchen würde. Die Künſtler haben es in einem Lande ausſtudirt wie Italien, wie dieſes (Sicilien) iſt.“

„Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken, die um die Küſten ſchwebte als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehn hat, der hat es auf ſein ganzes Leben. Nun verſteh' ich erſt die Claude Lorrain's und habe Hoffnung auch dereinſt im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnungen hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche ſo rein daraus weggewaſchen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen! Wir wollen ſehen was dieſe Königin der Inſel thun kann. Wie ſie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit friſchgrünenden Maulbeerbäumen, immergrünendem Oleander, Citronenhecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten ſtehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirg herauf und ſchien ins

Meer, und dieſen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geſchwebt!“

„Verzeiht wenn ich mit einer ſtumpfen Feder aus einer Tuſchmuſchel, aus der mein Gefährte die Umriſſe nachzieht, dieſes hinkritzle. Es kommt doch wie ein Liſpeln zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein ander Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, ſag ich nicht; wenn Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht ſagen.“

„In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, 7. April. brachte ich im Stillen die vergnügteſten Stunden zu. Es iſt der wunderbarſte Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, ſcheint er uns dennoch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, verſetzt er ins Alterthum. Grüne Beeteinfaſſungen umſchließen fremde Gewächſe; Citronenſpaliere wölben ſich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geſchmückt von tauſend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrſcheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten ſeltſame Zweige. Eine hinter dem flachen Raume erhöhte Bank läßt einen ſo wunderſam verſchlungenen Wachsthum überſehen, und lenkt den Blick zuletzt auf große Baſſins, in welchen Gold- und Silberfiſche ſich gar lieblich bewegen, bald ſich unter bemoosten Röhren verbergen, bald wieder ſchaarweis, durch einen Biſſen Brod gelockt, ſich verſammeln. An den Pflanzen erſcheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt ſind, bald gelblicher bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wunderſamſte Anmuth verlieh, war ein ſtarker Duft der ſich über Alles gleichförmig verbreitete, mit ſo merklicher Wirkung, daß die

Gegenſtände auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, ſich entſchiedener hellblau von einander abſetzten, ſodaß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigſtens ſehr überbläut ſie dem Auge ſich darſtellten."

7. April. „Welche wunderſame Anſicht ein ſolcher Duft entfernteren Gegenden, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, iſt für ein maleriſches Auge merkwürdig genug, indem die Diſtanzen genau zu unterſcheiden, ja zu meſſen ſind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchſt reizend ward. Man ſah keine Natur mehr, ſondern nur Bilder, wie ſie der künſtlichſte Maler durch Laſiren auseinandergeſtuft hätte"

„Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben. Die ſchwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anſtreben an die Buchtkrümmungen, ſelbſt der eigne Geruch des dünſtenden Meeres, das alles rief mir die Inſel der ſeligen Phäaken in die Sinne ſo wie ins Gedächtniß. Ich eilte ſogleich einen Homer zu kaufen, jenen Geſang mit großer Erbauung(*) zu leſen und eine Ueberſetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glaſe Wein,(**) von ſeinen ſtrengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen."

(*) „Es war als wenn man ein eingeſchlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erſcheint. Ich geſtehe daß es mir aufhörte ein Gedicht zu ſeyn, es ſchien die Natur ſelbſt, das auch bei jenen Alten um ſo nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden." G. an Schiller Nr. 424.

(**) Nach der bibliſchen Maxime „jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth," pflegte G. einem Jeden, der ſich für ihn in einem Geſchäft anhaltend bemühte, inzwiſchen dieſe oder eine ähnliche Erquickung mit treuherzigem Zuſpruch ſelbſt zu reichen, oder reichen zu laſſen. Es gehörte dieß zu

„Da wir uns nun ſelbſt mit einer nahen Abreiſe aus 16. April.
dieſem Paradieſe bedrohen müſſen, ſo hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommnes Labſal zu finden, mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Roſalienbergs, den Plan der Nauſikaa weiter zu durchdenken, und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſey. Dieß alles iſt, wonicht mit großem Glücke, doch mit vielem Behagen geſchehen.(*) Ich verzeichnete den Plan, und konnte nicht unterlaſſen, einige Stellen die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.“

„Es iſt ein wahres Unglück wenn man von vielerlei Gei- 17. April.
ſtern verfolgt und verſucht wird!“

„Heute früh ging ich mit dem feſten ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein, eh' ich mich's verſah, erhaſchte mich ein andres Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen.“

„Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter

---

ſeinen liebenswürdigſten Eigenheiten, ſowie das anmuthige Nöthigen zu einer Speiſe die er ſelbſt gern genoß.

(*) Produciren ſey doch der beſte Zuſtand, in den die Götter den Menſchen verſetzen mögen, ſagt G. irgendwo; und dieſes Behagen kennen und theilen, mit einiger Selbſtironie, auch die Dichter des Alterthums: ſo Catull, wenn er von einem Poeten ſagt: nunquam aeque est beatus ac poema cum scribit; und Horaz: gaudent scribentes et se venerantur etc. — „Es iſt eine alte ſchriftſtelleriſche Wahrheit: uns gefällt was wir ſchreiben, wir würden es ja ſonſt nicht geſchrieben haben.“ [Z. Morph. Bd. I, Heft 1, S. 65.]. Dieſe Selbſtfreude an ihren Schriften geſtehen nicht nur Heiden, wie Cicero; auch fromme Chriſten, wie der Abt Willram in der Vorrede zu ſeiner Paraphraſe des Hohenliedes.

freiem Himmel, und indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher.“

„Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären? (*)“

„Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen, und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden; und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf.“

„Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan.“

„Warum ſind wir Neuern doch ſo zerſtreut? warum gereizt zu Forderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können?“

7. Mai. „Kniepen, (**) mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preiſen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre, und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt.“

(*) S. oben Seite 254. Note (*).

(**) Chriſtoph Heinrich Kniep, ein Landſchaftsmaler, den G. ſchon in Rom kennen gelernt, und dann auf ſeine Reiſe nach Sicilien mitgenommen hatte. S. Bd. XXVIII, 63.

„Er iſt hinaufgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird ſeine Bleiſtifte manchmal ſpitzen, und ich ſehe nicht, wie er fertig werden will.(*)“

„Da hätte ich nun auch Alles wiederſehen können! Erſt wollt' ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben; die Enge ſucht' ich, wie der Vogel der ſein Neſt bauen möchte.(**)“

„In einem ſchlechten verwahrloſten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäſte geſetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäſte worauf der Reiſende ſitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß daß der Orangenbaum, ſeiner Natur überlaſſen, ſich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entſchiedenen Aeſten werden.“

„Und ſo ſaß ich, den Plan zur Nauſikaa weiter denkend, eine dramatiſche Concentration der Odyſſee. Ich halte ſie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterſchied des Drama und der Epopöe recht ins Auge faſſen.(***)“

(*) G. erzählte mir öfter von dieſer Gewohnheit des Künſtlers, worüber er manchmal von dem Zweck abgekommen ſey und die Zeit verthan habe. Sie hat große Aehnlichkeit mit dem Inſtrumentſtimmen der Muſiker, zumal der Dilettanten, doch auch wohl der Meiſter, wie G. ein Beiſpiel von Kayſern anführt. [Bd. XXIX, 146.]

(**) „Du gehſt mit dem Ei am Herzen manchen Tag umher, ehe Du den Ort findeſt ꝛc. ſchreibt Zelter [Nr. 356, S. 155] einmal an G. in derſelben glücklichen Metapher: τὸ γὰρ εὖ μεταφέρειν τὸ ὅμοιον θεωρεῖν ἐστι bemerkt Ariſtoteles, und daher eine Sache wozu Geiſt und Witz gehört — oder Leidenſchaft, die oftmals das Genie erſetzt. Haß und Zorn ſind ſehr erfinderiſch in Metaphern und figürlichen Ausdrücken.

(***) Geſchah nach der Zeit, in Schiller's Briefwechſel Nr. 395, in dem Aufſatz: „über epiſche und dramatiſche Dichtung.“

7. Mai. „War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geſchickten Künſtlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und ſchwächere Bemühungen, gewiß, daß mir von den intereſſanteſten Gegenden und ihren Theilen feſte wohlgewählte Bilder im Umriß, und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden; ſo gab ich umſomehr einem nachundnach auflebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inſeln, die Häfen durch poetiſche würdige Geſtalten zu beleben und mir auf und aus dieſem Local eine Compoſition zu bilden, in einem Sinne und in einem Tone, wie ich ſie noch nicht hervorgebracht."

„Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in Ein Element aufgelöſt wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorſätzen, und indem ich in jenem ſchönen öffentlichen Garten zwiſchen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, und zwiſchen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmſte."

7. Mai. „Ich hatte mir, überzeugt daß es für mich keinen beſſern Commentar zu Odyſſee geben könne, als eben gerade dieſe lebendige Umgebung, ein Exemplar verſchafft, und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, ſo ſeltſam ſie auch im erſten Augenblicke ſchien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beſchäftigte. Ich ergriff wie geſagt, den Gedanken, den Gegenſtand der Nauſikaa als Tragödie zu behandeln."

Es iſt mir ſelbſt nicht möglich abzuſehen was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig.“

Uebrigens beſchäftigte ihn der Plan dieſes Trauerſpiels und das Durchdenken deſſelben ſo ſehr, daß er darüber ſeinen Aufenthalt in Palermo, ja den größten Theil ſeiner übrigen ſicilianiſchen Reiſe verträumte. Er empfand deshalb auch wenig von allen Unbequemlichkeiten der Reiſe, da er ſich auf dem überclaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in welcher er das was er erfuhr, ſah, bemerkte, was ihm entgegenkam alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte. Nach ſeiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb er Wenig oder Nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, und er bei der in ſpätern Jahren unternommenen Redaction ſeiner Reiſeblätter nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufen konnte, die er Bd. XXVIII 203—206 mittheilt.

Was das Stück geworden ſeyn würde, wenn G. es in Sicilien, ja überhaupt nur in Italien hätte ausarbeiten können, das ahndet man aus dem was er von der Odyſſee ſagt „die ihm nun erſt ein lebendiges Wort ſey.“ [Bd. XXVIII, 243]. Auch betrübte es ihn noch in der ſpäteſten Zeit, „daß er nicht gleich damals die Arbeit verfolgt, indem ſo rührende herzergreifende Motive in dem Stoffe liegen, die, wenn er ſie, wie er in Iphigenien, beſonders aber im Taſſo gethan, bis in die feinſten Gefäße verfolgt hätte, ge-

wiß wirkſam geblieben wären, wie er ſich gegen einen theilnehmenden Freund äußerte.

---

e) Goethe wiederum in Neapel.

17. Mai. „Hier bin ich wieder, meine Lieben, friſch und geſund. Ich habe die Reiſe durch Sicilien leicht und ſchnell getrieben, wenn ich wiederkomme ſollt Ihr beurtheilen, wie ich geſehen habe.“

„Daß ich ſonſt ſo an den Gegenſtänden klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verſchafft, Alles gleichſam vom Blatte wegzuſpielen, und ich finde mich recht glücklich den großen ſchönen unvergleichlichen Gedanken von Sicilien ſo klar ganz und lauter in der Seele zu haben. Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild.“

„Nun bleibt meiner Sehnſucht kein Gegenſtand mehr im Mittag, da ich auch geſtern von Paeſtum zurückgekommen bin.“

„Das Meer und die Inſeln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück.“

„Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufſparen. Auch iſt hier in Neapel kein Beſinnens. Dieſen Ort werde ich Euch nun beſſer ſchildern als es meine erſten Briefe thaten. Ich muß Euch ſobald als möglich wiederſehen, es ſollen gute Tage werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.“

19. Mai. „Nach meiner Rückkehr aus Sicilien fand ſich in Neapel noch Manches nachzuholen, was in dem Drange des ſüdlichen Lebens verſäumt worden war; dahin gehört auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol, an deſſen übrig

geblíebenen Säulen ſich ein unerklärliches Phänomen dem Erd- und Naturforſcher längſt bemerklich machte, nämlich von Pholaden eingefreſſene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden."

„Am 19. Mai verfügten wir(*) uns dahin; ich betrach- 19. Mai.
tete mir alle Umſtände genau und ſetzte gar bald bei mir feſt, wie die Erſcheinung zu erklären ſey."

Was G. ſchon damals in ſein Tagebuch ſchrieb und aufzeichnete, hielt er bei Herausgabe ſeiner ital. Reiſe zurück, weil ihm eine ſolche Ausführung nicht zu paſſen ſchien, und gab ſie erſt nach 36 Jahren (1823) in den Heften zur Naturw. und Morphol. II. Bd. 1 Heft, S. 79.

G. erklärt die Sache ganz natürlich; andre Forſcher dagegen — wie man zu ſagen pflegt — tragen die Kirche ums Dorf, indem ſie das ganze mittelländiſche Meer dreißig Fuß über ſeinen wagerechten Stand ſich erheben laſſen, um den Tempel unter Waſſer zu ſetzen und dadurch die Pholaden, die nur im ſalzigen Waſſer exiſtiren ſollen, herbei zu ſchaffen. Dieſe Erklärung hat jedoch nichts Befremdliches für die, welche die höchſten Gebirge auf einmal aus der Erde ſich erheben laſſen, wie aus einer Theaterverſenkung.

Doch ſtatt jeder hier ungehörigen Controvers gegen die gar nicht neue, ſondern nur immer mehr geſteigerte, Erhebungstheorie möge eine andre, in die Geognoſie eingreifende, Wenigen bekannte Bemerkung G's. nicht unſchicklichen Platz finden.

(*) D. i. Goethe und ſeine Begleiter. Siehe oben Seite 48 zu Ende.

„Wie wir Menſchen in allem Practiſchen auf ein gewiſſes Mittlere gewieſen ſind, ſo iſt es auch im Erkennen. Die Mitte, von daaus gerechnet wo wir ſtehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun; daher es räthlich iſt, ſich zeitig davon loszuſagen.“

„Eben dies gilt von der Geognoſie. Das mittlere Wirken der Weltgeneſe ſehen wir leidlich klar, und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jenen in den Granit, dieſes in den Baſalt geſetzt, werden uns ewig problematiſch bleiben.“ [Zur Naturw. und Morphol. Bd. I, Heft 4, S. 368].“ —

Und ſo verſetzt uns auch Natur und Schickſal, gleich dem Dichter, immer in medias res; wir kommen in eine ſchon begonnene Welt, in laufende Begebenheiten. Anfang und Ende werden nur errathen oder erſchloſſen, und ſo iſt es nur eine Mitte, die wie ein Tag zwiſchen zwei Dämmerungen uns Ephemeren ſich aufthut, vor ihnen und hinter ihnen iſt Nacht.

---

f) Goethe abermals in Rom.

8. Juni. „Vorgeſtern bin ich glücklich wieder hier (in Rom) angelangt, und geſtern hat der feierliche Fronleichnamstag mich ſogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich geſtehen, meine Abreiſe von Neapel machte mir einige Pein, nicht ſowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir laſſend, die vom Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zunahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten,

deren Art und Weiſe, von der man ſoviel geleſen und erzählt hat, ich in meine Erfahrung hätte mitaufnehmen ſollen."

„Heute jedoch iſt meine Sehnſucht nach dieſer großen Naturſcene ſchon wieder ins Gleiche gebracht, nicht ſowohl das fromme Feſtgewirre — ſondern die Anſchauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtung zurückgeführt."

„Mir geht es ſehr wohl, ich finde mich immer mehr 16. Juni.
in mich zurück, und lerne unterſcheiden was mir eigen und was mir fremd iſt. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachſe von innen heraus."

„In Tivoli war ich mit Hackert, der eine unglaubliche Meiſterſchaft hat, die Natur abzuſchreiben und der Zeichnung gleich eine Geſtalt zu geben. Ich habe in dieſen wenigen Tagen Viel von ihm gelernt. Er hat mich gelobt und getadelt und mir weitergeholfen. Er that mir halb im Scherz, halb im Ernſt den Vorſchlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben, und mich nach guten Grundſätzen zu üben; nach dieſer Zeit, verſprach er mir, ſollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich ſehe nun wohl, was und wie man ſtudiren muß, um über gewiſſe Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Laſt man ſonſt ſein ganzes Leben hinkriecht."

„Jetzt fangen erſt die Bäume, die Felſen, ja Rom ſelbſt an mir lieb zu werden; bisher habe ich ſie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenſtände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend ſah. Nun muß ich auch erſt hier zu Hauſe werden, und doch kann ich's nie ſo innig ſeyn als mit jenen erſten Gegenſtänden des Lebens."

20. Juni. „Nun hab' ich ſchon wieder treffliche Kunſtwerke geſehen, und mein Geiſt reinigt und beſtimmt ſich. Doch braucht' ich wenigſtens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt uutzen zu können, und Ihr wißt, ich kann Nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich ſcheide, werde ich nur wiſſen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen iſt, und ſo ſey es denn eine Weile genug."

27. Juni. „Ich war mit Hackert in der Gallerie Colonna, wo Pouſſin's, Claude's, Salvator Roſa's Arbeiten zuſammenhängen. Er ſagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über dieſe Bilder; er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament ſtudirt. Es freute mich daß ich im Allgemeinen bei den erſten Beſuchen in der Gallerie ebendieſelbe Vorſtellung gehabt hatte. Alles was er mir ſagte hat meine Begriffe nicht geändert, ſondern nur erweitert und beſtimmt."

„Wenn man nun gleich wieder die Natur anſehen und wiederfinden und leſen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchſten anſchauenden Begriff von Natur und Kunſt geben. Ich will auch nicht mehr ruhen bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, ſondern lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war dieſes mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter(*) kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen

(*) Schon 1780 ſpricht er von ſeinem Alter [Br. an Lavater Nr. 21. 27. 30.] wo er doch nur erſt 31 Jahre zählte. Aber freilich ſein Geiſt war „alt geboren" [II, 292] und hatte die Welt durch poetiſche Anticipation ſchon vorweg genommen. Er mußte ſie ſich zum zweiten Male zueignen — durch die Kunſt. [Bd. XXXI, S. 5. 6.]

und das Thunliche thun, da ich ſo lange verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe."

„Mit den Menſchen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage."

„Geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel (der Peterskirche) und das Feuerwerk vom Caſtell geſehen. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Mährchen, man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie ſonſt, bei und mit den Sachen ſehe was nicht daiſt,(*) ſo müſſen mir ſogroße Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehen."

„Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als Ende Juni.
daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, ſonſt bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von Neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen ſollte, wie mir auch wieder Alles auf einem Teller iſt präſentirt worden, was ich nur gewünſcht habe."

(*) „Wer in dem immerfort dauernden Streben begriffen iſt die **Sachen** in ſich, und nicht — wie unſere lieben Landsleute — **ſich** nur in den Sachen zu ſehen, der muß immer vorwärts kommen, indem er ſeine Kenntnißfähigkeit vermehrt und mehrere und beſſere Dinge in ſich aufnehmen kann." G. an Meyer d. 3. März 1796.

„Ich habe ein ſchönes Quartier, gute Hausleute. Tiſchbein geht nach Neapel und ich beziehe ſein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn Ihr mein gedenkt, ſo denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft ſchreiben und ſo ſind und bleiben wir zuſammen.(*)"

„Auch neue Gedanken und Einfälle habe ich genug; ich finde meine erſte Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin; und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben."

„Es iſt nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer, und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann!"

5. Juli. „Mein jetziges Leben ſieht einem Jugendtraum völlig ähnlich; wir wollen ſehen ob ich beſtimmt bin, ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieſes wie ſovieles Andere, nur eitel iſt.(**)"

„Ich bin fleißig auf alle Weiſe, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Im Zeichnen fahre

(*) „Schreibe mir oft, daß man ſich lebendig bleibt," ermahnt er Lavatern, Br. Nr. 24, S. 91 u. A. m.

(**) Wenn man dem langen Gerede einer gewiſſen critiſchen Clique und ihrem Präſidenten, welche ihm die ganze Reiſe ſammt dem Studium der Kunſt verübeln, glauben ſoll, ſo wäre dieſes Alles und ſein Leben dazu nur eitel geweſen.

ich fort Geſchmack und Hand zu bilden. Ich habe Architectur angefangen ernſtlicher zu treiben, es wird mir Alles erſtaunend leicht, d. h. der Begriff: denn die Ausführung erfordert ein Leben. Was das Beſte war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätenſion, ich hatte Nichts zu verlangen als ich herkam. Und nun dringe ich darauf, daß mir Nichts Name, Nichts Wort bleibe. Was ſchön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen ſehen und erkennen. Ohne Nachahmung iſt dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe ſetzen; die rechte Methode wird mir von Künſtlern angedeutet."

„Ich habe über allerlei Kunſt ſoviel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt. Nun ſollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch Etwas machen will, darf ich mich nicht ſäumen."

„Wie Du Dir leicht denken kannſt, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe,(*) und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an. Das iſt ein verwünſchtes Ding, die Gegenſtände hinzuſetzen, daß ſie nun einmal ſo und nicht anders daſtehen!"

„Ich möchte nun recht Viel von der Kunſt ſprechen, doch ohne die Kunſtwerke, was will man ſagen?(**) Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken, darum gönnt mir

(*) Vergl. Briefe an Merck Nr. 102, S. 228. 1 Samml.

(**) „Sprichſt du von Natur und Kunſt,
Habe beide ſtets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunſt!" [III, 153.]

meine Zeit, die ich hier ſo wunderbar und ſonderbar zubringe, gönnt mir ſie durch den Beifall Eurer Liebe!"

16. Juli. „Tagtäglich kommt etwas Neues zum Vorſchein, was zu dem Alten und Bleibenden geſellt ein großes Vergnügen gewährt. — Mein Auge bildet ſich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden."

„Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hauſe gehen, nicht die kleinſte Promenade machen, ohne die würdigſten Gegenſtände anzutreffen. Meine Vorſtellung, mein Gedächtniß füllt ſich voll unendlich ſchöner Gegenſtände."

20. Juli. „Ich habe recht dieſe Zeit her zwei meiner Capitalfehler die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können: Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſoviel natürlicher Anlage, ſowenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, (*) gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten; oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtſam, und konnte nicht fertig werden." (**)

(*) „Da ihm das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ." [XXIX, 282.] Ging es ihm doch nicht allein ſo, daß er ingenio potius et vi naturae quam institutione et litteris ſeinen erſten Dichterruf erlangte; er hatte Vorfahrer im Alterthum [S. Taciti dialog. de oratoribus c. 2.] und auch an Nachfahrern fehlte es ihm nicht und wird ihm nicht fehlen: „denn die Poeſie iſt keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, ſondern Eingebung, Genius." [XLIX, 122.] „Selbſt der anerkannte Dichter iſt nur in Momenten fähig ſein Talent im höchſten Grade zu zeigen." [XLVI, 27.]

(**) „Ganz anders arbeitet man aus Grundſätzen als aus Inſtinct." [Br. an Schiller Nr. 397 b.]

„Der andre nah verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſoviel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft verwenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich der Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos und unerträglich.(*) Nun, dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, ſich zu corrigiren. Ich bin im Lande der Künſte. Laſſet uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruhe und Freude haben und an etwas Anderes gehen können."(**)

„Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen 24. Juli.
zu ſehen, der friſchen Luft zu genießen, meinen Geiſt recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Geſichtskreis auszuweiten(***) und zu vereinfachen, durch die vielen ſchönen und mannigfaltigen Gegenſtände zu bereichern."

„Und wieviel andre unzählige ſchöne einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an! Aber wie-

---

(*) Zu dieſer ſchrittweiſen Ausführung hat er es auch ſelten bringen können; daher blieb ſo manches Angefangene liegen;(†) und nur Gegenſtände die nicht de longue haleine waren, brachte er zu Stande, ſodaß er ſelbſt wünſchte immer nur dergleichen vorgenommen zu haben und auch mir und Andern daſſelbe zu thun anrieth.

(†) Vergl. was er ſelbſt darüber bemerkt in Bd. XXVI, 237; XXIX, 25. 282; XXXI, 5. 6.

(**) So war es ihm auch bei Herausgabe der Metamorphoſe der Pflanzen nur darum zu thun, „ſobald als möglich durch dieſe Regionen, von Wiſſenden unterrichtet und aufgeklärt, durchzuſchreiten." S. Zur Naturw. u. Morphol. I, I, 77. — Alſo ſchon damals immer vorwärts! Sein Geiſt war vielzu lebhaft, vielzu vordringend, mehr Bahn brechend, als ſie planirend; daher Andre ihm hätten folgen und ſich anſchließen ſollen, wie er immer wünſchte.

(***) wie bei Betrachtung des Meerhorizonts. S. oben Seite 257.

viel dazu gehört ſich nur einen geringen Theil von allen dieſem zuzueignen! Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen, die immer ſtufenweis von einander lernen."

27. Juli. „Uebrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpectiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Compoſition der Landſchaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da iſt ein Abgrund; doch wäre mit Ernſt und Application weiter zu kommen."

„Jetzt habe ich etwas vor, daran ich Viel lerne. Ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler Dies, in meiner Gegenwart colorirt. Dadurch gewöhnt ſich Aug' und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur wie immer zuviel.(*) Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſicheren Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl(**) für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nur Alles an."

Auguſt. Zu Anfang des Auguſt reifte bei Goethe der Vorſatz noch den nächſten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Ein=

(*) Eine alte Klage, S. oben Seite 126, ein eben beſprochener Fehler! — „Aber der Menſch wird ſeine Eigenheiten nicht los und wenn er ſie wegwürfe; und doch geht Mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten zu Grunde." [XLIX, 52. 107.] — „Niemand kann ſich umprägen und ſeinem Schickſale entgehen." [XXIX, 67.] — „Spät lernen wir einſehen, daß, indem wir unſre Tugenden ausbilden, wir unſre Fehler zugleich mitanbauen." [XXVI, 213. f.]

(**) S. oben Seite 112.

ſicht daß er aus dieſem Zuſtande noch völlig unreif ſich ent=fernen, auch daß er nirgends ſolchen Raum und ſolche Ruhe für den Abſchluß ſeiner Werke finden würde, beſtimmten ihn endlich; und nun, als er ſolches nach Hauſe gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

„Ich bleibe noch bis künftige Oſtern in Italien. Ich 11. Aug.
kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aus=halte, komme ich gewiß ſo weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr ſollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach, und ſo habt Ihr den Begriff von mir als eines abweſend Lebenden, da Ihr mich ſo oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.“

„Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunſt zunehme. Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man oben offen unter das Waſſer ſtößt: ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet iſt; es drängt das Kunſtelement von allen Seiten zu.“

„Dieſe Woche iſt ſtill und fleißig hingegangen, beſonders hab’ ich in der Perſpectiv Manches gelernt. Verſchaffelt, ein Sohn des Manheimer Directors, hat dieſe Lehre recht durchgedacht und theilt mir ſeine Kunſtſtücke mit.“

„Ich habe der Herzogin (Amalie) einen langen Brief 11. Aug.
geſchrieben und ihr gerathen die Reiſe nach Italien noch ein Jahr zu verſchieben. Geht ſie im October, ſo kommt ſie gerade zur Zeit in dieß ſchöne Land, wenn ſich das Wetter umkehrt, und ſie hat einen böſen Spaß. Folgt ſie mir in

dieſem und anderem, ſo kann ſie Freude haben, wenn das Glück gut iſt. Ich gönne ihr herzlich dieſe Reiſe."

„Es iſt ſowohl für mich als für Andre geſorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann ſich umprägen und Niemand ſeinem Schickſal entgehen. Aus ebendieſem Briefe wirſt Du meinen Plan ſehen. Ich wiederhole hier Nichts. Ich werde oft ſchreiben und den Winter durch immer im Geiſte unter Euch ſeyn. Taſſo kommt nach dem neuen Jahre. Fauſt ſoll auf ſeinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen wo es nöthig iſt. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin faſt ein andrer Menſch als vorm Jahre. Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles deſſen was mir eigens lieb und werth iſt, und habe erſt dieſe paar Monate meine Zeit hier recht genoſſen. Denn es legt ſich nun auseinander, und die Kunſt wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Haupte der größten Menſchen geboren worden. (*) Davon ſollt Ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden."

18. Aug. „Ich werde mit den Künſten und der Natur immer verwandter, und mit der Nation immer fremder. Ich bin ohnedieß ſchon ein iſolirtes Weſen(**) und mit dieſem Volke habe ich gar Nichts gemein; doch getraute ich mich als

(*) „Ein vollkommenes Kunſtwerk iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes und in dieſem Sinne auch ein Werk der Natur." [Bd. XXXVIII, 153.] S. auch unten S. 284 u. Vergl. oben Bd. I, S. 224.

(**) Als Dichter ſchon. „Die Poeſie iſolirt den Menſchen wider ſeinen Willen." G. an Schiller Nr. 346, S. 187. f.

Künſtler hier zu leben, wenn ich nur einige meiner Freunde hieher verſetzen könnte: denn eigentlich iſt doch der Grund und das A und O aller Kunſt hier noch aufbewahrt."

„Wenn man als Künſtler gern in Rom iſt und bleibt, ſo wünſcht man als Liebhaber der Natur nun weiter ſüdlich zu gehen."

„Nach dem was ich bei Neapel und in Sicilien von Pflanzen und Fiſchen geſehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahr jünger wäre, ſehr verſucht ſeyn, eine Reiſe nach Indien zu machen; nicht um etwas Neues zu entdecken, ſondern nur das Entdeckte nach meiner Art anzuſehen."

„Wie ich es oft vorausſagte, habe ich es gefunden, daß hier Alles aufgeſchloſſener und entwickelter iſt. Manches was ich bei uns nur vermuthete und mit dem Mikroſcop ſuchte, ſehe ich hier mit bloßen Augen als eine zweifelloſe Gewißheit. Ich hoffe Du wirſt auch dereinſt an meiner **Harmonia Plantarum**, wodurch das Linnéſche Syſtem aufs ſchönſte erleuchtet wird, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöſt, ja ſogar alle Monſtra erklärt finden."

„Hier iſt bei dem Nelkenflor etwas Gewöhnliches, 18. Aug.
daß aus einer gewiſſen Sorte gefüllter Nelken eine andre gefüllte völlige Blume herauswächſt. Ich habe eine ſolche gefunden, da aus der Hauptblume vier andre herausgewachſen waren." (NB. vollkommen, mit Stielen und Allem, daß man jede beſonders abbrechen hätte können und aus dieſer wieder andre gewachſen wären, hätte die Vegetation Trieb genug gehabt).

„Ich habe ſie ſorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie davon in die kleinſten Theile.“ (*)

„Es iſt ein höchſt merkwürdiges Phänomen und meine Hypotheſe wird dadurch zur Gewißheit. Das Phänomen iſt ganz anders als es Hill beſchreibt, der von ſolchen Pflanzen ein Tractätchen herausgegeben hat.“

23. Aug. „Ihr wollt von mir wiſſen! Wie Vieles könnt' ich ſagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle daß ſich die Summe meiner Kräfte zuſammenſchließt und hoffe noch Etwas zu thun.“

„Ueber Landſchaft und Architectur habe ich dieſe Zeit her ernſtlich nachgedacht, auch Einiges verſucht, und ſehe nun wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.“

„Nun hat mich zuletzt das **A** und **O** aller uns bekannten Dinge, die **menſchliche Figur** angefaßt, und ich ſage: „Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn!“ und ſollt' ich mich lahm ringen.“

„Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe mich zum Modelliren entſchloſſen und das ſcheint rücken zu wollen. Wenigſtens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir Vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig es zu detailliren, und es iſt beſſer zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig Studium, meine Sorgfalt mit der ich in der comparirenden

---

(*) Dieſe ſehr ſauber ausgeführten und colorirten Zeichnungen befinden ſich noch in ſeinen zur Metamorphoſe der Pflanzen gehörigen Portefeuillen.

Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand ſetzen in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu ſehen, (*) was den Künſtlern im Einzelnen aufzuſuchen ſchwer wird, und das ſie, wenn ſie es endlich erlangen, nur für ſich beſitzen und Andern nicht mittheilen können. Ich habe alle meine phyſiognomiſchen Kunſtſtückchen, die ich, aus Pic auf den Propheten, (**) in den Winkel geworfen, wieder hervorgeſucht, und ſie kommen gut zu Paſſe. Ein Herkuleskopf iſt angefangen; wenn dieſer glückt, wollen wir weitergehen."

„So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung leſe. Die Geſtalt dieſer Welt vergeht; (***) ich möchte mich nur mit dem beſchäftigen was bleibende Verhältniſſe ſind, und ſo, nach der Lehre des † † † (****), meinem Geiſte erſt die Ewigkeit verſchaffen." (†)

„Ich habe dieſe Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunſt, und überſehe nun faſt das Penſum, das mir zu abſolviren bleibt, und wenn es abſolvirt iſt, iſt noch Nichts gethan. Vielleicht giebt's Anderen Anlaß, 28. Aug.

(*) „Das innere Leben der Kunſt ſowie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von Innen heraus war für mich in Kants Kritik der Urtheilskraft deutlich ausgeſprochen." it. „Mich freute, daß Dichtkunſt und vergleichende Naturkunde ſo nahe mit einander verwandt ſeyen, indem ſich derſelben Urtheilskraft beide unterwerfen." Zur Naturw. u. Morph. I, 1, 107.

(**) Lavater. (***) 1 Corinth. C. 7. v. 31. (****) Spinoza.

(†) Vergl. Bd. II, 191: „und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern."

dasjenige leichter und beſſer zu thun, wozu Talent und Geſchick beſtimmt."

„Was ich thun kann, thu' ich, und häufe ſoviel von allen dieſen Begriffen und Talenten auf mich als ich ſchleppen kann, und bringe auf dieſe Weiſe doch das Reelſte mit."

„Ich habe es heut, nach Empfang Deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf (noch bis Oſtern zu bleiben) beharren; mein Kunſtſtudium, mein Autorweſen, Alles fordert noch dieſe Zeit. In der Kunſt muß ich es ſoweit bringen, daß Alles anſchauende Kenntniß werde, Nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in dieſem halben Jahre, auch iſt es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen, denn ſie kommen mir ſehr im Diminutiv vor,(*) muß ich wenigſtens mit Sammlung und Freudigkeit enden. Dann zieht mich Alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein iſolirtes, privates Leben führen ſollte, habe ich ſoviel nachzuholen und zu vereinigen daß ich für zehn Jahre keine Ruhe ſehe."

1. Sept. „Meine Kunſtſtudien gehen ſehr vorwärts, mein Princip paßt überall und ſchließt mir Alles auf. Alles was Künſtler nur einzeln mühſam zuſammenſuchen müſſen, liegt nun zuſammen offen und frei vor mir. Ich ſehe jetzt wieviel ich nicht weiß, und der Weg iſt offen Alles zu wiſſen und zu begreifen."

3. Sept. „Heute iſt es jährig, daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag! doppelt und dreifach merkwürdig

(*) Vergl. W. Bd. II, S. 295 wo er ſie Siebenſachen nennt.

um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine treue Neigung mit ſo mannigfaltigem Guten zu erwiedern wußte, und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Es war der Jahrestag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend durchlebter, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken blieb. Ich hoffe es wird die Zeit kommen, die ſchöne Stunde, da ich mit Euch Alles werde ſummiren können."

„Jetzt gehn hier erſt meine Studien an und ich hätte Rom gar nicht geſehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt ſich gar nicht was hier zu ſehen und zu lernen iſt; auswärts kann man keinen Begriff davon haben."

„Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegen- 6. Sept. ſtände um mich tauſendfach ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt Alles gleichſam auf Einen Punct zuſammen; ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinauswill. So alt muß man werden um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben! Es ſind alſo die Schwaben nicht allein die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden."

„Mir geht es immer an Leib und Seele gut, ja faſt kann ich hoffen, radicaliter curirt zu werden. Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen." (*)

(*) So z. B. als er am Egmont ſchrieb. „Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe." [XXIX, S. 41.]

„Mein Princip, die Kunſtwerke zu erklären und das auf einmal aufzuſchließen woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudiren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſt's auch ein Columbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Capitalſchlüſſel beſitze, ſprech' ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künſtlern durch, und ſehe wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben und wo es widerſtößt. — Die Thür hab' ich offen und ſtehe auf der Schwelle und werde mich leider von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden.“

„Soviel iſt gewiß, die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntniß der Natur und einen ebenſo ſichern Begriff von dem was ſich vorſtellen läßt und wie es vorgeſtellt werden muß, gehabt, als Homer. Leider iſt die Anzahl der Kunſtwerke der erſten Claſſe gar zu klein. Wenn man aber auch dieſe ſieht, ſo hat man Nichts zu wünſchen, als ſie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren.“

„Dieſe hohen Kunſtwerke ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkührliche, Eingebildete fällt zuſammen; da iſt die Nothwendigkeit, da iſt Gott.“

„Freut Euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl ſagen, ich war es nie in dem Maße. Mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenſchaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen ſich verſprechen zu dürfen, iſt wohl nichts Geringes!“

„Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!“

„Es bleibt wohl dabei, daß ich ein Menſch bin, der von 12. Sept.
der Mühe lebt. (*) Dieſe Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genoſſen. Nun geht die Woche zu Ende und Ihr ſollt ein Blatt haben.“

„Freut Euch übrigens meines hieſigen Aufenthalts. 15. Sept.
Rom iſt mir nun ganz familiär, und ich habe faſt Nichts mehr drin was mich überſpannte. *Die Gegenſtände haben mich nachundnach zu ſich hinaufgehoben.* Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen. Auch darum iſt der Aufenthalt in Rom ſo intereſſant, weil es ein Mittelpunkt iſt, nach dem ſich ſovieles hinzieht.“

„Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein *Köpfchen nach* Gyps gezeichnet, um zu ſehen, ob mein Principium ſich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erſtaunlich das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch iſt es noch Nichts. Ich ſehe nun wohl wie weit ſich's mit *Application* bringen ließe. Montag geht es wieder nach Frascati, dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar Nichts mehr wiſſen, als Etwas *hervorzubringen* und meinen Sinn recht zu üben. *Ich liege an dieſer Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott daß ſie ſich einmal auflöſe!*“

(*) Gewöhnlich war es ihm daher zu ſagen: Er habe wieder einmal „gemühet;“ oder auch: „ſolche Mühe hat Gott dem Menſchen gegeben;“ desgl. „das Leben ſey ein Mühen. Wohl dem der nicht *müde* werde!“ Es geſchah aber mit gutem Humor und Selbſtironie.

22. Sept. „Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der beſten antiken Gemmen-Abdrücke angeſchafft. Es iſt das Schönſte, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil ſind ſie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Koſtbareres mitnehmen, beſonders da die Abdrücke ſo außerordentlich ſchön und ſcharf ſind. Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen(*) zurückkehre; doch vor allen ein fröhliches Herz, fähiger das Glück was mir Lieb' und Freundſchaft zudenkt zu genießen! Nur muß ich nichts wieder unternehmen was außer dem Kreiſe meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und Nichts fruchte."(**)

22. Sept. „Es iſt mir wirklich ſonderbar zu Muthe, daß dieſe vier zarten Bändchen,(***) die Reſultate eines halben Lebens, mich in Rom aufſuchen. Ich kann wohl ſagen: es iſt kein Buchſtabe darin der nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre, und ſie ſprechen mich nun alle deſto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung iſt, daß die vier folgenden nicht hinter dieſen bleiben. Ich danke Euch für alles was Ihr an dieſen Blättern gethan habt, und wünſche Euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuem Herzen. Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menſchliche Figur. O wie weit

(*) Er meint den Faſanenkahn. S. oben Seite 219.

(**) „Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich ſehe Nichts, wenn man mich vor eine Mauer ſtellt," ſchreibt er unten, den 25. December 1787.

(***) ſeiner Werke in der bei Göſchen durch Herder beſorgten Ausgabe.

und lang iſt die Kunſt und wie unendlich wird die Welt, wenn man ſich nur einmal recht ans Endliche halten mag!"(*)

„Dienſtag den 25. geh ich nach Frascati und werde auch dort mühen(**) und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!"

„Mir iſt aufgefallen daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreiſe, auch der Aermſte, der Geringſte ſich empfindet,(***) und an einem kleinen Orte der Beſte, der Reichſte,(†) ſich nicht fühlen, nicht Athem ſchöpfen kann."

„Ich bin hier (Frascati) ſehr glücklich und es wird den 28. Sept. ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemahlt, getuſcht, geklebt, Handwerk und Kunſt recht ex professo getrieben. Rath Reifenſtein, mein Wirth, leiſtet mir Geſellſchaft und wir ſind munter und luſtig. Abends werden die Villen im Mondſchein beſucht und ſogar im Dunkeln die frappanteſten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt die ich nur einmal auszuführen wünſche. Nun hoffe ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit ſieht!"

„Geſtern fuhren wir nach Albano und wieder zurück. 28. Sept. Auch auf dieſem Wege ſind viele Vögel im Fluge geſchoſſen worden. Hier, wo man recht in der Fülle ſitzt, kann man

(*) „Willſt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten." [L, 48.]

(**) Siehe oben Seite 285.

(***) Vergl. oben S. 231: „der gemeinſte Menſch wird hier zu Etwas." it. S. 242. „Der Geringſte wird nicht durch das Daſeyn des Trefflichſten gehindert; ein kleiner Mann iſt auch ein Mann." [XXVII, 281.]

(†) S. oben Bd. I, S. 51.

ſich was zu Gute thun. Auch brenne ich recht vor Leidenſchaft mir Alles zuzueignen, und ich fühle daß ſich mein Geſchmack reinigt, nach dem Maße wie meine Seele mehr Gegenſtände faßt. Wenn ich nur ſtatt des Redens einmal was Gutes ſchicken könnte!“

„Wahrſcheinlich hab’ ich die Freude, Kayſern in Rom zu ſehen. So wird ſich denn auch noch die Muſik zu mir geſellen, um den Reihen zu ſchließen, den die Künſte um mich ziehen, gleichſam als wollten ſie mich verhindern nach meinen Freunden zu ſehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie ſehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnſucht mich ergreift bei Euch zu ſeyn. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.“

„Mit Moritz hab’ ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzenſyſtem zu erklären, und jedesmal in ſeiner Gegenwart aufzuſchreiben, wie weit wir gekommen ſind. Auf dieſe Art konnt’ ich allein Etwas von meinen Gedanken aufs Papier bringen. Er hat eine große Freude daran und rückt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwärts. So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters iſt. Grüßt alle die mir’s gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten.“

2. Oct. „Es wird immerfort gezeichnet und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Dieſe Tage empfand ich wieder viel Sehnſucht nach Hauſe, vielleicht eben weil es mir hier ſo wohlgeht und ich doch fühle, daß mir mein Liebſtes fehlt.“

„Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zuſammennehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun iſt, und ſo dieſen Winter durcharbeiten.“

„Ihr glaubt nicht wie nützlich, aber auch wie ſchwer es mir war, dieſes ganze Jahr abſolut unter fremden Menſchen zu leben, beſonders da Tiſchbein — dieß ſey unter uns geſagt — nicht ſo einſchlug wie ich hoffte. Er iſt ein wirklich guter Menſch, aber er iſt nicht ſo rein, ſo natürlich, ſo offen wie ſeine Briefe. Seinen Character kann ich nur mündlich ſchildern, um ihm nicht Unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen, die man ſo macht? „Das Leben eines Menſchen iſt ſein Character.“ (*)

„Nun hab' ich Hoffnung Kayſern zu beſitzen, dieſes wird mir zu großer Freude ſeyn. Gebe der Himmel daß ſich Nichts dazwiſchenſtelle!“

„Meine erſte Angelegenheit iſt und bleibt: daß ich es im Zeichnen zu einem gewiſſen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit Etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch ſo lange ſtillſteht, wie ich wohl leider die ſchönſte Zeit des Lebens verſäumt habe. Doch muß man ſich ſelbſt entſchuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich Nichts auszudrücken habe, wenn mich Nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenſtände erſt mühſam aufſuchen muß, ja mit allem Suchen ſie kaum finde, wo ſoll da der Nachahmungstrieb herkommen? In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden, ſo dringt ſich Alles auf, man wird voller und voller und gezwungen Etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kennt- 2. Oct.

(*) Auch Ph. Hackert pflegte von ihm zu ſagen: „wie er einmal gezwirnt ſey, ſo müſſe er vernäht werden.“

niß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren ſehr weit kommen müßte."

„Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir ſelbſt ſchreibe, und ſeht wie ich's thue. Wenn wir wieder zuſammenkommen, ſo ſollt Ihr gar Manches hören."

„Ich habe Gelegenheit gehabt über mich ſelbſt und Andre, über Welt und Geſchichte Viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm (Meiſter) gefaßt und geſchloſſen."

2. Oct. „Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, beſſer noch glücklicher werden; eine Sorge die mich immer zurückhält ganz offen zu ſeyn."

„Auch im Allgemeinen mit mehrern Menſchen zu leben geht mir ganz gut. Ich ſehe eines Jeden Gemüthsart und Handelsweiſe. Der Eine ſpielt ſein Spiel, der Andre nicht; dieſer wird vorwärts kommen, jener ſchwerlich. Einer ſammelt, Einer zerſtreut; Einem genügt Alles, dem Andern Nichts; Der hat Talent und übt's nicht, Jener hat keins und iſt fleißig ꝛc. Das Alles ſehe ich und mich mitten drin; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menſchen, Nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen böſen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn Jeder nach ſeiner Weiſe handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, ſeyn und bleiben ſolle, dann bleibt einem Nichts übrig als zu ſcheiden oder toll zu werden!"

„Ich mag von meinem Leben keine Beſchreibung 5. Oct.
machen, es ſieht gar zu luſtig aus.“

„Vor allem beſchäftigt mich das Landſchaftszeich-
nen, wozu dieſer Himmel und dieſe Erde vorzüglich
einlädt. Sogar habe ich einige Idyllen gefunden. Was
werd' ich nicht noch Alles machen? Das ſehe ich wohl,
unſer Einer muß nur immer neue Gegenſtände um
ſich haben, dann iſt er geborgen.“

„Lebt wohl und vergnügt, und wenn es Euch weh
werden will, ſo fühlt nur recht, daß Ihr beiſammen ſeyd,
und was Ihr einander ſeyd, (*) indeß ich durch eigenen
Willen exiliirt, mit Vorſatz irrend, zweckmäßig unklug,
überall fremd und überall zu Hauſe, mein Leben mehr
laufen laſſe als führe und auf alle Fälle nicht weiß
wo es hinauswill.“ (**)

„Wir leben hier (Caſtell Gandolfo) wie man in Bädern 8. Oct.
lebt, nur mache ich mich des Morgens bei Seite um zu
zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Geſellſchaft
ſeyn, welches mir denn auch ganz recht iſt für dieſe kurze
Zeit; ich ſehe doch auch einmal Menſchen, ohne großen
Zeitverluſt und viele auf einmal.“

„Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt und 27. Oct.
befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hin-
arbeitend, vergeſſend Alles was außer mir iſt, und die Ge-
ſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich und freundlich.“

(*) Vergl. was er an Knebel ſchreibt oben Seite 102.

(**) Vergl. Egmont's Worte Bd. VIII, S. 214, 216. Desgl. Bd. XXX, S. 190, wo er ſagt: „wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tage zum Tage führen ließ.“ Vergl. Bd. XXVI, 296.

„Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth iſt nun durch das viele Sehen und Erkennen ſo ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beſchränken muß.“ (*)

„Die Individualität eines Menſchen iſt ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerſeits dieſes Jahr blos von mir ſelbſt abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menſchen umzugehen hatte.“

3. Nov. „Kayſer iſt angekommen. Er iſt erſt am Clavierſtimmen und nach und nach wird die Oper (Scherz Liſt und Rache) vorgetragen werden. Es macht ſeine Gegenwart wieder eine ſonderbare anſchließende Epoche, und ich ſehe: man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte.“

10. Nov. „Es iſt ein dreifach Leben, da die Muſik ſich anſchließt. Es iſt ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich iſt.“

„Leider muß ich jetzt die bildende Kunſt ganz zurückſetzen; ſonſt werde ich mit meinen dramatiſchen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn Etwas daraus werden ſoll.“

„Uebrigens kann ich wohl ſagen, daß ich nun faſt die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künſten vor mir ſehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen

---

(*) Alſo wieder Denken und Thun! — Vergl. „die theoretiſchen Betrachtungen können mich nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen ꝛc.“ G. an Schiller Nr. 397, b. S. 399; coll. Nr. 464, S. 203. Siehe auch unten Seite 298, Note (**).

deſto klarer faſſe. Ich bin ſchon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu **pfuſchen;** wie es Andre treiben ſeh' ich auch, finde Manchen auf gutem Pfade, Keinen mit großen Schritten. Es iſt alſo auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorſchweben, deren Kleidſaum wir höchſtens berühren.“ (*)

„Ich bin über die wichtigſten Puncte mehr als gewiß, 1. Dec.
und obgleich die Erkenntniß ſich ins Unendliche erweitern könnte, ſo habe ich doch vom Endlich-Unendlichen einen ſichern, ja klaren und mittheilbaren Begriff.“

„Ich habe noch die wunderlichſten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme: Denn da ſind herrliche Sachen und ſo begreiflich wie die Flachhand, wenn man ſie nur gefaßt hat.“

„Dieſe Woche iſt mit Zeichnen zugebracht worden, da 7. Dec.
es mit der Dichtung nicht fortwollte; man muß ſehen und ſuchen alle Epochen zu benutzen.“

„Unſre Hausakademie geht immer fort und wir ſind bemüht den alten Angantyr(**) aus dem Schlafe zu wecken. Die Perſpective beſchäftigt uns des Abends, und ich ſuche immer dabei einige Theile des menſchlichen Körpers beſſer und ſicherer zeichnen zu lernen.“

„Es iſt nur alles Gründliche gar zu ſchwer und verlangt große Application in der Ausübung!“

(*) Vergl. oben S. 77. „Das ſchönſte Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man es nicht erreichen kann.“

(**) S. Herder's Volkslieder Bd. I, S. 188.

8. Dec. „Es iſt weit mehr Poſitives, d. h. Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunſt als man gewöhnlich glaubt; und der mechaniſchen Vortheile, wodurch man die geiſtigſten Effecte (verſteht ſich immer mit Geiſt) hervorbringen kann, ſind ſehr viele. (*) Wenn man dieſe kleinen Kunſtgriffe weiß, iſt Vieles ein Spiel, was nach Wunder was ausſieht, und nirgends glaub' ich daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niedrem, als in Rom." (**)

21. Dec. „Daß ich zeichne und die Kunſt ſtudire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, ſtatt es zu hindern: denn ſchreiben muß man nur Wenig, zeichnen Viel."

„Dir wünſche ich nur den Begriff der bildenden Kunſt mittheilen zu können, den ich jetzt habe. So ſubordinirt er auch noch iſt, ſo erfreulich, weil er wahr iſt und immer weiter deutet. Der Verſtand und die Conſequenz der großen Meiſter iſt unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, ſo fange ich jetzt an, wie neuerzogen zu ſeyn. Was ich bisher geſchickt habe, ſind nur leichtſinnige Verſuche."

25. Dec. „Der Glanz der größten Kunſtwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anſchauen, in der wahren unterſcheidenden Erkenntniß." (***)

„Wieviel ich hierin einem ſtillen einſam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, ſchuldig bin, kann ich nicht ſagen. Er hat mir zuerſt die Augen über das Detail, über

(*) Aehnliche Vortheile, um gewiſſe Toneffecte zu erreichen, kennt auch der Muſiker. S. Zelter Nr. 31, S. 75; Nr. 239, S. 227. 228.

(**) „In Rom, glaub' ich, iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft;" ſchreibt Winckelmann. S. oben S. 231.

(***) Siehe oben Seite 228 f.; 232; 240 f.; 285.

die Eigenſchaften der einzelnen Formen aufgeſchloſſen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er iſt in Wenigem genügſam und beſcheiden.“

„Er genießt die Kunſtwerke eigentlich mehr als die großen Beſitzer, die ſie nicht verſtehen, mehr als andere Künſtler, die zu ängſtlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufſchreiben möchte was er ſagt, ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Menſch geben konnte, und ſeine Erfahrung wird mir unerſetzlich bleiben. In ſeiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt ſelbſt kaum denken darf. Alles was ich in Deutſchland(*) lernte, vernahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die ſtille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunſtwerke zu betrachten anfange; mein Geiſt iſt erweitert genug, um ſie zu faſſen, und bildet ſich immer mehr aus, um ſie eigentlich ſchätzen zu können.“

„Es ſind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal 25. Dec.
eine Gallerie beſehe; ſie kommen mir wie Wespen(**) in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenſter fahren und die hellen Scheiben für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden ſummen.“

(*) S. Bd. XLVIII, 171 f.
(**) Vergl. Br. an Zelter Nr. 838, S. 356.

„In den ſchweigenden zurücktretenden Zuſtand mag ich einen Feind nicht wünſchen. Und wie ſonſt für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals.“ (*)

„Denke alſo, mein Lieber, thue, wirke das Beſte für mich, und erhalte mir mein Leben, das ſonſt ohne Jemandem zu nützen zu Grunde geht. Ja ich muß ſagen, ich bin dieſes Jahr moraliſch ſehr verwöhnt worden. Ganz abgeſchnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein geſtanden. Nun hat ſich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die Alle gut ſind, Alle auf dem rechten Wege, und das iſt nun das Kennzeichen, daß ſie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, jemehr ſie denkend und handelnd auf dem rechten Wege ſind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldſam gegen alle die auf ihrem Wege ſchlendern oder irren und doch für Boten und Reiſende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib ich's ſo lang, bis ſie ihr Leben ändern oder ſich von mir ſcheiden. Hier, verſteht ſich, iſt nur von guten, geraden Menſchen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umſtände mit der Wanne geſondert.“

„Zwei Menſchen danken mir ſchon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden ſie mir Zeitlebens danken. Da, auf dem Puncte der **Wirkung** meines Weſens fühl' ich die **Geſundheit** meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich ſehe Nichts wenn man mich vor eine Mauer ſtellt.“ (**)

(*) Vergl. oben den 5. December 1786, Seite 230.
(**) Vergl. oben den 22. September 1787, Seite 286, Note (**).

1 7 8 8.

Schon zu Ende des vorigen Jahres ward G. mit einem Antrage beſtürmt, den er als Folge jenes unſeligen Concerts anſah, durch welches er und ſeine Freunde ſein Incognito leichtſinniger Weiſe enthüllt hatten. [XXIX, S. 39, u. 50 f.] Es konnte jedoch andre Anläſſe haben, daß man von mehreren Seiten her ihn zu beſtimmen ſuchte, ſich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu laſſen. Lange widerſtand er, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Beſonderes zu ſetzen ſchienen, endlich nachgeben.

Entſtehung und Verfaſſung dieſes Inſtituts, ſowie die feierliche Function ſeiner Aufnahme beſchreibt er [Bd. XXIX, S. 220—227.] ausführlich, wie er denn auch das Diplom in der Originalſprache mittheilt. Er führt darin die Namen Megalio Melpomenio. —

„Dieſes Jahr iſt mit Ernſt und Fleiß angefangen. 5. Jan. Nach einem Stillſtand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die ſchönſten — ich darf wohl ſagen Offenbarungen.“

„Es iſt mir erlaubt, Blicke in das Weſen der Dinge und ihre Verhältniſſe zu werfen, die mir

einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Dieſe Wirkungen entſtehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne und zwar von Andern lerne. (*) Wenn man ſich ſelbſt lehrt, iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorſchritte müſſen kleiner und langſamer werden." (**)

„Das Studium des menſchlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles Andre verſchwindet dagegen. Es iſt mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder ſonderbar gegangen. (***) Darüber iſt nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren."

„Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nur erfreuen." (†)

„Es ſpitzt ſich bis gegen Oſtern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird, weiß ich nicht."

10. Jan. „Am menſchlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perſpectivſtunde."

(*) Auch noch im hohen Alter; daher er Solon's Wort auf ſich anwenden konnte: „ich lerne immer fort, nur daran merke ich, daß ich älter werde. γηράσκω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος. [Z. Nr. 818, S. 300 = Sept. 1831.]

(**) Denken und Thun, Thun und Denken, war die beſtändige Diaſtole und Syſtole in der ſein geiſtiges Leben pulſirte, wie Aus- und Einathmen. [S. XXII, 181; XXIX, 122, 137; LII, 29, 299; LIII, 139; K. u. A. VI, 3, 623; Schill. Nr. 397 b.; coll. Nr. 464, S. 203; Nr. 561, S. 19; Z. Nr. 478, S. 106.]

(***) Wie es ihm ſonſt damit erging, ſchildern die Briefe aus der Schweiz [Bd. XVI, 209—218], woran eine von Natur, Kunſt und Wahrheit gleich entfernte heuchleriſche Prüderie Aergerniß nimmt und dergleichen Scenen ins Palais royal verweiſt, das ſie demnach wohl aus Selbſterfahrung kennen muß.

(†) „Die Geſtalt dieſer Welt vergeht — ſagt er oben S. 281. — und ich möchte mich nur mit dem Bleibenden beſchäftigen."

„Ich bereite mich zu meiner Auflöſung, damit ich mich ihr getroſten Muthes hingebe, wenn die Himmliſchen (*) ſie auf Oſtern beſchloſſen haben. Es geſchehe was gut iſt.“

„Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man ſich von der blendenden Sonne wegwendet; auch iſt alles vergebens, was man außer Rom darüber ſtudiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier ſpinnen lernt, kann man ſich aus dieſem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indeſſen hilft er mir doch durch die erſten Gänge.“

„Meine titaniſchen Ideen (**) waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſten Epoche vorſpukten. Ich bin nun recht im Studio der Menſchengeſtalt, welche das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns iſt. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, beſonders die Oſteologie, hilft mir ſtarke Schritte machen. Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt das Höchſte was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich ſehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben ſtudiren kann und am Ende 10. Jan.

(*) Doch ſcheinen es weniger die himmliſchen Dämonen als die irdiſchen geweſen zu ſeyn, die G.'n. in der Mitte ſeiner Laufbahn hemmten. Selten daß einem Menſchen auch ganz gewährt wird, weſſen er ganz bedurfte. Es wird von der Gabe wenigſtens Etwas abgeknupſt, obgleich man ſich für das Volle zu bedanken hat. Bewundernswürdig iſt übrigens die Reſignation womit G. ſich darein findet; aber darin hatte er von jeher Etwas gethan in ſeinem Leben! Das ſollte man ihm doch zu Gute rechnen.

(**) Anſpielung auf ſeinen Prometheus:
„Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde ꝛc.“ [II, 81.]

doch noch ausrufen möchte: Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt!" (*)

1. Febr. „Soviel als möglich war, hab' ich meine Studien fortgeſetzt."

6. Febr. „Ich bin recht ſtill und rein, und wie ich Euch ſchon verſichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunſt bin ich zu alt, ob ich alſo ein bischen mehr oder weniger **pfuſche** iſt eins."

„Mein Durſt iſt geſtillt, auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß iſt friedlich und genügſam. (**) Zu dem allen gebt mir Euern Segen. Ich habe nichts Näheres um als meine drei letzten Theile zu endigen; dann ſoll's an Wilhelm u. ſ. w."

9. Febr. „Der Kopf iſt mir wüſte vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zuviel von mir, und lege mir zuviel auf." (***)

22. Febr. „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte ſo die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt geboren bin, (†) und daß ich die

---

(*) Wie er auch Fauſt am Ende ſagen läßt:

„Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick!"

[LXI, 321.] Vergl. Z. Nr. 727; 743. Werke Bd. IV, 389; it. XLIX, 87.

(**) „Wenigen Menſchen iſt das Glück beſchieden, alles erfüllt zu ſehen was ſie wünſchen, oder zu glauben nur das gewollt zu haben was ſie erreichen;" Frh. von Hügel: Kaſchmir Bd. I, S. 117.

(***) Oft wiederholte Klage. S. oben Seite 126.

(†) Merkwürdig! Ein poetiſches Genie wie G. fühlt erſt im 39 Jahre, daß es eigentlich zum Dichter geboren ſey. Heutzutag iſt man früher klug. Jeder dem etwa ein Lied, ein Sonett gelingt, hält ſich gleich für einen Dichter, und unter die Poeten zu gehen, wie ſonſt unter die Soldaten, iſt das erſte was einer thut, der ſonſt nicht weiß was er anfangen ſoll.

nächſten zehn Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent excoliren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ."

„Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht thue."

„Angelika macht mir das Compliment: daß ſie Wenige in Rom kenne, die beſſer in der Kunſt ſähen als ich. 22. Febr. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht ſehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu ſehen. Genug, ich habe ſchon jetzt meinen Wunſch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenſchaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen."

„Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände 1. März. auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nur der Himmel Stimmung und Glück es zu machen!"

„Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerſt ward der Plan zu Fauſt gemacht ꝛc. Auch iſt der Plan von Taſſo in Ordnung, und die vermiſchten Gedichte zum letzten Band meiſt ins Reine geſchrieben. Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir ſehr anliegen, weil das der Theil iſt, von dem ich bisher am wenigſten begriffen. Ich ſehe daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch dieſe ſchönen Genüſſe der Weltoberfläche mir werde zueignen können."

14. März. „Die nächſte Woche iſt hier Nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Oſtern werd' ich noch Einiges ſehen was mir zurückblieb, meinen Faden ablöſen, meine Rechnung machen, mein Bündel packen und mit Kayſern davonziehen. Wenn Alles geht wie ich wünſche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlaſſung verſchiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältniſſe ſetzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer ſchöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja, ich kann ſagen, daß ich die höchſte Zufriedenheit meines Lebens in dieſen letzten acht Wochen genoſſen habe, und nun wenigſtens einen äußerſten Punct kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz künftig abmeſſen kann."

„Ich habe dieſe Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meiſter gelobt. Wer den ganzen Körper ſo durchgearbeitet hätte, wäre nun (um) ein gutes Theil klüger, verſteht ſich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rath der Verſtändigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine ſchöne auf die Natur gegoſſene Anatomie, ein halb Dutzend der ſchönſten antiken Füße, einige ſchlechte, jene zur Nachahmung, dieſe zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach dieſen Theilen zu ſehen, Gemälde zeigen mir was Maler gedacht und gemacht haben. Drei vier Künſtler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau beſehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhülfe mich am meiſten fördert. Wenn mit dieſem Winde, mit dieſem Elemente ein

Schiff nicht von der Stelle käme, ſo müßte es keine Segel oder einen wahnſinnigen Steuermann haben."

„Bei der allgemeinen Ueberſicht der Kunſt die ich mir gemacht habe, war es mir ſehr nothwendig nun mit Aufmerkſamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es iſt angenehm auch im Unendlichen vorwärts zu kommen." 14. März.

„Ich fahre fort überall herumzugehen und vernachläſſigte Gegenſtände zu betrachten. So war ich geſtern zum erſten Male in Raphael's Villa, wo er, an der Seite ſeiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunſt und allem Ruhm vorzog ꝛc."

„Mein Abſchied von hier betrübt drei Perſonen innigſt.(*) Sie werden nie wiederfinden, was ſie an mir gehabt haben, ich verlaſſe ſie mit Schmerzen."

„In Rom hab' ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt, glücklich und vernünftig geworden, und als einen ſolchen haben mich dieſe drei in verſchiedenem Sinne und Grade gekannt, beſeſſen und genoſſen."

„Hätte ich nicht in der Dazwiſchenzeit auf jene Veranlaſſung wieder ſtille gehalten, und an ein längeres Bleiben geglaubt, ſo könnte ich nächſte Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Beſten." 22. März.

„Ich habe dieſe Zeit wieder viel ſtudirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat ſich geſchloſſen und gerundet. Es iſt zwar immer eine ſonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlaſſen; doch muß man ſich darein finden

(*) Siehe oben Seite 296.

und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn, man muß ſich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ (*)

„Soviel kann ich ſagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächſt; und wenn es traurig ſcheinen möchte, daß ich eben ſcheiden ſoll, da ich am meiſten verdiente zu bleiben, ſo iſt es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich ſo lange habe bleiben können um auf den Punct zu gelangen.“

10. April. „Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entſchluß feſt war abzugehen, hatte ich auch kein Intereſſe mehr, und ich wäre lieber ſchon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayſer's willen und um Bury's willen ꝛc.“

„Die Tage vergehn, und ich kann Nichts mehr thun. Kaum mag ich noch Etwas ſehen; mein ehrlicher Meyer ſteht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt ſeines unterrichtenden Umgangs, hätte ich Kayſern nicht bei mir, ſo hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, ſo wären wir weit genug gekommen. Beſonders hätte er bald über alle Skrupel im Kopfzeichnen hinausgeholfen. Ich war dieſen Morgen mit ihm in der franzöſiſchen Academie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Alterthums beiſammen ſtehen. Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier,

(*) Wohl hat G. Recht zu ſagen, man ſolle dieſen Keim nicht ausbrüten: denn ſonſt möchte man hier mit dem Schickſal zürnen, daß es das Beſte nur halb oder gar nicht reif werden laſſe. Doch das Tragiſche iſt ja nach ihm eigentlich das Injustum et praematurum.

wie zum Abſchied, empfand? In ſolcher Gegenwart wird man mehr als man iſt; man fühlt, das Würdigſte womit man ſich beſchäftigen ſollte, ſey die **menſchliche Geſtalt,** (*) die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird.“

„Doch wer fühlt bei einem ſolchen Anblick nicht allzubald wie unzulänglich er ſey; ſelbſt vorbereitet ſteht man wie vernichtet! Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen geſucht; hier aber fiel mir nur zuſehr auf, daß die **Form** zuletzt Alles einſchließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Character und Schönheit.“ (**) –

„Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ an jenem Fuß fortzumodelliren, ging mir auf daß ich nunmehr Taſſo unmittelbar angreifen müßte, zu dem ſich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommner Gefährte zur bevorſtehenden Reiſe. Dazwiſchen wird eingepackt, und man ſieht in ſolchen Augenblicken erſt, was man alles um ſich verſammelt.“ 14. April.

„Auf eine beſonders feierliche Weiſe (***) ſollte jedoch mein Abſchied aus Rom vorbereitet werden. Drei Nächte vorher ſtand der volle Mond (†) am klarſten Himmel,

---

(*) Das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens, nannte er ſie oben; anderswo „den Gipfel der Kunſt, der nur auf der Blütenhöhe des Geſchöpfs nach Gottes Ebenbilde zu finden ſey.“ [XXXI, 141.] Was wird die Prüderie dazu ſagen? S. oben S. 298 Note (***).

(**) Wie wenig Begriff von Form die Deutſchen haben, erſieht man aus ihren Urtheilen über G's. Eugenie.

(***) Vergl. oben S. 212.

(†) Vollmond war Sonntag den 20. April; alſo fällt die Abreiſe etwa auf den 22ten. Vergl. auch unten Seite 311, Note (*).

und ein Zauber der ſich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward uns aufs eindrücklichſte fühlbar ꝛc.“

„Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in ſolchen Umgängen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieſes in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erweckte eine Stimmung die ich heroiſch-elegiſch nennen darf, woraus ſich in poetiſcher Form eine Elegie zuſammenbilden wollte.“

„Und wie ſollte mir gerade in ſolchem Augenblick Ovid's Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlaſſen ſollte? Seine Rückerinnerung, weit hinten am ſchwarzen Meere, in trauer- und jammervollem Zuſtande, kam mir nicht aus dem Sinn ꝛc.“

„Bei meinem Abſchied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeitlang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, giebt ein Gefühl das ſich durch Worte nicht überliefern läßt.(*) Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden.“

„Ich wiederholte mir in dieſem Augenblicke immer und immer Ovid's(**) Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schickſals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Diſtichen wälzten ſich zwiſchen meinen Empfindungen immer auf und ab:

(*) „weil das Zarte ſich nicht in Worten ausſpricht“ bemerkt er gegen Zelter Nr. 818, S. 300. Vergl. oben S. 96 u. 217.

(**) Tristium Lib. III, El. I.

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
„Welche die letzte für mich ward in der Römiſchen Stadt,
„Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſoviel mir zurückblieb,
„Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. — —
„Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
„Luna ſie lenkt' in der Höh' nächtliches Roſſegeſpann,
„Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel
„Welchen umſonſt ſo nah' unſere Laren gegränzt." —

„Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Perſönlichkeit, meiner Lage im beſonderſten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reiſe beſchäftigte mich dieſes innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch ſcheute ich mich auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verſchwinden. Ich mochte beinahe Nichts anſehen, um mich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen. Doch gar bald drang ſich mir auf, wie herrlich die Anſicht der Welt ſey, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Luſt- und Prachtgärten. Dort ſchrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen."

„Dem Zuſtand dieſer Lage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweis behandelt iſt und wodurch ſeine Erſcheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen."

„Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ mich nicht auf der Reiſe, trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung, und ſonderbar genug, als wenn harmoniſche Umgebungen mich immer begünſtigen ſollten, ſchloß ſich nach meiner Rückkehr das Ganze, bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo ſoviele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten."

IV. Goethe nach ſeiner Rückkunft.

1788 und 1789.

Haben wir nun G's. unermüdliche Thätigkeit in dem Studium der Natur und Kunſt auf deren eigenſtem claſſi- ſchen Boden mit Bewunderung geſehen; ſeine Wiederge- wöhnung an geſelligen Verkehr mit Menſchen jeder Art und jedes Standes, ſeine gemüthvolle Theilnahme an dem fröh- lichen Volksleben unter einem freundlichern Himmel mit Vergnügen wahrgenommen: ſo iſt nunmehr der Wunſch na- türlich, auch die Folgen und Nachwirkungen dieſer Lehrjahre nach ſeinem Scheiden aus jenem gelobten Lande kennen zu lernen, zu erfahren was ihm aller dieſer Aufwand von Zeit und Koſten, von Fleiß und Anſtrengung, dieſe ernſten Be- mühungen ſeine ſämmtlichen Anlagen auszubilden für Vor- theile gebracht, welche Früchte ſie ihm getragen, ob er ſeinen Landsleuten dadurch theurer und verehrungswerther, ſeinen Freunden liebenswürdiger und willkommner erſchienen, — und auf alle dieſe Fragen die genügendſte Antwort auch hier wiederum von ihm ſelbſt unmittelbar zu vernehmen. Denn nur Er kann am beſten wiſſen und ſagen: wie er im Ganzen ſich fühlte, wie im Beſondern ihm zu Muthe war, was für Vorſätze und Hoffnungen er hegte, ob und wiefern es ihm

glückte ſie ausgeführt und erfüllt zu ſehen, ob ſeine Zeitgenoſſen ihm entgegenkamen, ihn verſtanden und förderten; oder ob von dem Allen oder dem Meiſten das Gegentheil eintrat, und mithin ſeine Zwecke vereitelt worden und ſeine Mühe verloren geweſen: ob er, um es auf ſeine Weiſe zu ſagen — mit ſeinem Faſanenkahn [S. oben Seite 219] nicht nur wohlbehalten zu landen, ſondern auch deſſen Inhalt anzuwenden das Glück gehabt habe.

Es iſt um ſo nöthiger über alles dieſes Auskunft von ihm ſelber und zwar mit ſeinen eigenſten Worten zu erhalten, als ſeine Confeſſionen darüber nur Wenigen zu Geſicht und Gehör gekommen, indem ſie nur erſt jetzt, und auch nur zum Theil, in der neuen großen Ausgabe ſeiner Werke in unangemerkter und kaum wahrzunehmender Einſchaltung anzutreffen, mithin für den größten Theil des Publicums ſo gut als gar nicht vorhanden ſind.

Auch bemerkt er ſelbſt: „es ſey äußerſt ſchwer, fremde Meinungen zu referiren. Sey der Referent umſtändlich, ſo errege er Ungeduld und lange Weile; wolle er ſich zuſammenfaſſen, ſo komme er in Gefahr, ſeine Anſicht für die fremde zu geben. — Auch ſeyen die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen, nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomiſirt und ſyſtematiſirt." — Durch dieſe ſeine eigenen Betrachtungen fühl' auch ich mich bewogen, mit nur weniger Bevorwortung und Zwiſchenrede von meiner Seite, ihn lieber ſelbſt ſprechen zu laſſen.

Mit dem unſchätzbaren Gewinn alſo zuerſt ſich ſelbſt wiedergefunden, ſich über ſeine urſprünglichen Anlagen

und eigentliche Beſtimmung aufgeklärt, ſich einen reinen Begriff aller Kunſt und einen vorurtheilsfreien Genuß derſelben erworben, und der Natur ihr letztes Geheimniß organiſcher Bildungen abgelauſcht zu haben, kehrt er nach nicht ganz zweijähriger Abweſenheit, noch immer zu früh für ſeine Wünſche und daher nicht ohne heftigen Trennungsſchmerz und langen Regret, doch zu Beſchwichtigung ſeiner Leiden mit reichlichem Stoff zu lebenswieriger Beſchäftigung verſehen, nach Deutſchland, nach Weimar (*) zurück, erwartet und erſehnt von ſeinen Freunden, aber leider in ſeinem Entzücken über das Genoſſene, in ſeinem Klagen über das Verlorene, von ihnen weder begriffen noch verſtanden.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das geſtaltloſe Deutſchland (**) zurückgewieſen, heitern Himmel mit einem düſtern zu vertauſchen; die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. (***) Mein Entzücken über entfernteſte, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne, ſchien ſie zu beleidigen; ich vermißte jede Theil-

---

(*) Den 18. Juni 1788, Abends um 10 Uhr, bei aufgehendem Vollmonde, der überhaupt für G's. Leben Bedeutung gewinnt. S. vorher Seite 305.

(**) Paläſtina aus Band I, S. 124. fällt einem dabei ein, in mehr als einer Beziehung, beſonders aber als bildlos.

(***) Er ſcheint ſo etwas geahndet zu haben, wenn er an Knebel kurz vor ſeiner Rückkehr ſchreibt: „Ich bringe Vieles mit, wenn Ihr nur im Fall ſeyd, es zu genießen." — Die an Egmont und Iphigenien gemachten Ausſtellungen deuten ſchon darauf hin. Gerade ſo bevorwortet er ſeine Rückkehr aus der Schweiz. „Thut das Eurige wenn wir zurückkommen, damit es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung ſind Euch freundlicher als jemals entgegenzugehen." S. oben Seite 102.

nahme, Niemand verſtand meine Sprache. In dieſen pein=lichen Zuſtand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche ſich der äußere Sinn gewöhnen ſollte, der Geiſt erwachte ſonach und ſuchte ſich ſchadlos zu halten."

„Unwiederbringlich aus dem herrlichen Kunſtelement geſtoßen, der Verzweiflung übergeben, fühlte ich Werth und Würde des Naturelements deſto lebhafter. Da ſucht' ich Heil und Behagen, ergriff mit Leidenſchaft alle früheren Fä=den, die mich an Naturforſchung und ihre Freunde knüpfen ſollten, und eine meiner erſten Arbeiten war der Aufſatz über die Metamorphoſe der Pflanzen."

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, geſammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden geſucht."

„Wie die begünſtigte griechiſche Nation verfahren, um die höchſte Kunſt im eignen Nationalkreiſe zu entwi=ckeln,(*) hatte ich bis auf einen gewiſſen Grad einzuſehen ge=lernt, ſodaß ich hoffen konnte nach und nach das Ganze zu überſchauen und mir einen reinen vorurtheilsfreien Kunſt=genuß zu bereiten."

„Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben: wie ſie geſetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muſter alles künſtlichen hervorzubringen."

(*) oder wie er oben [S. 240] ſagte: „wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis gött=licher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt, und worin kein Hauptcharacter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittlun=gen fehlen."

„Das Dritte was mich beſchäftigte waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zuſammentreffen von Nothwendigkeit und Willkühr, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern Beides zugleich iſt, nothwendig und zufällig, abſichtlich und blind. Ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft.“

„Wie ich mich nun in dieſen Regionen hin und herbewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich ſogleich ſchriftlich zu verfaſſen, was mir am klarſten vor dem Sinne ſtand, und ſo ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick feſtgehalten.“

„Ich ſchrieb zu gleicher Zeit einen Aufſatz über Kunſt, Manier und Styl; einen andern die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären; und das römiſche Carneval. Sie zeigten ſämmtlich was damals in meinem Innern vorging und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte.“

„Der Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, d. h. die mannigfaltigen beſondern Erſcheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen, ward zuerſt abgeſchloſſen.“ —

Wie nun alle dieſe ſeine Beſtrebungen in Poeſie und Naturwiſſenſchaft von ſeinen nähern und entfernteren Freunden [XXX, 195.] — denn vom großen Publicum konnte damals noch weniger die Rede ſeyn als jetzt — aufgenommen worden, iſt bemerkenswerth, ſowohl für die damaligen äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände in Deutſchland, als für G. ſelbſt, in Abſicht auf die ethiſchen und moraliſchen

Wirkungen, die ſie auf eine Natur wie die ſeinige haben mußten. —

„Zwar was ſeine früheren äſthetiſchen Arbeiten betrifft, ſo hatte er, wie er ſagt, ſich über den Augenblick nicht zu beklagen, [LIV, 284.] — wie er denn immer gegen die unmittelbare Wirkung ſeiner Arbeiten ſo gleichgültig geweſen war [XXX, 269.] wie gegen die Wirkungen ſeiner perſönlichen Gegenwart [XXX, 190.] — Doch war er mit ſich ſelbſt übereingekommen, und fühlte wenig Genuß am Beifall, und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtſinn, Stolz und Uebermuth halfen über alles weg, was einigermaßen unangenehm geweſen wäre. – Und dann giebt im höhern Sinn das Gefühl daß man das Alles allein thue und thun müſſe, daß bei dieſen Productionen uns Niemand helfen kann, [IV, 368], dem Geiſt eine ſolche Kraft, daß man ſich über jedes Hinderniß erhoben fühlt. Auch iſt es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen ſelbſt ein Vergnügen und ſein eigner Lohn, ſodaß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu müſſen. Zudem war ſein Verhältniß zur Dichtkunſt blos practiſch, ohne genügende Theorie und Technik; weswegen er ſich auch nach einem Standpunct in der bildenden Kunſt umſah. [LIV, 285.]"

„Im Wiſſenſchaftlichen dagegen habe er es anders befunden: denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Beſitz zu gelangen, erfordert es Fleiß, Mühe, Anſtrengung und was noch mehr iſt, wir fühlen daß hier der Einzelne nicht hinreicht." —

Seine veränderte umgearbeitete Iphigenie wollte weder den Männern noch den Frauen ganz gefallen.

[XXVIII, 55.] Am Egmont hatten ſie zwar Manches gelobt [XXIX, 139. 161.] doch aber auch Allerlei auszuſetzen [XXIX, 140. 184.]; beſonders war ihnen der Schluß nicht recht, daß nur in einer Viſion der endliche ziemlich ſpäte Erfolg des eingeleiteten Kampfes angedeutet werde [XXIX, 183—185.]; ſie wollten die Freiheit der Niederlande verkörpert ſehen, wahrſcheinlich in der Art wie Schiller im Tell die Schweizer-Freiheit zur allgemeinen Theilnahme und Zufriedenheit darzuſtellen wußte.

Vom Taſſo war noch gar nicht die Rede; wie denn der ganze Abſatz der neuen Ausgabe ſeiner Schriften nicht völlig den Wünſchen des Verlegers entſprach; daher er auch den Druck der naturwiſſenſchaftlichen Schrift, die Metamorphoſe der Pflanzen, ablehnte. Als ſie dennoch bei einem andern Verleger erſchienen war, wurde ſie ſo gut als gar nicht, ſie wurde ſogar, was ſchlimmer iſt, mißverſtanden.—

„Ein wohlwollender Freund, welcher gehört hatte, daß G. ſich mit Botanik beſchäftige, glaubte ihm ernſtlich davon abrathen zu müſſen, weil er ſtatt fröhlicher Natur blos Nomenclatur und Terminologie gefunden habe. Als ihm G. geſtand, daß er bereits ein Heft über Metamorphoſe der Pflanzen habe ausgehen laſſen, nahm jener das Wort im Sinne der ovidiſchen Metamorphoſen, und war nun auf einmal zufrieden und getröſtet, im Voraus zu erfahren, wie G. alle die Hyacinthe, Clytien und Narciſſe werde ausgeſtattet haben."

„Einen andern, obwohl geiſtreichen, Mißverſtand erfuhr er von einem ſeiner römiſchen Kunſtfreunde und Selbſtkünſtler, (*) der, ohne zu wiſſen worauf G. hinauswolle,

(*) Wilh. Tiſchbein.

den Inhalt der Schrift mit Neigung und Künſtlerſinn auffaſſend, ihm die wunderliche Deutung gab: „der Verfaſſer wolle den Künſtler lehren, wie ſproſſende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden ſeyen, nach Art und Weiſe der Alten, in fortſchreitender Bewegung.“

„Die Gelehrten ließen die Erklärung zur Noth hingehen, meinten aber: „wenn man nichts weiter als die Kunſt im Auge habe und Zieraten beabſichtige; ſo müſſe man nicht thun als wenn man für die Wiſſenſchaft arbeite, wo dergleichen Phantaſien nicht gelten dürften.“

„Von andern Seiten her vernahm er ähnliche Klänge, wie von jenen Gelehrten: nirgends wollte man zugeben daß Wiſſenſchaft und Poeſie vereinbar ſeyen. „Man vergaß daß Wiſſenſchaft ſich aus Poeſie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umſchwung von Zeiten beide ſich wieder freundlich, zu beiderſeitigem Vortheil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.“

„Auch die Frauen waren mit dieſer abſtracten Gärtnerei nicht zufrieden. Er verſuchte daher ihre Theilnahme durch eine Elegie zu locken, die aber nur der eigentlichen Geliebten, welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen, willkommen war, und auch ihn glücklich machte, als ſie das lebendige Gleichniß ihrer beiderſeitigen ſchönen, vollkommenen Neigung ſteigerte und vollendete. (*) Von der übrigen lie-

---

(*) Siehe oben Band I, S. 357; it. G's. W. Bd. XXX, S. 192. 193. Am 25. December des Jahres 1789 ward G'n. ſein erſter und zuletzt einziger Sohn Auguſt geboren. [XLVII, 212.] Herder meldet dieſes der Herzogin Mutter nach Neapel, in ſeiner Art mit den Worten: „daß Goethe zur Chriſtfreude auch Papa geworden, wird Ihro Durchlaucht bereits bekannt ſeyn.“

benswürdigen Geſellſchaft hatte er Viel zu erdulden: ſie parodirten ſeine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde, neckiſcher und neckender Anſpielungen.“

„Leiden ernſterer Art jedoch waren ihm bereitet von auswärtigen Freunden, unter die er im Jubel ſeines Herzens die Freiexemplare vertheilt hatte. Sie antworteten Alle mehr oder weniger in Bonnet's Redensarten: denn deſſen Contemplation der Natur hatte, durch ſcheinbare Faßlichkeit, die Geiſter gewonnen und eine Sprache in Gang gebracht, in der man etwas zu ſagen, ſich unter einander zu verſtehen glaubte. [XXX, 201.] In G's. Art ſich auszudrücken wollte ſich Niemand bequemen. „Es iſt die größte Qual nicht verſtanden zu werden, wenn man, nach großer Bemühung und Anſtrengung, ſich endlich ſelbſt und die Sache zu verſtehen glaubt; es treibt zum Wahnſinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, (*) aus dem man ſich mit Noth gerettet

(*) Es iſt daher G'n. nicht übel zu nehmen, wenn er noch in ſeinen alten Tagen den Newtoniſchen Irrthum — wie man nur aufs gelindeſte ihn nennen kann, denn eigentlich iſt es eine künſtlich aufgeſtutzte bévue — um und neben ſich wiederholen zu hören genöthigt, ſich dagegen Luft machte durch ſarkaſtiſche Impromtu's, oder durch ein Schnippchen (Xenie) in der Taſche(*) obſchon er wußte, daß dieſes credo ſo wenig ausgerottet werden würde und könnte wie ein anderes trotz aller Reformation. — Denn er ſah „dieſe Art von Emanations- oder Emiſſionsſyſtem doch immer nur als eine Art myſtiſcher Eſelsbrücke an, die den Vortheil habe, aus dem Lande der unruhigen Dialectik in das Land des Glaubens und der Träume hinüberzuführen.“ Hatten doch Schriftgelehrte und Phariſäer ihn ſchmählich genug tractirt [LIV, 304] und ſollte er nur ſtumm wie ein Ecce Homo daſtehn? Verantwortete ſich doch Chriſtus ſelber, als man ihm einen Backenſtreich(**) gab, und hielt nicht noch die andere Wange hin. Man kann auch in der Geduld zu weit gehn.

(*) Z. B. in der A. in Q. Bd. I. S. 137.

(**) S. Evang. Johannis C. 18, V. 22.

hat, und peinlicher kann uns Nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einſeitigen Männern verbinden ſollte, Anlaß giebt zu einer nicht zu vermittelnden Trennung. [XXX, 202. 203.] Ueberdieß waren die Aeußerungen ſeiner Freunde keineswegs von ſchonender Art, und es wiederholte ſich dem vieljährigen Autor die Erfahrung, daß man gerade von verſchenkten Exemplaren Unluſt und Verdruß zu erleben hat.“ —

Dieſe Erfahrung, von der G. ein auffallendes Beiſpiel erzählt, [XXXI, 35.] mochte es wohl ſeyn, welche ihn veranlaßte ſich mit Ueberſendung und Ueberreichung von Freiexemplaren ſeiner Schriften nicht zu übereilen. Daher vergaß er auch wohl ganz darauf, und konnte, ſelten erinnert, das Verſehen nicht immer gut machen. —

„Auch durch Recenſionen wurde er nicht gefördert. Eine günſtige, in den Göttinger Anzeigen, [Febr. 1791] konnte ihm nur halb genügen. Die Recenſion legte zwar den Gang des Vortrags kürzlich und reinlich dar, wohin es aber deute war nicht ausgeſprochen, und der Autor daher nicht gefördert. Da man ihm zugab, daß er den Weg des Wiſſens von ſeiner Seite wohl gebahnt habe, ſo wünſchte er brünſtig, daß man ihm von dorther entgegenkäme: denn es war ihm gar nichts daran gelegen hier irgendwo Fuß zu faſſen, ſondern ſobald als möglich durch dieſe Regionen, unterrichtet und aufgeklärt, durchzuſchreiten.“(*) „Denn — ſagt er anderswo — wie wir im Wiſſenſchaftli-

(*) Siehe oben Seite 275. So ſchreibt er auch an Schiller: „ich möchte Ihnen manche Sachen mittheilen und vertrauen, damit eine gewiſſe Epoche meines Denkens und Dichtens ſchneller zur Reife komme.“ [Nr. 399.]

chen nicht um unſrer ſelbſt, ſondern um einer würdigen Sache willen arbeiten, ſo verlangen wir, indem wir die Bemühungen Anderer anerkennen, auch anerkannt zu ſeyn; wir ſehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniß."

„Auch daran hätte es ihm nicht gefehlt, wäre er aufmerkſam geweſen auf das was in der gelehrten Welt vorging; allein das raſtloſe Beſtreben ſich nach allen Seiten auszubilden, das ihn gerade in dem Moment überfiel als die ungeheuren Weltbegebenheiten Jedermann innerlich beunruhigten, äußerlich bedrängten, waren Urſache daß er gar nicht darnach fragen konnte, was man von ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit halte. Zu ſpät wurde er mit zwei der Metamorphoſe ſehr günſtigen Recenſionen bekannt, eine in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung vom 23. April 1791, die andere in der allgemeinen deutſchen Bibliothek Bd. 116, S. 477; welche, gleich als hätte ein günſtiges Geſchick ihm etwas Angenehmes aufſparen wollen, ihm gerade zu einer Zeit begegneten, wo man in einem andern Felde von allen Seiten her, gegen ihn auf die ſchnödeſte Weiſe zu verfahren ſich erlaubte."

„Nun aber, da es ihm — wie er glaubte — nicht nach ſeinen Hoffnungen und Wünſchen erging, blieb er ſeinen bisherigen Anſtalten getreu. Herbarien wurden zu dieſem Zwecke geſammelt, er verwahrte ſogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen verfertigen, Kupfertafeln ſtechen, Alles das ſollte der Fortſetzung ſeiner Arbeit zu Gute kommen. Der Zweck war: die Haupterſcheinung vor Augen zu bringen, und die Anwendbarkeit ſeines Vortrags zu bethätigen." —

Die dahin gehörigen, zum Theil höchſt ſauber, naturgetreu und doch künſtleriſch ausgeführten Zeichnungen, als von durchgewachſenen Roſen, dergleichen Nelken, ſogenannten Biſchofſtäben u. ſ. w. bewahrt noch gegenwärtig ſein Muſeum, das aber leider durch Geſinnungen, die jetzt nicht mehr an der Zeit ſind, und ſogar zum Nachtheil des großen Mannes ſeine wichtigſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Welt vorenthalten und ſie verkümmern, für jeden, auch für den gelehrten Beſucher, verſchloſſen bleiben ſoll. Möglicher Mißbrauch dürfte doch dem rechten Gebrauch nicht hinderlich ſeyn.

Auch in der Farbenlehre, über die er bereits in Italien zu eigenen Gedanken gekommen war, gelangte er zu einem Aperçû, das er auf alle Weiſe durch vervielfältigte Verſuche zu begründen und klar zu machen ſich bemühte. Denn „ein entſchiedenes Aperçû iſt wie eine inoculirte Krankheit anzuſehen: man wird ſie nicht los bis ſie durchgekämpft iſt.“ — Die, man kann wohl ſagen, rührende Geſchichte dieſes Kampfes, der einen bedeutenden Theil ſeines Lebens hinnimmt, und zur Kenntniß damaliger Zuſtände der Wiſſenſchaft ſowohl als ihrer Lehrer und Bekenner höchſt wichtig iſt, gab er zuerſt im zweiten Bande „zur Farbenlehre“ S. 666—692 im Jahre 1810, wo ſie nur Wenigen zu Geſichte gekommen iſt; und da dieſe Schrift erſt ein Jahr nach ſeinem Tode, 1833 in die allgemeine Ausgabe ſeiner Werke in 12. und 8., Bd. LII—LV, aufgenommen und nur dadurch dem Publikum allenfalls bekannt geworden: ſo hat er niemals in ſeinem Leben die Genugthuung erfahren, das Verdienſt ſeiner Bemühungen auch in dieſem Felde allgemeiner

anerkannt und gegen Vor- und Mißurtheile gerechtfertigt zu ſehen.

Er gab zuerſt darüber ein Heftchen unter dem Titel Beiträge zur Optik heraus, das ein ähnliches wennnicht ſchlimmeres Schickſal hatte als das über die Pflanzenmetamorphoſe. Unglücklicherweiſe hatte er den Ausdruck optiſche Beiträge gewählt und nun wußte man nicht was dieſe Farben-Experimente mit der Optik zu ſchaffen hätten,(*) ungeachtet Newton ſelbſt und ſeine Schule das was eigentlich Chromatik heißen ſollte, unter der Rubrik Optics behandelt hatten.

Denn obgleich die Farbe nur geſehen werden kann, und alſo fürs Geſicht eingerichtet iſt, ſo hat ſie doch Nichts mit den Geſetzen des Sehens und deren mathematiſcher Darſtellung durch Linien und Winkel zu ſchaffen.

Alle dieſe Arbeiten zu vollenden, ja auch nur zu beginnen, wäre G'n. nicht möglich geweſen, hätte er ſich dem bisherigen Geſchäftskreiſe nicht enthoben geſehen, durch einen Fürſten der wohl wußte und empfand,(**) was er an Goethe beſaß, und ihn deshalb auf ſein Anſuchen in eine Lage verſetzte, die ſeinen Talenten beſſer zuſagte, und ihm mehr Muße gewährte.

(*) „Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurechtzulegen wiſſen was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft wie er's hätte ſagen ſollen" [XLIX, 56.]; da doch ſonſt den Gelehrten gut predigen iſt, indem ſie aufs halbe Wort verſtehen, d. h. wenn es gerade mit dem in eines Jeden Brevier, das nur Er leſen kann, zuſammentrifft.

(**) „Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen. Wer dieſes Pettſchaft mit demjenigen Reſpect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt ſchicken ꝛc." Br. v. C. Auguſt an Merck Nr. 136, 2. Sammlung.

Goethe's Schreiben aus Rom an den Herzog iſt ſo merkwürdig und für das beiderſeitige Verhältniß ſo aufklärend, daß die Mittheilung deſſelben hier umſomehr am Platz ſeyn wird, als es erſt im Zuſammenhange mit allem Vorhergehenden ſein richtiges Verſtändniß findet.

„Wie ſehr danke ich Ihnen daß Sie mir dieſe köſtliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen.“ (*)

„Mein Verhältniß zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl ſagen, ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wieder gefunden. Aber als was? — als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntniß, wozu die Menſchen zu gebrauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt. Dieſer Beurtheilung unterwerf ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu ſpielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung ſagen. Laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen, ſo wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle

(*) „Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte; ich wäre für Sehnſucht vergangen,“ ſchreibt er an Merck aus Rom den 10. Febr. 1787. S. Br. Nr. 126, 2. Samml. Desgl. „Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich zu Grunde gegangen ꝛc.“ [Bd. XXVII, 154.]

von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten ſeyn."

„Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, (*) ſorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Geſinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, ſind ſo ſchön, für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll, daß ich nur ſagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willſt." —

Die Fortdauer dieſer Muße wendete er zunächſt an die Vollendung ſeines Taſſo, der im Juli 1789 zum Abſchluß kam, an die Redaction ſeiner venetianiſchen Epigramme und der römiſchen Elegien, und zwiſchendurch zu jenen ebengenannten Aufſätzen und kleinen Schriften. Sie dauerte von etwa der Mitte des Jahres 1788, da er den 18. Juni nach Weimar zurückkam, bis in das Frühjahr 1790.

(*) Vergl. Bd. XXX, 165; it. V, 86.

1 7 9 0.

Jn dieſem Jahr wird ihm das Glück Italien nochmals, wenigſtens an ſeinen Gränzen, wieder zu ſehen, da er nach Venedig, zum Empfang der Herzogin Mutter — die während der Zeit in Italien reiſend, von Neapel zurückerwartet wurde — entgegengeſendet, dort anfangs allein, hierauf mit der Fürſtin und ihrem Gefolge gemeinſchaftlich, die Wunder und Merkwürdigkeiten dieſer Waſſerſtadt von neuem betrachtet, die Werke ihrer berühmten Malerſchule, in Begleitung von Artiſten und Kennern, (*) näher und vollſtändiger kennen lernt, und hierauf auch noch das kunſterfüllte Mantua, das für ihn ſo intereſſante Mailand, abermals in Augenſchein nimmt.

im Mai. Allein kaum iſt er wieder in Weimar angekommen, und hat ſich von dieſer Reiſe erholt; ſo wird er zu einer andern berufen, von der er ſich außer mancherlei Beſchwerden doch viel Vergnügen und Nutzen verſpricht. Der Herzog, der 27. Juli. bereits zum Reichenbacher Congreß vorausgegangen war, beruft ihn nach Schleſien, wo er einmal ſtatt der Steine und Pflanzen, die Felder mit Kriegern beſäet finden werde.

(*) H. Meyer und Bury. S. Bd. XXXI, 14.

So folgt er denn ſeinem Fürſten zuerſt in die Cantonirungs-quartiere in Breslau, begleitet ihn dann auf einer Luſt-fahrt nach den Salinen von Wieliczka, zuletzt auf einem Ge-birgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. ſ. w. und kehrt durch Sachſen über Dresden, die dortige Bildergallerie noch zuletzt als doch einigen äſthetiſchen Genuß mitnehmend, nach Weimar zurück, um ſeine durch dieſe Reiſe mehr als die Muſiſchen Geſchäfte(*) angeregten und beförderten Na-turſtudien — indem er ſich in Breslau mit Anatomie be-ſchäftigt hatte, und in Dresden durch eine Sammlung Thier-ſkelette zu einem Verſuch „über die Geſtalt der Thiere" aufgemuntert fühlte — weiter fortzuſetzen. Er hoffte noch vor Ende des Jahres das anatomiſche Werkchen zu endigen, und hatte ungefähr drei Wochen daran gedacht und dictirt; zuletzt aber wollte es mit dieſer mehr als abſtracten Materie nicht fort und er mußte ſie zurücklegen. Indeſſen war er doch ſehr vorgerückt und hatte ſich für das nächſte Mal viel vorgearbeitet. Die Büchlein Elegien und Epigramme hatte er auch ſo ziemlich gefaltet und gelegt, und war nicht abgeneigt die erſtern herauszugeben; Herder widerrieth es ihm aber und er folgte ihm blindlings. Durch Aufmunte-rung der Herzogin Mutter hatte er in den letzten Tagen die-ſes Jahres den Wilhelm Meiſter wieder vorgenommen.

„Vielleicht rücke in dem neuen Jahre auch dieſes alte Werk ſeiner Vollendung näher."

(*) Nur ein paar Epigramme waren die poetiſche Ausbeute dieſer Expedition. Sie ſtehen A. in Q. I, I, 205.

1 7 9 1.

Um nicht außer aller Connexion mit der Aeſthetik zu kommen, übernahm er im Mai dieſes Jahres die Leitung der Schaubühne, die nach Abzug der bisherigen Bellomo'ſchen Geſellſchaft zu einem Hoftheater erhoben wurde. (*)

Da jene Truppe vorzüglich auf Operetten und Singſtücke eingerichtet war, und beſonders gute Stimmen unter ihren Mitgliedern zählte; (**) ſo mangelte es erſtlich nicht an einem reichen Repertoire, ſodann aber auch nicht an gehörigem Perſonal, da noch einige verdienſtvolle Mitglieder zurückblieben und für die abgehenden bald andere eintreten konnten, indem die ſämmtlichen Theater Deutſchlands tüchtige Individuen zuſendeten, welche ſich in kurzer Zeit mit jenen einſpielten.

Zur Uebernahme dieſer veränderten Anſtalt fand ſich G. mit Vergnügen bewogen, ſowohl weil er ſeine frühere Beſchäftigung mit dem Theater fortſetzen konnte, als auch weil ſie ſeiner Neigung zur muſicaliſchen Poeſie, namentlich zur komiſchen Oper zu Statten kam, der er ſchon in Italien

(*) S. des Herzogs Briefe an Knebel Nr. 17 u. 42.

(**) Siehe oben Seite 177 u. f.

nachhängend die eignen Operetten Claudine und Erwin nach italiäniſcher Weiſe umgeſtaltet, auch den Großcophta als komiſche Oper concipirt und dazu bereits Arien und Chöre geſchrieben hatte.

Einer Unzahl italiäniſcher und franzöſiſcher Opern wurden deutſche Texte untergelegt, andere zu beſſerer Singbarkeit umgeſchrieben, wobei der Theaterdichter Vulpius lebhaft eingriff. G. ſelbſt verbeſſerte viele Texte, unter andern in den Theatraliſchen Abenteuern, der heimlichen Heirath; und die Oper Circe bearbeitete er ganz neu. Aus allen dieſen pflegte G. bei gutem Humor und ſchicklichem Anlaß, ganze Strophen herzurecitiren, oder mit Anſchlagen eines einzelnen Verſes, auf die Aehnlichkeit oder Gleichheit des Verhältniſſes von dem eben die Rede war, ſcherzhaft anzuſpielen.

Gleichzeitig mit der neuen Einrichtung des Theaters war auch der Wiederaufbau des 1774 abgebrannten fürſtlichen Schloſſes in Berathung gezogen und der Beſchluß dazu gefaßt worden, mit Niederſetzung einer eigens dazu ernannten Commiſſion, unter deren Mitgliedern auch G. ſich befand. So war er denn abermals mit Baulichkeiten beſchäftigt. Er ſchreibt daher an Knebel, der aus ſeiner Heimath 14. Mai. zurückgekehrt und ſeine Schweſter mit nach Jena gebracht hatte: (*) „Ich begrüße Dich und Deine Fräulein Schweſter aufs herzlichſte. Wäre ich nicht ſo angebunden, ſo ginge ich

(*) S. des Herzogs Br. an Knebel Nr. 42 u. 43; it. der Herzogin Amalie an denſelben Nr. 20.

Euch entgegen. Der ſolide Bau des Schloſſes und der leichte des theatraliſchen Gerüſtes beſchäftigen mich jetzt." —

Gleichwohl wußte er noch für ſeine wiſſenſchaftlichen Studien Raum und Zeit zu gewinnen und das erſte Heft ſeiner optiſchen Beiträge auszuarbeiten. „Eine doppelte
5. Oct. Beſchäftigung — ſchreibt er abermals an Knebel — hält mich hier zurück; die Ausgabe des optiſchen Verſuchs und die Einrichtung des Schauſpiels. Jenes macht mir mehr Freude als dieſes: denn ich kann hoffen dort etwas Reelles und Bleibendes zu leiſten, wenn die vorübergehende Theater-Erſcheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblick
12. Oct. äußert für den ſie beſtimmt iſt." Und bald darauf: „Du erhältſt endlich das erſte Stück der Beiträge zur Optik, das an Bogen nicht ſtark geworden, möge der Inhalt deſto ſpecifiſch ſchwerer ſeyn. Ich bin neugierig wie man es anfaſſen wird: denn freilich etwas räthſelhaft ſieht es aus. In dem zweiten Stück denk' ich doch eine etwas weitere Ausſicht zu eröffnen. Einige ſehr ſchöne Experimente habe ich wieder gefunden und die Erfahrungen ſcheinen ſich immer mehr um Einen Punct zu verſammeln. — Die Theaterqual hält mich noch immer feſt und ich ſehe nicht wie ich abkommen will ꝛc." — nämlich um ſeinen Freund wieder einmal zu beſuchen.

Allerdings beſchäftigte ihn das Theater nicht nur als Director der Anſtalt, indem er für Auswahl und Aufführung neuer Stücke zu ſorgen, das Perſonal einzuüben und es unter ſich dadurch in Harmonie zu bringen hatte, daß er in jedem Stücke den vorzüglichſten zu bemerken und ihm die andern anzunähern ſuchte; ſondern auch als Theaterdichter, indem er an der opera buffa ſchon in Italien Geſchmack

findend, und unterſtützt durch den Beifall den die italiäniſchen und deutſchen derartigen Operetten beim Publicum fanden, ähnliche Süjets zu bearbeiten unternahm, ſich aber im Stoff oder in der Behandlung vergreifend, oder auch gegen den damaligen revolutionären Zeitſinn anſtoßend, mit dem Großcophta weder als Oper noch als Stück reüſſirte, und auch mit dem humoriſtiſchen Bürgergeneral kein Glück machte, als beide in den folgenden Jahren zur Aufführung kamen und im Druck erſchienen. Dennoch urtheilten die dabei betheiligten Franzoſen [XXXVI, 116. 117.] in der Folge billiger und gerechter, als die Deutſchen, als G's. nächſte Freunde und Bekannten, die ihm nicht nur alles bisher zugeſtandene Genie abſprachen, ſondern ihm geradezu nur Stolz und Verachtung des Publicums Schuld gaben. [S. Forſter's Briefw. Nr. CCXCIX, S. 142. it. CCC, S. 143; it. CCCXVII, S. 168.] Er rechtfertigte ſich dagegen durch eine ſeiner ſchönſten Parabeln. [II, S. 199.]

1 7 9 2.

In dieſer doppelten Beſchäftigung mit Natur und Theater war das Jahr 1791, und ein Theil von 1792 hingegangen, als der Krieg der Alliirten gegen Frankreich ſeinen Fürſten ins Feld rief und G. ihm zu folgen ſowohl von dankbarer Pietät [XXX, 165 u. 193.] als von dem Verlangen die Welt auch von dieſer Seite kennen zu lernen ſich gedrungen fühlte.(*)

Dieſe moderne, aber eine Weltepoche machende Anabaſis ſollte ſich leider nur zu bald in eine Katabaſis verwandeln. Mitten in der Peripetie, aus dem Lager bei Hans,
27. Sept. ſchreibt G. an Knebel: „In dieſen vier Wochen habe ich Manches erfahren und dieſes Muſterſtück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu denken. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich das Alles mit Augen geſehen habe, und daß ich, wenn von dieſer wichtigen Epoche die Rede iſt, ſagen kann:

„et quorum pars minima fui.“ —

Die Beſchreibung dieſes fehlgeſchlagenen Feldzugs, hat nun freilich aus ſehr begreiflichen Urſachen keinen ſonderlich

(*) Die Gelehrten jener Zeit konnten ſich keinen Grund von G's. Unternehmung dem Feldzuge beizuwohnen denken, und fanden ſie nur ſonderbar. Unter andern Heyne in Göttingen in einem Briefe an G. Forſter. S. deſſen Briefwechſel Bd. II, Nr. CCCXLIV, S. 220.

günſtigen Anklang im Publicum finden können, ungeachtet ſie mit jener antiken Künſtlerruhe und Gelaſſenheit abgefaßt iſt, welche auch das Fürchterliche und Schreckliche ſo zu ſchildern weiß, daß man es noch hören und ſehen mag, ohne daß ſie dabei der Wahrheit und Wirklichkeit etwas vergiebt. Dieſe Wahrheit und Einfachheit der Goetheſchen Relation wurde noch ſpät gebührend anerkannt von einem dabei betheiligten Augenzeugen. [Z. Nr. 413, S. 325.]

G. mußte bei dem allgemeinen Rückzug auf eine ſichre Heimreiſe denken; um ſich jedoch von den ſchrecklichen Kriegsſcenen einigermaßen herzuſtellen, nahm er von Trier aus ſeinen Weg den Rhein hinab über Düſſeldorf und Münſter und beſuchte ſeine dortigen lange nicht geſehenen Freunde, Jacobi und die Fürſtin Gallitzin, denen er freilich in der Zwiſchenzeit der italiäniſchen Reiſe und des Feldzugs ſo in Geſtalt als Geſinnung fremd und beinah unkenntlich geworden, daß ſie an ſeinem Realismus keine ſonderliche Freude und Berührungspuncte finden konnten und das frühere Verhältniß nur durch alte Erinnerungen, ſittliche Betrachtungen und gemeinſame Kunſtanſchauungen aufrecht erhalten werden mochte. Nur die Fürſtin legitimirte ſich durch ein ſie ſowohl als ihn gleich ehrendes Vertrauen, indem ſie ihm eine unſchätzbare Gemmenſammlung zur Aufbewahrung in jener gefahrvollen Zeit übergab, ja gewiſſermaßen aufnöthigte, und die merkwürdigen Worte den Abrathenden zu hören gab: „Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff den ich von ihm habe, mir lieber iſt, als dieſe Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, ſo mag dieſer Schatz auch hinterdrein gehen." — Dieß iſt nun die bereits oben (*) beſpro-

(*) S. Bd. I, S. 231. f.

chene, vor der Nachſtellung antiquariſcher Neugier bewahrte Sammlung, deren weitere Schickſale und endlich würdigſte Beſtimmung Goethe ausführlich erzählt Bd. XXXIX, 313—317.

Ueber Frankfurt zurückzugehen, und eine ihm dort angebotene Rathsherrnſtelle anzunehmen, war aus innern und äußern Umſtänden nicht möglich. Wir entnehmen dieſes aus ſeinem offenen Bericht [Bd. XXX, S. 165 f.] noch mehr
24. Dec. aus einem vertraulichen Schreiben an ſeine Mutter:

„Die Hoffnung Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Frankfurter Freunde bald wieder zu ſehen, iſt mir nunmehr verſchwunden, da mich die Umſtände nöthigten von Düſſeldorf über Paderborn und Caſſel nach Weimar zurückzufahren.“

„Wieviel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt! Wie ſehr die Lage bedauert, in der ſich meine Landsleute befinden! Wie ſehr habe ich aber auch das Betragen derſelben unter ſo kritiſchen Umſtänden bewundert! Gewiß hätte mir Nichts ſchmeichelhafter ſeyn können als die Anfrage: ob ich mich entſchließen könne, eine Rathsherrnſtelle anzunehmen, wenn das Loos mich träfe? die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre iſt, als Frankfurter Bürger geboren zu ſeyn. Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu ſchätzen ſoviele Urſache hatte, konnten mir kein ſchöneres Zeichen ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem ſie mich in dieſer wichtigen Epoche werth halten, an der Verwaltung des gemeinen Weſens Theil zu nehmen.“

„Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durch-

leben hatte, und ich konnte nach den Umſtänden die Hoffnung faſſen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterſtadt wiederzuſehen. Da war es meine Abſicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage in der ich mich gegenwärtig befinde, umſtändlich und aufrichtig vorzulegen.“

„Bei der unwiderſtehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für ſein Vaterland empfindet, würde es eine ſchmerzhafte Verläugnung ſeyn, eine Stelle auszuſchlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und beſonders in der jetzigen Zeit übernehmen ſoll, wenn nicht an der andern Seite meine hieſigen Verhältniſſe ſo glücklich und ich darf wohl ſagen über mein Verdienſt günſtig wären.“

„Des Herzogs Durchl. hat mich ſeit ſovielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin Ihm ſoviel ſchuldig geworden, daß es der größte Undank ſeyn würde, meinen Poſten in einem Augenblick zu verlaſſen, da der Staat treuer Diener am meiſten bedarf.“

„Danken Sie alſo, ich bitte, auf das lebhafteſte den würdigen Männern, die ſo freundſchaftliche Geſinnungen gegen mich zeigen, verſichern Sie ſolche meiner aufrichtigſten Erkenntlichkeit und ſuchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten.“

„Sobald es die Umſtände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun und mündlich und umſtändlich dasjenige vorlegen, was in dieſem Briefe nur oberflächlich geſchehen konnte. Möge Alles was meinen werthen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns allen der wünſchenswerthe Friede wieder erſcheinen. Leben Sie wohl.“ —

Nach jenem Beſuch in Düſſeldorf und Münſter war er am Schluß des Jahres nach Weimar zurückgekehrt und fand das von ſeinem Fürſten ihm beſtimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus ſchon meiſtens wohnbar, ohne daß ihm die Freude ganz verſagt geweſen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken, indem er noch auf dem Rückzuge von
10. Oct. Verdün aus eigene Anordnungen zu treffen und ſie durch ſeinen Freund, Heinrich Meyer, vollziehen zu laſſen Gelegenheit hatte. Seine unerwartete Ankunft ſollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; ſie ereignete ſich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienſcene, welche, wie er ſagt, wohl in irgend einem Roman die tiefſte Finſterniß erhellen und erheitern würde, und welche man ihn ſelbſt mußte erzählen hören, um ſeine Bemerkung wahr zu finden. Die Seinigen entgegneten ihm munter und geſund, als es aber an ein Erzählen ging, contraſtirte freilich der heitre ruhige
3. Sept. Zuſtand, in welchem ſie die aus Verdün ihnen zugeſendeten trocknen wie naſſen Süßigkeiten (*) bereits aufgezehrt hatten, mit demjenigen, worin G. und ſeine Kriegskameraden, die ſie unterdeſſen in paradieſiſchen Zuſtänden glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen gehabt hatten.

Sein ſtiller häuslicher Kreis war nun um ſo reicher und froher abgeſchloſſen, da Meyer zugleich als Hausfreund und Künſtler, Kunſtfreund und Mitarbeiter zu den Seinigen gehörte und an allem Belehrenden ſowie an allem Wirkſamen kräftigen Antheil nahm, d. h. an G's. wiſſenſchaftlichen wie äſthetiſchen Bemühungen.

(*) Dragéen und Liqueure. S. Bd. XXX, 39.

1 7 9 3.

Jn dieſem häuslich glücklichen Zuſtande, dem wir bereits ſoviel Schönes und Lehrreiches zu verdanken haben, als: die römiſchen Elegieen, die venetianiſchen Epigramme, das Gedicht „die Metamorphoſe der Pflanzen" und die Anfänge der Farbenlehre in den optiſchen Beiträgen, ſollte er jedoch nicht lange verbleiben: denn wie er im vorigen Jahre an einem beweglichen Uebel (dem Feldzuge) theilgenommen, ſollte er nun auch an einem ſtationären (einer Belagerung) theilnehmen. Der Fürſt berief ihn, ſich vor Mainz einzufinden, deſſen vollbrachte Umzingelung die Belagerung nicht lange ausbleiben ließ.

Wie ungern G. ſich dem Kriegstheater abermals näherte, davon überzeugt man ſich aus der Strophe, die er zu einer von ſeinem Hausgarten entworfenen Federſkizze, wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, niederſchrieb. Beide finden ſich in den „Radirten Blättern nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von Schwerdtgeburth, Weimar 1821;" die Verſe außerdem noch in ſeinen Werken Bd. III, S. 138; u. XXX, 276. 277; u. XXXIX, 216, Nr. II. Gleichwohl ſpricht ſich darin keine Klage, kein Bedauern aus, nur das Gefühl eines ſtillen Glücks auf das man zwar eine Zeitlang

wieder verzichten werde, aber doch hoffen dürfe es wieder anzutreffen, als letztes Ziel alles noch ſo mannigfaltigen Strebens.

G. folgte demnach mit gewohnter Pflichttreue dem Rufe ſeines fürſtlichen Freundes in neue Lebensgefahren, die jedoch ein günſtiges Geſchick von beiden abwehrte, wie nahe ſie ſich auch denſelben ja mitten darin befanden. Obgleich nur tagebuchsartig abgefaßt, aber darum unmittelbarer, iſt ſeine Beſchreibung der Belagerung, des Bombardements, der endlichen Uebergabe der Stadt, zugleich von äſthetiſchem wie ſittlichem Intereſſe, indem Dichter und Menſch ſich in der gelaſſenen und doch gefühlvollen Darſtellung der furchtbarſten Zuſtände der Menſchheit gleichmäßig kund geben. Könnten nun vollends die noch vorhandenen colorirten Zeichnungen, welche der Engländer Gore und der Maler Rath Kraus an Ort und Stelle von dem einem Luſtlager ähnlichen Campement, von dem nächtlichen Bombardement, und den nachherigen Ruinen aufnahmen, (*) jener Beſchreibung beigefügt werden, ſo gäbe dieſes ein Werk von hiſtoriſch-artiſtiſchem Intereſſe, das wenige andere dieſer Art durch gleiche Treue und Unmittelbarkeit zu gewähren im Stande ſeyn möchten.

War nun aber dieſes wilde Straßen- Feld- und Lagerleben unter Gefahr Noth und Strappazen aller Art, durch zwei Jahre, gerade in den beſten Monaten für G's. literariſche Thätigkeit, einer anhaltenden Beſchäftigung mit den Muſen nicht günſtig, und daher nicht daran zu denken, daß G. irgend ein eigenes Dichtwerk hätte unternehmen können;

(*) S. Bd. XXX, 291. 296. 307. 327.

mußte er im Gegentheil ſchon zufrieden ſeyn, um nur nicht aus aller Gewohnheit und Uebung zu kommen, die Bearbeitung eines fremden zu verſuchen, die Uebertragung des Reineke Fuchs — dieſer „unheiligen Weltbibel" — in Hexameter, einmal, um ſich von der bisherigen Ueberſättigung an Straßen- Markt- und Pöbelauftritten durch den Einblick in dieſen Hof- und Regentenſpiegel zu erheitern; ſodann auch um ſich practiſch, nach ſeiner Weiſe, im Gebrauch jenes Sylbenmaßes zu üben, deſſen ſogar mangelhafter Technik der köſtliche Gehalt jenes Gedichts gute Aufnahme und unvergänglichen Werth verleihen durfte: ſo war dennoch der ſtete Aufenthalt im Freien für ſeine naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen, namentlich der Farbenerſcheinungen, höchſt vortheilhaft. „Er ſah die Phänomene der Natur in offener Welt und brauchte nicht erſt einen zwirnsfädigen Sonnenſtrahl in die finſterſte Kammer fallen zu laſſen, um zu erfahren daß **Hell** und **Dunkel** Farben erzeuge." Dabei bemerkte er kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchſt verdrießlich iſt; wenn Gefahr hingegen uns belebt und ergötzt. (*) Ununterbrochen waren ſeine Betrachtungen, unausgeſetzt das Bemerken, — ſelbſt während der Kanonade bei Valmy — und Ihm, dem Unſchreibſeligen, ſtand der gute Genius abermals ſchönſchreibend zur Seite, der ihm in Carlsbad und früher ſo förderlich geweſen. (**) So waren es denn gerade dieſe ſo oft getadelten, ja verargten Naturſtudien, zu denen er doch ſo pſychologiſch als methodiſch geführt wurde, die G'n.

(*) Belege dazu ſiehe Band XXX, 300—305; it. 318—321.
(**) S. oben Seite 184. Note (*).

nicht allein am Leben und im Leben erhielten, indem nur ſie ſein menſchliches Gemüth, gegen die immer drohenderen Weltgeſchicke, durch den Einblick in ewige Naturgeſetze, mit Troſt und Hoffnung aufzurichten fähig, ihn zugleich für die einſtweilige Einſtellung heiterer Muſen-Arbeit entſchädigten; ſie ſollten auch das Mittel werden, ihn wiederum dahin zurückzuführen. Ihnen verdankt er den Anlaß zur Anknüpfung eines Verhältniſſes, das in der Art noch nicht dageweſen und nicht leicht wieder ſeines Gleichen finden dürfte, die Verbindung zweier Dichter von ganz verſchiedenen ja entgegengeſetzten Anlagen zu einem gemeinſam wetteifernden Betrieb der Muſengeſchäfte — mit einem Worte: das Verhältniß zu Schiller. — Doch Er ſelbſt möge das Nähere erzählen.

V. Goethe's Verhältniß zu Schiller.

1793 — 1805.

„Genoß ich die ſchönſten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit als ich der Metamorphoſe der Pflanzen nachforſchte, als mir die Stufenfolge derſelben klar geworden; begeiſterte mir dieſe Vorſtellung den Aufenthalt von Neapel und Sicilien; gewann ich dieſe Art das Pflanzenreich zu betrachten immer mehr und mehr lieb; übte ich mich unausgeſetzt daran auf Wegen und Stegen: ſo mußten mir dieſe vergnüglichen Bemühungen dadurch unſchätzbar werden, daß ſie Anlaß gaben zu einem der höchſten Verhältniſſe, die mir das Glück in ſpätern Jahren bereitete: die nähere Verbindung mit Schiller bin ich dieſen erfreulichen Erſcheinungen ſchuldig; ſie beſeitigten die Mißverhältniſſe welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten."

Welche Mißverhältniſſe es waren, und wie ſie allmählig beſeitigt wurden, erzählt er ferner.

„Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert um das was während der Zeit in Deutſchland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Anſehen, von aus-

gebreiteter Wirkung, leider ſolche die mich äußerſt anwiderten, ich nenne Heinſe's **Ardinghello** und Schiller's **Räuber**."

„Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm; dieſer, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen, (*) von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte."

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was ſie unternommen und geleiſtet: denn der Menſch kann ſich nicht verſagen nach ſeiner Art wirken zu wollen; er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter. Daher denn ſoviel Treffliches und Albernes ſich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt."

„Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo vom wilden Studenten, als von der gebildeten Hofdame(**)

(*) Er meint vorzüglich Werther und Stella u. a. m. als apprehenſive Süjets, was die Deutſchen, doctrinär wie ſie ſind, und überall Doctrin witternd, ihm als moraliſche Ketzerei anrechnen und in jeder neuen Generation ruminiren. — „Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Aeltern erzogen wären." [IV, 333.]

(**) So erzählt G. noch ſpäterhin [1795 d. 8. Juli] „in Carlsbad habe ein allerliebſtes Weibchen, ihn mit Heinſe verwechſelnd und dafür haltend, geſtanden: ſie habe ſeine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen geleſen, beſonders habe ſie der Ardinghello über alle Maßen intereſſirt." [S. Schiller's Briefw. Nr. 81, S. 177, 178.] Das Seitenſtück zu dieſem Geſchmack liefert eine andere Dame, welche an Schlegel's **Lucinde** ein großes Wohlgefallen findend, den **Alarcos** für ein ſehr religiöſes Product

gezollt ward, der erſchreckte mich: denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen; die Gegenſtände zu welchen, die Art und Weiſe wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt, und gelähmt. (*) Und was mich am meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, ſowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury, ſchienen mir gleichfalls gefährdet; ich war ſehr betroffen!"

„Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, (**) wenn es **möglich** geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? man denke ſich meinen Zuſtand!"

---

deſſelben Verfaſſers erklärt. [S. Schiller's Briefw. Nr. 833, S. 132. = 1802 den 12. Mai.]

(*) G's. Ahndung iſt leider nur zuſehr eingetroffen, und bis auf dieſe Stunde noch ſind jene Gegenſtände beſeitigt, durch die Nazarener-Tendenz, und dieſe Weiſe gelähmt, durch das jetzt von allen Seiten her discreditirte Studium antiker Dicht- und Bildkunſt, das höchſtens auf das Reſultat bloßer Erkenntniß hinauslaufen ſolle. Dieſer könnte man jedoch zu unſerm modernen Leben füglich überhoben ſeyn. Wozu die leere Schul-Weisheit ohne Anwendung? Denken und Thun, darin beſteht alles menſchenwürdige Daſeyn.

(**) — „Um lieber, wie er anderswo ſagt, aus meinem Innerſten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als mich noch einmal mit der millionenfachen Hydra der Empirie herumzuſchlagen." [Schill. Nr. 349, S. 208. coll. Nr. 344, S. 182.] „Denn mit der Welt muß Niemand leben, als wer ſie brauchen will." [Bd. IV, 319]; und ein ſolcher „giebt lieber ſein Innerſtes auf, als es ſich ganz allein und umſonſt ſauer werden zu laſſen." [XLVI, 12.] — „Was hat man mit einem ſeltenen Talente, wenn es in ſich ſelber verkauern ſoll und keinen Zweiten findet, der den ſchwer erhobenen Schatz anzuſchauen Gewalt hat über ſich ſelber?" [Z. Nr. 767.]

„Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt!“

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam, [im November 1788] und eine Zeitlang bei mir verweilte, [bis ins Frühjahr 1789] beſtärkte ſich mit mir leidenſchaftlich in dieſen Geſinnungen; ich vermied Schillern, der in Weimar ſich aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab, und ſo lebten wir eine Zeitlang neben einander fort.“ —

Auch Schiller ſeinerſeits fühlte keine beſondere Anmuthung ſich G'n. mehr zu nähern.

„Im Ganzen genommen — ſchrieb er nach einer zufälligen Zuſammenkunft mit G. in Rudolſtadt [1788] — iſt meine in der That große Idee von Goethe, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. (*) Vieles was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. (**) Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang

(*) Gleichwohl hätte er ſchon 1781 was darum gegeben, als er noch in Stuttgart war, Goethen auf dieſem Boden zu begegnen. S. Brief Nr. 359, S. 258.

(**) Eine Klage, ein Bedauern, ein Vorwurf die nach der Zeit ſich von Andern wiederholt finden. Jammer und Schade daß G. nicht ewig jung bleiben, oder nicht mit einem Jeden wieder jung werden konnte! Daß er ſich überlebt habe, wie man der Welt verſichern will, iſt nicht „gewiß,“ wohl aber daß er über die Andern hinausgelebt habe, die, wer weiß wann, erſt dahin kommen, wo er geblieben iſt.

her anders angelegt als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. (*) Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ —

„Sein Aufſatz über Anmuth und Würde — erzählt G. weiter — war ebenſowenig ein Mittel mich zu verſöhnen. Die Kantiſche Philoſophie, welche das Subject ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche was die Natur in ſein Weſen gelegt, und Er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte.“

„Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig, lebendig, vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. (**) Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direct auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in

---

(*) Den radicalen Unterſchied geſtehen und beſprechen beide Dichter. S. Schill. Briefw. Nr. 205, S. 180; Nr. 206, S. 182; Nr. 263, S. 13; Nr. 400, S. 8, 9; u. G's. W. Bd. XLIX, 96.

(**) Schiller hatte überhaupt ſowenig Naturanſchauung, wie Naturkenntniß. Was er von beidem in der Folge durch den Umgang mit G. ſich aneignete, reichte doch nicht hin, um ſeinen Geſtalten jene täuſchende Naturähnlichkeit zu geben, welche die Goetheſchen auszeichnet. Vortrefflich bemerkt v. Humboldt [Br. Nr. XXV, S. 241.] daß Schiller der Natur, ehe ſie noch vollkommen auf ihn einwirken könne, ſchon ſelbſtthätig entgegeneile, daß er nicht ſowohl aus ihr ſchöpfe, als nur durch ſie begeiſtert, ihr Bild durch eigne Kraft ſchaffe ꝛc., welches ſich beſonders an weiblichen Charactern erweiſe, welche G'n. hingegen unglaublich gelängen.

einem falſchen Lichte. Dabei fühlte ich, es ſey noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden: denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener." —

Ohne Zweifel meint G. folgende: (*)

„Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen mit der architectoniſchen Schönheit (**) Vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz (Grazie meint er), das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beide Günſtlinge der Natur werden, bei allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind (***) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, (†) weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinausliegen." —

(*) Schiller's Werke Bd. XVII, S. 202, Note. Ausg. in 12.

(**) Er verſteht darunter die Regelmäßigkeit der körperlichen Formen.

(***) Er zielt auf das Geniewesen, das durch G's. Anhänger und Nachäffer in üblen Ruf kam, die, wie G. ſelbſt klagt, ſeinen Namen ſtinkend gemacht hatten. S. Br. an Lavater Nr. 27; vergl. Band XXXI, 40.

(†) und das mit Recht! denn poeta nascitur. War doch Schiller auch ein „Geborener," ein Geiſtesariſtokrat, (†) der den Adel ſeiner Idealität ſehr geltend zu machen wußte, gegen ſo plebeje Dichter wie Bürger u. a. m.

(†) Siehe oben Band I, S. 405.

Wieviel Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit in der einzigen Note! Die Natur war es ja auch, die Schillern — „der Manches was beim Dichter unbewußt und freiwillig entſpringen ſoll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang" [G's. Werke A. in O. II, II, 654.] — jenes ſtarke Wollen, das er für ſein eigenes erworbenes Verdienſt anſah, gegeben hatte, wie ſie Goethen die Gabe des gegenſtändlichen Denkens d. h. der Anſchauung verliehen, der ſie aber als ein Geſchenk der Natur dankbar erkannte.

„Was eine Gottheit dieſem frei gewährt
„Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
„Erreicht nicht Jeder wie er will und mag."

Es iſt übrigens nicht eines Philoſophen, eine ſo allgemeine Denkart der Menſchen, in der alten,(*) wie in der neuen Welt,(**) eine verkehrte zu nennen. Man erkennt darin, wennnicht „ein ſelbſtiſches Gemüth," von dem Goethe ſeinen Taſſo ſagen läßt:

„Es könne nicht der Qual des engen Neids entfliehn,
Und werde, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das werd' es nie verzeihn."

— man erkennt darin wenigſtens jenen philoſophiſchen Hochmuth, — ähnlich dem theologiſchen, der die Tugend der

---

(*) nam in ingenio quoque, sicut in agro, quamquam diu serantur atque elaborantur, gratiora tamen quae sua sponte nascuntur; Tacit. Dialog. c. 6.

(**) „Je älter man wird, jemehr ſchätzt man Naturgaben, weil ſie durch Nichts können angeſchafft werden." G. an Schloſſer d. 30. Auguſt 1799.

Heiden nicht gelten läßt, — von dem zu der Zeit der Kantianer die Laien viel zu leiden hatten, wenn jene den categoriſchen Imperativ an die Geſinnungen und Handlungen dieſer anlegend, ebenſowohl Neigung als Pflichtgefühl darin entdecken und ſie deswegen nicht für moraliſch wollten gelten laſſen, — oder wie die Hegelianer alle die nicht für voll anſehen, welche nicht mit dem Brelique-breloque ihrer Dialectik umzuſpringen wiſſen; daher gilt ihnen auch G. Nichts. Doch dieſer räumt es ja gutwillig ein, daß ihm dialectiſche Gabe nicht verliehen ſey, [XXX, 202] ja daß er für eigentliche Philoſophie kein Organ habe. [L, 49 f.]

„An keine Vereinigung — fährt G. fort — war (deshalb) zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich der Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, (*) da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zuſammenfallen können, daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus Folgendem.“

(*) S. oben Seite 343. Note (*).

1 7 9 4.

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einſtmal fand ich Schillern daſelbſt, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig und mir ſehr willkommen: „wie eine ſo zerſtückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne."

„Ich erwiderte darauf: daß ſie dem Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bliebe, und daß es doch wohl noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen."

„Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſeyn, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein ſolches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe." —

In der Folge muß er es doch eingeſehen haben, weil er in dem geiſtigen Portrait, das er von G. entwirft, ſich der Worte deſſelben bedienend ſagt: „Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen ſie den Erklärungsgrund für das Individuum auf ꝛc.(*)

„Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, — fährt G. fort — das Geſpräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen characteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen."

„Er vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee!" — Ich ſtutzte, verdrießlich(**) einigermaßen: denn der Punct der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich wieder regen; ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: „Das kann mir ſehr lieb ſeyn daß ich Ideen habe ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe." —

(*) Schill. Briefw. Nr. 4, S. 14. Es iſt übrigens dieſe Bemerkung ſchon in G's. früherem Geſtändniß enthalten: „er habe ſich immer nur aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können," [S. oben S. 112] und alſo nur „eine Erzählung und Auslegung ſeiner Träume," wie G. ſich auszudrücken liebte. S. oben Seite 112 Note (*).

(**) Wie pſychologiſch aufrichtig! Wer fühlte nicht in gleichem oder ähnlichem Falle eines fremden Ascendants daſſelbe? G. hat nie den Menſchen verläugnet; aber der gebildete und geſittete Mann ließ die natürlichen Regungen nicht die Oberhand gewinnen.

G., dem es überall nur um Belehrung zu thun war, und auf die Art und Weiſe wie man ſie ihm geben mochte, wenig ankam — daher er auch von ſeinen Gegnern und Feinden lernen konnte — übertrug dergleichen unfreundliche Zurechtweiſungen, trockne Abfertigungen, wie ſie die wiſſenſchaftlichen Gelehrten mit dem ihnen eigenthümlichen Sneer uns Laien und Halbgelehrten zu geben pflegen, (*) um der Sache willen, während er ſelbſt in Fällen, wo Er der Mehr- und Beſſerwiſſende war, auf das feinſte, artigſte, die Eigenliebe des andern ſchonendſte, Belehrung und Berichtigung zu geben verſtand. (**) Aber freilich kann nur der ſelbſt Senſibelſte, Reizbarſte das Vor- und Mitgefühl haben von dem was einem Andern wehthun und ihn verletzen könnte. Er war darin gerade das Gegentheil ſogar von Perſonen, die er unter ſeine Freunde zählte. Auch wären wohl Wenige von ihnen im Stande geweſen, im hohen Alter ein Geſtändniß abzulegen, wie dieſes: daß er, ſowenig wie Schiller,

---

(*) Vergl. Zur Naturw. u. Morph. I, 2, 107; oder Bd. LIV, 304.

(**) Dieſes zeigt ſich unter Anderem in der Art, wie er einen wunderlichen Einfall Schiller's — das aſtrologiſche Motiv der Planetenbilder im Wallenſtein durch eine monogrammartige Figur in Namens-Chiffern darzuſtellen — als geſchmack- und effectlos abzurathen ſucht, wofür ihm Schiller doch zuletzt Dank wußte [Nr. 534, 535.]; desgl. die förmliche Communionsſcene in Maria Stuart als Anſtoß gebend [Nr. 723.], gegen welche ſich auch Wieland erklärte. Das Verlangen auch objectiv nach ſeiner Art zu ſeyn, ließ S'n., der Schauluſt des Publicums nachgebend, ein Lager, einen Krönungszug, einen Catafalk, einen Brautlauf ꝛc. auf die Bühne bringen. Er geſteht dieß, indem er ſagt: „es kann mir begegnet ſeyn den materiellen Forderungen der Welt und Zeit etwas eingeräumt zu haben ꝛc." it. „es kann leicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfülle, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe." [Br. an v. Humboldt Nr. LVII.]

damals einer vollendeten Reiſe genoſſen, wie ſie der Mann wohl wünſchen ſollte, deshalb denn zu der Differenz ihrer Individualitäten die Gährung ſich geſellte, die ein jeder mit ſich ſelbſt zu verarbeiten hatte; weswegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue, in hohem Grade erfordert wurden, um ein freundſchaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zuſammenwirken zu laſſen." [A. in Q. II. II. 650.]

„Schiller der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, (*) und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen, als abzu:

(*) Ungerecht beſcheiden! wie ihm das öfters begegnete. So ſchrieb er ſich auch eine rohere Natur zu, als Knebeln und Lavatern, [Br. Nr. 40.] worin man ihm nicht Recht geben kann, wenn man es auch nur für heftig verſtehen wollte, was er doch nur in geeigneten Fällen war. Was Schillern betrifft, ſo hatte er weder die Eine noch die Andere der angerühmten Eigenſchaften im Uebermaß. Wer z. B. ſich nur als moraliſche Unart erklären kann, was G. gutmüthiger für bloße Beſchränktheit anſieht, beweiſt nicht übergroße Lebensklugheit [Schill. Nr. 421, S. 87]; und wer ſo obſtinat das Augenzeugniß ſeines genialen und kunſtverſtändigen Freundes, in einer äſthetiſchen Sache wie das Melodram Pygmalion, nicht will gelten laſſen, verräth nicht zuviel Lebensart. [Nr. 455.] —

Aber Lieb' und Freundſchaft ließen G'n. meiſt vortheilhafter von den Gegenſtänden ſeiner Neigung urtheilen, als es Andern begründet ſcheinen wollte. Wäre es aber ſonſt auch Liebe und Freundſchaft? Die Syntheſe der Neigung iſt es die ihm Alles lebendig macht. [Vergl. III, 291.] Er dachte nicht über Perſonen die er lieb hatte, (*) wie er ſich auch keine Vorbegriffe von einer erſt zu erwartenden Perſon machte, alſo auch keine zurückzunehmen oder zu berichtigen brauchte. [XXX, 190.] Aus dieſer Sinnesart erklärt ſich Vieles was außerdem unbegreiflich erſcheint, z. B. wenn G. gewiſſe Verhältniſſe lieber einfürallemal mit Weisheit übertrug, anſtatt ſie aufzugeben. [Vergl. XXXII, 178 f., it. XLIX, 61.] Er ſah ſie als Prüfſteine des Characters an, und ſo bewies er ſelbſt auch in dieſem Sinne Character.

(*) Exuit personam judicis quisquis amicum induit.

ſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſprang, ſo ward viel gekämpft, und dann Stillſtand gemacht. Keiner von beiden konnte ſich für den Sieger halten, beide hielten ſich für unüberwindlich."

„Sätze wie folgender, machten mich ganz unglücklich."

„Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſeyn ſollte? Denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne."

„Wenn er das für eine Idee hielt, was ich, mit unbewußter Naivetät wirklich vor Augen zu ſehen glaubend, [L, 51.] als Erfahrung ausſprach; ſo mußte doch zwiſchen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten.(*) — Der erſte Schritt war jedoch gethan, Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten; ich nahm Theil an ſeinen Abſichten und verſprach 24. Juni.
zu den Horen Manches was bei mir verborgen lag, herzu- Br.Nr.2.
geben; ſeine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben

---

(*) Wie G. ſpäterhin ſich die Sache zurecht zu legen wußte, lehrt ein Aufſatz [Bd. L, S. 51—60.] worin es unter Anderem heißt: Nachdem er mit Kant's Kritik der reinen Vernunft bekannt geworden, habe er allen Freunden vollkommen Beifall gegeben, welche mit K. behaupten: wenn gleich alle unſre Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, ſo entſpringe ſie darum nicht eben alle aus der Erfahrung. — Ferner: „Endlich finden wir, daß der Philoſoph wohl möchte Recht haben welcher behauptet, daß keine Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt daß Idee und Erfahrung analog ſeyn können ja müſſen." — Und zuletzt: „In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre" [XLIX, 88.]; desgleichen: „die Idee läßt ſich nicht ins Enge noch ins Gleichgewicht (mit der Erfahrung) bringen." [Bd. LIV, 282.]

und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verhältniß; alle beiderſeitigen Freunde waren froh, und ſo beſiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettſtreit zwiſchen Object und Subject, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat."

G. drückt ſich hier wie allenthalben, wo er von ſeinem Thun und Leiſten zu ſprechen hat, mit einer aufrichtig gemeinten Litotes aus. Es wird ſich aber weiterhin zeigen: von welcher Bedeutſamkeit, von welchem Einfluß für und auf die deutſche Literatur jene Correſpondenz während ihrer Dauer war und das Studium derſelben für ihre Geſchichte und Kritik noch iſt.

Auch Schiller ſtimmt im Weſentlichen mit dieſer Erzählung überein, wenn er an einen Freund ſchreibt:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer kleinen Reiſe) fand
27.Aug. ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit
Br.Nr.5. Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die umſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspuncte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen!" (*)

(*) „Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen als er ihm geben könne. Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten ſich einander, ſo ward Liebe unter uns ꝛc." ſchreibt Jacobi von ſeinem erſten Bekanntwerden mit G., an Wieland. Nr. 60, d. 27. Auguſt 1774.

„Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher *allein* und *ohne Aufmunterung* [Schill. Br. Nr. 3. u. Nr. 5, S. 20. 21.] betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel.“ (*) —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reiſen und bei Goethe wohnen. (**) Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden ſoll. Unſere nähere Berührung wird für uns Beide entſcheidende Folgen haben und ich freue mich innig darauf ꝛc.“

(*) Mit wahrhafter *Grazie*, im vollen griechiſchen Sinne des Wortes *Charis*, drückt G. dieſen Ideentauſch (von Objecten und Ideen) in folgendem paraboliſchen Gedichtchen an Schiller aus, bei Ueberſendung einer kleinen Mineralienſammlung:

„Dem Herren in der Wüſte bracht'
Der Satan einen Stein,
Und ſagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen ſeyn! —
Von vielen Steinen ſendet Dir
Der Freund ein Muſterſtück:
Ideen giebſt Du bald dafür
Ihm *tauſendfach* zurück!“ [Nr. 317.]

Daß G. ſich mit dem *Satan*, ſeinen Freund mit dem *Herrn* paralleliſirt, iſt doch von dem artigſten, man möchte ſagen, *galanteſten* Humor. Auch ſonſt, in anderer Beziehung, ſchreibt er ihm eine *Chriſtustendenz* zu [Z. Nr. 747.] die hohe ſittliche *Lehrgabe* ſeines Freundes, die ihm ganz verſagt ſey, willig anerkennend. — So Manches was G. *lebte*, war von dieſer humoriſtiſchen Art, und ward weder *geſchrieben* noch *gedruckt*. Siehe oben Seite 214 u. f.

(**) Es geſchah den 14. Septbr. 1794 und *Schiller* blieb bis zum 27. G. nennt es daher eine vierzehntägige Conferenz. S. Briefw. Nr. 11, 12 und Nr. 14.

Nach dieſer Zuſammenkunft ſchreibt Schiller an denſelben Freund:

„Wir haben eine Correſpondenz mit einander über gemiſchte Materien beſchloſſen, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint G., bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigen Sachen einſtimmig und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden ꝛc.“ — —

„Nach dieſem glücklichen Beginnen — erzählt nun G. — entwickelten ſich, in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs, die philoſophiſchen Anlagen, in wiefern ſie meine Natur enthielt,(*) nach und nach; davon denke ich möglichſt Rechenſchaft zu geben, wennſchon die obwaltenden Schwierigkeiten jedem Kenner ſogleich ins Auge fallen müſſen. Denn diejenigen, welche von einem höhern Standpunkte die behagliche Sicherheit des Menſchenverſtandes überſchauen, des einem geſunden Menſchen angeborenen Verſtandes, der weder an den Gegenſtänden und ihrem Bezug, noch an der eigenen Befugniß ſie zu erkennen, zu begreifen, zu beurtheilen, zu ſchätzen, zu benutzen zweifelt, ſolche Männer werden gewiß gern geſtehen, daß ein faſt Unmögliches unternommen werde, wenn man die Uebergänge in einen geläu-

---

(*) „Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte ꝛc.“ [I., 49.] Vergl. unten S. 363, Note (**).

terten, freiern, ſelbſtbewußten Zuſtand, deren es tauſend und aber tauſend geben muß, zu ſchildern unternimmt. (*) Von Bildungsſtufen kann die Rede nicht ſeyn, wohl aber von Irr- Schleif- und Schleichwegen, und ſodann von unbeabſichtigtem Sprung und belebtem Auffprung zu einer höheren Cultur."

„Und wer kann denn zuletzt ſagen, daß er wiſſenſchaftlich in der höchſten Region des Bewußtſeyns immer wandele, wo man das Aeußere mit größter Bedächtigkeit, mit ſo ſcharfer als ruhiger Aufmerkſamkeit betrachtet; wo man zugleich ſein eignes Innere mit kluger Umſicht, mit beſcheidener Vorſicht walten läßt, in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen harmoniſchen Anſchauens. Trübt uns nicht die Welt, trüben wir uns nicht ſelbſt ſolche Momente? Fromme Wünſche jedoch dürfen wir hegen, liebevolles Annähern an das Unerreichbare (**) zu verſuchen, iſt nicht unterſagt ꝛc."

„Was uns bei unſern Darſtellungen (***) zunächſt gelingt, empfehlen wir längſt verehrten Freunden, und zugleich der deutſchen nach dem Guten und Rechten hinſtrebenden Jugend. Möchten wir aus ihnen friſche Theilnehmer und künftige Beförderer heranlocken und erwerben! ꝛc." — —

Aufrichtiger, beſcheidener, ſich hingebender, auf humane Theilnahme rechnend, kann doch wohl keine Confeſſion gefunden werden als dieſe, und man ſollte denken, Feinde und Gegner müßten ſich dabei beruhigen und zufrieden geben.

Was könnten ſie nun noch Anderes thun, als nur immer wieder mit anderen Worten daſſelbe ſagen, was er zuerſt

(*) Vergl. eine ähnliche Stelle Bd. XXX, 191.
(**) Vergl. oben S. 77.
(***) in den Aufſätzen z. Naturwiſſenſchaft, Morphol. u. Farbenlehre.

freiwillig und unaufgefordert ausſprach, und ſomit das mannigfach innerlich und äußerlich Bedingte mit einem Worte das Unvollkommene ſeines Weſens einfürallemal zugab. Der Menſch kann ſich nicht anders machen, und wie er geſponnen iſt, ſo muß er verzwirnt und verweiſt werden, oder wie Er auch ſagt: „Niemand kann ſich umprägen und Niemand ſeinem Schickſal entgehen." [XXIX, 59.]

VI. Goethe's und Schiller's Briefwechſel.

1794 — 1805.

Man hat in der neueſten Zeit das Verhältniß in welchem beide Dichter zu einander ſtanden, ganz verkehrt gefaßt und mit parteiiſcher Vorliebe dem Einen zugeſprochen, was dem Andern gebührt, wie ſchon oben bemerkt worden. [Band I, S. 448.] Es iſt aber nöthig, daß, obſchon die Correſpondenz vor aller Welt Augen liegt, und ein Jeder durch eigene Anſicht von dem wahren Verhalt der Sache ſich unterrichten könnte, dennoch, bei der Gleichgültigkeit der meiſten Menſchen gegen alles was nicht unmittelbar ſie angeht, die Aufmerkſamkeit auf jenes Document wiederum erregt und ihr einiger Antheil an dem was Recht und Billigkeit verlangen, abgewonnen werde. Dieß kann nur geſchehen durch eine gedrängte Ueberſicht der gegenſeitigen Einwirkungen beider Dichter auf einander, wie ſie ſelber ſolche mit ausdrücklichen Worten bezeichnen. Nur auf die Weiſe kann ohne Widerrede hervorgehn, nicht allein ob, ſondern auch wie und worin ein jeder derſelben von dem andern gefördert worden.

Da nun Schiller durch ſeine Einladung Goethe's zum Beitritt an ſeinem Journal, die Horen, die Correſpondenz

eröffnet und eine geiſtige Characteriſtik Goethe's als Dichter entwirft, ſo muß auch dieſe hier mitgetheilt werden, um die nöthigen Bemerkungen anknüpfen zu können. Sie iſt ſozuſagen der Prolog oder die Expoſition des Drama's, das ſich hernach in den einzelnen Briefen, wie in einer Folge von Scenen abſpielt. Wenn es nicht anmaßlich klänge, ſo dürften auch die Interlocutionen des Verf. ſo im Text als in den Noten, ſich mit ſolchen Stellen des Chors im griechiſchen Drama, wo derſelbe das Thun und Laſſen ſeiner Helden mit ſeinem unvorgreiflichen Urtheil begleitet, gewiſſermaßen vergleichen laſſen. Denn es kam auch hier darauf an, ein Pro und Contra theilnehmend auszuſprechen.

---

a) Goethe durch Schiller gefördert.

Nr. 4. „Die neulichen Unterhaltungen (*) hatten S's. ganze
S. 12. Ideen-Maſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand der ihn ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigte. Ueber ſo Manches, worüber er mit ſich ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hatte die Anſchauung von G's. Geiſt — denn ſo müſſe er den Totaleindruck von deſſen Ideen auf ihn nennen — ein unerwartetes Licht aufgeſteckt. S'n. fehlte das Object, der Körper zu mehrern ſpeculativen Ideen, und G. brachte ihn auf die Spur davon. G's. beobachtender Blick der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruhe, ſetze ihn nie in Gefahr auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die ſpeculative als die willkührliche und bloß

(*) Sie fielen zwiſchen den 24. Juni und 25. Juli, während jenes Beſuchs, den G. anmeldet in Br. Nr. 2.

ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſo leicht verirre. In G's. richtiger Intuition liege alles, und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſuche; und nur weil es als ein Ganzes in G. liege, ſey ihm ſein eigener Reichthum verborgen: denn leider wiſſe der Menſch nur das was er ſcheide. Geiſter von G's. Art wüßten daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind und wie wenig Urſache ſie haben von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen könne. Dieſe könne blos zergliedern was ihr gegeben werde, aber das Geben ſelbſt ſey nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genie's, welches unter dem dunkeln aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Geſetzen verbinde.“ (*)

„Lange ſchon habe er, obgleich aus ziemlicher Ferne, Nr. 4.
dem Gange des Goethe'ſchen Geiſtes zugeſehen, und den S.13.14.
Weg den er ſich vorgezeichnet mit erneuter Bewunderung bemerkt. G. ſuche das Nothwendige der Natur; (**) aber er ſuche es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten würde. Er nehme die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungen ſuche er den Erklärungsgrund für das Individuum auf; von der einfachen Organiſation ſteige er, Schritt vor Schritt, zu der

---

(*) Freilich müſſen dieſe objectiven Geſetze doch zuerſt irgendwo ſubjectiv=practiſch zum Vorſchein kommen, außerdem wüßte man Nichts von ihnen.

(**) „Das Geſetz, nennt es G., nach welchem die Natur ſowohl als die Kunſt verfahre.“ [S. oben S. 240 und 278; 284.] Dieſes zu ſuchen war ſein angeborner Trieb: „Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.“ [XLIX, 76.]

mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Er ihn der Natur gleichſam nacherſchaffe, ſuche Er in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeige, wie ſehr G's. Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhalte."

„G. könne niemals gehofft haben, daß ſein Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, ſey mehr werth als jeden andern zu endigen (*) — und Er habe gewählt wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit."

Nr. 4. „Wäre G. ein Grieche, ja nur als ein Italiäner
S.15.16. geboren worden, (**) und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt ihn umgeben; ſo wäre ſein Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden."

„Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätte er dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit ſeinen erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in ihm entwickelt. Nun Er ein Deutſcher geboren ſey, da ſein

(*) „Wenigſtens ſoll man ſagen, es war kühn entworfen ꝛc." wie G. ſelber das Prognoſtikon ſich ſtellte. S. oben S. 121.

(**) Vergl. G's. eigene Bemerkung oben S. 221, Note (***) desgl. den Wunſch: „Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte!" oder wie es im Mſcpt. vor der Redaction hieß: „wenn das meine Nation, meine Sprache wäre, ich wollte ſie toll machen." [XXVII, 35.] Nun hat er ſich in der ſeinigen nur undankbare Mäkler herangebildet; und ſo in dem ſchlechteſten Stoff leider nur Leben und Kunſt verdorben. [Bd. I, S. 355, Nr. 29.]

griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen worden, ſey ihm keine andere Wahl geblieben, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, (*) oder ſeiner Imagination das was ihr die Wirklichkeit vorenthalten, durch Nachhülfe der Denkkraft (**) zu erſetzen, und ſo gleichſam von Innen heraus auf rationalem Wege in Griechenland zu gebären."

„In derjenigen Lebensepoche wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, (***) habe er ſchon eine wilde und nordiſche Natur (†) in ſich aufgenommen gehabt, als ſein ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von Innen entdeckte und von Außen her, durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur, davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußte Er die alte, ſeiner Einbildungskraft ſchon aufgedrungene Natur nach dem beſſern Muſter, das ſein bildender Geiſt ſich erſchuf, cor-

---

(*) und dieſer zu bleiben, wie es auch Einige von ihm verlangten, die ihm die Reiſe nach Italien und das Studium der Antike beſonders verargen. Hübſch in Deutſchland hätte er bleiben ſollen, in Frankfurt, ſich an keinen Hof begeben, lieber mit Leiden und Stürmen ſich herumſchlagen, und eine deutſche Dichterſchule ſtiften, wozu ſich alles pretirte, ꝛc. ꝛc. und ein Deutſcher Shakspeare werden!

(**) nicht allein der Denkkraft, ſondern auch und zunächſt der unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung der antiken Kunſtwerke, und durch verſuchte Nachbildung derſelben, wie wir oben geſehen haben. [Vergl. Seite 240 f.; 273; 281; 284; ꝛc.] Denn nur „Durch Handeln und Beobachten gelangt der Menſchenverſtand zur Abſtraction." [XLIX, 37.]

(***) „von mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zuſtandes der bürgerlichen Welt;" — „von beſchränkten Theorien; von falſchen Muſtern ꝛc." S. Bd. XXXI, 4 u. 6.

(†) „Strohdächer und verfallene Schlöſſer, und zerbröckeltes Geſtein ꝛc." S. oben Seite 241.

rigiren,(*) und das könne nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, vertrage ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bilde. G. habe alſo eine Arbeit mehr: (**) denn wie er von der Anſchauung zur Abſtraction überging, ſo mußte er nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann."

„So ungefähr (***) beurtheile er den Gang des Goethe'ſchen Geiſtes und ob Er Recht habe, werde G. ſelbſt am beſten wiſſen; was er aber ſchwerlich wiſſen könne — weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibe — ſey die ſchöne Uebereinſtimmung ſeines philoſophiſchen Inſtincts mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft ꝛc." — —

(*) umlernen, nannte es G. oben S. 231. 232. — „und wenn man umlernt, da lebt man nicht." [IV, 316.]; producirt alſo auch nicht.

(**) Wohl nicht mehr, ſondern gar nicht, da er niemals Gedanken in Gefühle verwandelte, ſondern mit Gefühlen, das ſind bei ihm Anſchauungen, anfing, die nachher für ihn und Andere zu Gedanken das heißt zu Begriffen wurden. Thun und Denken, Denken und Thun waren bei ihm in ſteter Wechſelwirkung; daher konnte er ſagen: „ſeine Gedichte nicht nur, ſeine Geſchäfte ſogar machten ihn, nicht er ſie: „immer nur aus dem Ganzen ſich ins Detail herausarbeitend, [S. oben S. 112.] aus dem Dunkeln ins Licht." [Schill. Nr. 398.] „Da er nur handelnd denken konnte." [Br. an Meyer]; „Da er nur denken kann, inſofern er producire." [Br. an Knebel.]

(***) Auch nur ſo ungefähr. Durch die bisherigen Relationen, die mit Abſicht ſo ins Detail gehen, weil kein Menſch ſich die Mühe nehmen würde, ſelber ſie aus den Goethe'ſchen Schriften auszuziehen, dürfte man der Sache um Einiges näher kommen.

Wenn dem ſo iſt, ſo hätte es ja wohl bei dieſem philoſophiſchen Inſtinct füglich ſein Bewenden haben können, und G. blieb nach wie vor der Dichter der er war. Zu ſeiner intuitiven Poeſie bedurfte er keiner ſpeculativen Philoſophie, „ſobald in ſeiner richtigen Intuition bereits alles und weit vollſtändiger liege was die Analyſis mühſam ſuche;" ja ſie hätte, ſeine eigenſte Naturgabe verkümmernd, ſtatt eines originalen und primären Goethe, nur einen ſecundären copirten Schiller aus ihm gemacht. Geſteht doch S. ſelber die Unzulänglichkeit der Theorie beim Produciren, und wie wenig der Poet durch allgemeine Begriffe bei der Ausführung gefördert werde. (*) Aber auch die naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen wären, ſelbſt ohne eine ſyſtematiſche Behandlung durch Philoſophie, bei nur natürlicher Anordnung der Phänomene nach dem bloßen Menſchenverſtande, immer noch von Intereſſe und Anwendbarkeit geweſen; gerade ſo wie G. von Chladni und Eckhels Verfahren zu rühmen weiß. (**)

Schiller hatte demnach nicht Urſache, Goethen die Speculation nicht nur plauſibel zu machen, ſondern ſie gewiſſermaßen als unerlaßbar vorzuſtellen, wenn er ſelber ſie nicht brauchen konnte, und „zuweilen die ganze Elementar-Aeſthetik für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſt-

---

(*) Br. an v. Humboldt Nr. LI, S. 438; it. Nachricht von S's. Leben im erſten Band ſeiner Werke S. 36. 37.

(**) G. an Schiller Nr. 853. Vergl. Z. Nr. 252, S. 288. „Methode iſt das was dem Subject angehört: das Object iſt ja bekannt. Methode läßt ſich nicht überliefern. Es muß ein Individuum ſich finden, dem das gleiche Verfahren Bedürfniß iſt. Eigentlich haben nur Dichter und Künſtler Methode, indem ihnen daran liegt, mit Etwas fertig zu werden und vor ſich hinzuſtellen." [G. mündlich zu mir.]

griff des Handwerks hätte hingeben mögen." Und gewiß, in aller Kunſt iſt weit mehr *Ueberlieferbares* als man glaubt." [S. oben S. 294.] „Niemand aber will jetzt durch *Ueberlieferung* lernen." [Z. Nr. 252, S. 288.]

Allein S. ſcheint das Intereſſe gehabt zu haben, ſeine Art zu dichten der *Goethe'ſchen* dadurch mehr anzunähern, daß er beide als in ihren Tendenzen ſich einander begegnend, ja ſogar in der Mitte zuſammenkommend, vorſtellig macht: denn er fährt fort:

Nr. 4. S. 17.18. „Beim erſten Anblick zwar ſcheine es, als könne es keine größere Oppoſition geben als den *ſpeculativen* Geiſt, der von der *Einheit*, und den *intuitiven*, der von der *Mannigfaltigkeit* ausgeht. Suche aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinne die *Erfahrung*, und ſuche der letztere mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft *das Geſetz*; (*) ſo könne es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege ſich begegnen." —

Allein „es iſt — wie G. bemerkt — ein großer Unterſchied: ob der Dichter zum Allgemeinen (zur Idee) das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht *Allegorie*, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die andere Art aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie. Sie ſpricht ein *Beſonderes* aus, ohne ans *Allgemeine* zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nun das Beſondere

(*) Wenn es aber ſchon in der *Intuition* liegt, ſo braucht er ja nicht zu ſuchen was er bereits hat! Es heißt alſo blos: er ſolle nur *auch* theoretiſiren, um Jenem näher zu kommen und ihm mit der mangelnden Erfahrung aushelfen zu können. Dieß iſt aber ein Tauſch wie zwiſchen *Glaukos* und *Diomedes*.

lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erſt ſpät.“ [Bd. XLVII, 96.] (*) — „Zwar habe der intuitive Geiſt nur mit Individuen, und der ſpeculative nur mit Gattungen zu thun; ſey aber der intuitive genialiſch, und ſuche er in dem Empiriſchen den Character der Nothwendigkeit auf; ſo werde er zwar immer Individuen, aber mit dem Character der Gattung erzeugen: und ſey der ſpeculative Geiſt genialiſch, und verliere er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht; ſo werde er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.“ —

Setzt man nun für intuitiver Geiſt, **Goethe**, und ſtatt ſpeculativer, **Schiller**; ſo ſieht man, die Meinung ſey: G. producire nur Individuen, (**) S. aber Gattungen; oder mit andern Worten: Jener gebe Realitäten, die nach dem Idealen tendiren; dieſer aber Ideale, die auf Realität Anſpruch machen können. Und auf die Schöpfung ſolcher Weſen, wie auf ein Eigenes, das G. nicht habe, auch nie erreichen könne, thut ſich S. nicht wenig zu Gute, in einem gleichzeitigen Briefe an ſeinen intimſten Freund Wilhelm von Humboldt. [Nr. L, S. 431. f.]

Es ſcheint jedoch ſehr die Frage: ob Charactere wie Franz Moor, Philipp, Poſa, Wallenſtein u. a. m.

(*) Das Allgemeine, z. B. das Quidquid delirant reges plectuntur Achivi, entnimmt man gar leicht aus dem Beſondern, aus dem Ereigniß zwiſchen Achill und Agamemnon, wenn man es auch nicht aus der eignen Zeitgeſchichte gelernt hätte, und ein Symbol menſchlicher Lebensfata überhaupt erblickt man in den Schickſalen des Ulyſſes, ſo gut wie in des Ritter Curts Brautfahrt. [G's. W. Bd. I, 193.]

(**) Und das thut, zu ſeiner Entſchuldigung — die Natur auch!

ein mögliches Leben, und eine gegründete Beziehung auf wirkliche Perſonen jemals haben können, ob ſie nicht vielmehr nur als Träger ſpeculativiſcher Ideen gelten dürfen? während Götz, Egmont, ſelbſt ein Weißlingen und Clavigo als Menſchen von unſerm Fleiſch und Bein erſcheinen; von den Frauencharacteren nicht zu reden, gegen deren Naturwahrheit die Schiller'ſchen, in allem Glanze idealiſcher Appretur, ſelbſt nach dem Urtheil jenes kunſtrichterlichen Freundes, zurückſtehen: denn ſie ſind mit keiner Seele, mit keiner Mutter erzeugt und von ihr geboren, ſondern ohne dieſe nur aus dem Haupte des Dichters entſprungen, mögen ſie auch ſo jungfräulich und weiſe ſeyn wie Minerva. —

Schiller erkennt auch in der Folge den Unterſchied, indem er eingeſteht: es ſey eine ganz andre Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideelle zu realiſiren. In ſeinem Vermögen ſtehe es, gegebene, beſtimmte und beſchränkte, d. h. doch hiſtoriſche Stoffe mit ſeinen Ideen zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen [Nr. 400.]; Goethe hingegen ruhe nicht eher, als bis ſeine Ideen Exiſtenz bekommen haben [Nr. 561.]; d. h. doch nur „Geſtaltung und Specification als der höchſten und einzigen Operation der Natur und Kunſt." [G. an Z. Nr. 128.]

Auf dieſe, hier mit nothwendigen Ein- und Zwiſchenreden unterbrochene, Deduction von G's. geiſtigem Weſen — gleichſam das Thema des ganzen Briefwechſels — läßt ſich G. mit natürlicher unbefangener Freude alſo vernehmen:

„Zu ſeinem Geburtstage hätte ihm kein angenehmeres
Nr. 5. Geſchenk werden können, als S's. Brief, in welchem er mit freundſchaftlicher Hand die Summe ſeiner Exiſtenz ziehe und ihn durch ſeine Theilnahme zu einem emſigeren und lebhaf-

teren Gebrauch ſeiner Kräfte aufmuntere. Reiner Genuß und wahrer Nutzen ſey wechſelſeitig, und er freue ſich ihm gelegentlich zu entwickeln was S's. Unterhaltung ihm gewährt habe, wie er von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden er ſey auf ſeinem Wege fortgegangen zu ſeyn, da es nun ſcheine als wenn ſie Beide, nach einem ſo unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten."

„Er habe den redlichen und ſo ſeltenen Ernſt, der in allem erſcheine was S. geſchrieben, immer zu ſchätzen gewußt, und er dürfe nunmehr Anſpruch machen durch S. ſelbſt mit dem Gange ſeines Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Hätten ſie ſich wechſelſeitig die Puncte klar gemacht, wohin ſie gegenwärtig gelangt ſeyen, ſo würden ſie deſto ununterbrochener gemeinſchaftlich arbeiten können."

„Alles was an und in ihm ſey, werde er mit Freuden mittheilen. Denn da er ſehr lebhaft fühle, daß ſein Unternehmen das Maaß der menſchlichen Kräfte und ihre irdiſche Dauer weit überſteigt, (*) ſo möchte er Manches bei S. deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, ſondern auch beleben."

„Wie groß der Vortheil von S's. Theilnehmung für ihn ſeyn werde, ſolle dieſer bald ſelbſt ſehen, wenn er, bei näherer Bekanntſchaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern

(*) Schon früher und öfter hatte G. das Gefühl daß er in ſeinen Studien zuweit ausbole. „Ich treibe die Sachen als wenn wir ewig auf Erden leben ſollten," ſchrieb er an Lavater bereits den 24. Juli 1780. Vergl. auch oben Seite 245 Note.

bei ihm entdecke, über die er nicht Herr werden könne, wenn er ſich ihrer gleich deutlich bewußt ſey. [Vergl. Nr. 184.] Doch dergleichen Phänomene fänden ſich mehr in unſerer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren laſſen, wenn ſie nur nicht gar zu tyranniſch iſt."

„Er hoffe bald einige Zeit bei S. zuzubringen und dann wollten ſie Manches durchſprechen." —

Hierauf ſchickt G. „einige Blätter, die er nur einem Freunde ſchicken dürfe von dem er hoffen könne, daß er ihm entgegenkomme. Indem er ſie wieder durchleſe, erſcheine er ſich wie jener Knabe der den Ocean in das Grübchen zu ſchöpfen unternahm. Indeſſen ſolle S. ihm künftig mehr ſolche Impromptü's erlauben, ſie würden die Unterhaltung anreizen, beleben und ihr eine Richtung geben." —

Nach einer bekannten, oben bereits [Bd. I, S. 257.] mehr beſprochenen Eigenheit G's., überſendete Gegenſtände, ſeyen es Aufſätze, Bücher oder Bilder, in ſeinen Briefen nicht zu benennen, macht G. auch hier die überſchickten Blätter weder namhaft, noch bezeichnet er ſie näher durch Andeutung ihres Inhalts. Ich müßte mich aber ſehr irren und ſeine Art ſich durch irgend ein Merkmal, z. B. den Synchronismus ſeiner Gleichniſſe mit der jedesmaligen Beſchäftigung, dennoch zu verrathen, dießmal ganz mißverſtehen, oder es iſt das eine Manuſcript der Aufſatz: „Die Natur," jetzt zuerſt im funfzigſten Bande ſeiner Werke mitgetheilt; das andre aber der Aufſatz „Der Verſuch als Vermittler von Object und Subject," in demſelben Bande. Für jene Vermuthung ſpricht der Vergleich mit jenem Knaben, der den Ocean in ein Grübchen zu ſchöpfen unternahm, wenn man die ausgelaſſene Anwendung, welche der heilige

Auguſtinus von dem Geſchichtchen machte, hinzudenkt: denn in dem Falle des Knaben befindet ſich doch offenbar derjenige der, wie Auguſtinus das Weſen Gottes, ſo das Weſen der Natur, der gleich unausſprechlichen, zu erforſchen und alle Prädicabilien von ihr auszuſagen unternimmt, wie in jenen Aphorismen geſchieht. Auf die Vermuthung des andern Aufſatzes führt nicht allein der nahe Bezug des Inhalts zu G's. bisherigen chromatiſchen Arbeiten und das Jahr ſeiner Abfaſſung 1793; ſondern auch zu dem von Schiller angeſtimmten Thema des Objectiven und Subjectiven, das in dem ganzen Verhältniß von Goethe und Schiller zur Sprache kommt, und deſſen Vermittlung ebenermaßen dadurch bewirkt wird, daß Schiller, durch Goethe mehr zum Object getrieben, an Objectivität gewinnt, [Nr. 207.] letzterer aber durch jenen die Mannigfaltigkeit des Subjects genauer kennen und mit mehr Billigkeit anſchauen lernt. [Nr. 401.]

Schillern war der Inhalt dieſes Briefes doppelt erfreulich „weil er daraus erſah, daß er in ſeiner Anſicht von G's. Weſen deſſen eigenem Gefühl begegnete, und daß dieſem die Aufrichtigkeit mit der S. ſein Herz darin ſprechen laſſen, nicht mißfiel. Dieſe ſpäte, aber ihm manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft, ſey ihm abermals ein Beweis wie viel beſſer man oft thut den Zufall machen zu laſſen, als ihm durch zu viele Geſchäftigkeit vorzugreifen. Er ſehe nunmehr vollkommen ein, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen G. und Er wandelten, ſie nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zuſammenführen konnten. (*) Nr. 7. S. 24.

(*) Derſelben Ueberzeugung war auch G. wenn er in der Folge ſchreibt: „Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen." [Nr. 363, S. 278.] Desgl.: „Mein

Nun aber könne er hoffen, daß ſie, ſoviel von dem Wege noch übrig ſeyn möge, in Gemeinſchaft durchwandeln werden und mit umſo größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben."

Nr. 7. S. 25. „G. ſolle bei ihm keinen großen materiellen Reichthum von Ideen erwarten; dieß ſey es was Er bei G. finden werde. Sein Bedürfniß und Streben ſey, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn G. ſeine Armuth an allem was man erworbene Kenntniß (*) nenne einmal näher kennen lernen ſollte, ſo fände er vielleicht, daß es Ihm in manchen Stücken damit möge gelungen ſeyn. Weil ſein Gedankenkreis kleiner ſey, ſo durchlaufe er ihn eben darum ſchneller und öfter, und könne daher ſeine kleine Baarſchaft beſſer nutzen und eine Mannigfaltigkeit die dem Inhalte fehle, durch die Form erzeugen. (**) G. beſtrebe

Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf Einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten." [XLIX, 95.]

(*) „Bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen von außen, die ich habe, koſtet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand um den Stoff zu beleben." [Br. Nr. 741.]

(**) D. h. doch nur durch die äußere Form, indem er bald lyriſch, bald elegiſch, bald epiſch, bald dramatiſch dieſelben Ideen und Gedanken ausführt; ja — wie G. ſpäterhin bemerkt — ſich den Spaß macht: „die Ausſprüche der Vernunft mit dichteriſchem Munde vorzutragen, was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ſey." [Nr. 378.]

Dieſe Spruch- oder Sentenzenpoeſie macht jedoch, von den älteſten Zeiten her, den größten beliebteſten und belobteſten Beſtandtheil unſerer poetiſchen Literatur aus bis auf den heutigen Tag, indem die Menſchen überall Moral, wonicht eben geübt, doch wenigſtens gelehrt haben wollen, und ſie deswegen nicht nur von der Kanzel, ſondern auch von der Bühne herab verlangen. Wie leer aber das eigentlich Moraliſche für die Kunſt ſey, geſteht S. ſelbſt. [Nr. 432, S. 124.]

ſich ſeine große Ideenwelt zu ſimplificiren; S. ſuche Varietät für ſeine kleinen Beſitzungen. G. habe ein Königreich zu regieren, S. nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die er herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.“

„G's. Geiſt wirke in einem außerordentlichen Grade *intuitiv*, und alle ſeine denkenden Kräfte ſcheinen auf die *Imagination*, als ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin compromittirt zu haben. Im Grunde ſey dieß das Höchſte was der Menſch aus ſich machen könne, ſobald es ihm gelinge, ſeine Anſchauung zu *generaliſiren*, und ſeine Empfindung *geſetzgebend* zu machen.“ (*)

„Darnach ſtrebe G. und in wie hohem Grade habe Nr. 7.
er es ſchon erreicht! S's. Verſtand wirke eigentlich mehr S. 26.
ſymboliſirend, und ſo ſchwebe er, als eine Zwitterart, zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Dieſes habe ihm, beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunſt, ein ziemlich linkiſches Anſehn gegeben. Denn gewöhnlich übereilte ihn der Poet, wo er philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt wo er dichten wollte.“

„Noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft ſeine Abſtractionen, und der kalte Verſtand ſeine Dichtungen ſtöre. Könne er dieſer beiden Kräfte inſo-

(*) D. h. zu *realiſiren*, wie S. anderswo ſagt. Dieſes geſchieht aber durch ein Concretiſiren, ja Individualiſiren: denn *Specification* und *Geſtaltung* ſind das worauf Natur und Kunſt gleichmäßig ausgehen. Siehe vorher Seite 366.

weit Meiſter werden, daß er einer jeden durch ſeine Freiheit (*) ihre Gränzen beſtimmen könne, ſo erwarte ihn noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem er ſeine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, drohe eine Krankheit ſeine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde er ſchwerlich Zeit haben in ſich zu vollenden, aber er werde thun was er könne, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfalle, ſo habe er doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Merkwürdig iſt dieſe Uebereinſtimmung mit G's. Gefühl, wenn dieſer an Lavater ſchrieb: „vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." [Siehe oben Seite 121.] (**)

Nr. 7. S. 28. Zugleich mit dieſen Geſtändniſſen, zu welchen ihn G. aufgefordert hatte, ſendet nun S. in Erwiederung der Goethe'ſchen Aufſätze einige von den ſeinigen, indem jene die Unterhaltung über dieſe Gegenſtände gleich auf die fruchtbarſte Spur leiteten. Seine eigenen auf einem verſchiedenen Wege angeſtellten Recherchen haben ihn auf ein ziemlich damit übereinſtimmendes Reſultat geführt, und G. fände

---

(*) Schiller weiß ſich immer viel mit ſeiner Freiheit, die denn doch nur der von der Natur einem Jeden abgegränzte Spielraum iſt, worin ſie ihn an unſichtbarem Gängelband oder Leine (Longe) herumlaufen läßt. G. dagegen glaubte mehr an Natur als an Freiheit, und tractirte dieſe, wenn ſie ſich ja einmal aufdringt, geſchwind als Natur. [Nr. 880; coll. XXXIII, 100 f.]

(**) Aber: „es iſt dafür geſorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen."

vielleicht darin Ideen die den ſeinigen begegnen. Es war
darunter auch ein Bruchſtück über das Erhabene.

G. lieſt das Mſcpt. mit Vergnügen. Ihn intereſſiren Nr. 8.
dieſelben Gegenſtände und ſeine Anſichten kommen meiſt mit S. 30.
denen ſeines Freundes überein. Ueber alle Hauptpuncte ſind
ſie einig, und die Abweichungen zeigen nur den Reichthum
des Objects und die Mannigfaltigkeit des Subjects.

Hierauf lädt er Schillern zu ſich nach Weimar ein, Nr. 8.
bietet ihm Wohnung (*) an, mit aller möglichen Bequemlich- S. 31.
keit, mit der Freiheit ganz nach ſeiner Weiſe zu leben, und
will ihm von ſeinen Sammlungen das Wichtigſte zeigen,
wodurch mehrere Fäden ſich zwiſchen ihnen anknüpfen
würden.

S. nimmt die Einladung an, geht auf vierzehn Tage Nr. 9. S. 32.
nach Weimar, und lebt in G's. Hauſe ganz auf ſeine ge- Nr. 11.
wohnte Weiſe, d. h. „den ganzen Morgen dem Schlaf zu S. 38.
widmen genöthigt, weil ſeine Krämpfe ihm des Nachts keine
Ruhe laſſen, und er auch den Tag über auf eine beſtimmte
Stunde ſicher zu rechnen ſelten ſo glücklich iſt.“

Dennoch iſt dieſe vierzehntägige Conferenz, wie G. ſie Nr. 14.
nennt, für beide Theile aufklärend und folgenreich. „Beide S. 43.
wiſſen nun, daß ſie in Principien einig ſind, und die Kreiſe
ihres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren,
theils ſich berühren; woraus ſich für Beide gar mancherlei
Gutes ergeben werde.“ Was und wie ſie auf Schiller wirk-
ten, wird ſich hernach zeigen. Goethe fährt fort für die
Horen zu denken und zu arbeiten.

(*) Die Zimmer die S. damals bezog wurden noch lange Zeit mit ſeinem Namen bezeichnet, und ich ſelbſt habe nachher darin gewohnt.

Nr. 20. S. 53. „Die äſthetiſchen Briefe ſchlürſt er auf einen Zug hinunter, und findet was er lobte und zu loben wünſchte zuſammenhangend und edel vorgetragen in faſt völliger Uebereinſtimmung mit ſeiner Denkweiſe; bei einer zweiten Lektüre aber ſich auch practiſch geſtärkt und gefördert und darum mit freiem Zutrauen ſich dieſer Harmonie erfreuend."

Nr. 124. S. 259. „Die Ideen über naive und ſentimentale Dichtung haben ihm bereits im Practiſchen manchen Vortheil gebracht. Denn „ſowenig man mit Bewußtſeyn erfinde, ſo ſehr bedürfe man des Bewußtſeyns, beſonders bei längern Arbeiten."(*)

Nr. 130. „Es verlangt ihn ſehr den ganzen Kreis von Schiller's theoretiſchen Arbeiten zu durchlaufen, um ſich dadurch bei ſeinen vorliegenden Arbeiten zu ſtärken. Seine Deductionen ſind ihm lieb, weil ſie ihm das gegenſeitige Verhältniß ſichern und wachſende Uebereinſtimmung verſprechen; denn „leider ſeyen es öfter die Meinungen über die Dinge, als die Dinge ſelbſt, wodurch die Menſchen getrennt werden." (**)

Nr. 176. „Es freut ihn daß er, auf S's. Erinnerung über das ſechſte Buch des W. Meiſter, im achten Buche deſſelben im Ganzen das was ſeiner Natur gemäß auch der Natur des Werkes gemäß hervorgebracht habe. Er finde ſchon faſt für alle Deſideria eine Auskunft, durch die ſich, ſelbſt in ſeinem Geiſte, das Ganze auch an dieſem Puncte mehr verbinde,

---

(*) „Das Bewußtloſe, mit dem Beſonnenen vereinigt, macht den poetiſchen Künſtler aus," wiederholt nur Schiller Nr. 784.

(**) *οὐ ταράσσει τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα*; „da der Menſch ſich mehr an der Vorſtellung die er von einer Sache hat, als an der Sache ſelbſt erfreut." [L, 16.]

wahr und lieblicher werde. S. ſolle nur nicht müde werden ihm durchaus ſeine Meinung zu ſagen.“ (*)

„S. ſolle fortfahren ihn zu erquicken und aufzumuntern. Nr. 181. Sein Bedenken ſetze ihn in den Stand, ſobald er es wieder angreife, das achte Buch zu vollenden.“

„Zu Schiller's Ideen habe er Körper nach ſeiner Art Nr. 205. gefunden, geſtehe aber: es liege in der Verſchiedenheit ihrer Naturen, daß er S's. Forderung niemals ganz befriedigen könne. Doch auch dieſes gäbe, wenn S. ſich dereinſt über das Ganze erkläre, zu mancher ſchönen Bemerkung Anlaß.“

Schiller lenkt nun ein, und räth ihm „fremden Vorſtellungen, die ſich ſeiner Natur nicht leicht aſſimiliren laſſen, keinen Raum zu geben. In dem Roman ſey Alles aus Einem Stück, und ſelbſt wenn eine kleine Lücke wäre, ſo ſey es beſſer, ſie bliebe auf ſeine Art, als daß ſie durch eine fremde Art ausgefüllt würde.“ — Eine Bemerkung die Schiller in der Folge auch für ſich in Anſpruch nimmt.“ (**)

(*) Hieraus geht die Richtigkeit deſſen hervor was Schiller an Humboldt [Nr. XIV.] ſchreibt: „Bei dieſer Gelegenheit habe er aufs Neue erfahren, daß man G'n. ſehr viel Wahrheit ſagen kann.“ Und warum nicht? G. lernte ja an ſeinen Gegnern ſich und Andere kennen. S. aber war ſehr empfindlich gegen Humboldt's Tadel der Nadoweſſiſchen Todtenklage [Nr. 341.], worüber ihn G. beruhigt [Nr. 332.]; wie er denn auch Wielanden einen kleinen Streifſchuß zudachte [Nr. 123.] wogegen aber G's. Edelmuth aus alter Freundſchaft intercedirt. [Nr. 128.]

(**) „Der radicale Unterſchied ihrer Naturen, in Rückſicht auf die Art, (*) laſſe überhaupt keine andre recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze ſich dem Ganzen gegenüber ſtelle. Im Einzelnen werde Er G'n. zwar nicht irre machen können, weil dieſer feſter auf ſich

(*) Vergl. Nr. 784, S. 36.

Nr.235. G. dankt Schillern für das nähere Verhältniß zu Körner und von Humboldt die durch aufrichtige Theilnahme und einſichtiges Urtheil ihn wahrhaft förderten.

Nr.248. S. lobt ſein Prooemium zu Herrmann und Dorothea, widerräth aber den Druck deſſelben, als noch zufrüh auf die Erſcheinung der Xenien. Für dieſen Rath iſt G. dankbar wie immer. [Vergl. Nr. 393. coll. 365; it. 539; 712.]

Nr.261. S. wünſcht beſonders jetzt die Chronologie von G's. früheren Werken und vom Meiſter die Geſchichte zu wiſſen, und conjecturirt über den Gang ſeines Geiſtes und deſſen Perioden, wovon die analytiſche, — wo er durch Theilung und Trennung zu einem Ganzen ſtrebte, wo ſeine Natur mit ſich ſelbſt zerfallen durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſich wiederherzuſtellen ſuchte — lange gedauert haben müſſe. Dagegen kehre er jetzt ausgebildet und reif zu ſeiner Jugend zurück und werde Blüthen und Frucht verbinden. Dieſe zweite Jugend ſey die Jugend der Götter und unſterblich wie dieſe.

Nr.262. G. erwiedert, daß er noch ſoviel aus der analytiſchen Zeit habe, das er nicht loswerden und kaum verarbeiten könne, und der Naturkraft ihren Gang müſſe gehen laſſen, (*)

ſelbſt ruhe, als er; aber ihn würde G. leicht über den Haufen werfen können." [Nr. 263.] Auch ſonſt ſträubt ſich S. gegen G's. Erinnerungen [Nr. 842.]; denn es lag bei aller ſeiner Kränklichkeit etwas Obſtinates in ſeiner Natur, und G. ließ ihn gewähren.

(*) D. h. „abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt" [Nr. 326, S. 137. it. Nr. 464, S. 201 f.]; alſo nicht die Poeſie commandiren d. h. forçiren [A. in Q. II, II, 654.]; auch nicht ſich hetzen [Nr. 291, S. 67. it. Z. Nr. 438, S. 456.] Denn: „vom Productiven iſt Niemand Herr und ſie müſſen es Alle nur ſo gewähren laſſen." [XLIX, 65.]

der durch Nichts in der Welt geleitet werden könne, und wie ſie ſich ſelbſt bilde auch nur auf ihre eigene Weiſe wirke.

S. findet nun den „Pauſias oder das Blumen-Nr.310. mädchen" recht ſentimentaliſch ſchön; d. h. nach ſeiner anderswo (*) gegebenen Erklärung: idealiſch ſchön: wenn das Naive und das Sentimentale ſich ganz durchdringen und ineinanderfließend aufgehen; wo denn das Gedicht weder zur naiven noch zur ſentimentalen ſondern zu einer eigenen höheren Gattung gehöre; in welcher letzteren er, wie er ſich's gegen Humboldt merken läßt, noch zu excelliren und es G'n. zuvorzuthun gedenke.

Durch einen längern Aufenthalt in Jena und Zuſam-Nr.337. menſeyn mit S. ſehr gefördert, hat ſich bei G. für die Gegenwart Manches entwickelt und für die Zukunft vorbereitet. Er meint damit die Balladendichtungen, den Abſchluß von Herrmann und Dorothea, nebſt Vorſätzen zu andern Arbeiten.

S. iſt nach ſeiner Art ganz entzückt von dieſem Gedicht, Nr.370. erhebt es weit über den Meiſter, gegen den er neue Deſideria aufbringt, und mit der Forderung ſchließt: „daß Subjectives und Objectives in Eins zuſammenfließen müſſe in der reinſten Form." —

Wenn man übrigens die frühe Entſtehung des W. Meiſter kennt, und ſeine durch zwanzig Jahre in mehreren Repriſen fortgeführte Behandlung, (**) wird man ſich nicht

---

(*) Br. an v. Humboldt Nr. XLII, S. 376 ff.

(**) „Die Schrift iſt ſo lange geſchrieben, daß ich im eigentlichſten Sinne nur der Herausgeber bin." [G. an S. Nr. 5, S. 23.] it. „Reſte der frühern Behandlung wird man nie ganz los." [Nr. 77.] Vergl. auch oben Seite 172.

mehr über die Form, die ja der Autor belieben kann und darf, formaliſiren, und die Selbſtironie, womit G. dieſen Roman einem „Strickſtrumpf vergleicht,(*) der bei langſamer Arbeit ſchmutzig werde,“(**) höchſt liebenswürdig finden, wenigſtens ganz gegen die Art anderer Dichter.

Nr.373. G. giebt die Unvollkommenheit des Meiſter zu, und will ſich in Acht nehmen nicht mehr in Form und Gegenſtand ſich zu vergreifen; wobei er ſich aber offenbar Unrecht thut, und ſeinem Freunde, wie gewöhnlich, zuviel nachgiebt. Denn warum ſoll nur gerade das Roman ſeyn und heißen, was Schiller nach ſeinem, doch auch nur ſubjectivem Ideal(***) darunter ſich denkt und verſteht? Die Erfahrung geht niemals ganz in der Idee auf, und ein Dichter hätte wohl das Recht etwas Neues zu verſuchen. Wie verſchieden iſt doch alles das was ſeit den griechiſchen Anfängen in dieſer Dichtart unter dem Namen Roman curſirt! Die lebendige Praxis wächſt immer über die hölzerne Bepalung der Theorie hinaus. Daher iſt weder das antike griechiſche, noch das romantiſche Drama das einzig zuläſſige.

Sind doch Schiller's ſämmtliche Dramen nur angenäherte Verſuche zu ſeinem Ideal von Drama, zu welchem er, ohne alle die dramatiſchen Vorgänge ſo anderer Nationen wie der ſeinigen gar nicht hätte gelangen können.

Auf S's. Belobung einiger Elegien G's. wünſcht dieſer
Nr.399. nach ſeiner Rückkehr aus der Schweiz, woſelbſt er vielen und

---

(*) S. Nr. 136.

(**) In einem vorhergehenden ausgefallenem Briefe der Sammlung.

(***) Das Ideal iſt immer ſubjectiv; daher hat Jeder ein anderes, das ihm wieder von Andern negirt wird. Ein objectives, das Alle anerkennen müßten, iſt nirgends zu ſehn noch zu hören. Und der Roman iſt nach G. eine ſubjective Epopöe. [XLIX, 49.]

reichen Stoff eingeſammelt, wiederum gegenſeitige Mitthei=lungen, damit eine gewiſſe Epoche ſeines Denkens und Dichtens ſchneller zur Reiſe komme; wie wir ſchon bisher [S. 275; it. 318.] geſehen haben, daß er immer vorwärts ſtrebend, aus einer durchforſchten Materie in eine andere, aus einem Bildungszuſtande wieder in einen andern über=zugehen das Verlangen fühlt.

G. findet es ein günſtiges Zuſammentreffen ihrer beiden Naturen, und wünſcht daß das Verhältniß fortwirke. Wie Er S'n. zum Repräſentanten mancher Objecte diene, ſo führe S. ihn von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf ihn ſelbſt zurück. Er lehre ihn die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anſchauen, habe ihm eine zweite Jugend verſchafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, was er lange Zeit aufgehört habe zu ſeyn. (*) Nr. 401.

Nun fördert ihn S. auch durch eine Critik ſeines natur=hiſtoriſchen Verfahrens, zunächſt in der Farbenlehre, indem er das geſammelte Material der Phänomene nach den Kan=tiſchen Kategorien mit ihm durchgeht. Nr. 404.

G. benutzt die Fingerzeige zu eigener Nachunterſuchung und Schematiſirung und hofft nun bald zur „edlen Frei=heit des Denkens" zu gelangen: welche „ſelbſtthätige freie Denkkraft des ſpeculativen Geiſtes" ihm S. gleich

(*) Doch blos für diejenigen aufgehört, die ihn nur vor ſeiner italiäniſchen Reiſe, ja gar nur in Frankfurt, als Dichter anerkennen, nach der Zeit aber nichts mehr von dieſer Eigenſchaft an ihm finden wollen. — G. meint es indeß nur in dem Sinne der oben angeführten Unterbrechung durch die Reiſen und Feldzüge.

im Anfange vorgerühmt und darin ſein eignes dichteriſches Verfahren characteriſirt hatte.

G's. bisherige Arbeit war unſäglich, „da er kein Organ zur Behandlung der Sache mitbrachte, und es ſich immer erſt in und zu der Erfahrung bilden mußte. (*) Er wünſcht daher S's. theoretiſchen Beiſtand wodurch es geſchwinder (**) gehen werde."

Jenes wäre indeß kein Schade geweſen, da er „nur mit Aufmerkſamkeit die Phänomene gewahr zu werden brauchte" — wie er auch that(***) — „um ſie nachher ſo gut zu ordnen und zu nutzen als es nur gehen will, und als ein angebornes in der Sache und zu der Sache geübtes Talent vermag:" wie er von Chladni's und Eckhel's Verfahren rühmt und ſie zu den Glückſeligen rechnet, die auch nicht eine Ahndung haben, daß es eine Naturphiloſophie gebe.

(*) Wie es G'n. bei der Behandlung von Erfahrungsſtoffen erging, ſo Schillern bei der von poetiſchen Stoffen. Es koſtete dieſem jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand den Stoff zu beleben, bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen nach Außen. S. oben S. 370, Note (*). So konnte einer dem andern aushelfen. „Armuth und Reichthum umarmten ſich." S. oben Seite 352, Note (*).

(**) Vergl. oben Seite 370.

(***) Hatte er doch in ſeinen Beiträgen zur Optik das ſchönſte Beiſpiel gegeben, wie dieſes Capitel der Farben, ohne Philoſophie und Mathematik, mit naivem Verſtande ſachgemäß könne behandelt werden, und das mit einer Beſcheidenheit und Unſchuld die an ähnliches Verfahren der Alten, eines Ariſtoteles, oder Theophraſtus erinnert, indem es daſſelbe übertrifft. Und iſt nicht die Metamorphoſe der Pflanzen ein Muſter von naiv-genialer Behandlung einer ſpeculativen Materie, ohne nach der Chrie Kantiſcher Kategorien gearbeitet zu ſeyn? Wenn die Natur nicht in begabten Individuen mit der Praxis vorausginge, ſo ſollte es mit aller Theorie ſchlecht ſtehen, die nur immer erſt von dem letzten Erfahrungsbeleg Anlaß nimmt ihren Kreis zu erweitern.

Schiller ſelbſt erkennt „die ſchöne Uebereinſtimmung ſeines philoſophiſchen Inſtincts mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft, und findet es eine intereſſante Erſcheinung, wie G's. anſchauende Natur mit der Philoſophie Schelling's ſich ſo gut vertrage und immer dadurch belebt und geſtärkt werde.“ [Nr. 817; it. Nr. 4; it. Nr. 185, S. 133.]

Die Philoſophie wird G'n. nun täglich werther, weil Nr. 422. ſie ihn lehrt ſich von ſich ſelbſt ſcheiden; welches er umſomehr thun könne, da ſeine Natur ſich ſo ſchnell und leicht wieder vereinige wie getrennte Queckſilberkügelchen. (*) Schiller's Verfahren ſey ihm darin eine ſchöne Beihülfe.

Jetzt feiert Schiller gewiſſermaßen ſeinen Triumph Nr. 429. wegen dieſer „Inoculation der Philoſophie,“ indem er G'n. den doppelten Gewinn ſeines jetzigen Arbeitsbetriebes zeigt: erſtlich die Einſicht in den Gegenſtand und zweitens die Einſicht in die Operation des Geiſtes, d. h. in die Philoſophie des Geſchäfts; und letzteres für den größern Gewinn erklärt. Denn Kenntniß der Geiſteswerkzeuge, und Erkenntniß der Methode mache gewiſſermaßen zum Herrn (**) über alle Gegenſtände.

Nun fühlt G. das Bedürfniß tauſend Ideen Raum Nr. 444. und Ordnung zu verſchaffen. Beide haben Urſache ſich ihres Verhältniſſes zu freuen, da ſie ſich nach langer Entfernung

---

(*) Goethe konnte ſich Glück wünſchen zu einer ſolchen Natur die durch verſuchte philoſophiſche Entzweiung des innern Geſichts, wonach man Object und Subject geſpalten ſieht, ſich nicht ein geiſtiges Schielen angewöhnte, ſondern fortfuhr einfach und geradeaus zu ſehen, wozu das Auge beſtimmt iſt. Vergl. Nr. 401. S. 16. 17.

(**) Manchmal auch zu ihrem Tyrannen und Despoten, der ihnen nicht erlaubt ihm zu widerſprechen, wie es G'n. wohl auch erging, der Sclave ſeiner eigenen Theorien zu ſeyn. Vergl. Nr. 455, S. 176.

nur näher fühlen und die Oppoſition ihrer Naturen eine Wechſelwirkung deſto wünſchenswerther mache.

Nr.450. G. nimmt bei Beginn des Frühlings, der einer lyriſchen
Stimmung günſtig iſt, den Fauſt, (*) wiederum vor, und
Nr.459. bringt ihn um ein Gutes weiter.

Nr.461. S. wünſcht dazu Glück, hat aber bald nöthig ihn vor
Zerſtreuung zu warnen, da G. ſich in eine bereits früher
Nr.463. begonnene Fortſetzung der Zauberflöte einlaſſen will: ein
Unternehmen das freilich nur durch öconomiſche Rückſichten
zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen war, da G's. Muſe
ihm bisher weder beſondere Gunſt noch bedeutenden Vortheil
brachte. [S. Werke Bd. I, S. 357 f. Nr. 34 b.]

Nr.466. S. giebt den Widerſtand zu, den G's. Muſe bis zum Jahr 1798 fand, hofft ihn aber durch die v. Humboldt'ſche Schrift über Herrmann und Dorothea bald beſiegt zu ſehen und prognoſticirt ihm eine beſſere Zukunft.

Nr.467. G. bezeigt etwas ironiſch ſeine Freude: „auf der letzten Strecke ſeiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einklang zu kommen." — Das heißt mit der Kritik, welche ſeine frühern Schriften wie ſibylliniſche Blätter in Feuer aufgehen ließ, um auf die letztern zu ſpeculiren! [Z. Nr. 269; it. 539.] (**)

Nr.485. S. ihn aufmunternd empfiehlt ihm das zu thun was G. ihm oft vergebens rathe: zu wollen und friſch zu thun. Aber der Fall war nicht gleich. Amts- und Berufsgeſchäfte laſſen ſich nicht immer durch Wollen und Raſchheit

---

(*) Ueber welchen ihm S. ſchon früher und öfter vorphiloſophirt hatte, das G. mit heiterem Gleichniß zu eludiren wußte. [Nr. 323. 326. 327.]

(**) Die nach den neueſten Verſicherungen unter aller Erwartung erfunden und daher mit Proteſt abgewieſen worden.

abthun, weil auch Andere dabei concurriren, und das war in G's. Lage meiſt der Fall. —

Auch verheißt er ihm ungemeinen Erfolg von ſeiner langen Beſchäftigung mit den Farben und dem darauf verwendeten Ernſt. „Ein unſterblicher Name in der Wiſſenſchaft ſey etwas ſehr wünſchenswürdiges, da das Schickſal dichteriſcher Werke an die Sprache gebunden ſey, die ſchwerlich auf dem jetzigen Punkte ſtehen bleibe." — Nr.529.

Das letztere iſt gewiß, da man ſchon bei G's. Lebzeiten fand daß ſeine Sprache veralte; was aber den zweiten Unſterblichkeits-Anker, in das Meer der Wiſſenſchaft geworfen, betrifft; ſo ſcheint er in dem flachen und ſandigen Boden, den er auf ſeiner Fahrt antraf, nicht tief genug gegriffen zu haben, und man kann nicht einmal ſagen: le vaisseau joue sur son ancre; ſondern nur: il chasse sur les ancres.

G. findet es keine Frage „daß ſie beide zuſammen in manchem Sinne vorwärts gekommen,(*) und hofft von der guten Jahreszeit es auch practiſch zeigen zu können." Nr.560.

S'n. thut es leid, G'n. nicht ſo heiter und muthvoll wie im vorigen Jahre zu finden.(**) Er müſſe wiederum produciren, dazu habe ihn die Natur beſtimmt. Eine ſo lange Pauſe wie bisher dürfe er in der Poeſie nicht machen. Er belobt ihn wegen der Idee zu einem didactiſchen Ge- Nr.561.

(*) Hauptſächlich vorwärts durch die endliche Erſcheinung des Wallenſtein, die G'n. faſt nicht minder als S'n. in Bewegung geſetzt hatte, durch Rath und That, als Freund und als Theaterdirector.

(**) War es ein Wunder bei dem mannigfach Occupirten? worüber Bd. XXXI, S. 73 — 84 nachzuſehen.

dicht, (*) worin die wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſich an die poetiſchen Kräfte anſchließen und ihm den Uebergang zur Poeſie erleichtern würden. Frühjahr und Sommer würden Alles gut machen. Nach vielen Complimenten über ſeine Phantaſie und die Maſſe von Ideen und Geſtalten die er zu verarbeiten habe, verweiſt er ihn zur Achilleïs die er gleich vornehmen ſolle.

Nr. 562. G. erwiedert mit heitrem Witze — womit er überhaupt ſo directe Belobungen, wohl wiſſend wie es gemeiniglich damit ſtehe, zu eludiren liebte — „daß er ſich als eine Zwiebel anſehen müſſe, die in der Erde unter dem Schnee liege;" und indem er ſich über ſeine Lage äußert, „die im Allgemeinen günſtig doch mit ſeiner Natur im Widerſtreit ſey," — wie ſie ſchon in den 80ger Jahren es war — „will er ſehen wie weit er es durchs Wollen bringen könne." Von dem Druck der Propyläen gedrängt, verfaßt oder vielmehr vollendet er den Kunſt-Sammler und hat ſeine Freude daß S. ſoviel Gutes davon ſage. Und freilich iſt Schiller der einzige Menſch, von dem er noch ein theilnehmendes, aufmunterndes, belehrendes Wort vernimmt, da das übrige Publikum ſeine Kunſtbetrachtungen weder verſteht noch mag, [Nr. 795, S. 57.]; worüber die Propyläen eingehen, dagegen die Kloſterbrudereien immer mehr um ſich greifen. [Vgl. Z. Nr. 191, S. 66; Nr. 414, S. 330.]

G. war genöthigt geweſen zur Einweihung des neuen Schauſpielhauſes in Lauchſtedt, deſſen Bau er von nah und

---

(*) einem großen Naturgedicht, wozu ihn gleichzeitig auch Knebel ermuntert; und in der Folge meine Wenigkeit, wodurch er mindeſtens zu einer Zuſammenſtellung ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Gedichte bewogen wurde.

fern geleitet, und noch kurz vor Aufzug des Vorhangs ein letztes Bret des kaum fertigen Gebäudes hatte abſägen helfen, das kleine Stück „Was wir bringen" unter den ungünſtigſten Umſtänden binnen etwa vierzehn Tagen zu ſchreiben.

Darauf führt ihm S. — nach Art des Schauſpieldirectors Nr. 836. im Fauſt — zu Gemüthe: G. ſehe nun wie viel die Nothwendigkeit vermöge, und ſolle auch das Mittel bei andern Werken anwenden.

Aber Schiller hatte gut commandiren, da ihm außer längſt gewohnter und arrangirter Kränklichkeit ſonſt weiter nichts auszuſtehen noch zu beſtehen blieb, was der Fruchtbarkeit ſeiner Muſe, nachdem ſie einmal vom Wallenſtein geneſen war, Eintrag gethan hätte.

So iſt G. denn auf alle Weiſe in Proſa und in Verſen thätig, — Geſchäfte und Arbeiten, die ein Anderer, wie er ſagt, eben ſogut verrichten könnte und würde, wie er, nicht gerechnet — und während ihn S. mönchiſcher Eingezogenheit und contemplativer Unthätigkeit bei ſeinem Freunde v. Humboldt (*) heimlich anklagt, hat er im Stillen, ohne ſich etwas merken zu laſſen, aus Gründen und Urſachen die er mehrmals angiebt [Nr. 299, S. 87; 466, S. 209; it. Bd. XXXI, 92; 146; 151.] ſeine Eugenie geſchrieben und nöthigt dadurch S. zum Widerruf ſeiner hypochondriſchen Aeußerung.

G. ſcheint auch um dieſe gewußt zu haben: denn er ſagt daß er durch dieſes Verſchweigen ſeinem Freunde als untheilnehmend, glauben- und thatlos erſchienen ſey. [XXXI, 92.]

(*) in einem ausgelaſſenen Briefe jener Sammlung v. 17. Febr. 1803.

Dieſes wäre denn ſo ziemlich der nachweislich factiſche, actenmäßig zu belegende, geiſtige Einfluß den S. auf G. gehabt hat, und der vorzüglich in dem durch die Horen, die Muſenalmanache und ſonſt gegebenen Anlaß zu mannigfacher Thätigkeit in Poeſie und Proſa, und in theilnehmender Anleitung zu philoſophiſcherer Behandlung naturwiſſenſchaftlicher Aufgaben namentlich der Chromatik beſteht: denn was die Bearbeitung poetiſcher Stoffe betrifft, ſo vermochte ſie G. lieber und beſſer ungeſtört nach eigenem Triebe und Naturell vorzunehmen, und Einreden wie Vorreden wurde ihm mehr gefährlich als nützlich. (*)

Nächſtdem iſt freilich auch als moraliſch günſtiger Einfluß anzuſchlagen: die gemüthliche Theilnahme S's. an allem was Goethen intereſſirte, — da es dieſen betrübte, „wenn man nicht liebe, was er liebe" [III, 275. coll. XXX, 333.] — alſo an allen Natur- und Kunſtſtudien; die Förderung ſeiner Zwecke durch williges Entgegenkommen, wohlmeinenden Rath, treulichen Beiſtand, einſichtigen Beifall, nebſt liebevoller nicht ſchulmeiſterlicher Ermunterung von Seiten eines ſelbſt reich und eigens begabten Kunſtgenoſſen, da ſein Gemüth nur durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen und durch wahre

(*) „Ein Künſtler, meint er, thue wohl ſein Kunſtwerk nicht öffentlich ſehen zu laſſen, bis es vollendet iſt, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beiſtand leiſten kann; iſt es hingegen vollendet, ſo hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, ſolches mit ſeiner Erfahrung zu vereinigen und ſich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten." — In dieſer Bemerkung [L, 13.] ſchildert er zugleich ſein eigenes Verfahren, das ſich mit vielen Beiſpielen belegen ließe. Auch gehört hieher ſeine Bemerkung, daß er Nichts fertig machen konnte, wenn er den Plan zu einer Arbeit irgend Jemand vertraut und offenbart, und ſo die Sache ſich aus der Seele geſprochen hatte. S. die vorhin angeführten Stellen.

Theilnahme zur Hingebung angeregt ſeyn wollte. [XXVI, 286.] Dieſes Alles iſt allerdings als ein beſonderes Glück anzuſehen, umſomehr als G. einen ſolchen Antheil nicht von ſeinen übrigen älteren Freunden, weder von Herdern noch von Knebeln, hoffen und erwarten konnte.

Goethe iſt auch deſſen eingeſtändig, indem er ſagt: „ohne die Freundſchaft(*) zu Schillern und die Theilnahme an deſſen Dichten, Trachten und Unternehmen, würde er nicht geſchrieben haben was er ſchrieb: nicht die Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten, nicht die Ueberſetzung des Cellini; nicht die Balladen und Lieder, wie ſie die Muſenalmanache geben; die Elegien wären nicht gedruckt worden, es hätten die Xenien nicht geſummt, und im Allgemeinen wie im Beſondern wäre gar Manches anders geblieben."

---

b) Schiller durch Goethe gefördert.

Nach jener oben gemeldeten vierzehntägigen Conferenz, ſchreibt Schiller an Goethe:

„Ich ſehe mich wieder in Jena, aber mit meinem Sinne Nr. 12. S. 40.
bin ich noch immer in Weimar. Es wird Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt

---

(*) „Die Hoffnung mit Ihnen das Erbeutete zu theilen(*) und zu einer immer größern theoretiſchen und practiſchen Vereinigung zu gelangen, iſt eine der ſchönſten die mich nach Hauſe lockt," ſchreibt er aus der Schweiz, Br. Nr. 367. Denn in der That — wie ſchon oben bemerkt — war G. der mittheilendſte aller Menſchen, wer ihn nur zu nutzen verſtand, und wie S. ſagt: „recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden." [Br. Nr. 846.]

(*) Vergl. oben Seite 221. Note (**).

haben; aber keine einzige, hoffe ich, ſoll verloren ſeyn. Es war meine Abſicht, dieſe 14 Tage blos dazu anzuwenden, ſoviel von Ihnen zu empfangen als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es nun lehren, ob dieſe Ausſaat bei mir aufgehen wird." —

Die Correſpondenz iſt nun im Gange, gegenſeitig mitgetheilte Aufſätze werden beſprochen, wechſelnde Beſuche verabreden das Künftige, und ſo kommen nicht nur Materialien zu den Horen und dem Muſenalmanach zuſammen; G.
Nr. 31. theilt auch ſeinen W. Meiſter, wie er ein Buch nach dem andern ausarbeitet, bald ſchriftlich bald mündlich mit. S. hat das erſte mit wahrer Herzensluſt durchleſen und ver-
Nr. 32. ſchlungen, und dankt demſelben einen Genuß wie er ihn lange nicht und nie als durch G. gekannt. Er findet auch nicht Etwas darin, was nicht in der ſchönſten Harmonie mit dem lieblichen Ganzen ſtünde. Er und v. Humboldt haben ſich recht daran gelabt und finden G's. Geiſt in ſeiner ganzen männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle. Dieſe Wirkung werde gewiß allgemein ſeyn.

Nr. 33. G'n. hat das gute Zeugniß ſehr wohl gethan: denn nach den ſonderbaren Schickſalen, welche dieſe Production von innen und außen gehabt, wäre es kein Wunder, wenn er ganz und gar confus darüber würde. Er habe ſich zuletzt blos an ſeine Idee gehalten und wolle ſich freuen, wenn ſie ihn aus dieſem Labyrinthe herausleite. Er wünſche nur, daß mit den folgenden Büchern ſich S's. Genuß nicht mindre ſondern mehre.

1 7 9 5.

Das Jahr iſt nun um, und S. mit den beſten Wün- Nr. 37.
ſchen zum neuen, dankt noch herzlich für das verfloſſene, das ihm durch G's. Freundſchaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich iſt.

G. erwiedert: „Laſſen Sie uns dieſes zubringen wie wir Nr. 38.
das vorige geendigt haben, mit wechſelſeitiger Theilnahme an dem was wir lieben und treiben. Wenn ſich die Gleichgeſinnten nicht anfaſſen, was ſoll aus der Geſellſchaft und der Geſelligkeit werden? Ich freue mich in der Hoffnung daß Einwirkung und Vertrauen ſich zwiſchen uns immer vermehren werden.“ Zugleich überſendet er den erſten Band des Romans gedruckt, mit dem Wunſche das zweite Buch möge S'n. wie das erſte Freude machen; das dritte bringt er im Manuſcript mit.

S. kann das Gefühl das ihn beim Leſen dieſer Schrift Nr. 40.
und zwar in zunehmendem Grade, je weiter er darin komme, durchdringe und beſitze, nicht beſſer als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtlicher und leiblicher Geſundheit ausdrücken, und wollte dafür bürgen, daß es bei allen Leſern im Ganzen daſſelbe ſeyn müſſe.

Dagegen könne er aber auch nicht ausdrücken, wie peinlich ihm oft das Gefühl ſey, von einem Product dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehen. Nach Erörterung der Urſachen kommt er ſogar zu der Behauptung, der Dichter ſey der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph gegen ihn nur eine Carricatur. Er iſt daher voll Erwartung, was G. zu ſeiner Metaphyſik des Schönen ſagen werde. Das nahe Hierſeyn deſſelben werde eine Quelle von Geiſtes= und Herzens=Nahrung für ihn ſeyn; beſonders ſehne er ſich, gewiſſe Dichterwerke in Gemeinſchaft mit ihm zu genießen.

G's. Beſuche und Mittheilungen der Bücher des Romans, wie er ſie nach und nach mit Benutzung der Erinnerungen ſeines Freundes ausarbeitet, dauern fort, bis ins Frühjahr, wo G. ſeiner Geſundheit wegen nach Carlsbad gehen muß. Nun fühlt S. wieder das Bedürfniß nach G's. Mittheilungen und ſehnſüchtig ruft er: „Könnten Sie kommen und Ihren Geiſt auch nur 6 Wochen lang und nur ſoviel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, ſo würde mir geholfen ſeyn." —

Nr.108. S.227. G. hatte ihn wegen ſeiner Gedichte belobt. „Sie haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraction, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wiederfinden, ſie ſelbſt wiederholt genießen, und den Genuß mit Andern theilen."

Nr.111. S.232. Dieſer Brief macht S'n. große Freude. „Es giebt gegen eine Stunde des Muths und Vertrauens immer

zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß was ich von mir denken ſoll. (*) Da kommt mir eine ſolche Anſchauung meiner ſelbſt außer mir recht zum Troſte.“ —

(*) Solche Stunden müſſen es geweſen ſeyn, worin er an einen Freund ſchreibt: „Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein zu dem er ſchon 1792 die Idee gefaßt hatte) iſt mir ordentlich angſt und bange: denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht ꝛc.“ S. Werke Bd. I, S. 37.

1796.

Nach einem Beſuch Schiller's und ſeiner Gattin in
Nr.160. S.36. Weimar ſchreibt er: „Wir ſind geſtern recht wohl hier angelangt, aber mit der halben Seele bin ich noch immer in Weimar. Wie gut der dortige Aufenthalt im Phyſiſchen und Moraliſchen auf mich gewirkt, fühlte ich ſchon unmittelbar, und es wird ſich gewiß in That und Wirkung beweiſen."

G., der S's. Erinnerungen bei ſeinem W. Meiſter Buch für Buch genutzt hatte, ſendet ihm nun auch das achte und letzte zu, und S. erwiedert darauf im erſten Enthuſiasmus:

Nr.178. S.78. „Es gehört zu dem ſchönſten Glück meines Daſeyns daß ich die Vollendung des W. Meiſter erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann, und das ſchöne Verhältniß, das unter uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden der in dieſer Hülle lebt, und ſo in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich

bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe."

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werks bewegte."

„Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger als ſie ſeyn Nr.178.
wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und S.79.
das wird dann eine wichtige Criſe meines Geiſtes ſeyn; ſie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten: daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſey, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da, und Alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths aus welchem Alles gefloſſen iſt ꝛc."

„Aber ich kann dieſen Eindrücken noch keine Sprache Nr.178.
geben: auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche ſtehen S.79.
bleiben ꝛc."

„Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir ſonſt Nr.178.
nur in der weiten Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen S.88.
und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie ſich nicht mehr, wenn es ſo Wenige giebt, die Sie zu verſtehen fähig und würdig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler alle Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunſt; und bei denen

die dem Künſtler zu folgen im Stande ſeyn könnten, die auf die Mittel wodurch er wirkt aufmerkſam ſind, wirkt die genialiſche Kraft, welche ſie hier handeln ſehen, ſo feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbſt ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie es mit Gewalt von ſich ſtoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhafteſten huldigen." —

Mit dieſer Ueberſchwänglichkeit des Lobes und Beifalls
Nr.370. contraſtirt nun freilich gar ſehr die ſpätere Kritik, wonach
S.310.f. die Form des Romans ſchlechterdings nicht **poetiſch** ſeyn ſoll, wonach es ihm an poetiſcher Kühnheit fehle, und doch auch wieder an eigentlicher Nüchternheit und was der ſonderbaren einander widerſprechenden Ausſtellungen mehr ſind, die ſich in dem Munde deſſen, der ſelbſt noch keine Form für ſeinen Wallenſtein finden kann, ſeltſam genug ausnehmen. Trotz dem hat ihn doch das wiederholte Leſen von neuem bereichert, belebt, entzückt; ihm fließt darin eine Quelle, woraus er für jede Kraft der Seele, und für diejenige beſonders welche die vereinigte Wirkung von allen iſt, Nahrung ſchöpfen könne. (*)

Mit ſeinen Arbeiten im diesjährigen Muſenalmanach viel beſſer zufrieden als mit denen im vorigen Jahre, geſteht er: „Ich empfinde es ganz erſtaunlich was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich

(*) Dieſes Wechſelfieber von Lob und Tadel des W. M. geht übrigens durch die ganze Correſpondenz und beweiſt nur den Widerſpruch von S's. Theorie mit ſeinem Gefühl. „Sein Verſtand konnte der Empfindung nicht nachkommen," und ſo ſollte dieſe Unrecht haben, damit jener nur bei Ehre und Anſehn bliebe. So läugnet er auch lieber das Zeugniß der Sinne ſeines Freundes, als daß er an ſeinen eigenen Grundſätzen gezweifelt hätte. [Nr. 455, S. 175.]

an der Art und an dem Vermögen ſelbſt Nichts anders gemacht werden kann; ſo iſt doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen die ich jetzt unter den Händen habe, bringen mir dieſe Betrachtung auf.“

Eben ſo ſchreibt er an v. Humboldt:

„Es iſt erſtaunlich, wieviel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre an ſich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat.“ —

G's. Einfall mit den Xenien hatte S'n. ausnehmend Nr.133. S.278.
gefallen; er wurde ausgeführt und S. lieferte nicht den Nr.136.
kleinſten Beitrag. Als ſie aber erſchienen waren und eine S.284.
unerwartete Wirkung gethan hatten, befiel ihn nicht geringer
Kleinmuth, und er klagte: daß in allen Urtheilen über die Nr.239.
Xenien ihm die miſerable Rolle des Verführten zu Theil S.259.
werde; da G. doch den Troſt des Verführers habe. Es ſey zwar ſehr gut und für ihn beſonders, jetzt etwas Bedeutendes und Ernſthaftes ins Publikum zu bringen; wenn er aber bedenke, daß das Größeſte und Höchſte, ſelbſt für ſentimentaliſche Leſer, von Goethe geleiſtet worden, noch ganz neuerdings im Meiſter und ſelbſt im Almanach, ohne daß das Publikum ſeiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könne: ſo hoffe er in der That kaum, es jemals durch etwas in ſeiner Art Gutes und Vollendetes zu einem beſſern Willen zu bringen. Goethen werde man ſeine Wahrheit, ſeine tiefe Natur nie verzeihen,(*) und ihm (Schillern)

(*) Wie der Neid Naturgaben nie verzeiht, — S. oben Seite 345 — und Neid iſt ja der Antheil des großen Haufens in allen Zeiten und Zonen.

wenn er hier von ſich reden dürfe, werde der ſtarke Gegenſatz ſeiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe das Publikum nie zum Freund machen können. Es ſey nur gut, daß dieß auch ſo gar nothwendig nicht ſey, um ihn in Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten. Goethen könne es vollends gleichgültig ſeyn und jetzt beſonders, da trotz alles Geſchwätzes, (*) der Geſchmack der Beſſern ganz offenbar eine ſolche Richtung nehme die zu der vollkommenſten Anerkennung ſeines Verdienſtes führen müßte.

Nr.228. S.233. Die Arbeit mit dem Almanach, mit deſſen Redaction und ſogar Spedition, war abgeworfen, und Schiller bedurfte eines neuen lebendigen Intereſſes. Er nahm zwar den Wallenſtein vor, ging aber noch immer daran herum, auf eine mächtige Hand wartend die ihn ganz hineinwerfe.

Nr.230. S.238. G. wünſchte gleichfalls ſehr daß der W. S'n. ergriffe; es würde ihm und dem deutſchen Theater recht wohl bekommen.

Nr.236. S.252. S. ſtudirt indeſſen die Quellen zu ſeinem W. und gewinnt in der Oeconomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortſchritte; allein jemehr er ſeine Idee über die Form des Stücks rectificirt, deſto ungeheurer erſcheint ihm die Maſſe die zu beherrſchen ſey, und wahrlich ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an ſich ſelbſt würde er ſchwerlich fortfahren können.

Nr.238. S.256. Für G. war das Angenehmſte dieſe Beharrlichkeit S's. am W. und ſein Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung: denn nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien

(*) Alſo Schiller giebt auch zu, was bisher von der Ungunſt, welche G's. Arbeiten im Publikum gefunden, bemerkt worden.

müßten ſie ſich blos großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und ihre poetiſche Natur, zu Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln.

S. ſieht nun ein, daß der W. ihm den ganzen Winter Nr.239. und wohl faſt den ganzen Sommer koſten könne, weil er den S.262. widerſpenſtigen Stoff zu behandeln habe, dem er nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen könne. Da ihm außerdem noch manche, ſelbſt die gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben der Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſeyn heraus und auf eine größere Bahn tritt; ſo müſſe er wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen die er habe mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere er darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß er die Schranken ſeiner zufälligen Lage überwinde und ſich eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als ihm die lebendige und beſonders politiſche Welt iſt, zu ergreifen. Recht ungeduldig ſey er, mit ſeiner tragiſchen Fabel nur erſt ſo weit zu kommen, daß er ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß ſey: denn wenn er es anders finde, ſo würde er zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil er immer ſchon ſoviel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatiſches Tableau daraus zu machen; aber er würde doch die Maltheſer noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organiſation entſchieden zur Tragödie qualificirt ſeyen.

Mit dem W. gehe es zwar ſehr langſam, weil er noch Nr.243. immer das Meiſte mit dem rohen Stoff zu thun habe, der S.270. noch nicht ganz beiſammen ſey, aber er fühle ſich ihm noch immer gewachſen, und in die Form habe er manchen hellen

beſtimmten Blick. „Was ich will und ſoll, auch was ich habe, iſt mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem was ich in und vor mir habe das auszurichten was ich will und was ich ſoll." (*) In Rückſicht auf den Geiſt, in welchen er arbeitete, werde G. wahrſcheinlich mit ihm zufrieden ſeyn. Es wolle ihm ganz gut gelingen ſeinen Stoff außer ihm zu halten, und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möchte er ſagen, das Süjet intereſſire ihn gar nicht, und er habe nie eine ſolche Kälte für ſeinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in ſich vereinigt.

Was (aber) die dramatiſche Handlung, als die Hauptſache anbetrifft, ſo wolle ihm der wahrhaft undankbare und unpoetiſche Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es ſeyen noch Lücken im Gange, und Manches wolle ſich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragödien-Oeconomie hereinbegeben. (**)

Nr. 243. S. 272. Auch ſey das Proton Pſeudos in der Cataſtrophe, wodurch ſie für eine tragiſche Entwickelung ſo ungeſchickt iſt, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schickſal thue noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu ſeinem Unglück. S'n. tröſte hier aber einigermaßen

---

(*) Dieſen Gedanken drückt G. in einem Xenion ſo aus:

„Wenn Du haſt, das iſt wohl ſchön,
Doch Du mußt es auch verſtehn:
Können, das iſt große Sache,
Damit das Wollen etwas mache." [IV, 361.]

womit man Br. an Z. Nr. 483 und Bd. XLIX, 40. 117. vergleiche.

(**) Dieſe machten Schillern ſein ganzes Leben hindurch zu ſchaffen und er hatte ſich kaum im Demetrius darein fügen gelernt. Die Urſachen entwickelt S's. Brief Nr. 842.

das Beiſpiel des Macbeth, wo das Schickſal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Menſch, daß er zu Grunde gehe.

Daß es mit dem W. ſo gehe, meint G., ſey in der Nr.253. Regel, und er habe umſomehr Hoffnung darauf, da W. S.296.f. ſich nun ſelbſt zu produciren anfange, und er freue ſich, den erſten Act nach dem neuen Jahre [1797] anzutreffen.

S's. Arbeit rücket mit lebhaftem Schritt weiter, da es Nr.254. ihm nicht möglich geweſen, ſo lange, wie er es anfangs S.299. wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die feſten Puncte einmal gegeben waren und er überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe er ſich gehen laſſen, und ſo ſeyen, ohne daß ers eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Acte gleich ausgeführt. Seine Anſchauung werde mit jedem Tage lebendiger und Eins bringe das Andere herbei. Gegen den Dreikönigstag, denke er, ſolle der erſte Act, der auch bei weitem der längſte werde, ſo weit fertig ſeyn daß G. ihn leſen könne: denn ehe er ſich weiter hineinwage, möchte er gern wiſſen, ob es der gute Geiſt ſey der ihn leite. Ein böſer ſey es nicht, das wiſſe er wohl gewiß; aber es gebe ſoviele Stufen zwiſchen beiden. „Ich bin nach reifer Ueberlegung bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoff auch viel mehr zuſagt.“ —

1797.

Nr.260. S.5. Nun währt G's. Abweſenheit von Jena S'n. unbeſchreiblich lange. Wiewohl es ihm gar nicht am Umgang fehlte, habe es ihm doch gerade an der nöthigſten Stärke bei ſeinem Geſchäft gemangelt. G. möge doch ja kommen, ſobald er könne. Er habe zwar nicht viel geſammelt was mitzutheilen wäre, deſto begieriger aber und bedürftiger werde er alles aufnehmen, was er von G. hören könne. Unthätig ſey er gar nicht geweſen, wiewohl in dieſen drückenden düſtern Wintertagen Alles ſpäter reife und die rechte Geſtalt ſich ſchwerer finde. Indeſſen ſehe er doch ins Helle und ſein Stoff unterwerfe ſich ihm immer mehr. Die erſte Bedingung eines glücklichen Fortgangs ſeiner Arbeit ſey eine leichtere Luft und Bewegung; er ſey daher entſchloſſen mit der erſten Regung des Frühjahres den Ort zu verändern und ſich, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus, worin heizbare Zimmer ſind, auszuſuchen. Das ſey ihm jetzt ein dringendes Bedürfniß, und könne er dieſen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit G. vereinigen, ſo ſeyen vor der Hand ſeine Wünſche erfüllt.

G's. letzter Beſuch, ſo kurz er auch geweſen, habe eine Nr.261.
gewiſſe Stagnation bei ihm gehoben und ſeinen Muth S.8.
erhöht. G. habe ihn durch ſeine Beſchreibungen wieder in die Welt geführt, von der er ſich ganz abgetrennt fühlte. Beſonders aber freue ihn G's. lebhafte Neigung zu einer fortgeſetzten poetiſchen Thätigkeit. Ein neues ſchöneres Leben thue ſich dadurch vor G. auf; es werde ſich auch ihm, durch die Stimmung in die es G'n. verſetze, mittheilen und ihn erquicken. (*)

Mit der Arbeit am W. gehe es jetzt langſam, weil er Nr.263.
gerade in der ſchwerſten Criſe ſey. Das ſehe er jetzt klar, S.13.
daß er G'n. nicht eher Etwas zeigen könne, als bis er über Alles mit ſich ſelbſt im Reinen ſey. „Mit ihm ſelbſt könne G. ihn nicht einig machen, aber ſein Selbſt ſolle er ihm helfen mit dem Object übereinſtimmend zu machen. Was S. ihm alſo vorlege, müſſe ſchon ſein Ganzes ſeyn, nicht juſt ſein ganzes Stück, ſondern ſeine ganze Idee davon." Er beruft ſich dabei auf den radicalen Unterſchied ihrer Naturen, von dem oben ſchon die Rede war.

Da er nun gerade in der Criſe ſey und ſein Beſtes zu- Nr.270.
ſammennehmen müſſe, um ſie gut zu überſtehen; ſo ſey es S.32.
ihm lieb, daß die Urſache die G'n. abhalte nach Jena zu kommen, gerade dieſen Monat (Februar) treffe, wo er ſich am meiſten nöthig habe zu iſoliren.

Sein erſtes Geſchäft werde nun ſeyn, ehe er weiter fort- Nr.292.
fahre, die poetiſche Fabel ſeines W. mit völliger Ausführ- S.68.
lichkeit niederzuſchreiben. Nur auf dieſe Art könne er ſich

(*) Aehnliches erwiedert G., z. B. Nr. 367, S. 302; Nr. 399, 703 ꝛc. ſodaß alſo eine Wechſeleinwirkung auch von der gemüthlichen Seite ſtattfand.

verſichern, daß ſie ein fertiges Ganzes und daß Alles durchgängig beſtimmt ſey. So lange er ſie blos im Kopfe herumtrage, müſſe er fürchten, daß Lücken übrig bleiben: die ordentliche Erzählung zwinge zur Rechenſchaft. Dieſe detaillirte Erzählung lege er G'n. alsdann vor, ſo könnten ſie darüber communiciren."

Nr. 321. S. 123. Dieſes iſt nun geſchehen, allein umſomehr hat er ſeit G's. Entfernung von Jena ſchon einen Vorſchmack der großen Einſamkeit in die ihn G's. völlige Abreiſe nach der Schweiz verſetzen werde. — „Die Entſcheidung, ob G. weiter gehe als dahin, ſey auch ihm wichtig, und er erwarte ſie mit Ungeduld. Jemehr Verhältniſſen er abgeſtorben ſey, (*) einen deſto größern Einfluß hätten die wenigen auf ſeinen Zuſtand, und den entſcheidenſten habe G's. lebendige Gegenwart. Die letzten vier Wochen hatten wieder Vieles in ihm bauen (**) und gründen helfen. G. gewöhne ihm immermehr die Tendenz ab (die in allem Practiſchen und beſonders im Poetiſchen eine Unart ſey) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen (***) und führe ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort."

(*) Z. B. dem zu W. v. Humboldt, das S. als beſchloſſen anſieht [Nr. 298, S. 87. — Vergl. oben Bd. I, S. 444. —] Goethe, ihn beruhigend, ſchreibt: „Laſſen Sie uns, ſo lange wir beiſammen bleiben, auch unſere Zweiheit immer mehr in Einklang bringen, damit ſelbſt eine längere Entfernung unſerm Verhältniß Nichts anhaben könne." Nr. 309, S. 111.

(**) Daß S. ſich an G. „heraufgebaut" geſteht auch ſein Freund v. Humboldt. S. Zelter's Br. Nr. 504, S. 187. f.

(***) Denſelben Fehler rügt S. auch in der Kunſtkritik der jungen Philoſophen jener Zeit „von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit überzugehn." [Br. Nr. 807, S. 76. f.]

„Der Punct von dem G. auszugehen pflege ſey immer klein und enge, aber er führe ihn ins Weite und mache ihm dadurch in ſeiner Natur wohl, anſtatt daß Er auf dem andern Wege, dem er, ſich ſelbſt überlaſſen, ſo gerne folge, immer vom Weiten ins Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, ſich am Ende ärmer zu ſehen als am Anfange.“

G. giebt zu: „daß ſie in den letzten vier Wochen theoretiſch und practiſch wirklich wieder ſchöne Fortſchritte gethan, und wenn ſeine Natur die Wirkung habe, die Schiller'ſche ins Begränzte zu ziehen; ſo habe G. durch S. den Vortheil, daß er auch wohl manchmal über ſeine Gränze hinausgezogen werde, [Nr. 184.] wenigſtens daß er ſich nicht ſo lange auf einem ſo engen Flecke herumtummle. (*) Komme nun der alte Meiſter H. Meyer noch dazu, der die Reichthümer einer fremden Kunſt ihm zum beſten gebe, ſo ſolle es wohl an guten Wirkungen nicht fehlen.“ Nr. 321. S. 127.

Vor G's. Abreiſe nach der Schweiz ſtattet S. ihm noch einen achttägigen Beſuch in Weimar ab, deſſen günſtigen Einfluß auf ſich G. in einem nochmaligen Lebewohl anerkennt indem er geſteht: „S. hätte ihm zum Abſchiede nichts Erfreulicheres und Heilſameres geben können, als ſeinen Aufenthalt der letzten acht Tage. Er glaube ſich nicht zu täuſchen, wenn er dießmal ihr Zuſammenſeyn wieder für ſehr fruchtbar halte: es habe ſich ſo Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß er mit mehr Zufriedenheit abreiſe indem er unterwegs recht thätig zu ſeyn Nr. 337. S. 165.

(*) Sein Stocken und Schleichen, Hocken und Kleben, nennt er es oben Seite 210, 205, 208; Dunkelheit und Zaudern Seite 368; desgl. Feſtſetzen und Feſthalten, Br. Nr. 367, S. 302.

hoffe, und bei ſeiner Rückkehr S's. Theilnehmung wieder entgegenſehe. Wenn ſie ſo es fortſetzten verſchiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen und, indem ſie die größeren ſachte fortleiteten, ſich durch kleinere immer aufzumuntern und zu unterhalten, ſo könne noch Manches zu Stande kommen."

Nr. 338. S. 166. Und S. entgegnet: „Er könne nie von G. gehen, ohne daß etwas in ihm gepflanzt worden wäre, und es freue ihn, wenn er für das Viele was G. ihm gebe, ihn und ſeinen innern Reichthum in Bewegung ſetzen könne."

„Ein ſolches auf wechſelſeitige Perfectibilität gebautes Verhältniß müſſe immer friſch und lebendig bleiben, und gerade deſtomehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmoniſcher es werde, und jemehr die Entgegenſetzung ſich verliere, welche bei ſovielen Andern allein die Einförmigkeit verhindert. (*) Er dürfe hoffen, daß ſie ſich nach und nach in allem verſtehen werden wovon ſich Rechenſchaft geben läßt, und in demjenigen was ſeiner Natur nach nicht begriffen werden kann, ſie ſich durch die Empfindung werden nahe bleiben."

(*) „Daß man uns in unſern Arbeiten verwechſelt, iſt mir ſehr angenehm; es zeigt daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann iſt zu bedenken, daß wir eine ſchöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zuſammenhalten und mit der andern ſo weit ausreichen als die Natur uns erlaubt hat," bemerkte G. ſchon früher [Nr. 137, S. 289.] in ſeiner anmuthigen Gleichnißrede, wie auch die iſt, wenn er ſich und Lavatern, die in ihren Exiſtenzen ſo nahe ſtehend, mit ihren Gedanken und Imaginationen ſo weit aus einander gehen, „mit zwei Schützen vergleicht, die mit den Rücken aneinander lehnend nach ganz verſchiedenen Zielen ſchießen." [Br. an Lavater Nr. 25, S. 94.]

„Die ſchönſte und die fruchtbarſte Art, wie Er ihre wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und ſich zu eigen mache, ſey immer dieſe, daß er ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende und gleich productiv gebrauche: und wie G. in der Einleitung zum Laocoon ſage: „daß in einem einzelnen Kunſtwerke die Kunſt ganz liege;" ſo glaube er: müſſe man das Allgemeine in der Kunſt wieder in den beſonderſten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee ſich bewähren ſolle. Und ſo hoffe er, ſein **Wallenſtein,** und was er künftig von Bedeutung hervorbringen mag, ſolle das ganze Syſtem desjenigen was bei ihrem Commercio in ſeine Natur habe übergehen können, in Concreto zeigen und enthalten." Nr.338. S.167.

„Das Verlangen nach dieſer Arbeit rege ſich wieder ſtark in ihm: denn es ſey hier ſchon ein beſtimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweiſe, und jeder Schritt ſey hier ſchon bedeutender, ſtatt daß er bei neuen rohen Stoffen ſo oft leer greifen müßte." Nr.338. S.167.

„Die Nachrichten von G. würden in die einfache Exiſtenz, auf die er jetzt eingeſchränkt ſey, einen fruchtbaren Wechſel bringen, und außer dem Neuen was G. ihm zuführe, auch das Alte was unter ihnen verabredet worden, wieder in ihm lebendig machen."

Eine der wichtigſten Einwirkungen des Goethe'ſchen Geiſtes auf Schiller's Dichtungen möchte wohl in deſſen Ballade: „Die Kraniche des Ibycus" anzuerkennen ſeyn, wenigſtens iſt es eine die ſich im Detail nachweiſen läßt, und verdient daher nähere Betrachtung. G. hatte

dieſen Stoff ſelbſt bearbeiten wollen und ihn wahrſcheinlich
Nr.350. nur aus Freundſchaft Schillern abgetreten. Dieſer fand,
S.214. bei näherer Beſichtigung deſſelben, mehr Schwierigkeiten als
er Anfangs erwartete. Bevor er noch die letzte Hand an
das Gedicht legte, ſendete er es G'n. zu, um von deſſen Er-
innerungen Gebrauch machen zu können, mit dem Wunſche,
in den weſentlichen Puncten ihm zu begegnen.

Nr.351. G. findet das Gedicht ſehr gut gerathen: den Uebergang
S.217. zum Theater ſehr ſchön, den Chor der Eumeniden am rechten
Platze. „Da dieſe Wendung einmal erfunden ſey,(*) ſo könne
die ganze Fabel nicht ohne dieſelben beſtehen, und Er würde,
wenn er an ſeine **Bearbeitung** noch denken möchte, dieſen
Chor gleichfalls aufnehmen müſſen."

Nr.352. Nun aber fügt er noch einige Bemerkungen hinzu, aus
S.221. denen erhellt, daß dem Gedicht in der Geſtalt in welcher S.
es ihm überſchickte, noch gar Viel an der Vollendung abging,
die es jetzt, nach Benutzung derſelben, erhalten hat. Nach
Nr.351. G's. Rath ſollten der Kraniche, als Zugvögel, ein ganzer
S.217. **Schwarm** ſeyn, und ſowohl über den Ibycus als über das
Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und
ſtellen ſich ſo neben die Sonne und andre regelmäßige Er-
ſcheinungen. Auch werde das Wunderbare dadurch wegge-
nommen, daß es nicht eben dieſelben zu ſeyn brauchten, viel-
leicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres,
und das Zufällige mache eigentlich das Ahnungsvolle und

(*) Wahrſcheinlich auf eine Veranlaſſung von **Schütz** oder von **Humboldt**, welche Schillern mit dem herrlichen Chorgeſang der Eumeniden des Aeſchylus mochten bekannt gemacht haben. Daß Schiller ihn wenigſtens benutzt, lehrt eine Vergleichung mit Schützens Ueberſetzung in den Noten zu ſeiner Ausgabe des Aeſchylus.

Sonderbare in der Geſchichte. Da S'n. die Mitte ſo ſehr gelungen ſey, ſo wünſchte G. daß er auch noch an die Expoſition einige Verſe wenden möchte. „Meo voto, ſetzt er nachſchriftlich hinzu: würden die Kraniche ſchon von dem wandernden Ibycus erblickt. Sich, als Reiſenden, vergliche er mit den reiſenden Vögeln, ſich als Gaſt, mit den Gäſten, zöge daraus eine gute Vorbedeutung, und riefe, alsdann unter den Händen der Mörder, die ſchon bekannten Kraniche, ſeine Reiſegefährten als Zeugen an; ja wenn man es vortheilhaft fände, ſo könnte er dieſe Züge ſchon bei der Schifffahrt geſehen haben." Nr.352. S.222.

Nach dem 14ten Verſe, wo die Erinnyen ſich zurückgezogen haben, würde G. noch einen Vers einrücken, um die Gemüthsſtimmung des Volks, in welche der Inhalt des Chors ſie verſetzt, darzuſtellen, und von der ernſten Betrachtung der Guten zu der gleichzeitigen Zerſtreuung der Ruchloſen übergehen, und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreiſe der Nachbarn vernehmlich, ſeine gaffende Bemerkung ausſprechen laſſen. Daraus entſtünden zwiſchen ihm und den nächſten Zuſchauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerkſam u. ſ. w. Auf dieſem Wege, ſowie durch den Zug der Kraniche, würde Alles ganz ins Natürliche geſpielt und die Empfindung erhöht, da jetzt der 15te Vers zu laut und zu bedeutend anfange, und man faſt etwas Anderes erwarte.

S. würde ſehn, daß es ihm darum zu thun ſey aus dieſen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches ſich wieder mit dem langen verſtrickenden Faden der Eumeniden gut verbinden würde.

Nr. 354. S. 228. f. S. dankt nun herzlich für alles was G. über den Ibycus ſage; und was er von ſeinen Winken befolgen könne, ſolle gewiß geſchehen. „Es ſey ihm bei dieſer Gelegenheit wieder recht fühlbar geworden, was eine lebendige Erkenntniß auch bei dem Erfinden ſoviel thue. Ihm ſeyen die Kraniche nur aus wenigen Gleichniſſen zu denen ſie Gelegenheit gegeben, bekannt, und dieſer Mangel einer lebendigen Anſchauung ließ ihn hier den ſchönen Gebrauch überſehen, der ſich von dieſem Naturphänomen machen läßt."

So hatte er auch keinen Waſſerfall, keinen Strudel, keinen Eiſenhammer noch andre große Gegenſtände der Natur und Kunſt geſehen, und G. erſcheint in der ausdrücklichen Belobung, die er ſeinem Freunde über die gelungene Schilderung derſelben im Taucher, im Gang nach dem Eiſenhammer u. ſ. w. mit Freuden ausſtellt, als ein feinfühlender Freund, der wohl empfand daß gerade in dem anerkannten Gelingen deſſen, was wir nicht ex professo zu leiſten vermögen, das Angenehmſte für uns liege, indem es uns mit dem Beſitz einer verborgenen genialen Eigenſchaft wie mit einem Glücksfall überraſcht.

Dieſer gefühlte Mangel an lebendiger Anſchauung macht es aber auch begreiflich, wie S. mit einer Art von Leidenſchaft ſich nach Mittheilungen von Goethe ſehnt, wie begierig er iſt, ſich von Natur, Kunſt, Leben und Weltereigniſſen durch ihn näher zu unterrichten, ſodaß er zuletzt auch einen mitbeobachtenden Antheil an G's. morphologiſchen und chromatiſchen Studien nehmen kann und wirklich nimmt, wodurch ſich ſeine theoretiſch philoſophiſche Beiſteuer in der

Behandlung derſelben wieder ausgleicht. Wahrer Nutzen und Genuß ſey wechſelſeitig, erklärte G. gleich im Anfange ihres Verhältniſſes und die Fortſetzung konnte es nur mit Thatſachen belegen.

S. benutzt nun auch wirklich was er nach ſeiner Art benutzen kann. Die Expoſition iſt nicht mehr ſo dürftig, der Held der Ballade intereſſirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft mehr und bemächtigen ſich der Aufmerkſamkeit genug, um bei ihrer letzten Erſcheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſeyn. Nur mit dem Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders weiß er nicht wie er es anders machen ſoll, und ſetzt ſeine Anſicht mit Gründen auseinander. Nr. 359. S. 251. f.

Bei nochmaliger Ueberſendung der Ballade wünſcht er daß ſie in dieſer letzten Geſtalt G'n. Genüge thun möge. „Gewonnen hätte ſie unſtreitig durch die Idee die ihm G. zur Expoſition gegeben, und eine neue Strophe, an die Furien gewendet, gebe nun die genauere Bezeichnung die anfänglich noch gefehlt habe.“ Nr. 362. S. 272.

G. freut ſich daß durch ſeinen Rath der Anfang eine größere Breite gewinnt. „Es ſey die Idee, worauf er eigentlich ſeine Ausführung bauen wollte. [Nr. 352.] Wegen des Schluſſes werde Schiller denn wohl auch Recht behalten.“ „Der Künſtler muß ſelbſt am beſten wiſſen, in wiefern er ſich fremder Vorſchläge bedienen könne.“ (*) — Nr. 363. S. 277. f.

(*) Schillern durfte es alſo nicht befremden, wenn von ſeinen Vorſchlägen im W. Meiſter G. nicht allen Gebrauch machen konnte, den er ihm zumuthete. Hanc veniam petimusque damusque vicissim!

Nr.365 Nachdem Schiller den Almanach von 1797 hinter ſich
S.287.f. hat, kann er ſich wieder zu dem Wallenſtein wenden. Indem er die fertig gemachten Scenen wieder anſieht, iſt er im Ganzen zwar wohl mit ſich zufrieden, nur glaubt er einige Trockenheit darin zu finden, die er ſich aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen könne. Sie entſtand aus einer gewiſſen Furcht, in ſeine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen, und aus einem zu ängſtlichen Beſtreben dem Object recht nahe zu bleiben. „Nun ſey aber das Object ſchon an ſich ſelbſt etwas trocken und bedürfe mehr als irgend eines der practiſchen Liberalität:(*) es ſey daher hier nöthiger als anderswo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten. Er ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor ſich, aber ſoviel wiſſe er, daß es keine faux-frais ſeyn würden: denn das Ganze ſey poetiſch organiſirt, und er dürfe wohl ſagen, der Stoff in eine reine tragiſche Fabel verwandelt ꝛc." —

Nr.365. „Zugleich ſey es ihm gelungen, die Handlung gleich vom
S.289. Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtätiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt."

Nr.365. Nun fragt er an: Wie es mit G's. Entwickelung an-
S.291. tiker Bildhauerwerke ſtehe, davon der Laocoon der Anfang ſey. „Er habe dieſen neuerdings wieder mit der höchſten Befriedigung geleſen, und könne gar nicht genug ſagen, auf

---

(*) „Ich bin Ihrer Meinung — ſchreibt G. — daß man nur deswegen ſo ſtreng (die beiden Gattungen, des Epiſchen und Dramatiſchen) ſondern müſſe, um ſich nachher durch Aufnahme fremdartiger Theile wieder etwas erlauben zu können." [Nr. 397. b.]

wieviele bedeutende fruchtbare Ideen, die Organiſation äſthetiſcher Werke betreffend, er leite.“

G. hatte ihn wegen ſeines Tauchers belobt und beſonders die Beſchreibung des Strudels höchſt naturwahr befunden. [Nr. 364.] S'n. freut es nicht wenig, daß ſie mit Nr. 366.
dem Phänomen übereinſtimme. „Er habe dieſe Natur nirgends S. 293.
als etwa bei einer Mühle ſtudiren können; aber weil er Homer's Beſchreibung von der Charybde genau ſtudirt, habe ihn dieſes vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führe G'n. ſeine Reiſe auch an einem Eiſenhammer vorbei, und Er könne ihm ſagen, ob er dieſes kleine Phänomen richtig dargeſtellt habe.“ Auch dieſes Gedicht belobt G. [Nr. 373.]

G. hatte alle Urſache mit ſeiner Schweizerreiſe zufrieden Nr. 367.
zu ſeyn. Bei der Leichtigkeit die Gegenſtände aufzunehmen, S. 298.
war er reich geworden ohne beladen zu ſeyn; der Stoff incommodirte ihn nicht, dieweil er ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten wußte, und er fühlte mehr Freiheit als jemals mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für ſich oder Andere darzuſtellen.

Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard bis zu den herrlichen Kunſtwerken die Meyer aus Italien mitgebracht hatte, führte ſie ein labyrinthiſcher Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, oeconomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen, und ſich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen, gab ihm, beſonders bei der Umſchriebenheit der helvetiſchen Exiſtenz, eine ſehr angenehme Unter=

haltung, und die Ueberſicht ſowohl des Ganzen als die Einſicht in das Einzelne wurde beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer, hier zu Hauſe, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kannte und ſie in ſeinem treuen Gedächtniſſe bewahrte.

Nr.367. S.299. So hatten ſie denn in kurzer Zeit mehr zuſammengebracht, als G. ſich vorſtellen konnte, und es war nur Schade, daß ſie, um einen Monat dem Winter zu nahe, nicht noch durch eine Tour von vier Wochen ſich mit dieſem ſonderbaren Lande weiter bekannt machen konnten. „Was aber werde S. nun dazu ſagen, fragt G. wenn er ihm vertraue,(*) daß zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen, ſich auch ein poetiſcher hervorgethan habe, der ihm viel Zutrauen einflöße."

Nr.367. S.300. „Er ſey faſt überzeugt, daß die Fabel vom Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es ihm, wie er vorhabe, gelinge,(**) der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte; anſtatt daß man ſonſt,

---

(*) Wie Goethe mittheilend war, ſo bethätigt er auch hier wieder ſein beliebtes Sprichwort vom „evangeliſchen Groſchen," d. h. von der Frau im Evangelio, die ſich des gefundenen Groſchens mit ihrer Nachbarin freut, wie wir oben bereits [Nr. 282.] einen ganz ähnlichen Fall gehabt haben. Ueber wieviel ſolcher gefundenen Groſchen hat er ſeine Freude getheilt mit denen die ihm näher ſtanden! Gutmüthig wie er war, und Freund und Feind eingeſtehen,(†) ſollten ihn zu verunglimpfen, wie geſchehen iſt und noch geſchieht, die Deutſchen ſich ſchämen, wenn ſie nicht Etwas von der Natur derer angenommen, die ſich eben nicht ſchämen und nicht grämen.

(†) S. oben Seite 221. Note (**) it. Bd. I. S. 327.

(**) G's. gewöhnlicher Euphemismus und bona verba! Vergl. oben Bd. I, S. 242. Zeile 2 u. 3 von oben; it. Note (*).

um Etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr.“

„Das beſchränkte höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe er ſich wieder recht genau vergegenwärtigt, wie er auch die Charactere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſogut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es komme nun auf gut Glück an, ob aus dieſer Unternehmung Etwas werden könne.“

Höchſt erfreut ſchreibt S.: „Gottlob daß ich wieder Nr.372.
Nachricht von Ihnen habe! Dieſe drei Wochen, daß Sie S.315.
in den Gebirgen, abgeſchnitten von uns, herumzogen, ſind mir lang geworden, deſto mehr erfreute mich Ihr lieber Brief und alles was er enthielt. Die Idee von dem Wilhelm Tell iſt ſehr glücklich, und — genau überlegt — können Sie, nach dem Meiſter und nach dem Herrmann, nur einen ſolchen, völlig local-characteriſtiſchen Stoff, mit der gehörigen Originalität Ihres Geiſtes und der Friſchheit der Stimmung behandeln.“ (*)

Nun fährt er fort das Intereſſe, das aus der ſtreng umſchriebenen Localität und einer gewiſſen hiſtoriſchen Gebundenheit entſtehe, als das vielleicht Einzige was G. ſich durch die beiden vorhergegangenen Werke, den Meiſter und den Herrmann, nicht weggenommen habe, vorzuempfin-

(*) Das ganze Manöver S's. erinnert — mutatis mutandis — an die Fabel vom Fuchs und vom Raben, dem jener den gewonnenen Käſe abſchmeichelt. S. geht hier und weiterhin G'n. ſo lange um den Mund, bis G. durch das ſich Ausſprechen über einen Gegenſtand das Intereſſe daran verliert und ihn fallen läßt. Und ſo war G. eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie ihm S. verſichert, Nr. 846, S. 157.

den und in ſeiner philoſophiſchen Sprache auseinanderzuſetzen, und wünſcht, auch dieſes Gedichts wegen, bald wieder mit G. vereinigt zu ſeyn, der ſich vielleicht jetzt eher gewöhnen würde mit ihm darüber zu ſprechen, da die Einheit und Reinheit ſeines Herrmanns durch G's. Mittheilungen an ihn, während der Arbeit, ſo gar nicht geſtört worden ſey; und er geſtehe, daß er nichts auf der Welt wiſſe wobei er mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die ihn recht ins Innere der Kunſt hineinführten."

Nr.372. S.318. Der Almanach des Jahres 1797 iſt beſeitigt, der Herbſt iſt eingetreten und mit ihm Schiller, wie er vorausſagte, wieder an ſeinen Wallenſtein gegangen, der ihn nicht nur dieſes, ſondern auch das ganze folgende Jahr beſchäftigen und ebenſo G's. Theilnahme durch Gutachten, Rath und That bei der Aufführung in vielfachen Anſpruch nehmen
Nr.370. S.320. ſollte. G. wünſcht Glück und hofft daß bei ſeiner Ankunft ein Theil ſchon ſichtbar ſeyn möge.

Nr.375. S.322. S'n. iſt es nun ſo angenehm, wieder leicht und ſchnell mit G. communiciren zu können. „Was er an Sachen, Ideen mitgebracht, verſpricht ihm einen unterhaltungsreichen unterrichtenden Winter, und doppelt froh ſey er, daß er einen Theil deſſelben in G's. Nähe zubringen werde." S. wollte nämlich, um das Theater näher kennen zu lernen und für ſeine dramatiſchen Arbeiten zu nutzen, wie ihm G. ſchon mehrmals und zuletzt auch der Herzog angerathen hatte, den Winter in Weimar zubringen.

Nr.377. S.327. Wie eifrig aber auch S. arbeitet, ſo geht es doch langſam, weil der viele und ungeſtaltete Stoff ihm zu ſchaffen macht. Bei ſeinem jetzigen Geſchäft, die proſaiſche Sprache

in eine poetiſch-rhythmiſche zu verwandeln, überzeugt er ſich wie genau in der Poeſie Stoff und Form zuſammenhangen. Er befindet ſich nun in einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann er nicht mehr brauchen, ſie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſeyn ſcheine; der Vers aber fordere ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo muß er in mehrern Motiven poetiſcher werden.“

„Man ſolle wirklich alles was ſich über das Gemeine erheben muß in Verſen, wenigſtens anfänglich, concipiren: denn das Platte komme nirgends ſo ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen werde.“

G. iſt nicht allein ſeiner Meinung, ſondern geht noch Nr.379.
weiter. „Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! S. 332. f.
dieß ſey ſeine Ueberzeugung, und daß man nachundnach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. — Alle dramatiſchen Arbeiten, und vielleicht Luſtſpiel und Farce überhaupt, ſollten rhythmiſch ſeyn und man würde alsdann eher ſehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibe dem Theaterdichter weiter Nichts übrig, als ſich zu accommodiren, und in dieſem Sinne habe man es Schillern nicht verargen können, wenn er ſeinen Wallenſtein in Proſa ſchreiben wollte. Sehe er ihn aber als ein ſelbſtſtändiges Werk an, ſo müſſe er nothwendig rhythmiſch werden.“ —

Nun wünſcht er ſehr zu hören, wie der rhythmiſche Nr.380.
Wallenſtein gedeihe. Dieſer ſchwillt aber ſo an, daß S. es S. 337. Nr.383.
ſelbſt zu arg findet, „da die Jamben, obgleich den Ausdruck S. 342.

verkürzend, eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten die einen ins Breite treibe. G. werde beurtheilen ob er kürzer ſeyn ſolle und könne. Sein erſter Act ſey ſo groß, daß er die drei erſten Acte von G's. Iphigenie hineinlegen könne, ohne ihn ganz auszufüllen. Die hintern Acte ſeyn freilich kürzer. Die Expoſition verlange Extenſität, ſowie die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leite. Es komme ihm vor, als habe ein gewiſſer epiſcher Geiſt ihn angewandelt, der aus der Macht von G's. unmittelbaren Einwirkungen zu erklären ſeyn möge;(*) doch glaube er nicht daß er dem Dramatiſchen ſchade, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben."

Nr. 383. S. 344. S. iſt wiederum ſehr neugierig auf G's. mit Meyern erbeutete Kunſtſchätze, die ihm und G'n. zu ſpecificirteren Urtheilen über die Kunſt, die ihm ſo ſehr Bedürfniß ſind, Anlaß geben würden.

Nr. 384. S. 345. G. erwiedert, daß es für ſie Beide ſowohl practiſch als theoretiſch von der größten Bedeutung ſey, was es noch für einen Ausgang mit dem Wallenſtein nehme, und giebt ihm zu erwägen: ob nicht der Gegenſtand ihn am Ende noch gar nöthige einen Cyclus von Stücken aufzuſtellen. — Daß der Rhythmus in die Breite locke, ſey ganz natürlich: denn jede poetiſche Stimmung mag ſich's und Andern gern bequem und behaglich machen. — Er verlange etwas über

(*) „Ich laſſe meine Perſonen Viel ſprechen, ſich mit einer gewiſſen Breite herauslaſſen; Sie haben mir darüber Nichts geſagt und ſcheinen es nicht zu tadeln. Ja Ihr eigener usus, ſowohl im Drama als im Epiſchen, ſpricht mir dafür ꝛc." ſchreibt er in Nr. 488, S. 273; und doch hatte er G'n. darüber getadelt Nr. 396, S. 391.

den Vorſchlag zu hören. Was ihn betreffe, ſo ſey die Maſſe von Gegenſtänden die Er aufgenommen ſehr groß, und das Intereſſe am Aufſchreiben und Ausarbeiten zuletzt durch den Umgang mit Meyer ſehr geſchwächt worden. „Sobald ich eine Sache einmal durchgeſprochen habe, iſt ſie auf eine ganze Zeit für mich wie abgethan.“ (*)

Aus jenem Vorſatz S's., den Winter in Weimar zuzu- Nr.385.
bringen, wurde jedoch Nichts, weil er nach reiflicher Ueberle- S.347.
gung fand, daß er ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen beſſer thue, die zwei ärgſten Wintermonate, Januar und Februar, die ohnedem für ſeine Arbeiten entſcheidend ſeyen, noch in Jena zu bleiben.

Bei dieſer Ueberzeugung S's. war das Aufſchieben ſei- Nr.386.
nes Vorſatzes G'n. umſo lieber, da er ſich genöthigt ſah, um zu S.349.
Faſſung und Sammlung zu gelangen, nach dem neuen Jahre nach Jena zu gehen, und es ihm ſonderbar erſcheinen müßte, wenn er S'n. dort nicht anträfe, und, mit ſich ſelbſt zwieſpältig, ihn in Weimar hätte müſſen zurücklaſſen. Er räth ihm alſo nur, ſich an den **Wallenſtein** zu halten; Er werde wohl an den **Fauſt** gehen, um dieſen **Tragelaphen** (**)

(*) Nun iſt es doch wohl begreiflich, daß wenn S. **Goethen** veranlaßt eine Sache mit ihm durchzuſprechen, G. ſobald nicht, vielleicht gar nicht, wieder daran kommt ſie vorzunehmen und auszuarbeiten, und daß er alſo Urſache gehabt hätte aus ſeinem **Jagdgedicht**, aus der **Achilleïs**, aus dem **Tell** und aus anderem Mehr ebenſo ein Geheimniß zu machen wie aus der **Eugenie**. [XXXI, S. 92, 93.]

(**) Mit dieſem aus dem Griechiſchen τραγέλαφος entlehnten Ausdruck, der wörtlich **Bockhirſch** lautet und ein fabelhaftes Thier bezeichnet, aber ſchon von Platon und Ariſtoteles figürlich für jedes chimäriſche Phantaſiegebilde gebraucht wird, liebte auch G. jede wunderliche Compoſition eines Künſtlers oder Dichters zu benennen; daher er nicht nur ſeinen **Fauſt**, als „eine **barbariſche** Compoſition“ von heterogenen Elementen [Nr. 326.] ſo nennt, ſondern auch J. **Paul Richter's** Heſperus. [Nr. 72, 74, 77.]

los zu werden — und, wie man hinzudenken darf: „an etwas Anderes zu gehen.“ [Vergl. oben Seite 275; it. Note (*) und Note (**).]

Nr.387. S.352. S. hält ſich nun wohl an den W. ſo ſehr als er kann, allein das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für ihn, da ein lebhafter Antheil ihn ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Dieß hält ihn erſtaunlich auf, dennoch hofft er den W. noch im nächſten Sommer in Weimar ſpielen zu ſehen, und im nächſten Herbſt tief in ſeinen Maltheſern zu ſitzen. Dieſe beſchäftigten ihn zuweilen wenn er von der Arbeit ausruhe.

Nr.388. S.355. Die Nachricht daß S. dieſen Winter nicht nach Weimar kommen würde, hatte die Schauſpieler ſehr betrübt, die ſich vorgeſetzt hatten, ſich vor S'n. Ehre zu machen, und G. vertröſtete ſie mit der Hoffnung aufs Frühjahr.

Ein ſolcher neuer Anſtoß — ſchreibt G. — ſey dem Theater ſehr nöthig, und Er könne ihn gewiſſermaßen ſelbſt nicht geben. „Zwiſchen dem der zu befehlen hat und dem der einem ſolchen Inſtitute eine äſthetiſche Lei-
Nr.388. tung geben ſoll, iſt ein gar zu großer Unterſchied.“
S.355.f. Dieſer ſoll aufs Gemüth wirken und muß alſo Gemüth auch zeigen; jener muß ſich verſchließen, um die politiſche und oeconomiſche Form zuſammenzuhalten. Ob es möglich ſey, freie Wechſelwirkung und mechaniſche Cauſalität zu verbinden, wiſſe er nicht; ihm wenigſtens habe das Kunſtſtück noch nicht gelingen wollen. (*)

(*) Schillern gelang es auch nicht. „Ich will mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben: denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt Nichts auszurichten; es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe ꝛc.“ ſchreibt er nach

„Das pathologiſche Intereſſe bei der Arbeit betreffend, ſo geſtehe er, daß ohne ein ſolches lebhaftes auch ihm niemals irgend eine tragiſche Situation zu bearbeiten gelungen ſey, und er ſie daher lieber vermieden als aufgeſucht habe. Er kenne ſich zwar nicht ſelbſt genug, um zu wiſſen, ob er eine wahre Tragödie zu ſchreiben vermöge; erſchrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und ſey beinah überzeugt, daß er ſich durch den bloßen Verſuch zerſtören könne.“ (*) —

S. iſt nun an den Liebesſcenen im zweiten Act des W. Nr. 389.
und kann nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne S. 360.
und an die theatraliſche Beſtimmung des Stücks denken. (**) Die Einrichtung des Ganzen erfordere, daß ſich die Liebe nicht ſowohl durch Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke ſey, entgegenſetzt und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreis vollendet. In dieſer Eigenſchaft

---

einer kurzen Allein-Regie während G's. Abweſenheit. [Nr. 788.] Dann ſchreckte ihn auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben, davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet.

Das Alles und noch Mehr hatte doch G. ſoviele Jahre hindurch ausgehalten und ausgeſtanden! und „noch keinen Dank dazu,“ weder bei Mit- noch Nachwelt: denn beide verläugnen oder verkleinern ſein Verdienſt um das Weimariſche Theater, beſonders die Shakspearomanen.

(*) „Ich bin nicht zum tragiſchen Dichter geboren, da meine Natur conciliant iſt; daher kann der rein tragiſche Fall mich nicht intereſſiren, welcher eigentlich von Haus aus unverſöhnlich ſeyn muß ꝛc.“ ſchreibt er an Zelter [Nr. 826, d. 31. Octbr. 1831.] wenige Monate vor ſeinem Tode, wo er „nicht mehr Zeit übrig hatte, um aufrichtig zu ſeyn.“

(**) Sehr begreiflich, da S., wie er ſagt, ſeine Perſonen gern viel ſprechen läßt, und ſich überhaupt gegen die Forderung dramatiſcher Concentration ſehr obſtinat erweiſt. [Nr. 842.] Vergl. Note (**) zu Seite 429.

ſey ſie aber nicht theatraliſch, wenigſtens nicht in dem Sinne der bei unſeren Darſtellungsmitteln und bei unſerem Publicum ſich ausführen laſſe. Er müſſe alſo, um die poetiſche Freiheit zu behalten, ſo lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen. Unterdeſſen bittet er doch um gelegentliche Mittheilung des ſämmtlichen weimariſchen Schauſpielerperſonals.

Nr.390. S.364. Eine Schilderung der Fähigkeiten derſelben will ihm aber G. nächſtens ſelbſt machen, beſonders im Bezug auf ſein Stück, deſſen Bedürfniſſe er doch im Allgemeinen kenne.

Nr.391. S.366. Nun wünſcht S. daß unter den vielen Schriftſtellern die keine andre als compilatoriſche Arbeit treiben können, einer darauf verſiele in alten Büchern nach poetiſchen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewiſſen Tact hätte das **Punctum saliens** an einer an ſich unſcheinbaren Geſchichte zu entdecken. Ihm kämen ſolche Quellen gar nicht vor, und ſeine Armuth an ſolchen Stoffen mache ihn wirklich unfruchtbarer als er's ohne das ſeyn würde. Da fällt ihm ein „gewiſſer" Hyginus ein, der eine Anzahl tragiſcher Fabeln aus oder für den Gebrauch der Poeten geſammelt habe. Einen ſolchen Freund könne er gut brauchen. „Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehre wirklich den innern Reichthum, ja er übe eine wichtige Kraft, und es ſey ſchon von großem Nutzen einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und ſich daran zu verſuchen."

Nr.392. S.368. G. überſchickt ihm nicht nur den Hygin, ſondern räth ihm auch des Erasmus Adagia an(*) da die alten Sprichwörter meiſt auf geographiſchen, hiſtoriſchen, nationellen und

(*) Waren doch ſchon „die Kraniche des Ibycus" aus dem Sprichwort **Ibyci grues** in jener Sammlung entnommen.

individuellen Verhältniſſen ruhen, ſo enthalten ſie einen großen Schatz von reellem Stoffe. Dabei aber bemerkt er ſo ſchonend als aufrichtig: „Leider wiſſen wir aus der Erfahrung daß dem Dichter Niemand ſeine Gegenſtände ſuchen kann, ja daß er ſich ſelbſt manchmal vergreift;" welches letztere er mehrmals von ſich ſelbſt eingeſteht. (*)

G. freut ſich nun ſehr darauf etwas vom W. zu ſehen, weil ihm auch dadurch eine neue Theilnahme an S's. Weſen möglich werde. Er wünſcht nichts mehr als daß S. ihn im neuen Jahre vollbringen möge.

(*) Z. B. vom Elpenor [Nr. 469 a.]; vom Großcophta [Bd. XXX, 266. f.]

1 7 9 8.

Das merkwürdige Jahr, worin für die deutſche dramatiſche Literatur eine ganz neue Epoche beginnen ſollte, brach nun an und wunderbar iſt S's. Ahndung, wenn er an G.
Nr.398. ſchreibt: „Es ſoll mir ein gutes Omen ſeyn, daß Sie es
S.1. ſind an den ich zum erſten Mal unter dem neuen Datum ſchreibe. Das Glück ſey Ihnen in dieſem Jahre ebenſo hold als in den zwei letztvergangenen, ich kann Ihnen nichts Beſſeres wünſchen. Möchte auch mir die Freude in dieſem Jahre beſcheert ſeyn, das Beſte aus meiner Natur in einem Werke zu ſublimiren wie Sie es mit der Ihrigen gethan!"

Der Wunſch ward endlich erfüllt, das Omen zum Amen.

Nr.395. G. hatte S'n. bereits einen Aufſatz „über epiſche und
S.374.f. dramatiſche Dichtung" zugeſchickt, mit der Bitte ihn zu beherzigen, anzuwenden, zu modificiren und zu erweitern.
Nr.396. S. that es und führte eine Sache — nach G's. höflicher
S.386.f. Verſicherung — noch weiter, an der beiden ſoviel gelegen ſeyn mußte, da es die Dichtungsarten betraf, in deren Bearbeitung ſich beide getheilt hatten.

Nun aber konnten die theoretiſchen Betrachtungen G'n. Nr.397.b.
nicht länger mehr unterhalten,(*) es mußte nun wieder an S.400.
die Arbeit — ans Produciren — gehen,(**) und G. ſich
auf das alte Jenaiſche Kanapee wie auf einen *Dreifuß*
begeben, dem er ſchon ſo manche poetiſche Offenbarung zu
verdanken hatte.

Darauf bemerkt S. was wir ſchon aus der italiäniſchen Nr.398.
Reiſe wiſſen: „G's. eigene Art und Weiſe, zwiſchen *Re=* S.1.
flexion(***) und *Production zu alterniren*, ſey wirklich
beneidens= und bewundernswerth. Beide Geſchäfte trennen
ſich in ihm ganz und das eben mache, daß beide als Ge=
ſchäft ſo rein ausgeführt werden. G. ſey wirklich, ſo lange
er arbeite im Dunkeln und das Licht blos in ihm; und wenn
er anfange zu reflectiren, ſo trete das innere Licht von ihm
heraus und beſtrahle die Gegenſtände ihm und Anderen.
Bei Schiller vermiſchten ſich beide Wirkungsarten und nicht
ſehr zum Vortheil der Sache."

Schiller iſt nunmehr mit ſeinem W. ſoweit, daß er G'n. Nr.400.
viermal mehr als der Prolog (Vorſpiel) beträgt vorlegen kann, S.8.
obgleich noch nichts von dem dritten Act dabei iſt.

Jetzt, da er ſeine Arbeit von einer *fremden* Hand rein=
lich geſchrieben vor ſich hat, — wozu ihm doch G. aus eige=
ner Erfahrung gerathen hatte — und ſie ihm fremder iſt,

(*) Sie kamen im Grunde auch mehr *Schillern* zu ſtatten, als *Goethen*, da jener ſie gleich practiſch zu verwenden, Luſt, Zeit und Gelegenheit hatte. Siehe oben Seite 405.

(**) Vergl. oben Seite 292, Zeile 3 und 4 von oben, it. Note (*); Seite 298, Note (**).

(***) „Das Genie kann ſich durch *Reflexion* und *That* nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke hervorbringt." [Nr. 705, S. 258.]

macht ſie ihm wirklich Freude. „Er finde augenſcheinlich daß er über ſich ſelbſt hinausgegangen, welches die Frucht ihres Umgangs ſey. Denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objectiv ihm entgegenſtehenden Natur, ſein lebhaftes Hinſtreben danach und die vereinigte Bemühung ſie anzuſchauen und zu denken, konnte ihn fähig machen, ſeine ſubjectiven Gränzen ſo weit auseinanderzurücken. Er finde, daß ihn die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche ſey, Nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet habe. Doch ſchicke es ſich beſſer, daß er dieſes aus G's. Munde hörte, als daß dieſer es von Ihm erfahre."

Nr.400. S.9. „Er werde es ſich geſagt ſeyn laſſen, keine andern als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden ſeine Klippe ſeyn. Es ſey eine ganz andere Operation das Realiſtiſche zu idealiſiren als das Ideale zu realiſiren,(*) und Letzteres der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es ſtehe in ſeinem Vermögen, eine gegebene, beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen, während daß die objective Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffes ſeine Phantaſie zügle und ſeiner Willkühr widerſtehe."(**)

Nr.400. S.9.f. Nun aber — merkwürdig und ſonderbar genug! noch ehe er mit dem W. zu Rande iſt — wächſt ihm der Muth und „er hätte Luſt, wenn es ihm mit einigen Schauſpielen

---

(*) Hier ſcheint S. einzuſehen, was G. als Differenz zwiſchen beiden ausſpricht. S. oben S.364, 365, u. lies Bd. XLIX, 96: anſtatt XLVII, 96.

(**) Daſſelbe ſchreibt er auch an einen andern Freund. [S. Ausg. ſ. Werke Bd. I, S. 50 f.]

gelungen ſey ſich das Publicum recht geneigt zu machen, etwas recht Böſes zu thun und eine alte Idee mit Julian dem Apoſtaten auszuführen. Hier ſey nun auch eine ganz eigene beſtimmte hiſtoriſche Welt, bei der es ihm nicht leid ſeyn ſollte, eine poetiſche Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Intereſſe, das der Stoff habe, müßte die Gewalt der poetiſchen Darſtellung deſto wirkſamer machen."

Man kann ungefähr ahnden, daß in dieſem Stücke „die Götter Griechenlands" in allem ihrem Glanze wieder aufgetreten ſeyn würden; wo und wie aber, in ihrem Conflict mit dem Kreuz und den Galiläern, denen doch zuletzt der Sieg ſo idee- als geſchichtsmäßig zu Theil hätte werden müſſen, das beabſichtigte recht Böſe hergekommen wäre, wofern es nicht etwa durch das in den theilnehmenden Zuſchauern, durch ſeine „aufquellende" Behandlung, erregte Mitleid und die ihnen abgenöthigte Trauer über die Niederlage alles Schönen geſchehen, und alſo die Tendenz des Ganzen nur einen beweinenswerthen Triumph des Chriſtenthums über das Heidenthum — einen faſt „Cadmeïſchen Sieg" — gelten ſollte, iſt freilich nicht wohl abzuſehen. Dann aber hätte S. ſich das rechtgläubige Publikum, das ihn jetzt für decenter, moraliſcher, überhaupt religiöſer als ſeinen Freund, den alten Heiden, ausrühmt, (*) nicht

(*) Gegen den Augenſchein: denn in S's. Werken erſcheint weder eine lebendige liebende Natur wie bei G.; noch ein ſich gleich bleibender chriſtlicher Gott, wie bei andern Poeten; noch eine Nothwendigkeit im griechiſchen Sinne der ἀνάγκη: ſondern, unter der Despotie eines todten Weltmechanismus, das philoſophiſche Idol abſoluter Freiheit,

ſehr geneigt gemacht; wie denn jene Anſicht nur mit einer andern von Goethe correſpondirt, [Nr. 779, S. 24.] wenn dieſer ſagt: „Er und Meyer und wer ihnen anhange, ſtünden gegen die neuere Kunſt, wie Julian gegen das Chriſtenthum, nur daß ſie ein Bischen klärer ſeyen als jener.“(*) Darüber ſind ihm die Nazarener und Frömmler bis auf dieſen Augenblick ſämmtlich nicht grün, und wo man nur hinblickt und hinhört, werden ſeine Kunſtanſichten und Kunſturtheile perhorrescirt und in Verruf gethan.

Nr. 401. S. 11. G. wünſcht ihm Glück zu ſeiner Zufriedenheit mit dem fertigen Theile ſeines Werks. Bei der Klarheit mit der S. die Forderungen überſehe, die Er an ſich zu machen habe, zweifelt G. nicht an der völligen Gültigkeit ſeines Zeugniſſes,
Nr. 401. S. 13. und wünſcht in gar vielen Rückſichten daß W. bald fertig werden möge. „Laſſen Sie uns, ſagt er, ſowohl während der Arbeit als auch hinterdrein, die dramatiſchen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Sind Sie künftig in Abſicht des Plans und der Anlage genau und vorausbeſtimmend; ſo müßte es nicht gut ſeyn, wenn Sie, bey Ihren geübten Talenten und dem inneren Reichthum, nicht alle Jahr ein paar Stücke ſchreiben wollten. (**) Denn das ſcheint mir offenbar beim dramatiſchen Dichter nothwendig,

---

welche Jung und Alt gleich enthuſiasmirt. Daher ſagt G.: „Schiller predigte das Evangelium der Freiheit, Ich hingegen wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen.“ [Werke Bd. L, 54.]

(*) Das heißt: einzuſehen, daß ihre Oppoſition gegen den modernen Kunſtglauben, ihnen nicht Viel helfen würde, wie die Erfahrung leider gelehrt hat und noch lehrt.

(**) Wie glücklich G. augurirte wird ſich bald genug zeigen.

daß er oft auftrete, die Wirkung die er gemacht hat, immer wieder erneuere, und, wenn er das Talent hat, darauf fortbaue."

Daß G. ſeine Herreiſe bis zum Februar verſchieben Nr.404.
muß, verlängert S'n. den traurigen Januar. Aus dieſer S.25.
Einſamkeit zieht er nur den einzigen Vortheil, im W. fleißig voranzuſchreiten, „da es gut ſey wenn er die Tragödie, ehe er ſie G'n. vorlege, bis zu einer gewiſſen Hitze der Handlung geführt habe, wo dieſe ſich dann von ſelbſt bewegt und im Herabrollen iſt: denn in den erſten Acten ſteige ſie erſt bergan."

S. bezeigt wieder ein großes Verlangen nach G's. Ge- Nr.416.
genwart, der vor Amts- und Berufsgeſchäften noch immer S.71.
nicht dazu kommen kann, ſich in Jena auf ſeinen Dreifuß — wie er ſagt — niederzulaſſen und den Eingebungen der Muſe zu lauſchen.

Sein längeres Ausbleiben vermehrt allerdings den Wal- Nr.419.
lenſteiniſchen Vorrath, und da S. die Scene, welche am mei- S.83.
ſten von der heitern äußern Influenz abhange, habe liegen laſſen und zum erſten Ausflug in ſeinen Garten verſchoben; ſo könnte er in etlichen Wochen den dritten Act beendigt haben. Der vierte und fünfte, zuſammen nicht größer als der erſte, machten ſich beinahe von ſelbſt.

Vergebens hofft er ſich über G's. längeres Ausbleiben Nr.423.
durch ſeinen Fleiß und die Ausſicht auf das Vorlegen eines S.95.f.
Mehrern von ſeiner Arbeit zu tröſten; denn die Jahreszeit und unordentliche Witterung hindern alle ſeine Fortſchritte und er muß, um ſein Gemüth friſch zu erhalten, von der gegenwärtigen Arbeit abſtrahiren und ſich mit den Gedanken an entferntere und mit allgemeinen Ideen unterhalten.

Nr. 427. S. 112. Da er ſo oft in ſeiner Arbeit gehemmt wird und deswegen das Ende noch nicht abſehen kann, ſo ängſtigen ihn die Nachfragen nach dem W., die nun anfangen von außen an ihn zu geſchehen. Schröder wolle ihn ſpielen, und ſcheine nicht abgeneigt ſelbſt in Weimar darin aufzutreten. Auch aus Berlin ſchreibt man ihm: „das Theater wolle jedes beliebige Honorar zahlen, wenn er das Stück noch vor dem Abdruck ſenden möge." Wäre er nur erſt fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich ihm der Kopf noch nicht recht frei iſt. Nr. 432. S. 123. Doch legt er ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in ſeinem Penſum zurück und findet ſich ſo recht in dem tiefſten Wirbel der Handlung, beſonders froh, eine Situation hinter ſich zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moraliſche Urtheil über das Wallenſteiniſche Verbrechen auszuſprechen, und eine ſolche an ſich triviale und unpoetiſche Materie poetiſch und geiſtreich zu behandeln, ohne die Natur des Moraliſchen zu vertilgen. Er ſey zufrieden mit der Ausführung und hoffe dem lieben moraliſchen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob er gleich keine Predigt daraus gemacht habe ꝛc.

Nr. 432. S. 122. f. Er klagt daß dieſer Februar ſo hingegangen ohne G. zu ihm zu bringen und er habe erwartend und hoffend bald den Winter überſtanden. Deſto heitrer ſehe er ins Frühjahr hinein.

Nr. 438. S. 141. Nun iſt es auch ſein ernſtlicher Wille, wie G. ihm rathe, künftig das Theater in W. beſſer zu nutzen, und ſich darauf einzurichten. Wenn es auch bloß nur die Muſik wäre, müßte man's ſchon thun: denn die Sinne würden ja ſonſt gar nicht auf eine äſthetiſche Weiſe berührt. Aber auch das Theater ſelbſt werde gut auf ihn wirken. In dieſen letzten

Monaten habe er freilich alles Andere ſeinem Geſchäfte nach-
ſetzen müſſen, um darin einen entſcheidenden Schritt zurück-
zulegen. Das habe er erreicht. Jetzt iſt das Stück im Nr.438.
Gange und das Schwerſte hinter ihm. Dreiviertel der gan- S.142.
zen Arbeit ſind abſolvirt. Von G. hofft er, daß er viel Ge- Nr.443.
ſchriebenes mitbringe, Schemata und Ausarbeitungen: denn S.152.
er könne nicht ſagen, wie ſehr er nach einer lebendigen
Communication auch über ſolche Gegenſtände be-
ſonders, die mit ſeinem Geſchäfte Nichts gemein ha-
ben,(*) verlange. Auch von Meyer's Arbeiten wünſche er
bald etwas zu leſen. G. erwiedert: Wenn es S'n. um Zer- Nr.444.
ſtreuung und um allerlei Fremdes an Planen, Aufſätzen S.155.
und Einfällen zu thun ſey, damit könne er aufwarten. Was
er mitbringe, betrage nicht viel unter einem Rieß Papier.

G's. Aufenthalt in Jena kommt S'n. jetzt noch kürzer Nr.446.
vor, als er war. Er ging ihm gar zu ſchnell vorüber und S.156.
für eine ſo lange Abweſenheit ſey es wirklich zu wenig. Un-
terdeſſen will er ſuchen ſich wieder recht in die Arbeit zu
werfen, um nur erſt das Gedankenbild aus ſich herauszu-
ſtellen, weil er es dann heller anſchauen kann. Er freue
ſich denken zu dürfen daß G. mit ſeinem Wallenſtein
im Ganzen zufrieden ſey, und vorzüglich keinen Wider-
ſpruch mit dem Gegenſtande, noch mit der Kunſtgat-
tung zu der er gehöre, darin gerügt habe. Ueber die thea-
traliſchen Forderungen denke er ſchon noch wegzukom-
men,(**) wenn die tragiſch-dramatiſchen nur befriedigt ſind.

(*) Vergl. unten Nr. 529.

(**) Das heißt: mit einer „grauſamen" Schere, wie ſie die Picco-
lomini [Nr. 546.] und Don Carlos [Nr. 821.] erfuhren. Es war
dieß ſein Proton Pſeudos ſich nicht concentriren zu wollen. Seine Lehr-

Nr.447. „Wir haben gewiß alle Urſachen uns unſeres Verhält-
S.158. niſſes zu freuen — erwiedert G. — da wir uns nach einer ſo langen Entfernung nur näher fühlen, und die Oppoſition unſrer Naturen eine Wechſelwirkung deſto wünſchenswerther macht, von der wir auch für die Zukunft das
Nr.447. Beſte hoffen können.“ An den Wallenſtein denke er
S.159. mit Vergnügen zurück und habe die beſte Hoffnung davon. Die Anlage ſey von der Art daß S., wenn das Ganze beſtimmt iſt, die ideale Behandlung mit einem ſo ganz irdiſch beſchränkten Gegenſtand in eine bewundrungswürdige Uebereinſtimmung bringen werde.

Nr.448. S. muß jetzt den kleinen Reſt der guten Jahreszeit und
S.160. ſeines Gartenaufenthalts für den W. benutzen: denn wenn er ſeine Liebesſcenen nicht ſchon fertig in die Stadt bringe, ſo möchte ihm der Winter keine Stimmung dazu geben.

Nr.486. S. kann ſich gar nicht daran gewöhnen faſt eine Woche
S.267. Nichts von G. zu ſehen und zu hören. Unterdeſſen iſt er mit einigen Reimen beſchäftigt und eben an der Ballade („der Kampf mit dem Drachen“); wobei er ſich die Unterhaltung verſchafft mit einer gewiſſen plaſtiſchen Beſonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der Kupferſtiche, die G. beim letzten Beſuch ihm zurückgelaſſen, in ihm erweckt hat.

G. freut ſich über den plaſtiſchen Einfluß der zurückgelaſſenen Bilder. Ihm ſcheint er täglich unentbehrlicher. (*)

---

haftigkeit ließ ihn in ſeinen Perſonen ſelbſt viel ſprechen [Nr. 488.] und ſträubte ſich gegen G's. wohlmeinenden Rath. [Nr. 842.]

(*) G. mußte immer etwas Gebildetes um ſich haben. [S. oben Band I, S. 375 f.] Und wie die Maler ſchon im Alterthum ihr Auge erfriſchten durch den Hinblick auf etwas Grünes, ſo erfriſchte G. durch Anſchauen eines Kunſtgebildes, einer Gemme, Camée, eines Gemäldes oder Kupferſtichs ſeine Imagination und Dichtungsvermögen.

„Daß er G'n. die zwei letzten Acte von W. habe vor- Nr.486.
leſen und ſich von ſeinem Beifall überzeugen können, ſey S.268.
eine wahre Wohlthat für ihn geweſen, und werde ihm den
Muth geben und erhalten, den er zur Vollendung des
Stücks noch ſo nöthig brauche. Auf der andern Seite
könnte es ihn beinahe traurig machen, daß er nun Nichts
mehr vor ſich habe, worauf er ſich bei dieſer Arbeit ſo recht
freuen könne.(*) Denn G'n. das fertige Werk vorzu-
leſen und ſeiner Zufriedenheit gewiß zu ſeyn, ſey im
Grunde ſeine beſte Freude geweſen: denn bei dem Pu-
blikum werde einem das wenige Vergnügen durch ſoviele
Mißtöne verkümmert."

G. hat nach der Zeit über W. Vieles gedacht und die Nr.487.
erſten Acte ſich nochmals ins Gedächtniß gerufen. Wenn S.269.
er wieder zu S. komme, wollten ſie wieder von vorne anfan-
gen, weil er nun das Ganze wiſſe, und es S'n. nicht an der
Ausführung hindert, wenn Jemand mitſpricht. Er wünſche
je eher je lieber eine klare Ueberſicht davon zu haben, noch
mehr aber es vollendet zu ſehen. Zugleich meldet er: Es
werde ſehr hoch ſtehen wenn es fertig ſey. Er habe wieder
neue Grillen über das Tragiſche und Epiſche, die er bei
der nächſten Zuſammenkunft mittheilen wolle.

Da G. Luſt hat in die Oeconomie des Stücks einzu- Nr.488.
gehen, ſo will S. ſein zerſtreutes Schema dazu in Ordnung S.272.
bringen zur Erleichterung und Ueberſicht des Ganzen. Er
verlange G's. neue Ideen über das Epiſche und Tragi-
ſche zu hören: denn mitten in einer tragiſchen Arbeit fühle
man beſonders lebhaft wie erſtaunlich weit die beiden Gat-

(*) Vergl. unten Nr. 571.

tungen auseinandergehen. Er fand dieſes ſelbſt auf überraſchende Weiſe bei ſeinem fünften Acte.

Nr.489. S.276.f. Der neue Theaterbau in Weimar iſt ſchon lebhaft im Gange. Zu Anfang Septembers wird die Decke fertig und das leichte Gerüſt herausgenommen ſeyn, ſodaß Jedermann ſich einen Begriff von der Intention machen kann. G. lädt daher Schillern zu einem Beſuch ein, wobei ſie denn manches Capitel durchſprechen könnten. Der Bau ſelbſt würde S'n. — der ein Vergnügen darin fand, Bauleuten bei der Arbeit zuzuſehen(*) — ein paar Stunden des Tages unterhalten, auch der Anblick des Theaters ihm vielleicht neue dramatiſche Anläſſe geben.

Nr.493. S.281. S. hatte auch die Abſicht zu kommen und zwar zum 28. Auguſt, mußte jedoch, durch Unwohlſeyn abgehalten, das gute Vorhaben aufgeben, gedachte G's. aber mit herzlicher Theilnahme und überließ ſich beſonders der Erinnerung an all das Gute, was durch denſelben bei ihm begrün-
Nr.495. S.289. det worden. Wenn es ſein Befinden erlaube, wolle er doch die nächſte Woche (Anfang September) auf einige Tage hinüberkommen, müſſe aber erſt den Muſenalmanach zu Stande gebracht haben, um mit weniger Sorge bei G. zu ſeyn und dem Gedanken an Wallenſtein Raum zu geben. Er glaube daß der Anblick der Bretter allerlei wecken werde.

Aus einer Zeitungsnachricht, daß das Hamburger Publikum die Wiederholung der Ifflandiſchen Stücke beklage und ſie ſatt ſey, augurirt er, daß ſein Wallenſtein jetzt einen günſtigen Moment treffen könne. Unwahrſcheinlich ſey es

---

(*) Vergl. Briefw Nr. 479. 480. 623.

nicht, daß das Publikum ſich ſelbſt nicht mehr ſehen möge und ſich in gar zu ſchlechter Geſellſchaft fühle. (*)

Er überſendet indeſſen zwei Balladen: „den Kampf mit dem Drachen“ und „die Bürgſchaft.“ „Es ſolle ihm lieb ſeyn wenn er den chriſtlich-mönchiſch-ritterlichen Geiſt der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derſelben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte. Die Erzählung des Ritters ſey zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig und trennen ließ ſie ſich nicht wohl. Bei der andern, die ihm der Hyginus (**) zugeführt, ſey er neugierig ob er alle Hauptmotive die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. G. ſolle nachdenken ob ihm noch eins beifalle. Es ſey dieß einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Principien erfinden könne.“ Nr. 498. S. 294.

G. findet beide Balladen ſehr gut gerathen und bei dem chriſtlichen Drachen Nichts zu erinnern: „er iſt ſehr ſchön und zweckmäßig. In der Bürgſchaft möchte es phyſiologiſch nicht ganz paſſiren, daß einer, der ſich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durſt umkommen will, da er noch ganz naſſe Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Reſorption der Haut zu denken, komme der Phantaſie und der Gemüthsſtimmung der Durſt hier nicht ganz recht. Doch falle ihm ein anderes aus dem Wandrer ſelbſt hervorgehendes Motiv nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und durch Menſchengewalt, ſeyen recht gut gefunden.“ Nr. 499. S. 296.

(*) Vergl. Xenien-Almanach von 1797 S. 301.
(**) Siehe oben Seite 420.

Nr.500. Ein Schnupfen hält S'n. ab, verſprochnermaßen zu
Nr.501. kommen, indeſſen ſendet er ein kleines Liedchen. (*) G. giebt
S.298.f. ihm zu bedenken: er würde den Schnupfen dadurch eben curirt haben, wenn er ſich, nach des Herzogs erprobter Theorie, (**) der Luft ausgeſetzt hätte. Das kleine Liedchen ſey allerliebſt und habe vollkommen den Ton der Klage.

Nr.503. S. war nun auch einmal wieder in Weimar geweſen, wo ihm G. „Schönes und Gutes erwieſen" hatte. Nach ſeiner Zurückkunft macht er ſich an das was er nur den Prolog nennt, meint aber damit das Vorſpiel oder Wallenſteins Lager, und betrachtet ihn (es) nochmals aus der Rückſicht daß er (es) für ſich allein ſtehen ſoll und kündigt die Sendung deſſelben zunächſt an. Nachher werde er an nichts Anders mehr denken als das Stück (den Wallenſtein) fürs erſte in dem Theaterſinne zu vollenden und werde von G's. Rathſchlägen und Bemerkungen allen Gebrauch machen der ihm möglich ſey.

Nr.504. Und G. wünſcht daß S. bey ſeiner Arbeit fühlen möge,
S.305. welchen guten Eindruck er in Weimar zurückgelaſſen. „Ein Monument einer ſo beſondern Geiſtesthätigkeit, als Ihr Wallenſtein, muß jeden in thätige Stimmung verſetzen, wer derſelben nur einigermaßen fähig iſt. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zuſammen, um das Werk nur erſt auf unſer Theater zu ſchieben. Sie empfangen es von dorther gewiß geſchmeidiger und bildſamer als aus dem Manuſcript, das Ihnen ſchon zu lange vor den Augen fixirt ſteht.

(*) Es iſt „die Klage," hernach in den Wallenſtein aufgenommen, Piccolomini Act III. Auftr. 7.

(**) S. oben Seite 108.

Sie ſind ſchon ſo weit, daß, nach meiner Einſicht, ein ſolcher Verſuch nur Nutzen bringen kann. Was Sie an dem Prolog (Vorſpiel) noch thun wollen muß ich ſehr billigen. Ich erwarte ihn (es) mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Tactik alsdann zuſammen conferiren.“ —

Es ſoll nach S's. Intention in der Geſtalt, die es jetzt bekommt, als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können. „Nur wiſſe er nicht, ob alles was er dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater werde erſcheinen dürfen.“ Nr.505. S.307.

„So ſey z. B. ein Capuziner hineingekommen der den Croaten predige; denn gerade dieſer Characterzug der Zeit und des Platzes habe ihm noch gefehlt. Es liege aber auch nichts daran, wenn er von dem Theater wegbliebe. Uebrigens wäre es ihm lieb, wenn bei der Aufführung ein anderes paſſendes Stück und keine Oper damit könne verbunden werden: denn er müſſe das Vorſpiel mit vieler Muſik begleiten laſſen: es beginne mit einem Lied und endige mit einem; auch in der Mitte ſey ein kleines Liedchen, (*) und das Ganze alſo klangreich genug. (**) Ein ruhiges moraliſches Drama würde es alſo wahrſcheinlich am beſten herausheben, da ſein ganzes Verdienſt blos Lebhaftigkeit ſeyn könne.“ Nr.505. S.308.

G. hatte ſich erboten etwas zum Vorſpiel beizutragen und wünſchte S's. Geſchichte des 30jährigen Kriegs zu haben, um ſie ſowohl zum Anfangsliede, als ſonſt zu mancherlei nutzen zu können. Er war unterdeſſen in Jena und ver- Nr.505. S.309.

(*) Es iſt das im 17. Auftritt, welches der Recrut ſingt.

(**) Von S's. Idiopathie für Muſik ſiehe oben Band I, S. 457.

28*

Nr.505. abredete Manches mit S., beſonders auch den eigentlichen
Nr.506. Prolog, den er, zu größerer Verbreitung im Publikum, der Allgemeinen Zeitung einzuverleiben gedachte. S. wünſchte
Nr.507. S.312. ihn auch dem Almanach angehängt, um dadurch mehrere
Nr.508. S.313. Endzwecke zu erreichen. G. iſt es ſehr wohl zufrieden; der Prolog möge dann immer auch in die Zeitung und ſonſtwohin wandern: denn — ſetzt er ſcherzhaft hinzu — „wir müſſen uns nach und nach in die Ubiquität(*) auch einrichten, und ſie ſoll uns nicht fehlen." — Die Anlage des Prologs ſey vortrefflich und die Ausführung werde nicht zurückbleiben.

Nr.509. S.314.f. S. ſendet den fertigen Prolog mit dem Wunſche, er möge G. Genüge leiſten, und mit der Anfrage: ob etwas daran zu ändern ſey. Ihm däucht es beſſer, wenn das in Klammern Eingeſchloſſene beim wirklichen Vortrage wegbliebe, weil manche Dinge, die ſich ganz gut leſen ließen, ſich nicht ſagen laſſen, und die Umſtände unter denen ein Prolog declamirt werde, die davon unabtrennliche Feierlichkeit, gewiſſe Einſchränkungen mit ſich führten, die in der Stube ſchwer zu berechnen ſind. — „Ich bin ſehr begierig zu vernehmen, — ſchließt er — wie ſich Ihre Schauſpieler zu dem Vorſpiel anlaſſen."

(*) d. i. die Manier und Erſcheinungsweiſe des Ubique, bekanntlich Böttiger's.

„Herr Ueberall, in Tags- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit B † r zum Meiſterwerk zu ſtempeln."

[A. in O. Bd I, Abth. I, S. 135.]

G. nennt ſie auch das „Element der Unverſchämtheit" [Nr. 512.]
Ueber die Sprachform vergl. oben. Bd. I, Seite 405.

Den Prolog ſindet G. gerathen wie er angelegt war, und hat eine große Freude daran. „Noch kann er nicht beſtimmen, was vielleicht wegzulaſſen wäre, und ob er nicht, des Theatereffects wegen, hie und da einen kleinen Pinſelſtrich aufhöhen würde. Es thut ihm nur leid, daß er ihn nicht ſelbſt ſprechen kann; doch wenn Vohs ſich halte, wie die Andern beym Vorſpiel, ſo könnten ſie beide zufrieden ſeyn; dieſe declamirten die gereimten Verſe als wenn ſie ihr Lebtag nichts anders gethan hätten. Beſonders habe Haide(*) gegen den Schluß einige Perioden declamirt, wie G. es auf dem deutſchen Theater noch gar nicht gehört habe.(**) Ihm ſelber wäre es unmöglich auch nur eine Zeile zu ihrem Zwecke beizutragen. Er ſchickt deswegen einen Band des Pater Abraham, der S'n. gewiß gleich zur Capuzinerpredigt begeiſtern werde. Es ſey ein ſo reicher Schatz der die höchſte Stimmung mit ſich führe." Nr.510. S.316.

Das Anfangslied bringt er auch nicht zu Stande, hat aber etwas Schickliches dafür zu ſubſtituiren. „Das könne Alles bei den folgenden Vorſtellungen nachgebracht werden, wie überhaupt das Stück fordere, daß immer etwas Neues und Veränderliches darin vorkomme, damit bei den folgenden Repräſentationen ſich Niemand orientiren könne." Nr.510. S.317.

Schiller macht ſich nun an die Capuzinerpredigt und hat gute Hoffnung von dem würdigen Abraham. Noch einige andere Veränderungen hat er vor; z. B. die

---

(*) als erſter Küraſſier.

(**) Man bedenke daß es ſeit langer Zeit wieder das erſte Mal war, wo man Verſe vom Theater herab zu hören bekam, und daß Wallenſteins Lager darin Epoche machte. Vergl. oben Band I, S. 314.

Vertauſchung des Conſtablers mit einer beſtimmten dramatiſchen Figur, einem Stelzfuß, als Gegenſtück zum Recruten. „Dieſer Invalide bringe ein Zeitungsblatt und ſo erfahre man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neuſten paſſendſten Ereigniſſe. Es gebe Gelegenheit dem Herzog Bernhard einige artige Complimente zu machen, u. ſ. f. Findet er Stimmung und Zeit ſo will er das Liedlein von Magdeburg noch machen und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufhalt entſtehe." (*)

Nr.512. S.322. Schiller's Aenderungen im Prolog mit Vergnügen aufnehmend wünſcht G. nur, ſtatt einer ausgeſtrichnen Stelle, eine andere beifolgende aufgenommen, damit von den Schauſpielern etwas mehr, von Iffland etwas weniger geſprochen werde, und irgend eine Stelle auf Schröder (deſſen Ankunft und Uebernahme von Wallenſteins Rolle man noch hoffe) gedeutet werden könne. (**)

Am Vorſpiel möge S. nur fortarbeiten, wenn er ihm auch nicht verſprechen könne, ſchon das nächſte Mal die Veränderung aufzunehmen. Alles ſey jetzt ſchon ſo auf Reim und Sylbenfall eingerichtet, ſo auf die Stichwörter einge-

---

(*) In G's. literariſchem Nachlaß fand ſich ein unvollendetes Gedicht: die Zerſtörung Magdeburgs, zwar nicht von ſeiner Hand geſchrieben, aber mit Bleiſtift hin und wieder die Lücken ausgefüllt. Es bleibt ungewiß, ſowohl ob es ganz von ihm herrühre, als auch, ob es das ſey, welches für das Wallenſteiniſch Lager beſtimmt war. Unterdeß hat man es in die Quartausgabe ſeiner Werke aufgenommen. Bd. I, Abth. I, S. 21.

(**) G. beweiſt hier die Lebensklugheit, die er ſich oben abſprach. [S. 350.] in viel höherem Grade als S. und zwar die welche zugleich die ſchönſte Humanität iſt, die natürliche Höflichkeit des Herzens. Vergl. Bd. I, S. 421.

hetzt, daß er Nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stokkungen zu befürchten ſind. (*)

Vom Prolog ließ G. zwei Abſchriften machen, eine gleichlautend mit Schiller's im Muſenalmanach zu druckendem Exemplare, ſamt den veränderten und von S. aufgenommenen Perioden, als Inſerat in die Allgem. Zeitung; für die Recitation in Weimar aber hatte er eine andere Recenſion veranſtaltet, und die Mimen und Aeren bei Seite gebracht (für das größere Zuſchauerpublicum unverſtändliche, zu jener Zeit vielleicht zum erſten Mal vernommene Ausdrücke,) dagegen aber den Wallenſtein ein paar Mal genannt, „damit man nur irgend ungefähr verſtehe, was wir wollen." (**) Nr.512.a. S.324.

„Wie anders iſt es, was man mit ſich und unter Freunden ins Zarteſte und Beſonderſte arbeitet, und was der frem-

---

(*) G. wußte dieſes aus langer Theaterpraxis und Erfahrung mit den Schauſpielern. Das ganze Geſchäft gleicht doch in vielen Stücken dem Einexerciren von Recruten zugleich mit Gedienten. Vergl. oben S. 328.

Bei ſolchen Tirocinien bin ich öfter Augen- und Ohrenzeuge geweſen.

(**) Es iſt wirklich nicht zu begreifen, wie S. unterlaſſen konnte, den Namen des Mannes, auf den drei Stücke ſich beziehen ſollten, im Prolog — in der Ankündigung alſo — auch nicht ein einziges Mal auszuſprechen, ſondern ſich mit einem unbeſtimmten Er und Ihn zu behelfen und hinzuhalten, als müßten alle Zuhörer bereits wiſſen wovon die Rede ſeyn werde. Dergleichen Vorausſetzungen ſind übrigens ſehr deutſch und kommen daher in unterſchiedlichen Fällen und Formen vor. Auf das deutliche Schreiben und Ausſprechen ihrer eigenen Namen halten die Meiſten ſchon nicht viel, und noch weniger auf die Ausſprache fremder. Daher drang G. in ſeinen Theater-Didaskalien unaufhörlich auf vernehmliches Ausſprechen, zumal der Eigennamen, das oft diejenigen unterlaſſen, die fremd und unbekannt ſich zum erſten Mal bei uns anmelden.

den Maſſe im Allgemeinſten vorgetragen werden ſoll! Sie werden darüber noch das Wunderbarſte bei dieſer Gelegenheit erleben und hören."(*)

Nr.513. S.327. Die Veränderung im Prolog nimmt S. auf, gegen die drei angeführten Gründe ſey Nichts einzuwenden. Daß aber die kleinen Veränderungen im Vorſpiel nicht gleich der erſten Vorſtellung zu gute kommen können thut ihm leid. (**)

Die Unterlaſſung der vorgeſchlagenen Aenderungen im Druck, zeigt daß G. nicht mit S. einverſtanden war.

Nr.515. S.332. S. ſendet nun auch die Capuzinerpredigt, ſo wie ſie unter den Zerſtreuungen der letzten Tage, die von Beſuchen wimmelten, hat zu Stande kommen können. „Da ſie nur für ein paar Vorſtellungen in Weimar beſtimmt iſt, und er ſich zu einer andern, die ordentlich gelten ſoll, noch Zeit nehmen werde; ſo habe er kein Bedenken getragen, ſein würdiges Vorbild in vielen Stellen blos zu überſetzen, und in andern zu copiren. Den Geiſt glaube er ſo ziemlich getroffen zu haben."

Nr.516. S.334. „Hätte er nicht gedacht daß ſie morgen zu ſpät kommen würde, ſo hätte ſie noch beſſer ausfallen müſſen. Im Grunde mache es ihm große Luſt, auf dieſe Fratze noch etwas zu verwenden: denn dieſer Pater Abraham ſey ein prächtiges Original, vor dem man Reſpect bekommen müſſe, und es ſey

---

(*) Was für lächerliche und ſinnloſe Mishörungen aus einer ſolchen Vernachläſſigung entſtehen können, davon nur ein paar Beiſpiele, daß Jemand für die Ankündigung „Tankred," eine Dankrede verſtand; und für die von Kotzebue's Stück: „die Stricknadeln oder der Weg zum Herzen," nichts geringeres als: bohrt den Weg zum Herzen.

(**) Dieſes Bedauern iſt ſonſt nur angehenden Autoren eigen oder ſolchen die in ihre Gedanken verliebt ſind, wovon ein Beiſpiel oben Seite 217 vorkommt.

eine intereſſante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geſcheidigkeit nach oder gar vorzuthun.“ (*)

„Das Soldatenlied zu Anfang, das ihm G. angerathen, findet er ganz zweckmäßig und hat es noch um ein paar Strophen, die er angeflickt, vermehrt, da es gut ſeyn werde, dem Zuſchauer etwas Zeit zu geben, ſo wie auch den Statiſten ſelbſt, die Gruppe in ihrer Bewegung zu ſehen und die Anordnung zu machen. (**) G. werde es wohl ſo einrichten, daß mehrere Stimmen ſich in die Strophe theilen und daß auch ein Chorus die letzten Zeilen immer wiederhole. Er habe es auch mit den Veränderungen, die er in ſeinem Texte vorgenommen, ganz gnädig gemacht. Von einigen ſey ihm die Urſache nicht gleich klar; doch würden ſie darüber ſprechen. Solche Kleinigkeiten führten oft zu den nützlichſten Bemerkungen.“ — Wem ſagt er das? dürfte man fragen, da doch nur G. ihn darauf gebracht haben konnte.

Zum Schluß freut ſich S. nur noch, daß Luſt und Humor G’n. bei dieſer mechaniſchen Hetzerei nicht verlaſſen.

Die Hetzerei war freilich groß, aber nicht bloß mechaniſch. Man denke ſich zu gleicher Zeit ein Theater das im Ausbau begriffen in einer beſtimmten Friſt fertig werden ſoll und G’s. mannigfaltige Inſpection erheiſcht; [Nr. 501.] daß An=

(*) Auf dieſen Fund war S. doch durch G. geführt worden und hatte ihm das Glück eines glänzenden Erfolgs, nebſt ſo manchem andern wodurch das Stück zu einer vollkommenen Darſtellung gelangte, zu verdanken.

(**) Darüber konnte S. ganz außer Sorge ſeyn. Auf das Gruppiren verſtand ſich G. „der es von der bildenden Kunſt gelernt hatte, und nicht immer nur ſentimentale oder pathetiſche Gruppen auf dem Theater hervorgebracht ſehen möchte, da ja noch hundert andere gedenkbar ſind.“ S. Brief Nr. 287, S. 60.

ſtalten zur Einweihung zu treffen ſind; dazu literariſche Angelegenheiten, Beſorgung der Titelkupfer und Decken zum Schiller'ſchen Muſenalmanach und den im Werke ſeyenden Propyläen; Anzeigen des neuen Stücks in die Allgem. Zeitung; Empfang und Abfertigung gegenſeitiger Boten, und zu dem allen noch Einſtudiren und Probiren des Prologs und Vorſpiels, andere kleinere und größere Abhaltungen und Zerſtreuungen, wie ſie bei ſolchen Ereigniſſen vorfallen müſſen und nicht ohne Aerger und Verdruß ablaufen — und man wird nicht nur G's. Luſt und Humor bewundern, ſondern auch die uneigennützige, mit Leib und Seele geleiſtete Theilnahme an dem Intereſſe ſeines Freundes gehörig zu ſchätzen wiſſen, aber auch begreiflich finden, daß er in ſolchem Wirrwar zu keiner poetiſchen Stimmung gelangen konnte, um das verſprochene Lied oder ſonſt einen Beitrag zu liefern. Genug, daß endlich das Stück auf die Bühne und zur öffentlichen Erſcheinung gebracht, und S. einer vieljährigen Laſt glücklich und auf eine Weiſe entbunden ward, wie es ohne G's. ſo freundſchaftliche als kunſtverſtändige Mitwirkung nicht leicht hätte geſchehen mögen.

Nr. 518. S. 339. Die erſte Noth war nun wohl glücklich überſtanden, aber nun geht wieder eine neue an: Die Fortſetzung des mit Wallenſteins Lager nur angefangenen Drama's, zuförderſt die Piccolomini, zur theatraliſchen Aufführung auszuarbeiten. Die Umſetzung des Textes in eine angemeſſene, deutliche, „maulrechte" Theaterſprache, iſt für S. eine ſehr aufhaltende Arbeit und das Schlimmſte dabei, daß über der nothwendigen und lebhaften Vorſtellung der Wirklichkeit, des Perſonals und aller übrigen Bedingungen ſich aller poetiſche Sinn abſtumpfe. „Gott möge ihn — wünſcht er —

über dieſe Beſogne hinweghelfen!" Uebrigens konnte es auch nicht fehlen, daß dieſer deutliche Theaterzweck, auf den er jetzt losarbeitete, ihn wohl auch zu einigen neuen weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen veranlaßte, welche dem Ganzen zuträglich waren.

Endlich iſt er auch an den poetiſch wichtigſten Theil des Nr.526.
Wallenſtein gegangen, welcher der Liebe gewidmet iſt, und S.353.
den er ſich als etwas Freimenſchliches, von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staatsactionen Getrenntes, ja demſelben Entgegengeſetztes, (*) auf eine poetiſche Stimmung (**) verſpart hatte, weil er nicht ohne Herzbeklemmung an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stücks denken könne. Nun aber hat er wieder die Furcht, das überwiegend menſchliche Intereſſe dieſer großen Epiſode könne an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken, da ihrer Natur nach die Herrſchaft ihr gebühre und je glänzender die Ausführung werden ſollte, deſtomehr die übrige Handlung ins Gedränge kommen würde. (***)

(*) Vergl. Nr. 389.

(**) ſchon ſeit dem April dieſes Jahres. S. Nr. 448.

(***) Man merkt wohl, S. hat ſich — wie es Künſtlern mit den Geſchöpfen ihrer Phantaſie zu gehen pflegt — in ſein Liebespaar ſelbſt verliebt, wie es auch bei G. mit ſeiner Adelheid im Götz der Fall war, [XXVI, 201.] und mochte ſie ganz ſowie er ſie gedacht ihm auch von der Bühne lebendig entgegen kommen ſehen. Dagegen iſt Nichts zu ſagen. Waren doch auch Gottes zwei lieblichſte Gedanken jenes erſte Liebespaar, Adam und Eva, [Divan, Bd. V, S. 240.] Nur hätte S. es dem Pygmalion nicht verdenken ſollen, daß er ſein außer ſich hingeſtelltes Gedankenbild ihm lebendig entgegen zu kommen wünſchte. G. dachte doch über dieſe ſymboliſche Fabel, wenn er ſie zum Ausdruck ſeiner tiefſten Empfindung braucht, [S. oben Seite 223.] ganz anders als Schiller, der ſie eine unnatürliche Fratze ſchilt. [Nr. 451.]

Nr.526. S.354. Doch bemächtigt er ſich aller Motive, die in dem ganzen Umkreis ſeines Stücks für dieſe Epiſode und in ihr ſelbſt liegen, um die rechte Stimmung in ſich reifen zu laſſen, wenn es auch langſam gehe. Er glaubt ſich ſchon auf dem eigentlichen rechten Wege zu finden und hofft keine faux-frais zu machen. Vorherſagen aber muß er, daß die Piccolomini nicht eher aus ſeiner Hand und in die der Schauſpieler kommen können und dürfen, als bis auch das dritte Stück (Wallenſteins Tod), die letze Hand abgerechnet, ganz aus der Feder ſey. Apollo möge ihm nur gnädig ſeyn, um in den nächſten 6 Wochen dieſen Weg zurückzulegen!

Nr.526. S.355. Um ſeine bisherige Arbeit aus den Augen zu bekommen, ſendet er ſie ſogleich an G., bis auf ein paar kleine Lücken. Die zwei erſten und die zwei letzten Acte ſind ſonſt fertig und der Anfang des dritten abgeſchrieben.

Nr.527. S.357. G. hält den erſten, den er nun ſo genau kennt, faſt durchaus für theatraliſch: die Familienſcenen ſehr glücklich und von der Art die ihn rührt. „In der Audienzſcene möchten einige hiſtoriſche Puncte deutlicher ausgeſprochen ſeyn; wie er auch in ſeiner Ausgabe des Prologs den Wallenſtein zweimal genannt habe.(*) Man glaube nicht, was man deutlich zu ſeyn Urſache habe. Doch werde ſie über alles dieſes das Geſpräch bald aufklären, worauf er ſich freue.“

G. war einige Tage in Jena geweſen; ſeine Abreiſe erregt
Nr.529. wiederum S's. Sehnſucht nach ihm: „Ich bin es dieſe
S.360. Tage her ſo gewohnt worden, daß Sie in der Abendſtunde kamen und die Uhr meiner Gedanken aufzogen und ſtellten, daß es mir ganz ungewohnt thut, nach gethaner

(*) S. oben Seite 439, Nr. 512. a.

Arbeit, mich an mich ſelbſt verwieſen zu ſehn. Beſonders wünſchte ich, daß es uns nicht am letzten Tage eingefallen wäre den chromatiſchen Curſus anzufangen:(*) denn gerade eine ſolche reine Sachbeſchäftigung gewährt mir eine heilſame Abwechſelung und Erholung von meiner jetzigen poetiſchen Arbeit,(**) und ich würde geſucht haben, mir in Ihrer Abweſenheit auf meine eigene Weiſe darin fortzuhelfen. Wie wünſcht' ich daß Sie mir Ihre Muſe, die Sie jetzt gerade nicht brauchen, zu meiner jetzigen Arbeit leihen könnten!" —

Am 30. Nov. hat nun S. den Wallenſtein (i. e. das Lager) zum erſten Mal in die Welt ausfliegen laſſen, und an Iffland abgeſchickt.

Durch die nunmehr größere Ausdehnung der Piccolo- Nr.531.
mini genöthigt, ſich über die Wahl des aſtrologiſchen Mo- S.365.
tivs zu entſcheiden, „wodurch der Abfall W's. eingeleitet und
ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in
ihm erweckt werden ſolle," und doch ungewiß ob er das
aſtrologiſche Zimmer beibehalte oder ein andres Symbol, ein
in Geſtalt eines Pentagramms anagrammatiſch gegebenes
Buchſtaben-Orakel bringen dürfe, wendet er ſich an G. der
anfangs heſitirt, weil beides Etwas für ſich zu haben ſchien, Nr.532. S.369.
nach vielfältiger Ueberlegung aber das aſtrologiſche Motiv Nr.534.
für beſſer hält als das neue. Indem er ſowohl den aſtro- S.373.
logiſchen als den Orakel-Aberglauben zwar aus der menſch-

(*) Ueber dieſe nicht ungewöhnliche Erſcheinung daß bei lang erſehnten Beſuchen, ſpät oder gar nicht, zur Mittheilung kommt was es doch am erſten verdient hätte, ſiehe G's. treffliche Reflexion in den Briefen an Zelter Nr. 680.

(**) Vergl. oben S. 429, Nr. 443.

lichen Natur deducirt, dünkt ihm doch gerade die von S. gewählte Species des letztern, als zu den Anagrammen, Chronodiſtichen, Teufelsverſen ꝛc. gehörig und alſo aus einer geſchmackloſen und pedantiſchen Verwandtſchaft, nicht die beſte.

S. findet auch ſogleich G's. Bemerkungen vollkommen richtig und ſeine Gründe überzeugend.

Nr.535. S.377. „Es ſey eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund, das habe er bei dieſer Gelegenheit erfahren! Er wiſſe ſelbſt nicht welcher böſe Genius über ihm gewaltet, daß er das aſtrologiſche Motiv nie recht ernſthaft anfaſſen wollen, da doch ſeine Natur die Sache lieber von der ernſthaften als von der leichten Seite nehme. Er ſehe aber daß er noch etwas Bedeutendes in dieſer Materie thun

Nr.535. S.378. müſſe, obgleich es die Arbeit werde verlängern. — Er hofft jedoch die Piccolomini G'n. zum Chriſtgeſchenk ſchicken zu können."

Nr.536. S.379. G., erfreut, daß er Schillern etwas habe wiedererſtatten können von der Art in der er Ihm ſo Manches ſchuldig geworden, wünſchte nur ſein guter Rath hätte zu einer günſtigern Jahreszeit anlangen können, damit S. dadurch ſchneller wäre gefördert worden: denn er müßte ihn wirklich bedauern, daß die Zeit der Vollendung in dieſe Tage falle, die eben nicht ihre Freunde wären. Von dem Fertigwerden ſeines Stücks zu Weihnachten, ſolle G's. Januar-Aufenthalt in Jena abhangen. In jenem Fall hoffe er ihn in Weimar zu ſehen; im andern ihn zu beſuchen. S. will aber mit Frau und Kind nach Weimar kommen, und bittet G. ihm auf einige Wochen Logis zu verſchaffen.

Nr.543. S.395. Am heiligen Chriſtabend ſchreibt er endlich mit ſehr erleichtertem Herzen, daß die Piccolomini ſoeben an Iffland

abgegangen, der ihn ſo tribulirt und gequält hatte zu eilen, daß er am 24. Decbr. ſeine ganze Willenskraft zuſammennahm, drei Copiſten zugleich anſtellte, und, mit Ausſchluß der einzigen Scene im aſtrologiſchen Thurm, das Werk wirklich zu Stande brachte. — „So ſey aber auch ſchwerlich ein heiliger Abend auf 30 Meilen in der Runde vollbracht worden, ſo gehetzt nämlich und ſo qualvoll über der Angſt nicht fertig zu werden.“

Dieſe Woche werde er das Exemplar für das Theater in Ordnung ſchreiben laſſen, die aſtrologiſche Scene überdenken und dann, etwa den 2. Januar, nach Weimar kommen. „Ich muß mein Herz erleichtern, und Ihnen dieſes neueſte Evenement in meinem Hauſe melden.“ —

„Viel Glück zu der abgenöthigten Arbeit! — erwiedert Nr. 544.
G. — denn ich will Ihnen gar nicht läugnen, daß mir in S. 398.
der letzten Zeit alle Hoffnung zu vergehen anfing. (*) Bei der Art, wie Sie dieſe Jahre her den Wallenſtein behandelt haben, ließ ſich gar keine innere Urſache mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, ſo wenig als das Wachs gerinnen kann ſo lange es an dem Feuer ſteht. Sie werden ſelbſt erſt finden, wenn Sie die Sache hinter ſich haben, was für Sie gewonnen iſt. Ich ſehe es als etwas Unendliches an.“ (**)

(*) Schon früher ſchrieb G. an Meyer: „Schiller iſt auch fleißig, aber auf ſeine Art, wobei ich nicht ſehe, wie W. fertig werden ſoll“ den 27. Novbr. 1798.

(**) Das war es auch, für Schillern und ſeine fernere Productivität, für das deutſche Theater, für die Nationalehre, für die Aufnahme vaterländiſcher Geſinnung! G. hatte voraus geſagt: „Es würde Ihm und dem deutſchen Theater recht wohl bekommen.“ S. oben S. 396. Nr. 230.

Sein Quartier ſey beſorgt, es ſoll ihm an Nichts fehlen und für erſte und letzte Bedürfniſſe das Nöthige parat ſeyn. Nun ſollte er ſich aber auch nicht abhalten laſſen und ſich reſolviren den zweiten zu kommen, wenn ſie bis zum dreißigſten fertig werden wollen, ein Termin der ſich nicht verſchieben laſſe.

Nr.545. S.399.f. Ohne ſich zuvor mit G. und Meyer zu berathen, hatte S. ſich eine eigene ſonderbare Beſtimmung bei der Decoration des aſtrologiſchen Zimmers ausgedacht; wogegen Beide künſtleriſch einzuwenden hatten. „Denn, ſtatt des Symbols, die Sache zu geben,“ ſey freilich eine ſchwere Aufgabe; doch ſollte alles was zur Verherrlichung der theatraliſchen Erſcheinung geſchehen könne, mit Vergnügen beſorgt werden. Freund Meyer werde die Cartone ſelbſt zeichnen.

Nr.545. S.400. Nun aber ſolle S. verzeihen, wenn G. auch, wie Iffland, den Director ſpiele, auf den ſich zuletzt alle Schwierigkeiten der Ausführung häufen. (*) Morgen komme ein Bote der ihm gegen Abend einen Theil des Stücks und auf alle Fälle die Rolle der Herzogin abfordere. „Werden Sie ja nicht ungeduldig! — ſchließt er — denn wenn Sie nicht bald kommen, ſo werden noch öfters Boten erſcheinen. (**) Es wird ohnehin ein ſaurer Januar für uns werden, da man am Ende deſſelben ein ſolches Stück erwartet und an den übrigen Luſtbarkeiten, während deſſelben, doch Nichts entbehren will.“ —

(*) Von ſelbſt wird dem Leſer „das Vorſpiel auf dem Theater“ im Fauſt einfallen, aber dieſes Exempel aus der Erfahrung ihn dennoch überraſchen, wiewohl es G'n. mit dem Tancred faſt eben ſo erging.

(**) Siehe den luſtigen Executionsbrief G's. an S. im Album Weimars, Seite 141.

Der Herzogin Rolle war unterdeß eingegangen. Nun Nr.546. kamen auch die Piccolomini, ganz, aber ganz erſchrecklich S.401. geſtrichen. S. dachte ſchon genug davon weggeſchnitten zu haben; als er aber das Ganze zum erſten Mal hintereinander vorlas, nach der bereits verkürzten Edition, und mit dem dritten Act ſchon die dritte Stunde zu Ende ging, erſchrack er ſo, daß er ſich geſtern noch hinſetzte und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. „Sehr lang werde es auch jetzt noch ſpielen, doch nicht über die vierte Stunde.“

Den zweiten Act ſchickt er doppelt, damit G. ihn in beiden Geſtalten leſe. Er enthalte die neuen Scenen der Thekla, und G'n. würde es nur ſtören, wenn er bei dieſen Scenen, die er zum erſten Mal leſe, auch nur durch das Auge an die Verſtümmlung erinnert würde und den Text mühſam auf dem Papier zuſammenſuchen müßte. (*)

Nach einigen Wünſchen über die Rollenbeſetzung ſchließt Nr.546. er mit den Worten: S.403.

„Und ſo lege ich denn das Stück in Ihre Hände. Ich habe jetzt ſchlechterdings kein Urtheil mehr darüber, ja manchmal möchte ich an der theatraliſchen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine ſolche Wirkung auf Sie thun,

(*) Nun wird G. doch wohl Recht haben, von einer „grauſamen Schere“ zu reden, wie ſie S. auch im Don Carlos mußte walten laſſen. „Es war freilich nicht möglich — geſteht er — das Stück zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum weil es viel zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammenzureihen und ſo das Ganze blos zum Träger des Einzelnen zu machen.“ [Nr. 821.] Man kann ſich nur über S's. Hartnäckigkeit verwundern, G's. wohlgemeinte Erinnerungen, ſich auf das dramatiſch Wirkende zu concentriren, nicht bloß außer Acht zu laſſen, ſondern ſich ſogar dagegen zu ſträuben. Vergl. Nr. 842, S. 148 f.

daß Sie mir Muth und Hoffnung geben können, denn die brauche ich.“(*)

Und ſo war denn die Ahndung zu Anfang des Jahres an ſeinem Schluſſe, wennnicht ganz, doch dem größten Theil und der Hauptſache nach, in Erfüllung gegangen.

(*) Vergl. was er oben S. 391 Br. Nr. 111, Note (*) gegen einen Freund klagt. Auch weiterhin werden wir ihn wiederum muthlos antreffen.

1 7 9 9.

„Mein Opus iſt nun in Ihren Händen, beginnt S. zum neuen Jahr, und Sie haben ihm, indem ich ſchreibe, ſchon die Nativität geſtellt. Unterdeſſen habe ich ſchon angefangen meine Gedanken auf das dritte Stück zu richten, um ſogleich, wenn ich in Weimar bin, daran gehen zu können. Es giebt zwar noch Viel darin zu thun, aber es wird raſcher gehen, weil die Handlung beſtimmt iſt, und lebhafte Affecte herrſchen ꝛc.“ — Nr. 547.

„Da es mit dem Hauptpunkte richtig iſt — erwiedert G. — und ich auch überzeugt bin, daß Sie nicht früher ſchließen konnten; ſo muß ſich das Uebrige alles geben. — Die zärtlichen Scenen ſind ſehr gut gerathen und die Einleitung der Aſtrologie in denſelben äußerſt glücklich.“ — Nr. 548. S. 3.

Schiller iſt nun in Weimar angekommen, und da die Verhandlungen zwiſchen ihm und G. perſönlich und mündlich vorgenommen werden, ſo iſt ein directer Nachweis der Einwirkungen von G. auf S. nicht mehr, wenigſtens nicht im bisherigen Detail, zu geben; ſie können aber, nach der Analogie der früheren, aus dem weitern Erfolg der Sache geſchloſſen werden.

Nr.556. S.11. Der große Tag war endlich angebrochen auf deſſen Abend G. neugierig und verlangend genug war. Die erſte Vorſtellung der Piccolomini ward den 30. Januar gegeben, und die zweite am 2. Februar ging noch um vieles beſſer als die erſte. Ein Aufſatz von G. in der allgem. Zeitung von 1799, Nr. 84 giebt nähere Nachricht und Auskunft.

Nr.559. S.14. S. iſt nun wieder nach Jena gegangen, und nach acht Wochen Stillſtand beginnt das Commercium durch die Botenfrauen wieder. S. glaubt in eine viel ältere Zeit zu blicken als es wirklich iſt. Das theatraliſche Weſen, der mehrere Umgang mit der Welt, ſein anhaltendes Zuſammenſeyn mit G. haben ſeinen Zuſtand indeſſen um Vieles verändert; (*) und wenn er erſt werde der Wallenſteiniſchen Maſſe los ſeyn, werde er ſich als einen ganz neuen Menſchen fühlen.

Alles das was ihm G. vorausgeſagt hatte. S. oben Seite 434., Nr. 504.

Damit es aber, nach dem Laufe der Welt, bei Freude nicht an Leid, bei Luſt nicht an Verdruß fehlen möchte, ſo hatte während der Zeit die Polypragmoſyne von Meiſter Ubique ein Stückchen geſpielt, wovon oben Bd. 1, S. 332. f. ausführlicher geſprochen worden, das G'n. und Schillern außer dem Verdruß noch inquiſitoriſche Arbeit und Mühe verurſachte, um die ſämmtlichen Complicen herauszubekommen, und G'n. zu dem Ausſpruch nöthigte:

Nr.560. S.17. „In dieſen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man ſich täglich von den

(*) Vergl. oben Seite 394 u. 395.

würdigſten Männern einer Infamie oder Abſurdität zu gewärtigen.“ (*)

S. ſendet nun die zwei erſten Acte des W. Er hat es Nr.563.
endlich glücklicherweiſe arrangiren können, daß er auch fünf S.24.
Acte hat, und den Anſtalten zu W's. Ermordung eine größere Breite ſowohl als theatraliſche Bedeutſamkeit gegeben iſt, wodurch ſich freilich auch ſeine Arbeit um ein ziemliches vermehrte.

G. findet die zwei Acte W's. vortrefflich und gleich Nr.564.
beim erſten Leſen von ſo lebhafter Wirkung, daß ſie gar kei- S.25.
nen Zweifel zuließen. „Wenn ſich der Zuſchauer, ſagt er, bei den Piccolomini's aus einem gewiſſen künſtlichen, hie und da willkührlich ſcheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit ſich und Andern nicht völlig Eins werden kann, ſo gehen dieſe neuen Acte nun ſchon gleichſam als naturnothwendig vor ſich hin. Die Welt iſt gegeben in der das Alles geſchieht, die Geſetze ſind aufgeſtellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Intereſſes, der Leidenſchaft findet ſein Bette ſchon gegraben in dem er hinabrollen kann. Ich bin nun auf das Uebrige verlangend, das mir nach Ihrer neuen Anlage ganz neu ſeyn wird. — Meyern iſt es auch wie mir Nr.565.
ergangen: er konnte im Leſen keine Pauſe machen. Von S.28.
dem theatraliſchen Effect kann man gewiß ſeyn.“

Sich freuend über die gute Aufnahme ſeiner zwei erſten Nr.566.
Acte hofft S. daß die drei letzten, wenn er ſie auch nicht S.28.
ganz ſo genau auszuführen Zeit habe, wenigſtens dem gan-

(*) Dieſe glorreichen Zeiten dauern übrigens noch fort, und G. hat ſich der genannten Alternative in Wort und That noch immer zu gewärtigen. Vergl. oben Bd. I, S. 317—323; u. 332; u. 344 u. f.

zen Effect nach nicht hinter jenen zurückbleiben ſollen. Die Arbeit avancire mit beſchleunigter Bewegung, und könne er jeden Tag anwenden, wie dieſe letzteren, ſo ſey es nicht unmöglich den ganzen Reſt des W. kommenden Montag (18. März) durch einen Expreſſen zu ſenden, um das Manuſcript, im Fall keine Erinnerung dagegen zu machen, noch denſelben Abend mit der Poſt an Iffland zu expediren.

Nr.367. S.31. Nach ein paar Tagen wiederholt er das Verſprechen der Sendung. Todt ſey der W. ſchon und auch parentirt; er habe nur noch zu beſſern und zu feilen.

Nr.569. S.32. G. gratulirt recht herzlich zum Tode des theatraliſchen Helden! „Könnt' ich doch, ſetzt er hinzu, meinem epiſchen(*) vor eintretendem Herbſt auch das Lebenslicht ausblaſen!" — Mit Verlangen erwartet er die montägige Sendung und richtet ſich ein, den grünen Donnerſtag (21. März) nach Jena zu kommen. „Wenn wir alſo dann auch nur acht Tage zuſammen zubringen, ſo werden wir ſchon um ein gutes Theil weiter ſeyn." —

Nr.570. S.34. „Hier erfolgt nun das Werk, ſchreibt S., ſoweit es unter den gegenwärtigen Umſtänden gebracht werden konnte. Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an beſtimmter Ausführung fehlen, aber für den theatraliſch-tragiſchen Zweck ſcheint es mir ausgeführt genug."

„Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie iſt, daß die Hauptforderungen der Empfindung

---

(*) Von der Achilleïs waren damals ſchon fünf Geſänge motivirt und von dem erſten 180 Hexameter geſchrieben. Viel weiter aber als das was davon gedruckt iſt [Bd. XL, S. 341 — 369.] brachte es G. nicht in der Ausarbeitung. Doch hatte er ſpäterhin vor, einen Roman aus dem Süjet zu machen.

erfüllt, die Hauptfragen des Verſtandes und der Neugierde befriedigt, die Schickſale aufgelöſt, und die Einheit der Hauptempfindung erhalten ſey, ſo will ich höchlich zufrieden ſeyn.“ — —

„Tantae molis erat Germanum condere Drama!“

Iſt nun jeder Theilnehmende hoch erfreut, das Werk vieler Jahre und Studien, unglaublicher Anſtrengung und Mühe bei Tag und Nacht, unter Abhaltungen und Störungen durch Krankheit und Mißſtimmung, dennoch glücklich zu Stande gebracht, und als eine ganz neue Erſcheinung in der dramatiſchen Welt, mit Staunen, Bewunderung, ja mit Enthuſiasmus aufgenommen zu ſehen: ſo muß es ihn ſowohl befremden, als betrüben, den Dichter ſelbſt nicht in ſo beglückender Stimmung anzutreffen, als ſie das Gelingen eines ſchwierigen Werkes erwarten ließ. Wir hören ihn an ſeinen Freund folgendes Geſtändniß ablegen:

„Ich habe mich ſchon lange vor dem Augenblick gefürchtet, den ich ſo ſehr wünſchte, meines Werks los zu ſeyn; und in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit Nr. 571.
ſchlimmer als bei der bisherigen Sclaverei. Die Maſſe die S. 35.
mich bisher anzog und feſthielt iſt nun auf einmal weg, und mir dünkt als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raume hinge. Zugleich iſt mir als wenn es abſolut unmöglich wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte. Ich werde nicht eher ruhig ſeyn, bis ich meine Gedanken wieder auf einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet ſehe. Habe ich wieder eine Beſtimmung, ſo werde ich dieſe Unruhe los ſeyn, die mich jetzt auch von kleinen Unternehmungen abzieht.“

„Ich werde Ihnen, wenn Sie hier ſind, einige tragiſche Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der erſten Inſtanz, in dem Gegenſtande, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantaſirten, (*) nicht hiſtoriſchen, und zu einem blos leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff: denn Soldaten, Helden und Herrſcher habe ich vorjetzt herzlich ſatt."

Nr.572. G. antwortete darauf: „Wenn Sie etwas Neues vornehmen und zu einem ſelbſterfundenen Gegenſtande Luſt haben,
S.39. ſo kann ich es nicht tadeln, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß Sie ſich bei einer freien Arbeit ungleich beſſer befinden werden. Mich verlangt es ſehr zu hören, wohin gegenwärtig Ihre Neigung gerichtet iſt. — Morgen früh gehe ich bei Zeiten ab und bin zu Mittag ſchon bei Ihnen und will alle meine diätetiſchen Künſte zuſammennehmen, um dießmal Etwas zu liefern. Können Sie ſich auch zu einer neuen Arbeit entſchließen, die ganz aus Ihnen herauskommt, und die auch Ihren Neigungen wie Ihrem Talent angemeſſen iſt, ſo ſind wir auf den Sommer geborgen." (**) —

Wallenſteins Tod war indeſſen aufgeführt und S. auf alle Weiſe geehrt worden. Er kehrt nach Jena zurück und ſchreibt:

Nr.576. „Die Zerſtreuungen die ich in Weimar erfahren klingen heute noch bei mir nach, und ich kann noch zu keiner ruhi-

---

(*) Aber er geſtand ja oben Nr. 400, S. 9. frei erfundene Stoffe würden ſeine Klippe ſeyn!

(**) „Schiller iſt kaum von dem Wallenſtein entbunden, ſo hat er ſich ſchon wieder nach einem neuen tragiſchen Gegenſtande umgeſehen, und, von dem obligaten hiſtoriſchen ermüdet, ſeine Fabel in dem Felde der freien Erfindung geſucht. Der Stoff iſt tragiſch genug, die Anlage gut, und er will den Plan genau durcharbeiten, ehe die Ausführung anfängt." Meldet G. an Meyer d. 21. März 1799.

gen Stimmung kommen. Indeſſen habe ich mich an eine Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth gemacht und den Prozeß der Maria Stuart zu ſtudiren angefangen. Ein paar tragiſche Hauptmotive haben ſich mir gleich dargeboten und einen großen Glauben an dieſen Stoff gegeben, der unſtreitig ſehr viele dankbare Seiten hat. Beſonders ſcheint er ſich zu der Euripidiſchen Methode, welche in der vollſtändigen Darſtellung des Zuſtandes beſteht, zu qualificiren: denn ich ſehe eine Möglichkeit den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politiſchen auf die Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich.“ —

„Ich freue mich — ſchreibt G. — über das Zutrauen Nr. 577.
das Sie zu Maria Stuart haben. Nur im Ganzen angeſehen, ſo ſcheint dieſer Stoff viel zu enthalten, was von tragiſcher Wirkung ſeyn kann. Ich freue mich auf unſer nächſtes Zuſammenſeyn.“

S. konnte ſich nicht enthalten, weil das Schema zu Nr. 586.
den erſten Acten der Maria in Ordnung war und in den letzten nur noch ein einziger Punct unausgemacht blieb, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung überzugehen.(*) „Ehe ich an den zweiten Act komme, muß mir in den letzten Acten Alles klar ſeyn. Und ſo habe ich denn heute den vierten Juni, dieſes Opus mit Luſt und Freude begonnen, und hoffe in dieſem Monate ſchon einen ziemlichen Theil der Expoſition zurückzulegen.“

G. gratulirt zum Anfang der Ausarbeitung des neuen Nr. 587.
Stücks. „So wohl es gethan iſt ſeinen Plan im Ganzen

(*) Ein Gleiches that er ſchon beim Wallenſtein. S. oben S. 399.

gehörig zu überlegen, ſo hat doch die Ausführung, wenn ſie mit der Erfindung gleichzeitig iſt, ſogroße Vortheile, daß ſie nicht zu verſäumen ſind."

Nr.589. S's. Arbeit geht zwar ſehr langſam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen hat, und beim Anfang alles darauf ankommt ſich Nichts zu verderben; aber er hat gute Hoffnung auf dem rechten Wege zu ſeyn. Nun fühlt er auch von ſelbſt das Bedürfniß und den Nutzen theatraliſcher Anſchauungen. „Wenn ich nicht zuviel Zeit verlöre, ſo hätte ich wohl eine Verſuchung gehabt, das Stück welches morgen in Weimar gegeben wird, zu ſehen. Bei meinem jetzigen Geſchäft könnte die Anſchauung eines neuen hiſtoriſchen Stücks auf der Bühne, wie es auch ſonſt beſchaffen ſeyn möchte, nützlich auf mich wirken." —

Nr.592. S. ſitzt noch immer bei ſeinen drei erſten Expoſitions-Scenen und ſucht einen feſten Grund für das Künftige zu legen. Gegen ſeinen Fleiß verſchwört ſich indeß Vieles. Er kann nicht, wie er dachte, bis zum Ende ſeines erſten Acts vor G's. Hieherkunft gelangen. Aber doch geht es vorwärts und nulla Dies sine linea.

„Ich fange ſchon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlichen tragiſchen Qualität meines Stoffs immermehr zu überzeugen und darunter gehört, daß man die Cataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſieht, und indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Ariſtoteles fehlt es alſo nicht und das Mitleiden wird ſich auch ſchon finden. — Meine Marie wird keine weiche Stimmung erregen, es iſt meine Abſicht nicht; ich will ſie immer als ein phyſiſches Weſen halten, und das Pathetiſche muß

mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönlich und individuelles Mitgefühl ſeyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Blos die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie. Doch ich will lieber thun und ausführen als Ihnen viel davon vorſagen, was ich thun will.“ —

„Die nöthige Expoſition des Proceſſes oder der Gerichts- Nr.606. form hat, außerdem, daß ſolche Dinge mir nicht geläufig ſind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehen war ſie nicht. Die engliſche Geſchichte von Rapin Thoyras hat den guten Einfluß, mir das engliſche Locale und Weſen lebhaft vor der Imagination zu erhalten.“ —

G’s. lange Abweſenheit macht daß S. keine Anre- Nr.608. gung von außen erhält und blos in ſeinem Geſchäft lebt. Er fragt deshalb an ob G. nicht indeſſen über den Dilettantismus weiter nachgedacht. Er ſehne ſich nach einer ſolchen Anregung und würde gern ſeine Gedanken dazu beiſteuern, wenn er den activen Zuſtand des geſammelten Materials vor Augen hätte.

Von der Maria Stuart iſt nur erſt ein Act fertig. Die- Nr.610. ſer hat ihm viel Zeit gekoſtet und koſtet ihm noch 8 Tage, weil er den poetiſchen Kampf mit dem hiſtoriſchen Stoff darin beſtehen mußte und Mühe brauchte der Phantaſie eine Freiheit über die Geſchichte zu verſchaffen, indem er zugleich von allem was dieſe Brauchbares hatte, Beſitz zu nehmen ſuchte. „Die folgenden Acte ſollen ſchneller gehn, ſind auch beträchtlich kleiner.“ —

Nr.612. „Mit dem erſten Acte der Maria hoffe ich zu Ende der Woche ganz im Reinen zu ſeyn. Ich ſollte freilich ſchon weiter ſeyn, aber dieſer Monat (Juli) war mir nicht ſo günſtig wie der vorige (Juni). Ich bin zufrieden wenn ich den dritten Act mit in die Stadt bringe." —

Nr.615. Er hat wieder vergebens auf G's. Ankunft gehofft. Ihm bleibt nun Nichts übrig als ſich ſo lange es gehn will ins Produciren zu werfen, weil die Mittheilung mangelt. Er iſt auch ſchon ganz ernſtlich im zweiten Act ſeiner Königlichen Heuchlerin. Der erſte iſt abgeſchrieben und erwartet G'n. bei ſeiner Ankunft.

Nr.621. Es verlangt ihn ſeine bisherigen Acte vorzulegen, worüber er ſelbſt noch keine gültige Stimme habe. Lebhaft aber fühlt er mit jedem Tage das Bedürfniß theatraliſcher Anſchauungen und werde ſich ſchlechterdings entſchließen müſſen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die oeconomiſchen Mittel zur Realiſirung ſollen ihn zunächſt beſchäftigen.

Nr.622. Goethe wiederholt nur: Es ſey keine Frage, daß S. unendlich gewinnen würde, wenn er eine Zeitlang in der Nähe eines Theaters ſeyn könnte. In der Einſamkeit ſteckt man dieſe Zwecke zu weit hinaus. Er wolle gern das Seinige dazu beitragen, dieſes Vorhaben zu erleichtern. Die größte Schwierigkeit ſey nur wegen eines Quartiers. „Laſſen Sie uns der Sache weiter nachdenken." —

Nr.623. Daß S. die Wintermonate künftighin in W. zubringe,
S.150. iſt nun bei ihm eine beſchloſſene Sache. „Die ſinnliche Gegenwart des Theaters muß mir eine Menge faux-frais erſparen, die mir jetzt unvermeidlich ſind, weil ich die Vorſtellung der lebendigen Maſſe nicht habe, und auch der Stoff

ſoll mir alsdann reichlicher zufließen. Dieſen Winter werde ich zwar ſpät dazu kommen, vielleicht erſt zu Ende Januars wegen der Frau und des Kleinen.“ —

Der Herzog habe in dieſem Frühjahr den Wunſch zu erkennen gegeben, daß S. öfter nach Weimar käme und länger da bliebe. Da er ihm nun zugleich ſehr leicht begreiflich machen könne, wie ſehr er ſich ſelbſt dabei beſſer befinden würde, ſo wolle er ſich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, ihm für die dadurch zuwachſenden größern Koſten etwas zuzulegen. Das Verſprechen einer Zulage habe er ohnehin ſeit fünf Jahren her, und der Fürſt ſey immer gnädig gegen ihn geweſen. Könnte er übrigens durch ſeine Gegenwart in Weimar dem Theater Nutzen ſchaffen, wozu er ſich von ganzem Herzen erbiete, ſo würde ſich die Sache noch einfacher abthun laſſen. —

„In meiner dramatiſchen Arbeit geht es noch immer Nr.625.
friſch fort, und wenn Nichts dazwiſchen kommt, ſo kann ich S.157.
vor Ende Auguſts den zweiten Act zurückgelegt haben. Im Brouillon liegt er ſchon da. Ich hoffe daß in dieſer Tragödie Alles theatraliſch ſeyn ſoll, ob ich ſie gleich für den Zweck der Repräſentation in etwas enger zuſammenziehe. Weil es auch, hiſtoriſch betrachtet, ein reichhaltiger Stoff iſt, ſo habe ich ihn in dieſer Hinſicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und inſtruirten Leſer freuen können, die aber bei der Vorſtellung, wo ohnehin der Gegenſtand ſinnlich daſteht, nicht nöthig und, wegen hiſtoriſcher Unkenntniß des großen Haufens, auch ohne Intereſſe ſind. Uebrigens iſt bei der Arbeit ſelbſt ſchon auf Alles gerechnet, was für den theatraliſchen Gebrauch

wegbleibt, und es iſt durchaus keine eigene Mühe dazu nöthig, wie beim Wallenſtein." —

Hier folge nun ein zufällig ausgelaſſener Brief Schiller's, vom 20. Auguſt, der zwiſchen Nr. 626 und 627 hineingehört, und auf den G's. Antwort in Nr. 627, Seite 163 ſich bezieht, die bisher räthſelhaft blieb. Er erſcheint hier zum erſten Mal gedruckt.

Nr. 626. a. „Ich bin dieſer Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen, die zwar erſt noch ganz zu erfinden iſt, aber, wie mir dünkt, aus dieſem Stoffe erfunden werden kann."

„Unter der Regierung Heinrich VII. in England ſtand ein Betrüger, Warbeck, auf, der ſich für einen der Prinzen Eduards V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden laſſen. Er wußte ſcheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei die ihn anerkannte und auf den Thron ſetzen wollte. Eine Prinzeſſin deſſelben Hauſes York, aus dem Eduard abſtammte, welche Heinrich dem VII. Händel erregen wollte, wußte und unterſtützte den Betrug, ſie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne geſtellt hatte. Nachdem er als Fürſt an ihrem Hofe in Burgund gelebt und ſeine Rolle eine Zeitlang geſpielt hatte, manquirte die Unternehmung, er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet."

„Nun iſt zwar von der Geſchichte ſelbſt ſo gut als gar Nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen iſt ſehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der

Herzogin von York, können zur Grundlage einer tragiſchen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte.“

„Ueberhaupt glaube ich, daß man wohlthun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Perſonen aus der Geſchichte zu nehmen, und alles übrige poetiſch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entſtünde, welche die Vortheile des hiſtoriſchen Drama's mit dem erdichteten vereinigte.“

„Was die Behandlung des erwähnten Stoffes betrifft, ſo müßte man, däucht' mir, das Gegentheil von dem thun, was der Comödiendichter daraus machen würde. Dieſer würde, durch den Contraſt des Betrügers mit ſeiner großen Rolle und ſeine Incompetenz zu derſelben, das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müßte er zu ſeiner Rolle geboren erſcheinen, und er müßte ſie ſich ſoſehr zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geſchöpf behandeln wollten, intereſſante Kämpfe entſtünden. Es müßte ganz ſo ausſehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewieſen, zu dem die Natur ihn beſtimmt hatte. Die Cataſtrophe müßte durch ſeine Anhänger und Lehrſätze, nicht durch ſeine Feinde und Liebeshändel, durch Eiferſucht und dergleichen herbeigeführt werden.“

„Wenn Sie dieſem Stoff im Ganzen etwas Gutes abſehen und ihn zur Grundlage einer tragiſchen Fabel brauchbar glauben, ſo ſoll er mich zuweilen beſchäftigen: Denn wenn ich in der Mitte eines Stücks bin, ſo muß ich in gewiſſen Stunden an ein neues denken können.“ — —

Nr. 627. S. 163. „Der neue tragiſche Gegenſtand den Sie angeben — erwiedert G. — hat auf den erſten Anblick viel Gutes und ich will weiter darüber nachdenken. Es iſt gar keine Frage, daß wenn die Geſchichte das ſimple Factum, den nackten Gegenſtand hergiebt, und der Dichter Stoff und Behandlung; ſo iſt man beſſer und bequemer dran, als wenn man ſich des Ausführlichern und Umſtändlichern der Geſchichte bedienen ſoll: denn da wird man immer genöthigt, das Beſondere des Zuſtandes mitaufzunehmen; man entfernt ſich vom rein Menſchlichen und die Poeſie kommt ins Gedränge.“ —

Nr. 629. „Da wir vor Eintritt des Herbſtes kaum auf Ihre Hieherkunft hoffen können — klagt S. abermals — ſo geht dieſer Sommer ganz anders hin, als ich mir verſprochen hatte. Ob ich mich gleich ernſtlich zu meinem Geſchäft halte, und darin vorwärts komme, ſo fühle ich doch im Ganzen meines innern Zuſtandes dieſe Beraubung ſehr und ſie verſtärkt mein Verlangen nicht wenig, den Winter in Weimar zuzubringen. Zwar verberge ich mir nicht, daß ſich von dem Einfluß der dortigen Societät eben nicht viel Erſprießliches erwarten läßt,(*) aber der Umgang mit Ihnen, einige Berührungen mit Meyern, das Theater, und eine gewiſſe Lebenswirklichkeit, welche die übrige Menſchenmaſſe mir vor die Augen bringen muß, werden gut auf mich und meine Beſchäftigung wirken. Meine hieſige Exiſtenz iſt eine abſolute Einſamkeit und das iſt doch zuviel.“ —

Nr. 629. S. 169. „Wenn meine Frau mit ihren Wochen glücklich iſt, ſo wäre ich geneigt Ende Novembers hinüber zu gehen, anfangs

(*) Vergl. oben S. 57 Note (**) u. S. 77.

allein, bis die Familie nachkommen kann. Es läge mir auch deswegen viel daran, daß ich die zwei letzten Acte meines Stücks unter dem Einfluß der theatraliſchen Anſchauung ausarbeiten könnte."

„Wenn Sie nicht binnen 10 Tagen wenigſtens auf Nr. 629.
einige Tage hieherkommen können, ſo hätte ich große Luſt S. 169.
auf einen Tag zu Ihnen hinüberzukommen und meine zwei Acte mitzubringen. Denn jetzt wünſchte ich doch Ihr Urtheil darüber, daß ich mich überzeugt halten kann, ob ich auf dem rechten Wege bin."

„Meinen zweiten Act habe ich geſtern geendigt, aber Nr. 631.
nach meinem wohlgemeinten und dennoch vergeblichen Be- S. 173.
mühen, mir eine lyriſche Stimmung für den Almanach zu verſchaffen, habe ich den dritten angefangen. Das einzige Mittel mich jetzt von der Maria weg, und zu einer lyriſchen Arbeit zu bringen, iſt, daß ich mir eine äußere Zerſtreuung mache, dazu iſt eine achttägige Reiſe nach Rudolſtadt gut." —

„Ich werde nun in meiner dramatiſchen Arbeit eine Nr. 635.
Zeitlang pauſiren müſſen. Der Abſchnitt iſt auch ſchicklich. S. 182.
Ich habe die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zuſammenkommen. Die Situation iſt an ſich ſelbſt moraliſch unmöglich. Ich bin ſehr verlangend, wie es mir gelungen iſt, ſie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich die Poeſie überhaupt an, und darum bin ich doppelt begierig ſie mit Ihnen zu verhandeln." —

„Ueber Ihre Maria wird es mir eine Freude ſeyn mit Nr. 636.
Ihnen zu verhandeln," erwiedert G. — „Die Situation ge- S. 184.
hört, wenn ich nicht irre, unter die romantiſchen. Da wir Modernen nun dieſem Genius nicht entgehen können, ſo werden wir ſie wohl paſſiren laſſen, wenn die Wahrſcheinlichkeit

nur einigermaßen gerettet iſt. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan. Ich bin äußerſt begierig auf die Behandlung.“ —

Unterdeſſen hat S. ſchon wieder einen andern Stoff im Sinne.

Nr. 642. S. 198. „Ich habe über die Dispoſition meiner Maltheſer-Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit dieſem Stoff recht gut gehen, das Punctum saliens iſt gefunden, das Ganze ordnet ſich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und ſo wie Sie ſie wünſchen, daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit ſo wenigen Figuren, als Sie wünſchen; dieß erlaubt der Stoff nicht; aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerſtreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun.“ —

Ein Logis iſt inzwiſchen durch G's. Vermittelung gefunden, und Schiller mit Anfang Decembers wirklich und förmlich nach Weimar gezogen und ſein erſtes Wort von hier aus an Goethe, der indeſſen nach Jena gegangen war, iſt:

Nr. 657. S. 218.

Nr. 660. „Die Pole unſerer magnetiſchen Stange haben ſich jetzt umgekehrt und was Norden war iſt jetzt Süden &c.“

1800.

Goethe hatte Schillern früher ſchon den Shakspeare anempfohlen und zu deſſen Bearbeitung aufgemuntert; da ſoviel ſchon vorgearbeitet ſey und man nur zu reinigen, wieder aufs neue genießbar zu machen brauche, ſo wäre es ein großer Vortheil. Wenn S. nur erſt einmal durch die Bearbeitung des Wallenſtein ſich recht in Uebung geſetzt habe, ſo müßte jenes Unternehmen ihm nicht ſchwer fallen [Nr. 382.]; und ſo finden wir S. im neuen Jahre mit dem Macbeth beſchäftigt, nicht zuerſt, ſondern wieder, ſodaß der Anfang ſchon früher gemacht worden ſeyn muß. Doch hat er am 20. Januar Nr. 695.
dieſes Jahrs die zwei erſten Aufzüge des Macbeth aus dem Rohen gearbeitet, anfangs nicht aus dem Original, ſondern nach den Ueberſetzungen Wieland's und Eſchenburg's, findet aber nun daß er beſſer gethan hätte, ſowenig er auch das Engliſche verſtehe,(*) ſich gleich an das Original zu hal-

(*) Hierdurch beantwortet ſich die in Zelter's Briefen [Nr. 705. S. 374.] aufgeworfene, eine arrière-pensée enthaltende, Frage: ob Schiller Engliſch verſtanden? zur ſtill mentalen Satisfaction aller ſprachgelehrten Dichter und Nachdichter, die ſich immer viel damit wiſſen ſowohl G'n. als S'n. Ueberſetzungsfehler aufzumutzen und dies nicht müde werden. Auch echt-, aber nicht urdeutſch!

ten, weil der Geiſt des Gedankens viel unmittelbarer wirkt, und er oft unnöthige Mühe hatte durch das ſchwerfällige Medium ſeiner beiden Vorgänger ſich zu dem wahren Sinn hindurchzuringen.

Nr.700. S. lieſt nun bald mit G. den Macbeth in einigen Abenden durch, und nach wenigen Erinnerungen und Arrangements von Seiten Goethe's, wird das Stück aufgeführt zum erſten Mal den 14. Mai und den 17. wiederholt.

Nr.716. Inzwiſchen iſt auch die Maria vorgeſchritten, bei deren Vorleſung S. jedoch G'n. nicht zugegen wünſcht, ſondern ihm lieber die ganze zweite Hälfte des Stücks, die er noch nicht kenne, auf einmal vorlegen möchte, weil bei dem verzettelten Leſen das Beſte verloren geht.

S., der nach ſeiner Art objectiv zu ſeyn ſtrebend, dieſes auch durch Darſtellungen von feierlichen Functionen zu erreichen vermeinte, begnügte ſich nicht blos mit der epiſch-poetiſchen Schilderung derſelben, ſondern verſuchte ſogar die dramatiſch-theatraliſche Nachbildung; wobei er nicht immer den Tact bewies, der Goethen auszeichnete. Und ſo hatte er in der Maria eine Scene angebracht, die vielleicht gar nicht entſtanden wäre, wenn er früher den Schluß des Stücks G'n. mitgetheilt hätte. Nun mußte G. ſie ihm ausreden.

Nr.723. „Der kühne Gedanke eine Communion aufs Theater zu bringen, iſt ſchon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt Sie zu erſuchen, die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir ſelbſt nicht wohl zu Muthe war; nun da man ſchon im Voraus dagegen proteſtirt, iſt es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. (*) Mögen Sie mir

---

(*) Bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagt G.: „ich habe noch einige

vielleicht den fünften Act mittheilen und mich dieſen Morgen beſuchen, damit wir die Sache beſprechen könnten." —

Die Maria war kaum aufgeführt worden, (d. 15. Juni), Nr.729. und Schiller hatte ſchon wieder eine neue Tragödie in der Arbeit, mit deren Schema er zwar noch immer nicht in Ordnung war, und noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen hatte. Ob man gleich, bei jedem neu zu producirenden Werke durch eine ſolche Epoche hindurch müſſe, ſo gäbe es doch ſtets das peinliche Gefühl als ob Nichts geſchähe, weil am Abend Nichts kann aufgezeigt werden.

„Was mich bei meinem Stücke beſonders incommodirt, Nr.729. iſt, daß es ſich nicht, ſowie ich wünſche, in wenig große S.283. Maſſen ordnen will, und daß ich es in Abſicht auf Zeit und Ort in zuviel Theile zerſtückeln muß, welches, wenn auch die Handlung ſelbſt die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerſtrebend iſt. Man muß, wie ich bei dieſem Stück ſehe, ſich durch keinen allgemeinen Begriff feſſeln, ſondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und ſich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten."

Er hofft G'n. bei ſeiner Zurückkunft das fertige Schema Nr.732. ſeines Stücks vorzulegen, um ſich, ehe er an das Ausführen gehe, ſeiner Beiſtimmung zu verſichern.

So iſt er denn durch die Praxis für die Praxis etwas liberaler geworden(*) und nicht mehr an das Kreuz ſeiner Theorie geheftet, um nicht wenigſtens ſich zu erlauben, was er Andern noch nicht zugeſtehen will.

Scrupel, und wenn Einen der Geiſt warnt, ſo ſoll man es wenigſtens nicht verſchweigen." [S. Nr. 128. S. 268.]

(*) Vergl. oben Nr. 397 a. u. 397 b.

S. macht das Stück nicht namhaft und ſo muß der Leſer in Zweifel ſeyn, ob er die Jungfrau von O. oder die Braut von Meſſina meine, indem er bald von Trimetern ſpricht [Nr. 746.] die er machen will, und nicht lange darauf von ihrer Beendigung [Nr. 755.] Dieſe kommen aber nur in der Braut von Meſſina, kurz vor dem Schluſſe(*) vor, und S. war durch G's. Vorleſung ſeiner Helena darauf gebracht worden [Nr. 745.]; gerade wie er auf den Gedanken eines Chors in der Braut v. M. durch G. gekommen zu ſeyn ſcheint, der in der Bearbeitung des Tancred Chöre anbringen wollte [Nr. 731. 733.]; da er jedoch früher bemerkte, daß ſein Stück ihn in die Zeiten der Troubadours führe, [Nr. 734.], ſo ſieht man, es muß die Jungfrau ſeyn, worin vom alten König René und ſeiner Wiederherſtellung der alten provencaliſchen Poeſie und der Liebeshöfe die Rede iſt. (**) Beide Stücke ſcheinen alſo gleichzeitig in Arbeit geweſen zu ſeyn und die Jungfrau nur ihn mehr angezogen zu haben, ſodaß ſie auch früher zur Erſcheinung kommt.

Nr. 762. Seit G's. Abweſenheit hatte S. dieſe ſeine Tragödie
S. 349. um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht, doch lag immer noch Viel vor ihm. Mit dem bis jetzt in Ordnung Gebrachten war er ſehr zufrieden und hoffte es ſolle auch G's. Beifall haben. Das Hiſtoriſche ſey überwunden, und doch, ſoviel er urtheilen könne, in ſeinem möglichſten Umfange benutzt, die Motive alle poetiſch und größtentheils von der naiven Gattung.

(*) In der Rede des Don Ceſar, Bd. VIII, S. 138.
(**) Aufzug 1. Scene 2.

1 8 0 1.

Im Anfang des neuen Jahres erfahren wir endlich mit Gewißheit, das Stück das S'n. zeither beſchäftigte, und das G. ſelbſt nicht näher kannte, ſey die Jungfrau von Orleans.

„Ich habe Ihnen, ſchreibt S., von meiner Jungfrau Nr.768. ſchon ſoviel Einzelnes, Zerſtreutes verrathen, daß ich es fürs Beſte halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewiſſen Sporn, um mit friſcher Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Acte ſind in Ordnung geſchrieben, wenn Sie Luſt haben, ſie heute (d. 11. Febr.) (*) zu hören, ſo werde ich um 6 Uhr mich einſinden ꝛc."

In den erſten Tagen des Märzes war S. nach Jena Nr.774. gegangen, in der Abſicht ſein Drama zum Abſchluß zu bringen, und die heitern Tage in ſeinem Garten zu genießen.

(*) S. iſt leider in Angabe des Datums ſo nachläſſig, zumal gegen Ende der Correſpondenz, daß ohne einen Goethe'ſchen Brief der vorhergeht oder nachfolgt, der Tag gar nicht zu beſtimmen iſt und man oft nur mit einem weiten Intervall ſich begnügen muß. Dieſer Umſtand erſchwerte auch G'n. die lange Jahre nachher unternommene Redaction dieſer Briefſammlung.

Doch war er nicht ſo glücklich von ſeinem Thun viel Gutes zu ſagen. Die Schwierigkeiten ſeines jetzigen Penſums ſpannten ihm den Kopf zu ſehr an, wozu noch die Furcht kam nicht zu rechter Zeit fertig zu werden. Er hetzte und ängſtigte ſich, und es wollte nicht recht damit fort. Wenn er dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo
Nr.776. fürchte er muthlos zu werden. — Auch gingen ihm die Abende meiſt in Geſellſchaft hin, und er konnte eher über zuviel Zerſtreuung als über zuwenige Unterhaltung klagen. Doch geht es nun mit ſeiner Arbeit beſſer, er hat auch wieder mehr Muth und ſieht etwas entſtehen.

Er iſt wieder nach Weimar zurückgekehrt und indem er auf G's. Zurückkunft von ſeinem Landgute hofft, um das Werk geendigt ihm vorzulegen, ſagt er:

Nr.785. „Von meinem letzten Act augurire ich viel Gutes, er erklärt den erſten und ſo beißt ſich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf ſich allein ſteht und im Unglück von den Göttern deſerirt iſt, ſo zeigt ſich ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Characteranſpruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Actes iſt ſehr theatraliſch, und der donnernde Deus ex machina wird ſeine Wirkung nicht verfehlen." —

Nr.786. „Viel Glück zur Vollendung Ihres Werks! ruft G. an
15.April. dem Tage derſelben, bei Rückſendung des Manuſcripts. Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es iſt ſo brav gut und ſchön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß."(*)

(*) S. war durch das Glück das ſein Vorſpiel zum Wallenſtein gemacht hatte, verlockt worden der Jungfrau ein ähnliches, idylliſches zu geben und es als erſten Act zu behandeln.

S. mußte die Jungfrau dem Herzog ſchicken, auf den Nr.788.
ſie eine unerwartete Wirkung machte. Dieſer meinte jedoch, S.45.
ſie könne nicht geſpielt werden, worin S. ihm Recht giebt. Nach langer Berathung mit ſich ſelbſt werde er ſie auch nicht aufs Theater bringen, ob ihm gleich einige Vortheile dabei entgehen. Erſt rechnet Unger, an den er ſie verkauft habe, darauf, daß er ſie als eine vollkommene Novität zur Herbſtmeſſe bringe; jener habe ihn gut bezahlt und ſo könne er ihm nicht entgegen ſeyn. Dann aber ſchrecke ihn auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet ꝛc."

Nun trägt ſich S. ſchon wieder mit zwei neuen dramatiſchen Sujets, und will, wenn er ſie beide durchdacht und durchgeprüft habe, zu einer neuen Arbeit übergehen.

„Einer Vorſtellung der Jungfrau möchte G. nicht Nr.789.
ganz entſagen. Sie habe zwar große Schwierigkeiten, (*) S.46. 28.April.
doch hätten ſie ſchon große genug überwunden; aber freilich werde durch theatraliſche Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt. (**) Daß S. perſönlich etwas Beſſeres thun könne, als ſich einer ſolchen Didaskalie zu unterziehen, ſey er ſelbſt überzeugt; es käme darauf an, ob Er (G.), bei ſeiner jetzigen Halbthätigkeit, dazu nicht am Beſten taugte. Doch davon werde ſich reden laſſen, wenn ſie bald wieder zuſammenkommen."

(*) beſonders damals, wo die ohnehin kleine und enge Bühne, durch eine Hinterwand beſchränkt, gar keine Ferne zuließ.

(**) S. wollte „mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ſey Nichts auszurichten." [Nr. 788, S. 44.]

Nr.790. Das Stück iſt nun fertig, aber die Arbeit hat S'n. in den letzten Tagen etwas angegriffen, und die rauhe Witterung ihm ſehr zugeſetzt und ſeinem Fleiße geſchadet. Demunge-
Nr.795. achtet hat er noch eine Ballade „Leander und Hero" nebſt
S.53. einigen andern kleinen Gedichten zu Stande gebracht. Auch ſpricht er von einem Schauſpiel das ſich anfange zu organiſiren und an deſſen Ausführung er in acht Tagen zu gehen gedenke. Der Plan ſey einfach, die Handlung raſch und er dürfe nicht beſorgen ins Breite getrieben zu werden.

Nr.796. G., in ſeiner Antwort, war ungewiß ob Schiller damit die Maltheſer, oder den untergeſchobenen Prinzen meine; d. i. den Betrüger Warbeck, von dem oben Nr. 626 a. und 627 die Rede war und unten Nr. 818 ſeyn wird.

Jenes Schauſpiel von einfachem Plan, raſcher Handlung u. ſ. w. iſt offenbar Turandot, die auch gleich im Anfang des folgenden Jahres auf die Bühne kommt.

1802.

Das neue Jahr beginnt mit ſchriftlicher Beglückwün- Nr. 803.
ſchung, von Seiten Schiller's mit der kurzen Anrede: „Laſ- S. 70.
ſen Sie uns das neue Jahr mit den alten Geſinnungen, 1. Jan.
und mit guter Hoffnung eröffnen;" und mit der Erwieder-
ung von Seiten Goethe's: „Mit Freuden werde ich Sie auch
im neuen Jahre bald wieder mündlich begrüßen und die
Fortdauer unſeres Verhältniſſes zur guten Stunde feiern."

Goethe reiſt darauf, um ungeſtört thätig zu ſeyn, nach Jena. „Dort, in Knebel's alter Stube, — ſchreibt er — bin ich immer ein glücklicher Menſch, weil ich keinem Raume auf dieſer Erde ſoviel productive Momente verdanke. Es iſt luſtig, daß ich an einem weißen Fenſterpfoſten alles aufgeſchrieben habe, was ich ſeit dem 21. November 1798 in dieſem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich dieſe Regiſtratur früher angefangen, ſo ſtünde gar Manches darauf was unſer Verhältniß aus mir herauslockte." (*)

(*) Bei einer Wiederherſtellung des, während der Kriegsjahre 1806—1813, durch mancherlei Gebrauch zur Einquartierung, bald für Geſunde, bald für Kranke, für Freund und Feind entweihten und entſtellten Schloßgebäudes, und deſſen neuerer Beſtimmung, die mineralogiſchen und naturhiſtoriſchen Sammlungen in ſeine Räume aufzunehmen, wurden Wände

Da man zu Anfang des Jahres 1802 den Jon von A. W. Schlegel aufgeführt hatte, und dadurch das Publikum an Darſtellungen aus dem Alterthum gewöhnt, ſo war es wohl natürlich, daß auch G's. Iphigenie wieder zur Sprache kam, von deren Aufführung ſchon früher die Rede geweſen war. S. hatte ſie bereits vor zwei Jahren [Nr. 687.] durchgeſehen und, ohngeachtet deſſen was er [Nr. 396.] daran auszuſtellen wußte, gar nicht mehr an einem guten Erfolg der Vorſtellung gezweifelt. „Es brauche nur Weniges an dem Text verändert zu werden, beſonders in Hinſicht auf den mythologiſchen Theil, der für das Publikum in Maſſe zu kalt ſey. Auch ein paar Gemeinſprüche würde er dem dramatiſchen Intereſſe aufzuopfern rathen, ob ſie gleich ihren Platz ſehr wohl verdienen." —

G. hatte damals eine wunderliche Empfindung als er anfing ſie wieder zu leſen; er kam nicht weit hinein [Nr. 689.]; und meinte, daß ſie wohl ſchwerlich, ſelbſt nicht durch die Künſte des Herrn von Eckartshauſen, zu palingeniſiren ſeyn möchte. [Nr. 694.]

Nun aber kam ſie aufs Neue in Anregung und G. ſchickte das Manuſcript an S. mit folgender Bevorwortung:

Nr. 806. S. 73. 74. „Hierbei kommt die Abſchrift des gräciſirenden Schauſpiels. Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingeſehen: es iſt ganz verteufelt human. Geht es halbweg, ſo wollen wir's

---

und Pfoſten jenes Zimmers mit übertüncht, und das Andenken, daß darin vormals ein Genius gehauſet, der unſterbliche Werke von hier ausgehen laſſen, auch im Gedächtniß der Menſchen ausgelöſcht. Ich habe noch manches Dictat in demſelben nachgeſchrieben, und mancher guten Unterredung mit Einheimiſchen und Fremden darin beigewohnt.

verſuchen: denn wir haben doch ſchon öfters geſehen, daß die
Wirkungen eines ſolchen Wageſtücks für uns und das Ganze
incalculabel ſind ꝛc.“

S. will nunmehr die Iphigenia mit der gehörigen Hin- Nr.807.
ſicht auf ihre neue Beſtimmung (nämlich aufgeführt zu wer- S.75.
den) und jedes Wort vom Theater herunter und mit dem 20.Jan.
Publikum zuſammen hören. — „Was G. das Humane
[Nr. 806.] darin nenne, werde dieſe Probe beſonders
gut aushalten, und dann rathe er Nichts wegzunehmen.
Nächſten Sonnabend (23. Januar) hoffe er Etwas über den
Erfolg berichten zu können.“ —

„Die Turandot denke er etwa auf den Dienſtag Nr.807.
(d. 26. Januar) vom Theater herab zu hören und dadurch S.77.
erſt in den Stand geſetzt zu ſeyn, zu beſtimmen, was noch 20.Jan.
zu thun iſt und was der Ort und der Zeitmoment an dieſer
alten Erſcheinung verändert.“ —

Sie wurde den 30. Januar zum erſten Mal aufgeführt
und den 3. Februar abermals. — „Bei der Iphigenia habe Nr.809.
er weniger Verheerungen in dem Manuſcript angerichtet, als S.80.
er ſelbſt erwartet hatte vornehmen zu müſſen; er fand es 22.Jan.
von der einen Seite nicht nöthig, da das Stück an ſich gar
nicht zu lang ſey, und von einer andern nicht wohl thunlich,
weil, was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger
in einzelnen Stellen als in der Haltung des Ganzen liege,
die für die dramatiſche Forderung zu reflectirend ſey ꝛc.“ —

„Da überhaupt in der Handlung ſelbſt zuviel morali- Nr.809.
ſche Caſuiſtik herrſche, ſo werde es wohlgethan ſeyn, die ſitt- S.81.
lichen Sprüche ſelbſt und dergleichen Wechſelreden etwas
einzuſchränken. — Das Hiſtoriſche und Mythiſche müſſe
unangetaſtet bleiben, als unentbehrliches Gegengewicht des

Moraliſchen, und was zur Phantaſie ſpreche, dürfe am wenigſten vermindert werden."

„Oreſt ſelbſt ſey das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien iſt kein Oreſt, und jetzt, da die Urſache ſeines Zuſtands nicht in die Sinne falle, da ſie blos im Gemüth ſey,(*) ſo ſey ſein Zuſtand eine zu lange, zu einförmige Qual, ohne Gegenſtand. Hier ſey eine von den Gränzen des alten und neuen Trauerſpiels." —

Nr.809. S.82. „Möchte G'n. doch etwas einfallen,(**) dieſem Mangel zu begegnen, was ihm (S'n.) freilich bei der jetzigen Oeconomie des Stücks kaum möglich ſcheint. Denn was ohne Götter und Geiſter daraus zu machen war, ſey ſchon geſchehen.(***) Auf jeden Fall empfehle er die Oreſtiſchen Stellen zu verkürzen; ferner gebe er zu bedenken, ob es nicht rathſam ſeyn möchte, zur Belebung des dramatiſchen Intereſſes, ſich des Thoas und ſeiner Taurier, die ſich zwei Acte

(*) Iſt der Fall weit mehr bei S's. Jungfrau v. O. deren Gewiſſensangſt auch gar keine äußerliche ſichtbare Veranlaſſung hat. Ihre Schuld ging im Gemüth vor. Vom Oreſt weiß doch endlich alle Welt daß er einen Muttermord beging, und ſoll das Bewußtſeyn dieſer Unthat ihn in ſichtbaren Geſtalten von Rachegeiſtern umgeben? Das gehört für ein Publikum, das, bigott und abergläubiſch, Furien wie Hexen, mit Leibesaugen zu ſehen verlangt.

(**) Alſo nur ſo einfallen? und hinterher? nachdem das Stück längſt in ganz anderm Sinne gedacht und geſtaltet war? Und wozu? Damit es auf dem Theater könne mit mehr Effect gegeben werden! G. weiß recht gut, daß es nicht für den großen Haufen iſt, darum nennt er es verteufelt human!

(***) Alſo gerade das höchſte Verdienſt dieſes Stücks keiner ſogenannten Maſchinerie zu bedürfen, verkennt der obſtinate Critiker und verlangt die ſinnlichen Fratzen, die ihm noch aus der kurz vorher aufgeführten Iphigenie von Gluck vor der Imagination tanzen mochten! Das heißt den Teufel an die Wand gemalt. — Iſt es doch als müßte man G's. Bemerkung an Z. Nr. 571, S. 429 hier anwenden.

durch nicht rühren,(*) etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten.“

„Man höre zwar im zweiten und dritten Act von der Nr.809. Gefahr des Oreſt und Pylades, aber man ſehe Nichts davon, S.82. es ſey nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erſcheinung käme.“

„Nach ſeinem Gefühl müſſe in den zwei Acten, die ſich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beſchäftigen, noch ein Motiv **ad extra** eingemiſcht werden,(**) damit auch die äußere Handlung ſtetig bleibe und die nachherige Erſcheinung des Arcas mehr vorbereitet würde: denn ſo wie er jetzt komme, habe man ihn faſt ganz aus den Gedanken verloren.“

Es gehöre nun freilich zu dem eigenen Character die- Nr.809. ſes Stücks, daß dasjenige was man eigentlich Handlung S.83. nennt, hinter den Couliſſen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Geſinnung, darin zur Handlung gemacht iſt und gleichſam vor die Augen gebracht wird. Dieſer Geiſt des Stücks müſſe erhalten werden, und das Sinnliche müſſe immer dem Sittlichen nachſtehen; aber Er verlange auch nur ſoviel von jenem als nöthig ſey, um dieſes ganz darzuſtellen.“ —

Schillern erging es mit dem Kunſtwerk eines Andern, wie mit der Natur. „Sowie er, nach v. Humboldt's

---

(*) Sollten ſie etwa mit ihren Waffen klirren, einen Kriegsmarſch anſtimmen u. dergl. um ſich wenigſtens hörbar wennnicht ſichtbar zu machen?

(**) Gegen ſolche Motive **ad extra** war S. ja ſelbſt, und mochte ſie nicht. [Nr. 842, S. 149.]

Bemerkung, [S. oben S. 343, Note] der Natur, noch ehe ſie vollkommen auf ihn einwirken könne, ſchon ſelbſtthätig entgegeneile, nicht ſowohl aus ihr ſchöpfe, als durch ſie begeiſtert ihr Bild durch eigne Kraft ſchaffe" — oder wie man auch ſagen kann, die Natur nicht zu Wort kommen und ausreden laſſe, ſondern ihr in die Rede falle als ſchon wiſſend wo ſie hinaus wolle, und nun weiter ſpreche; ſo faßt er auch ein fremdes Kunſtwerk nicht in ſeiner Eigenthümlichkeit, ſondern modelt und rectificirt es gleich nach ſeiner mitgebrachten Anſicht. So erregt freilich das fremde Werk auch ſeine Productivität, aber er behandelt jenes ſelbſt nur wieder als Stoff. — „Er ſtellte eine Sache gleich auf den Kopf" — ſagte mir G. einmal als davon die Rede war, daß man gewiſſe Dinge nicht von ihm habe verlangen dürfen. Und dieß, dächte ich, bewies er oben am Meiſter, und hier an der Iphigenia. Bei dieſem herriſchen gewaltthätigen Character gehörte denn freilich „ſo große Liebe, Zutrauen und Treue," wie ſie G. beſaß, dazu, [A. in O. II, II, 650.] um durch ein ſolches Verfahren nicht indignirt, wenigſtens nicht indisponirt zu werden. Aber Goethe ließ ihn gewähren! [Z. Nr. 446, S. 22.] Freilich verlor er Nichts dadurch: denn das Original blieb und wird bleiben: ein Troſt, den ſich diejenigen ſagen können, denen es nicht Recht iſt, daß auch G. einen Romeo für unſere Zeit- und Theaterzwecke umgeändert, wiewohl an nichts Weſentlichem ſich vergriffen: man müßte denn die Reden der Amme Baubo für das Pivot des Ganzen halten.

Nr. 809. Um nun aber auf die Wunden, die der Critiker dem
S. 83. Autor wie dem Stück geſchlagen, ein Pflaſter aufzulegen,

daſs ſie, wonicht heilen, doch wenigſtens die Schmerzen lindern möge, kommt er mit ſeiner, ſchon beim W. Meiſter gebrauchten, banalen Uebergangsformel zu bemerken:

„Uebrigens" habe ihn Iphigenia, da er ſie wieder las, Nr. 809. S. 83.
tief gerührt; ſetzt aber, gleichſam als ſchäme er ſich dieſer Rührung, limitirend hinzu: wiewohl er nicht läugnen wolle, daß etwas Stoffartiges dabei mit unterlaufen mochte. (*) Seele möchte er es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmache." (**)

„Die Wirkung auf das Publikum würde das Stück nicht Nr. 809. S. 84.
verfehlen, alles Vorhergegangene habe zu dieſem Erfolge zuſammengewirkt. Bei unſerer Kennerwelt möchte gerade das, was wir (d. h. S.; aber auch G.?) gegen daſſelbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienſt gerechnet werden, und das könne man ſich gefallen laſſen, da man ſo oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen geſcholten werde." (***) —

„Ein mächtiger Intereſſe als der Warbeck (†) hat mich Nr. 818. S. 102. 10. März.
ſchon ſeit ſechs Wochen beſchäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet iſt. Noch iſt zwar blos der Moment der Hoffnung und dunkeln

(*) Sehr Kantianiſch, auch im Aeſthetiſchen an der Lauterkeit der Maxime zu zweifeln! Uebrigens möchte denn doch dieſem Urtheil etwas von jener Empfindung zum Grunde liegen, die er Br. Nr. 178, S. 79 u. 88 ſchildert und von der man ſich, dem Vortrefflichen gegenüber, nicht anders retten kann als durch die Liebe. Vergl. auch oben Band I, S. 341.

(**) Das kann man ſich gefallen laſſen! Wenn überhaupt Caput homo est, ſo iſt Seele erſt das eigentliche Individuum, und demnach Iphigenie ein Gedicht sui generis, wenn auch kein Drama, nach antikem oder modernem Leiſten, noch weniger ein Spectakelſtück, wie S. verlangte.

(***) Auch nur ein Goethe'ſches Brocardicon, wie das: „einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen."

(†) S. oben Nr. 626. a. it. Nr. 796.

Ahndung, aber er iſt fruchtbar und viel verſprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Weg befinde." — S. nennt das Intereſſe nicht, aber wahrſcheinlich war es der falſche Demetrius.

Nr.820. S.110. 19.März. Das neue Theater in Lauchſtedt war im Werke: „Breter und Balken ſchwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Muſentempel in Lauchſtedt (*) — ſchreibt G. — Laſſen Sie doch auch dieſes unſer Unternehmen auf ſich wirken und thun Sie für Ihre ältern Sachen was Sie können. Zwar weiß ich wohl wie ſchwer es hält, doch müſſen Sie nach und nach durch Nachdenken und Uebung dem dramatiſchen Metier ſoviel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetiſche Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig ſind."

Nr.820. S.107. Mit der Iphigenie etwas anzufangen, war G'n. nicht möglich. Wenn S. nicht die Unternehmung wage, die paar zweideutigen Verſe corrigire und das Einſtudiren dirigire, ſo glaube er nicht, daß es mit der Vorſtellung gehen werde, und doch wäre es in der jetzigen Lage (**) gut, und ſie würde dann für andere Theater verlangt, wie es ja ſchon mit dem Nathan (***) gegangen ſey.

Nr.821. S.111. Nun will S. gern das Mögliche thun, um die Iphigenie zur theatraliſchen Erſcheinung zu bringen: „Es iſt bei einem ſolchen Geſchäft immer Viel zu lernen und an dem Erfolge zweifle ich nicht, wenn unſre Leute das Ihrige leiſten. Es iſt mir neulich ſogar aus Dresden geſchrieben worden,

---

(*) Siehe G's. W. Bd. XXXI, S. 134. 135.

(**) Wo es ihnen um Vermehrung des Repertoirs und Verbreitung eines vielſeitigern Geſchmacks zu thun war.

(***) Vergl. Nr. 788. 789. 792.

daß man die Iphigenie dort auf die Bühne bringen will, und gewiß werden noch andere Theater nachfolgen.“

G. freut ſich zu hören, daß S. ſeine Johanna auch für Weimar der theatraliſchen Möglichkeit nähern wolle. Ueberhaupt müßten ſie (S. und G.), da ſie mit dieſer Vorſtellung ſo lange gezaudert, ſich durch irgend Etwas auszuzeichnen ſuchen. Nr.820. S.107.

„Mit dem Carlos — ſchreibt S. — bin ich auf ziemlich gutem Wege und hoffe in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu ſeyn. Es iſt ein ſicherer theatraliſcher Fond in dem Stück, und es enthält Vieles was ihm die Gunſt verſchaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum, weil es viel zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammenzureihen und ſo das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publikum die Rede iſt, ſo iſt das Ganze (*) doch das was zuletzt in Betrachtung kommt.“ Nr.821. S.111. 20.März.

„Die Jungfrau von O. wollen wir aber erſt in Lauchſtedt ſpielen laſſen, ehe wir hier damit auftreten. Ich will das Stück in den letzten Wochen des hieſigen Theaterjahrs einlernen laſſen und ſelbſt einige Proben dirigiren, daß es gut gelernt wird und daß man in Lauchſtedt in allen Ehren damit auftreten kann.“ Nr.821. S.112.

„Für meine andern ältern Stücke kann ich dieſes Jahr Nichts mehr thun; auch eilt es damit nicht: denn wenn nur noch die Iphigenia zu Stande kommt, ſo kommt die Ge-

(*) Das Publicum faßt ſelten ein Stück als ein Ganzes auf, meiſt nur in Stücken, und ſo gefällt ihm Einzelnes, wenn es mit dem Ganzen unzufrieden iſt; auch gefällt ein Stück nicht Allen, ſondern nur Einzelnen.

ſellſchaft dieſes Jahr reicher als niemals nach Lauchſtedt. Ja, es wäre kaum möglich noch mehrere Stücke einzulernen."

Nr.827. S.120. „Iphigenia wäre auf keinem Fall auf den Sonnabend zu zwingen geweſen, weil die Hauptrolle ſehr groß und ſchwer einzulernen iſt. Es war ſchlechterdings nöthig, der Vohs Zeit dazu zu geben. Ich hoffe übrigens das Beſte für dieſes Stück; es iſt mir nichts vorgekommen, was die Wirkung ſtören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetiſch ſchönen Stellen und die lyriſchen beſonders auf unſre Schauſpieler immer die höchſte Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyeſtiſchen Gräueln und nachher der Monolog des Oreſt, wo er dieſelben Figuren wieder in Elyſium friedlich zuſammen ſieht, müßten als zwei ſich auf einander beziehende Stücke und als eine aufgelöſte Diſſonanz vorzüglich herausgehoben werden. Beſonders iſt alles daran zu wenden, daß der Monolog ſehr gut executirt werde, weil er auf der Gränze ſteht, und, wenn er nicht die höchſte Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber er ſoll eine ſublime Wirkung machen." —

Nr.828. S.122.f. „Was Sie mir von Iphigenia ſagen — erwiedert G. — iſt mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe ſähe, und es Sonnabend den 15. geben, ſo bliebe ich noch eine Woche hier und brächte Manches vor und hinter mich. Wie ich höre geht der Theaterbau zu Lauchſtedt recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieſer Pilz aus der Erde wachſen wird." (*)

(*) Es kamen ſehr luſtige Geſchichten dabei zum Vorſchein, die man aber G'n. mußte erzählen hören. Unter andern wurde der Proceß mit der Execution angefangen und ſo ging die Sache von Statten.

„Die Iphigenia ſoll auf den 15. einſtudirt ſeyn. Auf Nr.829.
nächſten Dienstag (11. Mai) wollen wir mit dem Stück auf S.125.
das Theater.“ —

„Ihre Sorgfalt für die Iphigenia danke ich Ihnen zum Nr.830.
allerbeſten. Künftigen Sonnabend (15. Mai) werde ich am S.126.
Schauſpielhauſe anfahren wie ein anderer Jenenſer auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.“ —

„Ob noch Sonnabend den 15. Mai Iphigenia wird ſeyn Nr.832.
können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren und S.128.
werde alsdann eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarſten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines, für mich, mehr als *vergangenen* Zuſtandes.“ —

„Die Vorſtellung der Iphigenia auf den Sonnabend Nr.833.
wird keine Schwierigkeit haben, obgleich uns der *Titus* ge= S.130.
ſtern und heute das Theater wegnahm. Morgen und Uebermorgen aber werden die Theaterproben mit Ernſt vorgenommen werden und ich hoffe, daß Sie über Ihr Werk nicht erſchrecken ſollen. Wohl glaube ich, daß die ſinnliche Erſcheinung dieſes Stücks manche vergangene Zuſtände in Ihnen erwecken wird, ſowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths, als auch der Welt, mit der ſie ſich damals zuſammenfühlten, und in letzterer Rückſicht wird es mehreren hieſigen Freunden und Freundinnen merkwürdig ſeyn.“(*) —

„Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit Nr.846.
meinem Stück (Braut v. M.) beſchäftigt geweſen, und ich S.158.

(*) Dem Leſer dieſes nun wohl auch, da er die Geſchichte dieſes Schmerzenskindes von ſeiner Geburt an kennt, das nun abermals geopfert werden und unter Barbaren gerathen ſollte!

habe noch bei keiner Arbeit ſoviel gelernt als bei dieſer. Es iſt ein Ganzes das ich leichter überſehe und auch leichter regiere; auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, (*) als einen zu reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken." —

(*) d. h. aufzuquellen, wie S. es [Nr. 400.] nannte. S. oben Seite 366. — Ein ungünſtiger Tropus, als wäre von eingeweichtem Zwieback oder dergl. die Rede!

1 8 0 3.

„Gegen die reiche Abwechſelung Ihrer Beſchäftigun= Nr.854.
gen (*) ſticht meine auf einen einzigen Punkt gerichtete Thätig= S.167.f.
keit ſehr dürftig ab; auch kann ich Ihnen das Reſultat meiner Einſamkeit nur durch die That beurkunden.“

„Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geſchäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelaſſenen Lücken in den vier erſten Acten, nun beendigt, und ſehe auf dieſe Weiſe wenigſtens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und ſäuberlich hinter mir, und das letzte Sechstheil, welches ſonſt immer das wahre Feſtmahl der Tragödiendichter iſt, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieſer letzten Handlung ſehr zu Statten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbſtmord des andern ganz getrennt habe, daß dieſer jenen Actus vorher rein beendigt, als ein Geſchäft dem er vollkommen abwartet, und erſt nach Endigung deſſelben, über dem Grabe des Bruders, geſchieht die letzte Handlung, nämlich die Verſuche des Chors, der Mutter und Schweſter,

(*) von denen G. ihm blos geſchrieben hatte [Nr. 853.], „da Beide ſich gegen das Ausgehen ſträubten und nur, wie jene Verliebte, über den Schirm correſpondirten.“

den Don Ceſar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermiſchung der theatraliſchen Ceremonie mit dem Ernſt der Handlung vermieden." — Nach einigen Tagen ſchreibt Schiller:

Nr.856. S.172. „Mein Stück iſt fertig, und da ich etwas davon in dieſen Tagen verlauten ließ, ſo hat der Herzog von Meiningen den Wunſch geäußert es zu hören. Weil es nun mein Dienſtherr iſt, dem ich einige Attention ſchuldig bin, und es ſich gerade trifft, daß ich ſeinen Geburtstag dadurch feiere, ſo werde ich es heute Abend um 5 Uhr in einer Geſellſchaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorleſen. Sie will ich nicht dazu einladen, weil Sie nicht gern ausgehen, und wie ich glaube, auch lieber das Stück allein leſen oder anhören. Ich habe mich in der Cataſtrophe viel kürzer gefaßt als ich erſt wollte, überwiegender Gründe wegen." —

Nr.857. S.173. „Sagen Sie mir doch ein Wort, — fragt G. — wie die geſtrige Vorleſung abgelaufen: denn ein geübter Autor weiß wahre Theilnahme von Ueberraſchung zu unterſcheiden, ſowie Höflichkeit und Verſtellung zu würdigen. Zunächſt bitte ich um Mittheilung des Stücks, wodurch mir für dieſen Abend ein großes Feſt bereitet würde." —

Nr.858. S.175. „Die geſtrige Vorleſung von der ich mir eine ſehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publikum nicht dazu auswählen konnte, iſt mir durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt worden, und die heterogenen Beſtandtheile meines Publikums fanden ſich wirklich in einem gemeinſamen Zuſtande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute all-

gemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſodaß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Bretern eine bedeutende Wirkung von dem Chor verſprechen kann. — Mein geſtriges Exemplar muß ich dem Herzog ſchicken. Vielleicht kann ich Ihnen doch noch vor Abend ein anderes Exemplar verſchaffen. Alsdann wollen wir, wenn es Ihnen recht iſt, etwa Morgen Mittag zuſammenkommen und darüber conferiren; denn ich wünſchte das Stück, wenn es die Bühne betreten ſoll, bald möglichſt zu dieſem Gebrauch einzurichten, um es auch nach Berlin, Hamburg und Leipzig verſenden zu können.“

„Der Chor hat ſich bereits in einen Cajetan, Berengar, Nr.860.
Manfred, Bohemund, Roger und Hippolit, ſowie in zwei S.178.
Boten, in einen Lanzelot und Olivier, verwandelt, (*) ſodaß das Stück jetzt von Perſonen wimmelt.“

„Es iſt geſtern (den 27. Febr.) für eine erſte Leſeprobe Nr.862.
recht ordentlich gegangen. Der Chor wird, wie ich augurire, S.179.
gut geſprochen werden und Effect machen. Ueber einige Dinge, worüber ich Sie bitte gemeinſchaftlich mit mir zu halten und zu wachen, mündlich.“

„Vorſichtshalber bitte ich Sie das Theaterexemplar der Nr.864.
Braut v. M. ſich ausliefern zu laſſen. Ich weiß daß hier S.181.
Jagd darauf gemacht wird, und die Anzeigemacher könnten deſſelben benöthigt ſeyn.“ (**)

(*) Ganz gewiß auf G's. Anrathen, wie dieſer auch in der Glocke, bei ihrer dramatiſchen Aufführung, die langen lyriſchen Monodieen unter mehrere Sprecher vertheilte, daß eine gegliederte amöbäiſche Kette daraus wurde.

(**) Vergl. oben Nr. 562.

S. muß nun, nach ſeiner Art, gleich wieder an ein anderes Stück gehen und ſo lieſt man:

„Ich habe meine alten Papiere über die Malteſer wieder vorgenommen, und es ſteigt eine große Luſt in mir auf, mich gleich an dieſes Thema zu machen. Das Eiſen iſt jetzt warm und läßt ſich ſchmieden." —

Nr. 865. S. 182. Nun iſt auch von Beſetzung und Austheilung der Rollen in der Jungfrau v. O. die Rede, die alſo gegen S's. frühere Intention [Nr. 821, S. 112.] ſie zuerſt in Lauchſtedt auftreten zu laſſen, noch in Weimar aufgeführt werden ſoll und auch wird, wie wir gleich ſehen. Vorher ging von der Braut v. M. eine Probe ſo gut von Statten, daß S. gar nicht zweifelte das Stück könne den 19. März gegeben werden. Es wurde auch wirklich an dieſem Tage zum erſten Mal aufgeführt und am 26. wiederhohlt.

Nun aber erſcheint auch, wovon im ganzen Briefwechſel noch nicht die Rede war, G's. Eugenia, oder: die natürliche Tochter, zuerſt auf der Bühne, den 2. April, und wurde den 16. wiederhohlt.

Am 23. endlich ward die Jungfrau von Orleans zuerſt aufgeführt, am 30. April abermals und den 7. Mai zum dritten Mal, ſodaß alſo beide Dichter das Glück genoſſen mit den Producten ihrer Muſe abwechſelnd aufzutreten, wodurch dieſes Jahr ſich als beſonders merkwürdige Epoche ſowohl für ſie, als das deutſche Drama überhaupt auszeichnet.

Nr. 872. S. 187. Außerdem hatte ſich S. noch durch ein kleines Luſtſpiel, nach dem Franzöſiſchen des Piccard, legitimirt, unter dem Titel Onkel und Neffe, worüber er ſich gegen G., der

ihm am Tage der Aufführung (d. 18. Mai) ſich deſſen zu Nr.872.
erfreuen wünſcht, alſo vernehmen läßt: S.187.

„Mein kleines Luſtſpiel hat das Publikum ſehr beluſtigt Nr.876.
und macht ſich auch wirklich recht hübſch. Es iſt mit vieler S.194.
guten Laune geſpielt worden, ob es gleich nicht zum beſten einſtudirt war, und unſre Schauſpieler, wie Sie wiſſen, gern ſudeln(*), wenn ſie nicht durch den Vers in Reſpect gehalten werden. Da Plan und Gedanken nicht mein gehörten und die Worte extemporirt wurden, ſo habe ich mich um die Vorſtellung ſelbſt keines Verdienſtes zu rühmen. Das zweite Piccardiſche Stück (der Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen) kann hier nicht mehr einſtudirt werden, weil Graff und Becker in dem Niemeyerſchen Stück Viel zu thun haben, das man in Lauchſtedt produciren wird.“ —

Es wurde auch erſt nach Rückkehr der Geſellſchaft in Weimar den 12. Octbr. gegeben und den 26. wiederholt.

Schiller ging dieſen Sommer auf einige Wochen nach Nr.881.
Lauchſtedt, wohin ihn ſchon vorm Jahre Schauſpieler und S.201.f.
academiſches Publikum von Halle gewünſcht und gehofft hatten. Von ſeinem Aufenthalt giebt er G'n. einige Nachricht und darunter auch von der Aufführung ſeiner Eugenie. „Die natürliche Tochter hat vielen Beifall gefunden, beſonders die letzte Hälfte, wie dieß auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen bei dieſer Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen.“ —

Dieſe Erwähnung iſt etwas flau, und allerdings be-

(*) d. h. in dem beliebten und belobten Converſationston ſprechen, Sylben verſchlucken und Worte und Namen, worauf Alles ankommt, überhuien.

deutender, die merita causae auseinanderſetzend, iſt was S. darüber an Humboldt ſchreibt.

Nr.880. S.198. Während deſſen hatte G. ſich nach Jena begeben „wegen des Drucks von dem verſchiedenen Zeug, das er in die Welt ſende," um die noch brauchbaren drei Monate zu nutzen und das von außen Geforderte nothdürftig zu leiſten.

Nr.880. S.199. „Auch das altdeutſche wiedererſtandene Drama (er meint Götz v. B.) bilde ſich mit einiger Bequemlichkeit um. Er wußte nicht zu ſagen ob ſich's organiſirt oder kryſtalliſirt: welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verſchiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufe." —

Während G. ſich mit ſeinem Götz beſchäftigte, der aber erſt im folgenden Jahre fertig ward und zur Aufführung kam, bewegte ſich S. „um den Waldſtetterſee herum." Die Conception des Tell war alſo in der Zwiſchenzeit vor ſich gegangen, nicht ohne lange vorhergepflogene Verhandlung mit G., deſſen Relationen S. bereits oben [Nr. 372.] begierig gelauſcht hatte, und der von ſeinem epiſchen Tell bereits vier Geſänge näher motivirt S'n. anzeigte [Nr. 472, S. 230].

Inzwiſchen war auch der kühne Verſuch den Julius Caeſar von Shakspeare auf die Bühne zu bringen im Werke, der umſomehr von G's. Muth und Geſchicklichkeit Zeugniß ablegt, als zu der Aufführung noch drei unlängſt angenommene theatraliſche Recruten erſt zugeſtutzt werden mußten.

Nr.886. S.208. S. wünſcht G'n. guten Succeß, der auch erfolgte, ſodaß
Nr.887. S.209. nach der erſten Probe S. geſtehen mochte: „er nehme einen großen Eindruck mit, und über acht Tage bei der zweiten Probe werde er G'n. Etwas darüber ſagen können." —

„Es iſt keine Frage daß der Julius Caeſar alle Eigenſchaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Intereſſe der Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenſchaft, und ſinnliches Leben vis à vis des Publikums; und der Kunſt gegenüber hat er Alles was man wünſcht und braucht. Alle Mühe die man alſo noch daran wendet, iſt ein reiner Gewinn, und die wachſende Vollkommenheit bei der Vorſtellung dieſes Stücks muß zugleich die Fortſchritte unſers Theaters zu bezeichnen dienen.“ — „Für meinen Tell iſt mir das Stück von unſchätzbarem Werth, mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich geſtern in die thätigſte Stimmung verſetzt.“ —

Die Hauptprobe war den 30. Septbr. und G. freute Nr. 895. ſich ſehr über das am meiſten durch Schiller's Theilnahme S. 217. Geleiſtete. Bei der nächſten Vorſtellung ſchon hoffte er die Erſcheinung zu ſteigern: es ſey ein großer Schritt, den ſie gleich zu Anfang des Winters thun. „Ich will gern geſtehen, daß ich es auch in dem Sinn unternahm Ihre wichtige Arbeit (den Tell) zu fördern; für mein Vornehmen (den Götz) hab' ich auch ſchon Vortheil daraus gezogen.“ —

So wurde denn das Stück Sonnabend den 8. Octbr. zum erſten Mal aufgeführt. Die Leiſtung war groß und jene drei Tironen, Wolff, Grüner und Grimmer, übertrafen alle Erwartung.

Der Reſt des Jahres gab Goethen noch viel anderweitige, mit der Poeſie Nichts gemeinhabende Beſchäftigung, ja Plackerei, wozu noch die deprimirenden Einflüſſe der kurzen Tage ſich ſteigernd geſellten. Dahin gehörte die Rehabilitirung der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, da die bis-

herige nach Halle zu verpflanzen auswärtige Freunde mit einheimiſchen Feinden ſich angelegen ſeyn ließen; wiewohl ſie nur den meiſt leeren Bauer ſtatt der Vögel zuſammt mit hinüberbekamen. Die Ausfertigung verſchiedener Promemoria zu Anwerbung neuer Mitarbeiter, mehrſeitige Correſpondenz, Abfaſſung eines Programms über die Weimariſche Kunſtausſtellung und Polygnot's Gemälde als Preisaufgabe, und zu dem Allen, am Schluß der vollgeſchriebenen Qualentafel, der Beſuch eines der lebhafteſten unruhigſten weiblichen Schöngeiſter, der Frau von Staël, die ſelbſt in geſunden und unbeſetzten Tagen ihm allein ſchon zu ſchaffen machen konnte, während S. ſich wenigſtens dieſer Störung einigermaßen erwehren, und ſeine beſten Stunden der Vollendung ſeines Tell widmen mochte.

Wie Goethen zu Muthe war, als er aus ſeinem Jenaiſchen, wenn ihm auch nicht erfreulichen, doch für Andere nützlichen Geſchäfte herausgeriſſen werden ſollte, um in den Strudel der Societät und den Schwall der Converſation unterzutauchen, erſieht man aus ſeinem confidenziellen Schreiben an Schiller [Nr. 900]. „Glück zu allem was Ihre Einſamkeit hervorbringt, nach eigenem Wünſchen und Wollen! — ruft er ſeinem Freunde zu. — Ich rudre in fremdem Element herum, ja ich möchte ſagen, daß ich nur darin patſche, mit Verluſt nach Außen, und ohne die mindeſte Befriedigung von Innen oder nach Innen. Da wir denn aber, ſetzt er mit ſeiner reſignirenden Ironie hinzu, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzuſtellen haben; ſo mag denn das auch für ein Leben gelten. Tauſend Lebewohl im himmliſchen Sinne!“ —

Diesmal keine gewöhnliche Schlußformel, ſondern einer von den Schmerzenslauten, die der Dichter ausſtößt, wo ein anderer Menſch in ſeiner Qual verſtummt.

Er ſträubte ſich nun ſo lange wie möglich; mußte aber doch dem Willen des Herzogs, und ſelbſt dem Zureden ſeines Freundes, der ihm jenes Schreckbild in der Nähe zu betrachten anrieth, um einer gewiſſen Spannung loszuwerden, und deshalb eine Characteriſtik von ihr entwarf, unwillig-willige Folge leiſten. G. hat jenes Schreiben, als auf einmal über das wechſelſeitig aus ihrer Gegenwart ſich entwickelnde Verhältniß aufklärend, aus dem Briefwechſel in ſeine Tags- und Jahreshefte herübergenommen [Bd. XXXI, S. 164].

1 8 0 4.

So war denn G. den 24. December von Jena herübergekommen, mit einem ſtarken Katarrh, den er ſich durch den Winteraufenthalt im Jenaiſchen Schloſſe (ungewarnt durch jenen gefährlichen im Jahre 1801) zugezogen hatte, mußte einige Tage im Bette, dann Wochenlang im Zimmer aushalten, und ſo konnte die Unterhaltung mit der Dame, vorerſt nur durch Billette, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in dem kleinſten Zirkel ſtattfinden.

Von ihrem Weſen, ihrer Art zu ſeyn, zu leben und zu denken, von dem Inhalt ihrer Unterredungen giebt er Nachricht in ſeinen Tags- und Jahresheften [XXXI, 170 ff.]. Sie hatte es gleich anfangs dadurch bei ihm verdorben, daß ſie mit größter Naivetät ihm verſicherte [Nr. 907.]: Sie werde ſeine Worte, wenn ſie ſolcher habhaft werden könne, ſämmtlich drucken laſſen. Wie dieß auf ihn wirken mußte, bei ſeiner bekannten Discretion, wäre ſchon aus dem erſten Bande Seite 39. erſichtlich; nun ſagt er ſelbſt noch [XXXI, 175.], daß durch dieſe und andere Aeußerungen der böſe Genius in ihm aufgeregt worden, und er nicht anders als widerſprechend, dialectiſch und problematiſch alles Vorkommende behandelt und ſie durch hartnäckige Gegenſätze oft zur Verzweiflung gebracht habe.

So erinnere ich mich noch jetzt eines Tages, wo die Dame bei G. zum Beſuch war, in einem Zimmer das gerade unter dem meinigen lag, Beide in überlautem und heftigem, faſt leidenſchaftlichem Geſpräch begriffen gehört zu haben, wobei beſonders ſie ſo kreiſchend ſchrie und tobte, daß ich fürchtete ſie würde, nach oben die dünne Decke durchbrechend, gleich einer zornigen Fee, zum Dache hinaus in die Lüfte fahren. G. verſicherte mir auch nachher, daß er ſie durch ſeine Argumente ſo ins Enge getrieben, daß es beinah dieſen Anſchein gehabt hätte. Doch fehlten auch heitre und gemüthliche Scenen nicht, wie die, welche G. ſo anmuthig erzählt, Bd. XXXI, S. 175., obſchon er das eigentliche academiſche Kunſtwort nicht ausſpricht, ſondern umſchreibt.

Ungeachtet dieſer Störungen von außen, denen beide Dichter ausgeſetzt waren, iſt S. doch ſo glücklich von ſeiner
Arbeit am Tell Goethen den erſten Act vorlegen zu können, Nr.911.
den dieſer mit der Belobung empfängt: „Das iſt denn Nr.912.
freilich kein erſter Act, ſondern ein ganzes Stück, und zwar ein vortreffliches! wozu ich von Herzen Glück wünſche und bald mehr zu ſehen hoffe. Meinem erſten Anblick nach iſt Alles ſo recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewiſſe Effecte berechnet ſind, hauptſächlich an. Zwei Stellen nur habe ich eingebogen, bei der einen wünſchte ich noch einen Vers, weil die Wendung gar zu ſchnell iſt; (*) bei der andern bemerke ich ſoviel: der

---

(*) Wahrſcheinlich die Stelle, wo der Apfelſchuß gefordert wird, und weit und breit kein Apfel zu ſehen und zu hören iſt. Da pflanzte G. einen Apfelbaum in die Nähe, um Aug' und Sinn des Landvogts ſich an jenes Schützenkunſtſtück erinnern zu laſſen, und den Zuſchauern die Beſorgniß wo ſo geſchwind ein Apfel herkommen könne, zu erſparen. — G. mußte

Schweizer fühlt nicht das Heimweh weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört: denn er wird, ſoviel ich weiß, ſonſt nirgends geblaſen; ſondern eben weil er ihn nicht hört, weil ſeinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben. — Fahren Sie fort, uns durch Ihre ſchöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensintereſſe zu verſchaffen; halten Sie ſich auch wacker im Hades der Societät, und flechten Sie Schilf und Rohr nur fein zum derben Stricke, damit es doch auch etwas zu kauen gebe!" (*) —

Nr.913. „An Ihrer Expoſition — fährt er fort — habe ich mich recht gelabt und indeſſen davon gezehrt. Es iſt recht gut, daß Sie den Widerſpruch gegen die zudringliche Nachbarin durch eine ſolche gleichzeitige That äußern, ſonſt müßte der Zuſtand auch ganz unerträglich ſeyn. Da ich jetzt krank und grämlich bin, ſo kommt es mir faſt unmöglich vor, jemals wieder ſolche Discurſe zu führen. Man begeht doch eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, wenn man ihr auch nur im mindeſten nach dem Maule redet. Wäre ſie bei Jean Paul in die Schule gegangen, ſo hielte ſie ſich nicht ſo lange in Weimar auf; ſie mag's auf ihre Gefahr nur noch drei Wochen probiren." — Auf S's. Erbieten

---

Alles motiviren, und es hätte — wie er einmal zu mir ſagte — in einem ſeiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückchen Kreide oder dergl. Rede und Forderung ſeyn können, ohne daß er es nicht ſchon früher, unvermerkt und als hätte es Nichts auf ſich, beigebracht oder angemeldet haben würde. — Das iſt nun freilich nicht nach der neueſten Aeſthetik, aber man wird es als Rococo müſſen gelten laſſen.

(*) Anſpielung auf Polygnot's Gemälde, den Hades (Unterwelt) vorſtellend, worin unter andern „ein Mann, mit dem bedeutungsvollen Namen Oknos bezeichnet, einen Strick aus Schilf flicht; dabei ſteht eine Eſelin, die das Geflochtene ſogleich aufzehrt." S. Bd. XLIV, S. 106.

ihm das Rütli zu ſchicken, erwiedert er ſogleich: „Das Rütli wird mir große Freude machen. Ich verlange ſehr, das was einzeln ſo gut eingeführt iſt, nun im Ganzen beiſammen zu ſehen.“ — Nach Leſung deſſelben ſchreibt er:

„Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Nr.915.
Preiſes werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu conſtituiren, iſt fürtrefflich, ſowohl der Würde wegen, als der Breite die es gewährt. Ich verlange ſehr das Uebrige zu ſehen. Alles Gute zur Vollendung!“ —

S. war dem Ziel ſeiner Arbeit nahe und mußte ſich vor allem, was ihm die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern konnte, ſorgfältig hüten, beſonders aber vor allen franzöſiſchen Freunden. Er konnte deshalb G's. Einladung auf einen Abend, wo Frau von Staël und Herr von Conſtant bei ihm ſeyn würden, nicht annehmen, und bat G. ihn mit der evangeliſch-chriſtlichen Liebe, die er ihm in ähnlichen Fällen gleichermaßen bereit halten wollte, zu entſchuldigen.

Eben als G. im Begriff ſtand ſich nach S. und ſeiner Arbeit zu erkundigen, da es ihm allzuläſtig wurde, Nichts von ihm zu ſehen und zu hören, kam das Stück an mit folgendem Billet:

„Hier überſende mein Werk, für das ich unter gegen- Nr.926.
wärtigen Umſtänden nichts weiter zu thun weiß. Wenn Sie es durchleſen haben, bitte ich es zurückzuſenden, weil der Rollenſchreiber darauf wartet. — Soll es gegen Oſtern gegeben werden, ſo müßten wir ſuchen es acht Tage vorher zu Stande zu bringen, um noch von Zimmermann's Gegenwart und, in Rückſicht auf die Caſſe, von dem actuel-

len Zuſtand in Jena zu profitiren, der ſich nach Oſtern verändern kann.“ —

Von den mannigfaltigen Beſorgungen und auch vom Wetter ſehr angegriffen, mußte ſich S. noch einige Tage zu Hauſe halten; auch war ihm, nach der Abreiſe „ihrer Freundin,“ nicht anders zu Muthe, als hätte er eine große Krankheit ausgeſtanden. Es war ihm daher recht zum Troſt, daß G., obgleich ſelbſt noch nicht völlig hergeſtellt, ſich des Tell annehmen wollte.

„Der Anblick des Stücks und der Rollenvertheilung hat mich ſehr vergnügt, erwiedert G. Ich ſollte denken man müßte die Vorſtellung vor Oſtern zu Stande bringen, obgleich nur knapp; doch davon, ſobald ich geleſen habe. Jetzt nur recht herzlich Dank;“ und bald darauf: „Das Werk iſt vortrefflich gerathen und hat mir einen ſchönen Abend verſchafft.“ —

Einige Bedenklichkeiten wegen der Aufführung vor Oſtern waren beſeitigt: denn der Tell kam wirklich vor Oſtern, eine ganze Woche vor der Charwoche, wo das Theater geſchloſſen wird, und zwar den 17. März zum erſten, den 19. zum zweiten und den 24. zum dritten Mal auf die Bühne. (*)

Während ſo S. an der Vollendung ſeines Tell arbeitete, hatte G. den alten Götz, von dem er oben ſchon bemerkte, daß er mit einiger Bequemlichkeit ſich umbilde, wieder vorgenommen, um ihn, wie er an Z. [Nr. 39.] ſchreibt,

(*) „Was unſer Schauſpiel zu leiſten vermag, hat ſich beim Tell gezeigt, der recht gehörig gegeben worden“ — ſchreibt G. an Zelter Nr. 41 = 28. März.

„zu einem Biſſen zuſammenzukneten, den das deutſche Publikum allenfalls auf einmal hinunterſchlucke.“ Er fand aber: „es ſey eine böſe Operation, wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauſes, mit kleinen Theilen anfange und am Ende das Ganze mit ſchweren Koſten umgekehrt habe, ohne deshalb ein neues Gebäude zu haben.“ (*) —

Er fuhr auch im Sommer daran fort und hoffte ein reines Manuſcript und die ausgeſchriebenen Rollen zu haben, ebe die Schauſpieler von Lauchſtedt wieder zurückkämen. Dann wollte er es außer ihm ſehen (**) und das Weitere überlegen. Wenn es mit der Länge nur einigermaßen gehe, ſo habe er wegen des Uebrigen keine Sorge.

Schiller freute ſich, daß G. ſo weit ſey und man alſo dieſer theatraliſchen Feſtlichkeit mit Gewißheit entgegenſehe.

G. meldet dieß auch Zeltern: „Von meinem Götz hoff' ich in vier Wochen Leſeprobe zu halten. Daß es damit ſoweit kommt, bin ich Ihnen ganz allein ſchuldig. Ich begriff nicht, warum ich ſeit einem Jahre in dieſer Arbeit penelopeïſch verfuhr und was ich gewoben hatte immer wieder aufdröſelte. Da las ich in Ihrem Aufſatz, was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht

---

(*) Eine Bemerkung, die er ſchon in ſeiner Kindheit bei dem Umbau ſeines väterlichen Hauſes gewinnen mochte, und ſpäter beim Schloßbau wiederholen.

(**) „Ich verlange ſehr dieſen umgearbeiteten Götz außer mir zu ſehen. Ich wäre ſchon lange damit fertig, wenn mich nicht ſeine Länge incommodirt hätte: denn indem ich das Stück theatraliſcher machen wollte, ſo wurde es eher länger als kürzer; das Zerſtreute wurde zwar geſammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden ſpielen. Außer der Expoſition der erſten anderthalb Acte, welche faſt ganz geblieben ſind, iſt das Stück durchaus decomponirt und recomponirt.“ [Br. an Z. Nr. 48, d. 8. Auguſt.]

auf, und ich ſah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geſchäft behandelt hatte, das ebenauch ſo mit andern weggethan ſeyn ſollte, und deswegen war es auch geſchehen, wie es gethan war und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerkſamkeit und Neigung mit mehr Sammlung auf dieſen Gegenſtand, und ſo wird das Werk, ich will nicht ſagen gut, aber doch fertig."

Es wurde nun auch in dieſer neuen Geſtalt gegeben (d. 22. Sept.) wie G. an Zelter [Nr. 52.] ebenfalls berichtet. „Der Götz iſt geſpielt, ich ſende hier den bunten Zettel. Herr L. übernimmt, Ihnen von dem Stück und der Aufführung zu erzählen. Ich würde es ſelbſt gut heißen, wenn es nicht übermäßig lang wäre. Das nächſte Mal laß ich es theilweiſe ſpielen. (*) Dann wird ſich zeigen, welche einzelne Partien das Publikum am liebſten miſſen will, die mögen dann herausbleiben." —

Späterhin ſpricht G. Veranlaſſung, Abſicht und Erfolg zuſammen in einem Selbſturtheil aus, das wohl die zufrieden ſtellen wird, die an dieſer allerdings mißlichen Umarbeitung keinen ſonderlichen Gefallen finden. (**)

„Der Verabredung mit Schiller gemäß, ein Repertorium unſeres deutſchen Theaters nachundnach zu bilden, verſuchte ich mich an Götz von Berlichingen, — da Schiller dieſe neue Bearbeitung nicht ſelbſt übernehmen wollte, obgleich mit Rath und That beiſtehend [XLV, 31.], jedoch ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück

(*) D. 29. Sept. den erſten Theil, den 13. Octbr. den andern.

(**) Sind doch im Grunde alle dieſe von S., ja von G. ſelbſt vorgenommenen Orthopädien ſeiner Stücke meiſt Verſchlimmbeſſerungen, und „der Fehler nahm ſich beſſer aus als die Tugend."

blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende hiſtoriſche Gang hinderte durchaus ein ſtationäres Intereſſe der Scene, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indeſſen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverluſt und ſonſtige Unbilden.“ [XXXI, 188.] Von der neuen Geſtalt des Stücks und der Art wie er dabei verfahren, giebt er Rechenſchaft Bd. XLV, S. 31—36.

Den 19. Juli war Schiller nach Jena gereiſt; es traf ihn aber daſelbſt ein harter Unfall, der leicht lebensgefährlich hätte werden können.

G., der davon erſt ſpät erfuhr, hatte darüber gemurrt und ſich geärgert, wie ſeine Schmerzen gewöhnlich ſich ausließen. Nun freut er ſich herzlich daß es ſeit dem 3. Auguſt beſſer geht und räth nur „bei der unerträglichen Hitze, die S'n. nicht zu Kräften kommen ließ,“ ſich ruhig zu halten.

Nach einiger Zeit fragt G. bei S. an: „wie die Geſchäfte gehen und ſtehen.“ Ohne Zweifel meint er damit das kleine aber herrliche Vorſpiel: Die Huldigung der Künſte, gedichtet zum feierlichen Empfang der am 9. November in Weimar allerſehnt und allbeglückend einziehenden, unlängſt in Petersburg mit dem Erbprinzen von Weimar vermählten Großfürſtin von Rußland Maria Pawlowna. Es wurde aufgeführt den 12. November.

Gegen Ende des Jahrs war G'n. durch S. ein Antrag Nr. 947. zugekommen zur Ueberſetzung des Diderot'ſchen Dialogs Rameau's Neffe. Die Hälfte derſelben glaubte G. in der Mitte des Januars 1805, die andre Hälfte zu Ende des Monats abzuliefern. Mit den Anmerkungen ſehe es ſchon etwas weitſchichtiger aus. „Anfangs — ſo bemerkt er höchſt

treffend, und gewiß mit Zuſtimmung aller die ſich je in auf= trägliche literariſche Unternehmungen eingelaſſen, — anfangs geht man ins Waſſer und glaubt man wolle wohl durch= waten, bis es immer tiefer wird, und man ſich zum Schwim= men genöthigt ſieht."

„Wann alſo dieſe Zugabe fertig werden könne, da er auch vor Oſtern noch die Schilderung Winkelmann's liefern müſſe, ſey ſchwerer zu berechnen."

1 8 0 5.

Wenn das vergangene Jahr mit traurigen Adſpecten drohte, indem zu Anfange Alles krank war, und Weimar, nach G's. Ausdruck, ein allgemeines Lazareth; wenn Schiller auch in der Mitte deſſelben einen harten Anfall zu beſtehen hatte, deſſen Wirkungen und Folgen erſt bei einer ſpätern Wiederholung gefährlich werden ſollten: ſo beginnt das neue abermals mit dem Unwohlſeyn beider Dichter, beide müſſen Haus und Zimmer hüten.

G's. Zuhauſebleiben iſt kein freiwilliges und S. iſt Nr.949.
noch am beſten dran, der durch die Noth gezwungen ſich mit dem Krankſeyn nachundnach hat „vertragen" lernen. Er war froh daß er den Entſchluß gefaßt und ausgeführt, ſich mit einer Ueberſetzung zu beſchäftigen, der Phädra von Racine: ſo ſey doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens Etwas entſprungen, und er habe indeſſen doch gelebt und gehandelt.

G. ihm Glück wünſchend zu dem guten Gebrauch der Nr.950.
gefährlichen Zeit, hat drei Acte mit vielem Antheil geleſen. „Das Stück exponire ſich kurz und gut, und die gehetzte Leidenſchaft gebe ihm Leben. Er habe die beſte Hoffnung da-

von. Dazu komme, daß einige Hauptſtellen, ſobald man die Motive zugiebt, von vortrefflicher Wirkung ſeyn müſſen. In dieſen ſey auch die Diction vorzüglich gut gerathen. Uebrigens hatte er angefangen, hier und da einige Veränderungen einzuſchieben; die beziehen ſich aber nur auf den mehrmals vorkommenden Fall, daß ein Hiatus entſteht, oder zwei kurze unbedeutende Sylben ſtatt eines Jambus ſtehen. Beide Fälle machen den ohnehin kurzen Vers noch kürzer, und er habe bei der Vorſtellung gemerkt, daß der Schauſpieler bei ſolchen Stellen, beſonders wo ſie pathetiſch ſind, gleichſam zuſammenknickt und aus der Faſſung kommt. Es werde wenig Mühe koſten ſolchen Stellen nachzuhelfen.“ — Auch der Herzog hatte Aehnliches bemerkt und einige treffliche Verbeſſerungsvorſchläge gethan.

Nr.957. Die Phädra, deren Aufführung ſich G. annahm, war zweimal gegeben worden, den 30. Jan. und 16. Febr., als S. wiederum einen neuen Krankheitsanfall erlitt, der leider in die traurigſten Nachwehen ausſchlagen ſollte. „Die
Nr.959. zwei harten Stöße — klagt er — die ich nun in einem Zeitraum von ſieben Monaten auszuſtehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ich werde Mühe haben mich zu erhohlen. Mein jetziger Anfall ſcheint zwar nur die allgemeine epidemiſche Urſache zu haben, aber das Fieber war ſo ſtark und hat mich in einem ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir ebenſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtünde, und beſonders habe ich Mühe eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt.“

Während ſeiner Reconvaleſcenz ſchickt ihm G. den An- Nr.961.
fang der neuen Literaturzeitung, und darin ſeine äſthe-
tiſchen Recenſionen über Voß, Hebel, Grübel, ſammt
ſeinen Aufſätzen über Winkelmann. S. lieſt ſie mit wah-
rem Vergnügen, und ſeine Billigung macht G'n. große Nr.962.
Freude.

„Die Winkelmann'ſchen Briefe kommen ihm eben Nr.962.
recht, um ſeine Reconvaleſcenz zu befördern. Es gehe noch
immer zum Beſſern und er denke nächſtens die Luft zu ver-
ſuchen. G. ſolle fortfahren ſich immer mehr zu erheitern
und zu ſtärken. Wenn ſich der Wind lege, wage er ſich viel-
leicht Morgen (27. Febr.) heraus und beſuche ihn." —

S. hat ſich endlich mit ganzem Ernſt an ſeine Arbeit, Nr.964.
d. h. ſeinen Demetrius, angeklammert, und denkt nun
nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. „Es hat ſchwer
gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchen-
fällen, wieder Poſto zu faſſen und er mußte ſich Gewalt
anthun. Jetzt aber ſey er im Zuge! — Der kalte Nordoſt-
wind werde auch G'n. wie ihm die Erholung erſchweren;
doch habe er ſich diesmal noch leidlicher befunden als ſonſt
bei gleichem Barometerſtand mit ihm der Fall ſey."

G. wünſcht ihm Glück zur Arbeit und freut ſich, bald Nr.966.
etwas davon zu ſehen; ſeine drei Skizzen zu einer Schilde- 20.April.
rung Winkelmann's ſind geſtern (19. April) abgegangen.
„Ich weiß nicht — ſagt er — welcher Maler oder Di-
lettant unter ein Gemälde ſchrieb: in doloribus pinxi; dieſe
Unterſchrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl
paſſen. Ich wünſche nur daß der Leſer Nichts davon empfin-
den möge, wie man an den Späßen des Scarron die

Gichtſchmerzen nicht ſpürte. — Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freilich in das weite und breite Feld der Muſik. Ich will ſehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen, und ſodann ſobald als möglich aus dieſem Reiche, das mir doch ſo ziemlich fremd iſt, wieder herauszukommen."

Nr.968. G. ſendet endlich den Reſt des Manuſcripts zu Rameau und bittet S'n. es noch einmal anzuſehen und dann an Göſchen zu ſchicken.

„Wäre nicht Alles — ſetzt er ſehr wahr und tief aus dem Leben gegriffen hinzu — was man thut und treibt, am Ende extemporiſirt; ſo würde ich bei den ſehr extemporiſirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Troſt iſt dabei, daß ich ſagen kann: sine me ibis Liber! denn ich möchte nicht gern überall gegenwärtig ſeyn, wohin es gelangen wird."

Nr.971. 24.April. S. findet: „die Anmerkungen leſen ſich vortrefflich, auch unabhängig vom Texte, auf den ſie übrigens ein ſehr helles Licht verbreiten. Was über franzöſiſchen Geſchmack, über Autoren und Publikum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unſer Deutſchland geſagt werde, ſey ebenſo glücklich und treffend, als die Artikel von Muſik und Muſikern, von Palliſot und Andern, für das commentirte Werk paſſend und unterrichtend ſind. Er habe Weniges zu bemerken gefunden und auch dieſes nur in Beziehung auf den Ausdruck, eine einzige kleine Stelle im Artikel Geſchmack ausgenommen. Da ihm die Anmerkungen ſo gut als fertig ſcheinen, ſo könnten ſie gleich mit morgendem Poſttag abgehen. Funf-

zehn Artikel darin intereſſirten für ſich ſelbſt und ſchon die Hälfte derſelben würde die Anmerkungen gerechtfertigt haben. Der Brief ſchließt mit:

„Leben Sie recht wohl und immer beſſer!" —

Leider ſollte dieſes Lebewohl das letzte ſchriftliche ſeyn. G. und S. ſahen ſich nur noch einmal. Bei einem erſten Ausgang G's. im Anfang des Mai's, fand ihn G. im Begriff ins Schauſpiel zu gehen, wovon er ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte G'n. ihn zu begleiten, und ſo ſchieden ſie vor ſeiner Hausthüre und ſahen ſich niemals wieder. S's. Geiſt war am 9. Mai der Erde entrückt, und Niemand getraute ſich G'n. die Trauerkunde zu bringen, um den zeither körperlich angegriffenen, der Geneſung nur entgegenſchwankenden nicht in ſchlimmere Rückfälle zu ſtürzen.(*) Als ſie unausbleiblich ihm doch werden mußte, geſchwahnt oder zufällig, erfuhr man nur daß G. mit ſeinem Schmerz ſich eingeſchloſſen, Niemanden vor ſich ließ. Zeugen deſſelben waren keine.

Was G. an S. verlor, weiß nur Er zu ſagen. „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeyns."(**) In der geiſtigen Ehe, in der ſie mit einander lebten, war mit dem Scheiden des einen Theils auch der andere vom Leben, von deſſen Vollgenuß und Thatkräftigkeit geſchieden, und dieſe

(*) Vergl. G's. Werke Bd. XXXI, S. 192.
(**) Br. an Z. Nr. 63.

plötzlich entſtandene Kluft konnte nie wieder auf eine homogene Weiſe ausgefüllt werden. Welchen Schmerz G. bei dieſem Verluſt empfand, welchen Troſt, um ihn übertragen zu können, er anſtrebte, wie er von Verzweiflung zum Enthuſiasmus aufgeregt, das angefangene Werk ſeines Freundes in ſeinem Sinne fortzuſetzen und abzuſchließen, ihm die würdigſte Todtenfeier zu bereiten und ihrem Zuſammenſeyn das erfreulichſte Monument zu ſtiften gedachte; wie dieſer Wunſch noch im Epilog als letzter Ton der Glocke aus- und nachhallt, den das Lied von ihr anſchlägt — das Alles höre man ihn ſelber mit dem wahrhaften Ausdruck einer eigens und tief empfundenen Trauer für alle Folgezeit ausſprechen. Es wäre vermeſſen ſich in ſeine Empfindungen eindrängen und ſie interpretiren oder gar paraphraſiren zu wollen. Genug, die Abſicht des gegenwärtigen Berichterſtatters konnte nur ſeyn: einmal von Goethe's innerm intellectuellen und mentalen Leben in einer gewiſſen Periode, den Schleier den die Zeit entſtellend darüber geworfen, beſcheiden zu lüften und wenn auch nicht daſſelbe im ganzen Umfange ſeiner Herrlichkeit zu enthüllen, doch dieſe in weiterer Beziehung ahnden und errathen zu laſſen; ſodann aber das für ſeine äſthetiſche und literariſche Wirkſamkeit wichtigſte Verhältniß in dem Zuſammenleben mit Schiller, aus dem falſchen Lichte, ja vielmehr aus dem Schatten zu rücken, in welchen es Parteigeiſt und Anmaßung zu ſtellen und zu erhalten zur patriotiſchen Angelegenheit machen.

Aus dem mit gewiſſenhafter Treue, bei möglicher Kürze, gelieferten Auszug ihrer gegenſeitigen Correſpondenz, die von Wenigen gekannt, von noch Wenigern geleſen, von den Wenigſten nachgeſchlagen ſeyn und werden möchte, — gewiß

nicht von der jetzt wortführenden Generation — dürfte nun wohl von ſelbſt für alle Zeit hervorgehn, Wer unter beiden Geiſtern von dem andern am weſentlichſten und dauerndſten im Leben und im Tode gefördert worden; und ſomit die Aufgabe, die der Verfaſſer ſich ſtellte, wennnicht völlig gelöſt, doch zu endlicher Löſung vorbereitet ſeyn.

Nachwort.

Nachdem wir G's. Bildungsgang bis zu einem Hauptabſchnitte ſeines Lebens nicht nur, ſondern auch bis zu einer Hauptepoche der Weltgeſchichte, einem Wendepuncte derſelben, [1806,] verfolgt haben, und zwar in und mit actenmäßiger Darlegung ſeiner Correſpondenzen, dem weſentlichen Inhalt nach, iſt es wohl nöthig, ehe wir zu einem andern Abſchnitt übergehen, zu Rechtfertigung dieſes Verfahrens, G's. eigene Anſicht über briefliche Denkmäler ſo überhaupt wie insbeſondere über die gegenwärtige Correſpondenz mitzutheilen; woraus denn erhellen dürfte, daß es jedenfalls räthlicher und auch redlicher war, die Worte der Correſpondenten zu geben, als ſie durch modernes Räſonnement aufgelöſt und mit modiſcher Critik verſetzt in ſubjectiv gezogene Reſultate zu verwandeln. Es iſt wenigſtens artiger die Zeit ſelbſt reden und ſich ausſprechen zu laſſen, als ihr ins Wort fallend ſie corrigiren und rectificiren zu wollen. Möge die nächſte Folgezeit auch die gegenwärtig wortführende ebenſo human behandeln, damit auch ihr Wollen und Beſtreben, gleichviel ob zulänglich oder unzulänglich, billige Anerkennung finde.

„Briefe — ſagt G. — gehören unter die wichtigſten Denkmäler die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch: denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich vom Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daſeyns, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“ —

„Was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt: uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation, noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart, wir laſſen auf uns einwirken wie von Perſon zu Perſon.“

„Wenn nun aber dieſes für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am meiſten ein für allemal demjenigen der ſolche Zeit miterlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückverſetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft wieder hinſtellen könnte.“

„Meine Correſpondenz mit Schiller wird eine große Gabe ſeyn, die den Deutſchen, ja ich darf wohl ſagen den Menſchen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die ſich immer wechſelſeitig ſteigern, indem ſie ſich augenblicklich

expectoriren. Mir iſt es dabei wunderlich zu Muthe: denn ich erfahre was ich einmal war.“

„Doch iſt eigentlich das Lehrreichſte der Zuſtand in welchem zwei Menſchen, die ihre Zwecke gleichſam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zerſplittern, ſodaß doch im Grunde Nichts der Kräfte, der Anlagen, der Abſichten völlig Werthes herauskommt. Höchſt erbaulich wird es ſeyn: denn jeder tüchtige Kerl wird ſich daran zu tröſten haben.“

„Trauriger Weiſe verliert ſich dieſe bedeutende freundſchaftliche Unterhaltung zuletzt wie der Rhein, und doch mußte auch dieſes mitgetheilt und dargeſtellt werden.“

„Sie endigt 1805 und wenn man denkt, daß 1806 die Invaſion der Franzoſen eintrat, ſo ſieht man beim erſten Anblick, daß ſie eine Epoche abſchließt von der uns kaum eine Erinnerung übrig bleibt.“

„Jene Weiſe ſich zu bilden, die ſich aus der langen Friedensepoche des Nordens entwickelte, und immerfort ſteigerte, ward gewaltſam unterbrochen, Alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt ſich anders zu bilden; da es denn auch in einer tumultariſchen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Deſto reiner ſteht jenes Zeugniß einer Epoche, die vorüber iſt, nicht wiederkommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutſchland allein mächtig lebendigen Einfluß ausübt.“ —

„Eigentlich für ſo alte Käuze, wie du biſt, — ſchreibt er an Zeltern — habe ich die Correſpondenz ſchon gegenwärtig drucken laſſen; die Jetzt- und Folgewelt mag ſie hin-

nehmen, wie ſie kann;(*) für ſie bleibt dies Weſen alles hiſtoriſch, und auch ſo wird es manchen Verſtändigen dienlich und heilſam werden: denen aber, die damals ſchon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollſtändigkeit und Bequemlichkeit, wenn auch ſie das Facit ihres Lebens zu ziehen Luſt haben.“ —

„Man könnte ſagen, ich ſey ſehr naiv, dergleichen drucken zu laſſen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunkt für den eigentlichen, gerade den, wo Sie, mein verehrter Freund, und ſo manche andere vortreffliche Menſchen jung waren und ſtrebten und ſich zu bilden ſuchten, da wo wir Aelteren aufſtrebten und uns auch zu bilden ſuchten und uns mitunter ungeſchickt genug benahmen. Solchen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer ſeyn, daß es beinahe komiſch wird, die Briefe mit der pompöſen Ankündigung der Horen anfangen zu ſehen und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängſtlich um Manuſcript verlegen! Das iſt wirklich luſtig anzuſchauen; und doch, — wäre damals nicht der Trieb und Drang geweſen, den Augenblick aufs Papier zu bringen, ſo ſähe in der deutſchen Literatur Alles anders aus. Schiller's Geiſt mußte ſich manifeſtiren. Ich endigte eben die Lehrjahre und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand den Zuſtand der damaligen deutſchen Literatur, deren Verdienſte ich nicht verkennen will, ſich wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geiſt, ſo wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil ſuchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden

(*) und leider auch thut, wie Gervinus.

bei Göſchen das Möglichſte gethan, z. B. in meinem Taſſo des Herzblutes, vielleicht mehr als billig iſt, transfundirt,(*) und doch meldete mir dieſer wackere Verleger, deſſen Wort ich in Ehren halten muß, daß dieſe Ausgabe keinen ſonderlichen Abgang habe."

„Mit W. Meiſter ging es mir noch ſchlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu ſchlechte Geſellſchaft, die Mädchen zu loſe; hauptſächlich aber hieß es: es ſey kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was außer der Schiller'ſchen Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechſel giebt davon ein merkwürdiges Zeugniß."

„Meyer war ſchon wieder nach Italien gegangen, und meine Abſicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundſchaft zu Schillern, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich zurück oder vielmehr ließ mich freudiger zurückkehren,(**) als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde."

„Hätte es Schillern nicht an Manuſcript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, — ich hätte die Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Balladen und Lieder wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt, die Epigramme wären, wenigſtens damals nicht gedruckt, die Xenien hätten nicht geſummt, die Ele-

(*) Dieſes ſchmeckt aber dem Jungen-Deutſchland nicht, das vielmehr ein anderes ſich liebt, nächſt dem „Blut der edlen Reben."

(**) Vergl. Brief Nr. 351, S. 220.

gien wären im Verborgenen geblieben und im Allgemeinen wie im Beſondern wäre Manches anders geworden. Die ſechs Bändchen Briefe laſſen hiervon gar Vieles durchblicken ꝛc.“ — —

Möchten doch alle dieſe Worte beherziget werden, um auch S’s. Leben und Wirken, das, wie jedes andere, unter äußern und innern Bedingungen ſtand, ſich gefallen zu laſſen, wie es nun einmal iſt, und das ewige deutſche Genörgele, das immer Etwas daran auszuſetzen und zu deſideriren findet, zur Ehre der Nation endlich aufhören.

„Eines Menſchen Leben, was iſt’s? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er’s gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!“

VII. Goethe's Schriften.

Ein Schriftwerk hat ſo gut eine Geſchichte ſeines Entſtehens und allmähligen Werdens, ſeiner Schickſale in Bezug auf Förderung oder Hemmung, auf günſtige oder ungünſtige Aufnahme, ſeiner Wirkungen in Nutzen und Schaden, ſeiner Erhaltung und ſeines Untergangs, wie jedes andere Menſchenwerk, ja wie der Menſch ſelbſt. Dieſe Geſchichte muß man kennen, um bei Beurtheilung eines ſolchen Werkes nicht blos die Kunſtregel und deren Erfüllung im Sinne zu haben, um nicht blos zu beſtimmen, wie es hätte werden ſollen, werden müſſen, ſondern auch zu begreifen, warum es nicht ſo, vielmehr nur anders werden konnte. Ebenſo nöthig iſt es, die Vorſätze eines Dichters zu kennen, ſowie die Bruchſtücke angefangener Werke; um dadurch in die Sphäre ſeiner poetiſchen Anwandlungen geführt zu werden, zu erfahren, womit ſeine Phantaſie und ſein Gemüth ſich am liebſten beſchäftigte, und dabei wahrzunehmen, wie auch wohl ein unvollendet gebliebenes Werk in einer andern Form und Geſtalt ſeiner Idee entſprechender vollkommener zu Stande gebracht worden, wie es gleichſam ſich metamorphoſirt und geſteigert habe.

Die folgende Gallerie Goethe'ſcher Schriften, ſo poetiſcher als proſaiſcher, in alphabetiſcher Ordnung der leichtern Ueberſicht und ſchnellern Auffindung wegen eingerichtet, enthält einige nähere Notizen über Entſtehung, Tendenz und Schickſal, ſoweit ſie zu geben nöthig und mir möglich war: denn wo der Dichter ſie ſelbſt giebt, wird auf die Stellen nur verwieſen, mit allenfalls beiläufiger Bemerkung deſſen, was mir ſonſt noch darüber, durch ihn ſelbſt, bekannt geworden. Des Dichters eigenes Urtheil iſt bedeutender als das der Critiker und Literatoren. Er weiß am Beſten zu ſagen, was er wollte, und iſt unbefangen genug einzuſehen und zu geſtehen, was ihm gelungen und nicht gelungen. Sie aber legen nur immer rückſichtslos ihre theoretiſchen Anforderungen und Vorausſetzungen als Maßſtab an das, was ſeine Begründung in Früherem und Vorhergehendem hat; „da doch Tadelnswerthes wie Lobenswerthes als exiſtirend, als Folge eines Vorhergehenden, als unerläßlich im Gegenwärtigen zu betrachten wäre." Denn eigentlich wäre ein Kunſtproduct weder zu loben noch zu tadeln, weil dieſes ein pathologiſches Intereſſe des Gefallens und Mißfallens ausſpricht, ſondern nur einzuſehen und zu begreifen, als Urſache und Wirkung; welches eine Sache nicht nur des Verſtandes, auch der Vernunft iſt.

---

a) Gallerie Goethe'ſcher Dichtungen.

Achilleïs. Ueber Entſtehung und ruckweiſe Ausführung dieſes epiſchen Gedichts giebt der Briefwechſel mit Schiller zerſtreute Auskunft, ſummariſcher aber folgende Briefe an Knebel:

„Da mein erſter epiſcher Verſuch Hermann und Dorothea, gut aufgenommen worden, ſo iſt es mir eine Art von Pflicht, dieſe Dichtungsart noch näher zu ſtudiren, um mich noch weiter darin zu wagen: denn ich finde ſie ſowohl meinen Jahren als meiner Neigung, (*) ſowie auch den Umſtänden überhaupt am angemeſſenſten; ja vielleicht dürfen wir Deutſche in keiner Dichtart uns ſo nahe an die ächten alten Muſter halten als in dieſer, und es kommen ſoviel Umſtände zuſammen, die ein ſchwer ja faſt unmöglich ſcheinendes Unternehmen begünſtigen. Habe ich in Hermann und Dorothea mich näher an die Odyſſee gehalten, ſo möchte ich mich wohl in einem zweiten Falle der Ilias nähern. Sollte aber ein ſolches Unternehmen zu kühn ſeyn, ſo gewinne ich doch ſchon unglaublich beim bloßen Studio, und eine Ausſicht auf einen künftig practiſchen Gebrauch, wenn ſie auch nur ein frommer Wahn wäre. Begünſtigt doch unglaublich jede theoretiſche Unterſuchung, und ſelbſt die klare Einſicht von Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes gewährt ſchon einen unausſprechlichen Genuß; ja es iſt jetzt gewiſſermaßen einem Jeden, der ſich mit äſthetiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, die höchſte Angelegenheit ſich über dieſe alten Meiſterſtücke, wenigſtens mit ſich ſelbſt, in Einigkeit zu ſetzen, da man von allerlei Seiten ſo manches Sonderbare darüber hören muß rc." —

„Schon lange habe ich Viel über das epiſche Gedicht nachgedacht; ſeit der Streitigkeit über das Alter der homeriſchen Geſänge und der Ausführung von Hermann und Do-

---

(*) Man könnte hinzuſetzen, auch ſeiner beſondern Begabung oder Begabtheit für das Epiſche.

rothea ſind mir dieſe Gegenſtände faſt nie aus den Gedanken gekommen, und ich habe bei mir einen Plan verſucht, wie man die Ilias fortſetzen, oder vielmehr: wie man ein Gedicht, das den Tod des Achilles enthielte, daran ſchließen könnte. Da ich nur denken kann, inſofern ich producire, ſo wird mir ein ſolches kühnes Unterfangen zur angenehmſten Beſchäftigung, und es mag daraus entſtehen was da will, ſo iſt mein Genuß und meine Belehrung im Sichern. Denn wer bei ſeinen Arbeiten nicht ſchon ganz ſeinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erſcheint, der iſt übel dran." (*) —

„Die Achilleïs iſt ein tragiſcher Stoff der aber wegen einer gewiſſen Breite eine epiſche Behandlung nicht verſchmäht. Er iſt durchaus ſentimental und würde ſich in dieſer doppelten Eigenſchaft zu einer modernen Arbeit qualificiren, und eine ganz realiſtiſche Behandlung würde jene beiden innern Eigenſchaften ins Gleichgewicht ſetzen. Ferner enthält der Gegenſtand ein bloß perſönliches oder Privat-Intereſſe, da hingegen die Ilias das Intereſſe der Völker der Welttheile der Erde und des Himmels umſchließt." — —

Dieſe Betrachtungen legt er S'n. ans Herz und fragt: „glauben Sie daß nach dieſen Eigenſchaften ein Gedicht von großem Umfange und mancher Arbeit zu unternehmen ſey: ſo kann ich jede Stunde anfangen: denn über das Wie der Ausführung bin ich meiſt mit mir einig; werde aber, nach meiner alten Weiſe, daraus ein Geheimniß machen, bis ich die ausgeführten Stellen ſelbſt leſen kann."

(*) Ihm war lieber das pingere quam pinxisse [S. oben Bd. I, S. 479; it. G's. W. Band II, 255; III, 255; XIII, 152] und „das Machen — gar zu ſchön." [Bd. XXII, S. 80.]

Schiller beſtätigt ihn nicht nur in dieſem Vorhaben, ſondern treibt ihn auch an, durch wiederholten Zuruf und Erkundigung nach dem Fortſchritt ſeiner Arbeit. Dadurch ermuntert, hat er einige Tage ſeine Gedanken auf dem trojaniſchen Felde feſtgehalten. Ein großer Theil des Gedichts, dem es noch an innerer Geſtalt fehlte, hat ſich bis in ſeine kleinſten Zweige organiſirt, und weil nur das unendlich Endliche ihn intereſſiren kann, ſo ſtellt er ſich vor daß er mit dem Ganzen, wenn er alle ſeine Kräfte darauf wende, bis Ende Septembers fertig ſeyn kann.

Schon ſind fünf Geſänge von der Achilleïs motivirt, und von dem erſten 100 Hexameter geſchrieben. Durch eine ganz beſondere Reſolution und Diät hat er es zu zwingen gewußt; und da es mit dem Anfang gelungen iſt, ſo könne man, meint er, für die Fortſetzung nicht bange ſeyn. Dennoch ſehen wir Luſt und Vollbringen in ſtetem Schwanken. Bald heißt es wieder: „An der Achilleïs iſt heute gearbeitet worden. Wenn ich diesmal nur den erſten Geſang zu Stande bringe, will ich gern zufrieden ſeyn.“ Ferner:

„Heute früh bin ich bis zu der Rede der Minerva gelangt und weil dieſe eigentlich den Abſchnitt eröffnet, ſo bin ich geneigt Ihnen meine bisherige Arbeit heute vorzulegen.“ —

„Die Achilleïs rückt vor; ich habe ſchon 350 Verſe, welche ſchon die übrigen nach ſich ziehen ſollen.“ —

„Dieſe Woche will ich noch in vollem Fleiße hier ausleben. Wahrſcheinlich wird der erſte Geſang fertig, und wenn es mir möglich iſt, fange ich gleich den zweiten an, damit ja kein Stillſtand eintrete: denn die Arbeit fängt ſchon an eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu, ohne anhaltenden Fleiß, das Leben wohl nicht hinreichen möchte. Da

ſchon vier Geſänge ziemlich motivirt vor mir liegen; ſo bedarf es nur der Geduld der einzelnen Ausführung,(*) indem dieſe Arbeit ihre Stimmung ſelbſt mit ſich führt und erzeugt." —

„Ich ſchicke hier den erſten Geſang, indem ich eine kleine Pauſe machen will, um mich der Motive die nun zunächſt zu bearbeiten ſind, ſpecieller zu verſichern; ich ſchicke das Manuſcript damit Sie es ſelbſt leſen und ihm ſchärfer ins Auge ſehen. Ich habe den beſten Muth zu dieſer Arbeit und erſuche Sie um fortdauernden Beiſtand." —

Warum aber nach dieſem glücklichen Anfang das Gedicht dennoch nicht zu Stande kam, ſagt er ſelbſt:

„Zur Achilleïs hatte ich den Plan ganz im Sinne und erzählte ihn Schillern eines Abends ausführlich. Der Freund ſchalt mich aus, daß ich etwas ſo klar vor mir ſehen könnte, ohne ſolches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt ſchrieb ich die zwei erſten Geſänge; auch den Plan ſchrieb ich auf, zu deſſen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen ſollte. Doch hiervon leitete mich ab die Richtung nach der bildenden Kunſt, welche ſich bei Meyer's Zurückkunft aus Italien ganz entſchieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beſchäftigt das erſte Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geſchrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern ꝛc." —

Die Achilleïs gerieth durch dieſe und andere Studien und Beſchäftigungen ganz in Stocken, dergeſtalt, daß ſie erſt wieder bei der Herausgabe ſeiner Schriften 1806, wobei ich ihm an Handen ging, gegen mich zur Sprache kam; wo er

(*) Vergl. oben Seite 275, mit Note (*) und (**).

mir ſeine Abſicht die Achilleïs in einen Roman zu verwandeln mittheilte und die Motive beſprach. Als er noch ſpäter das Schema derſelben aufgefunden hatte, brachte ich ihn durch meine Bemerkung, daß jede Zeit die antiken Mythen mit ihrem Geiſte behandele, ja behandelen müſſe, indem jene Anfänge ja nur die Cotyledonen der Sache ſeyen und die Alten ja ſelbſt ihre Sagen und Fabeln weiter ausgebildet hätten, (*) auf die Eröffnung der Idee des Ganzen, die er ſo ausdrückte: „Achill weiß daß er ſterben muß, verliebt ſich aber in die Polyxena und vergißt ſein Schickſal rein darüber, nach der Tollheit ſeiner Natur." (**) —

Von der Aufnahme, welche dieſer Verſuch im Publikum gefunden weiß ich Wenig oder Nichts zu ſagen.

Nur einer Recenſion erinnere ich mich, worin er gelobt wird, ſo dem Einfall als dem Gehalt und der Behandlung nach. Die claſſiſchen Philologen, welche am erſten ſich darüber hätten erklären können und ſollen, ſchwiegen vornehm, oder gaben dem Autor einen Dünkel ſchuld, von dem Niemand entfernter war als Er. Wie ein Friedrich Auguſt Wolf ſich bei dieſem humaniſtiſchen Specimen ſeines Freundes benommen, das doch irgend ein Wort oder nur Laut verdiente, läßt Zelter ziemlich errathen oder vielmehr, er ſpricht es deutlich aus in Nr. 489, S. 145, und Nr. 819, S. 302. Daß aber, wie ein anderer von der Gilde behauptet, Goethe's Abſicht geweſen ſey: es ſolle kein Vers in der

(*) Es ſind ja Aperçûs in Kraft und Namen der geſammten Menſchheit gewonnen, und nur örtlich und jezeitig, alſo relativ und ſubjectiv, behandelt und ausgedrückt.

(**) Achill iſt ein Genie, das exlex, jura negat sibi data & &.

Achilleïs ſtehen, den Homer nicht könnte geſchrieben haben — „während in der That faſt keiner darin ſtehe, den er geſchrieben haben könnte" — widerlegt ſich durch das was G. von der Kühnheit ſeines Verſuchs und über die klare Einſicht der Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes bemerkt. Und dann: wo hätte denn G. dieſes geſagt? und hätte er es, ſo wäre ja immer noch zu unterſcheiden zwiſchen Motiven, Gedanken, Sentenzen, Gleichniſſen und dem techniſchen Bau des Hexameters. In Beziehung auf jene könnte es G. allenfalls gemeint haben, nicht auf dieſen. Auch gehört die techniſche Vollkommenheit des griechiſchen Verſes, obſchon durch die natürliche Anſtelligkeit der gelenken Sprache zu jeder rhythmiſchen Bewegung beſonders gefördert, doch nicht ſo ganz dem Homer allein an, ſondern auch den nachhelfenden Grammatikern.

Ahasverus, oder der ewige Jude. [A. in Q. I, 1, S. 145.]

Das bekannte Volksbuch hatte G. ſchon in ſeinen Kinderjahren kennen gelernt [Bd. XXIV, 51.] und nahm als Jüngling ſich vor, die Fabel epiſch zu behandeln wie er ſie ſelbſt angiebt. [Bd. XXVI, S. 9 ff.] Nach langer Unterbrechung wandelt ihn im Jahr 1786, auf der italiäniſchen Reiſe, der Gedanke nochmals an [XXVII, S. 195]: „Heute früh (d. 22. Octbr.) ſaß ich ganz ſtill im Wagen und habe den Plan zu dem großen Gedicht: „Der Ankunft des Herrn," oder „dem ewigen Juden" recht ausgedacht. Wenn mir doch der Himmel nur Raum gäbe nachundnach das alles auszuarbeiten, was ich im Sinn habe!" — und einige Tage ſpäter: „heute (d. 27. Octbr.) ward ich aufgeregt etwas auszubilden was gar nicht an der Zeit iſt. Dem

Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedia eingeſperrt, indem ich mit dem reinſten Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachtete, trat es mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum alle Spur verloſchen iſt; ja wenn ich es mir in ſeiner Reinheit vergegenwärtigte, ſo wie wir's in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches ja barockes Heidenthum (*) laſtet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der ein Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwickelungen geweſen, und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi ſollte mir bei dieſer Cataſtrophe zum Stoffe dienen." — Als eines Fragments erwähnt er das Gedicht [Bd. XXXI, S. 5.] und meldet ſchließlich wie er den ewigen Juden mit Spinoza zuſammenbringen wollen; durch welche Erweiterung aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienſt geweſen wäre, ſeine Anmuth dergeſtalt verloren habe, und deswegen als läſtig aus dem Sinne geſchlagen worden ſey. [XLVIII, S. 12.]

Uebrigens war ihm die Idee noch nicht völlig aus der Seele gewichen, und er ſagte mir noch im Jahre 1808 (d. 6. April) er wolle ein Gedicht ſchreiben Maran Atha, oder „Der Herr kommt," ich ſolle ihn nur daran erin-

(*) Heidniſches Judenthum nennt er es an Zelter Nr. 274.

nern. Es war nämlich von Galvanismus und modernem Myſticismus die Rede, und ein anweſender geiſtreicher Naturforſcher bemerkte: daß man leicht glauben könne aus den Tremellen, (*) die bei Gewitterregen zum Vorſchein kommen, käme der Meſſias her.

Alcinous, der neue. [Bd. XLVII, S. 263, f.; A. in Q. I, 1 S. 134.]

Ein ſatyriſch-paraboliſches Gedicht auf Kotzebue, deſſen dramatiſche und journaliſtiſche Polemik ſo gegen wiſſenſchaftliche wie gegen Kunſtbemühungen überhaupt, und beſonders gegen Weimar, als ein Kegelſchieben in ſeinem Garten vorſtellend, und zugleich an deſſen Gönnern, Freunden und Anhängern, Frauen wie Männern, durch die feinſte Perſiflage ihrer Theilnahme eine kleine unſchuldige Rache nehmend.

Es muß erſt nach 1800 geſchrieben ſeyn: denn Kotzebue's Stück „Die Sucht zu glänzen," wird darin erwähnt, dieſes aber ward den 1. Octbr. 1800 zum erſten Mal in Weimar aufgeführt. Des Kegelſchiebens gedenkt zwar Schiller ſchon 1799, [Nr. 608]: „Mit den Philoſophen, wie Sie wiſſen, kann man jetzt nur in der Karte ſpielen, und mit den Poeten, wie ich höre, nur kegeln: denn man ſagt, daß Kotzebue, der aber jetzt abweſend iſt, dieſes einzige geſellſchaftliche Vergnügen hier genoſſen habe."

Da nun auch der Masken, d. h. der Maskenſtücke des Weimariſchen Theaters, und Merkel's gedacht wird, der auf Kotzebue's Wink zu handeln, d. h. in ihrem gemeinſchaft-

(*) Tremella Nostoc Linnei. Deutſch das Noſtoch, auch Himmelsblume, Himmelsblatt, Erdblume.

lichen Freimüthigen (1802) gegen G. zu ſchreiben anfing, und ſeit 1803 beſonders gegen G's. Eugenie; ſo iſt die Vollendung des Gedichts nach dieſer Zeit zu ſetzen: denn 1806 hatte ich es bereits für künftigen Druck ins Reine geſchrieben, und vorher ſchon einige Male von G. vorleſen gehört.

Es brauchte und verdiente allerdings einen Commentar, ſowohl in hiſtoriſcher als in äſthetiſcher Beziehung, der aber gegenwärtig nicht zu geben iſt. Unterdeſſen, das Gedicht auch nur als Bild angeſehen, kommt einem doch ſchon die ganze deutſche Philiſterſeligkeit eines ſolchen Sommergartenvergnügens, mit dem Donnergeroll und Wetterſchlag der hin und herlaufenden Kugeln, und dem krachenden Fall der ſtürzenden Kegel, und dem Jubelgeſchrei der Sieger, in ſolcher Wahrheit und Unmittelbarkeit aus dem Gedicht entgegen, daß man ſich ſelbſt in dieſen Dichtergarten verſetzt glaubt, und ſo wirkt es wie ein lebendiger Oſtade, Tennier u. ſ. w.

Amor, als Landſchaftsmaler. [Bd. II, S. 188.]

„Ein Gedicht: Amor als Landſchaftsmaler ſchicke ich Dir eheſtens und wünſche ihm gut Glück," ſchreibt G. an Knebel aus Rom, d. 22. Febr. 1788, [Bd. XXIX, S. 282.] und man könnte beinahe Zeit, Localität und Veranlaſſung nachweiſen. [Vergl. oben S. 291.]

Wie das Gedicht von jeher mein Liebling war, ſo gefiel es auch Meyern über die Maßen: denn es iſt ein Symbol von Goethe's ganzer Dichtart, das Ideelle zu realiſiren, das Gedachte und Gedichtete in und als Wirklichkeit zu ſehen und zu finden, wenn man die Welt mit Liebe betrachtet;

freilich einem der erſten Requiſite des Dichters und Künſtlers, ja des Menſchen überhaupt wenn er leben will.

Bakis Weiſſagungen [Bd. I, S. 377 ff.]

Goethe hatte dabei, wie er mir ſagte, die Abſicht auf jeden Tag im Jahre ein ſolches Diſtichon zu machen, damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weiſe der ehemaligen Spruchkäſtlein, würde, wie man ſonſt ſich der Bibel, des Geſangbuches ꝛc. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeſchlagenen Vers ein gutes oder ſchlimmes Omen, Beſtätigung oder Abmahnung und dergl. herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer und Virgil brauchten und daraus ihre sortes Homericas und Virgilianas zu ziehen pflegten. (*)

In ſeinem Tagebuche werden ſie zuerſt unter dem 23. März 1798 notirt. Sie unterhielten ihn aber nur einige Zeit, [XXXI, 79.] Da nun ihre Abfaſſung in die Epoche der franzöſiſchen Revolution fällt, ſo iſt Manches auf die Zeitgeſchichte anſpielende darin, auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihn des ſchon im Fauſt celebrirten Noſtradamus orakelmäßige Prophezeihungen zu einem Verſuch ähnlicher ſibylliniſchen Räthſelſprüche, als einer poetiſchen Aufgabe, ſo gut wie Erfindung von Wahnſinn und Träumen für einen Dichter es ſeyn können, veranlaßten. Doch iſt nicht Alles Weiſſagung und Räthſel, Vieles nur räthſelhaft ausgedrückte Sentenzen practiſcher Welt- und Lebensweisheit.

(*) Ohne an Superſtition zu hangen, wird man doch finden, daß ein am frühen Morgen von ungefähr aufgefangenes Wort, Gedanke, Bild, Umſtand u. dergl. uns für den ganzen Tag in eine günſtige oder ungünſtige Stimmung zu verſetzen, oder zwiſchendurch anklingend, uns zu fördern oder zu hindern vermag.

Das Manuſcript war unter Schiller's Papiere gekommen [Nr. 722]; fand ſich aber glücklicher Weiſe wieder, um in einer Folge mit den vier Jahreszeiten gedruckt werden zu können.

Daß Nichts dahinter zu ſuchen ſey, wenigſtens das nicht, was man glaubte, erhellt aus ſeiner Bemerkung gegen Zelter [Nr. 577.] „Dieſe (deutſche) Nation weiß durchaus Nichts zurecht zu legen, durchaus ſtolpern ſie über Strohhalmen. — So quälen ſie ſich und mich mit den Weiſſagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins, und ſo manchem andern Unſinn, den man dem ſchlichten Menſchenverſtande anzueignen gedenkt.“ — Denn gerade um die Zeit wo er dieſes ſchrieb, (1827) hatte ihm Jemand von einem Commentar dieſer Weiſſagungen geſprochen, den er ſich der Curioſität wegen ausbat. Ob er ihn erhalten, weiß ich nicht zu ſagen.

Belinde, das Gedicht an Belinden, [Bd. I, S. 79.] machte G. nicht ganz ein Jahr vor ſeinem Weggang nach Weimar, und ſchickte es an Merck im Auguſt 1775. Es iſt dieſelbe Geliebte, die er auch und öfter unter dem Namen Lili beſingt, wie ſich aus Bd. XLVIII, 186, ergiebt, ſodaß die Erwähnung beider Namen nebeneinander [Bd. XXXI, 4.] nicht etwa auf zwei verſchiedene Geliebten zu deuten iſt.

Bernhard des Großen Leben. [Unvollendet.]

Daß G. bei ſeiner Aufnahme und Anſtellung am Weimariſchen Hofe bald auf den Gedanken kommen mußte, das Leben eines der gefeiertſten Ahnherrn des fürſtlichen Hauſes zu ſchildern, da er deſſen Urenkeln, in denen ſo manche Züge deſſelben leibhaft wiederkommen, ſo nahe war, iſt begreiflich. Er hatte auch, wie wir bereits erfahren haben, zur

Geſchichte des Herzog Bernhards viele Documente und Collectanen zuſammengebracht, konnte ſie ſchon ziemlich erzählen und wollte, wenn er erſt den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zuſammengelegt, ausgeſchmückt und eine Menge ſchönen Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgeſtreut, ihn einmal bei ſchöner trockner Nachtzeit anzünden, und auch dieſes Kunſt= und Luſtfeuer zum Vergnügen des Publikums brennen laſſen. [Br. an Merck Nr. 102, S. 228. 7. April 1780.] Die Nachricht von dieſem Vorhaben war auch bald im Publikum verbreitet, ſodaß in einer academiſchen Glückwünſchungsrede bei der Geburt des Erbgroßherzogs, gehalten von dem Prof. Schütz, nachherigem Hofrath, öffentlich geſagt ward: „es ſey zu wünſchen, daß der berühmte Verfaſſer des Götz von Berlichingen von dringendern Arbeiten für das Beſte dieſes Landes, ſoviel Muße behalten möge, als ihm nöthig ſeyn wird, die Talente ſeines Geiſtes auf die Vollendung der Geſchichte Bernhards des Großen, die ein allgemein verbreiteter Ruf von ſeiner Hand erwarten laſſe, zu verwenden."

Allein nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematiſiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereigniſſe des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des 30jährigen Kriegs ſpielt er eine würdige Rolle, läßt ſich aber von ſeiner Geſellſchaft nicht abſondern. Einen Ausweg glaubte G. jedoch gefunden zu haben. Er wollte das Leben ſchreiben wie einen erſten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch ſchon vorbereitend gedeutet wird; überall ſollten Verzahnungen ſtehen bleiben, damit jedermann bedauere, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeiſter verhindert habe, ſein Werk zu vollenden.

Für G'n. war dieſe Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium von Berlichingen und Egmont ihm tiefere Einſichten in das 15. und 16. Jahrhundert gewährt hatte, ſo mußte ihm dießmal die Verworrenheit des 17. ſich, mehr als ſonſt wohl nicht geſchehen wäre, entwickeln ꝛc." [XXXI, S. 6 und 7.]

Braut von Corinth. Dieſes Vampyriſche Gedicht, wie es G. in ſeinem Tagebuche nennt, begann er den 4. Juni 1797 und gab den 6. bereits die Reinſchrift an Schiller, nachdem er bereits an 40—50 Jahre ſich mit dieſem wie mit andern Stoffen, wie es ſeine Art war, im Innern getragen hatte. [Bd. L, S. 93.] Die Quelle des Stoffes haben Andere bereits nachgewieſen, Struve,(*) Paſſow, Weber. Außer dem Phlegon Trallianus, den ſie anführen, kann auch Philoſtrat im Leben des Apollonius von Tyana Bd. 4. Cap. 25, verglichen werden. Des Letztern Erzählung giebt einzelne Motive, z. B. die Vermählung eines Jünglings mit einer ſchönen Buhlerin, die, wie ſich hernach zeigt, eine Lamia oder Empuſa war.

Einen heitern proſaiſchen Pendant, gleichſam eine vom Zufall geſpielte komiſche Parodie, giebt eine in den Oſtfrie-

(*) Der eine eigene Abhandlung darüber, zu Ehren Goethe's und keineswegs more philologico geſchrieben. Doch wäre das poetiſche Verdienſt des Gedichts, in Behandlung eines ſo refractären ja apprehenſiven Stoffs, noch mehr auseinander zu ſetzen, und zu zeigen: „wie die Kunſt verſtehe eine ſo gewaltig lebendige Form zu erſchaffen, daß ſie jeden Stoff veredelt und verwandelt." [Z. Nr. 191.] Beſonders wäre dieß zu wünſchen in Bezug auf die Art, wie Engliſche Dichter ſolche Stoffe behandeln, welche mit jener Kupferſtichmanier „grelle Lichter mit tiefſter Finſterniß abzuſetzen" übereinſtimmend, für eine zweite „ſchwarze Kunſt," ſo in magiſchem wie techniſchem Sinne, gelten könnte.

ſiſchen Blättern(*) und daraus auch im „Grab des Aberglaubens" nacherzählte Geſchichte, welche, als vielleicht Wenigen bekannt, hier unten Platz finden möge:(**)

(*) Dritter Jahrgang, 26. Stück. S. 204, Note.

(**) „Vor einiger Zeit beſuchte ein junger Engländer einen ſeiner Verwandten, der auf dem Lande wohnte. Als er ankam fand er alle Zimmer des Hauſes beſetzt, weil ſich viele Fremde zur Hochzeit einer Tochter dieſes Edelmanns eingefunden hatten. Ein einziges Schlafzimmer war noch ledig und in demſelben ſpukte es. Allein der furchtloſe Jüngling ließ ſich gegen die Nacht Caminfeuer darin anmachen, weil es Winter war, und legte ſich ruhig darin ſchlafen. Ohngefähr um 3 Uhr des Nachts öffnete ſich die Thüre, eine weiße Figur trat herein, die er bei dem ſchwachen Schein des Feuers nicht deutlich erkennen konnte. Sie ſetzte ſich zum Camin, ſchürte mit der Schaufel das Feuer zuſammen, ging dann etlichemal im Zimmer auf und nieder, trat endlich an ſein Bette, ſchlug die Decke auf und legte ſich ruhig mit ihm darunter. Der junge Mann, dem bei dieſem unbekannten Schlaf-Cameraden nicht gut zu Muthe war, rückte bis an den äußerſten Rand des Bettes und machte ihm Platz. Allein er merkte bald, daß ſein ſchöner Schlafgeſelle Wärme und Athem habe, daß er mit ihm von gleichem Fleiſch und Bein, kurz eine von den jungen Frauenzimmern ſey, die mit ihren Eltern bei ſeinem Vetter zum Beſuche waren. Er zog ihr einen ihrer Ringe vom Finger um ſie am folgenden Tage deſto leichter zu entdecken. Als die Erſcheinung einige Zeit neben ihm geſchlafen, ſchlug ſie die Bettdecke wieder auf, ſtand auf und ſpazierte noch einigemal über die Diele und ging wieder zur Thür hinaus. Am andern Morgen fragte die Geſellſchaft den Fremden neugierig, wie es ihm dieſe Nacht mit der Spukerei gegangen. Er erzählte weitläufig das ganze Manöver des Phantoms, nahm den Ring heraus und ſagte: diejenige Dame, der er fehlte, wäre das Geſpenſt, das ſich dieſe Nacht zu ihm ins Bette gelegt hätte. Erröthen und Schaam, kann man leicht denken, ergriff dies junge Fräulein, die den Ring an ihrem Finger vermißte, und ſie betheuerte mit der größten Beſtürzung, daß ihr von allem, was der Herr erzähle, Nichts bewußt ſey. Der Vater entwickelte das Schauſpiel, nahm die Hand ſeiner Tochter, bot ſie dem Fremden mit der Frage an: ob er ſeine Tochter fernerhin, nebſt einer guten Ausſteuer, zu ſeiner Bettgeſellſchaft nehmen wolle. Der liebenswürdige Engländer küßte die Hand der jungen Dame und die Geſpenſtergeſchichte endigte ſich mit einer Heirath.(*)

(*) Hannöv. Anzeiger 1784.

Brey, Pater, Faſtnachtsſpiel [Bd. XIII, 57 ff.]

Die Tendenz dieſes ſatyriſchen Stücks giebt G. nur im Allgemeinen an in Bd. XXVI, S. 185. Auf Wen aber eigentlich es gemünzt iſt, ſagt Wagner in den Anmerkungen zu Merck's Briefen [2. Sammlung S. 286]; desgleichen Varnhagen von Enſe;(*) früher als Beide, ſchon Jacobi in ſeinem Briefwechſel [Bd. I, S. 401, Nr. 145.] nämlich „auf den famöſen Leuchſenring, den Urheber des Mährchens vom Cryptocatholicismus, gegen welchen die Berliner Journaliſten ſo zu eifern ſich angelegen ſeyn ließen. Er war Unterhofmeiſter des Erbprinzen von Darmſtadt und hielt ſich mit dieſem zu Leyden auf. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmſtadt mit ihm auf immer. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb G. das Faſtnachtſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten, worin L. zwar in einer etwas unſaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treuſte gezeichnet iſt. Der Mann, der in folgenden vier Verſen als Pater Brey auf das vollkommenſte geſchildert iſt:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verſtreichen,
Um dann zu malen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen — —.“

dieſer Mann — fährt Jacobi fort — konnte nicht anders als zu den Berliner Reformatoren paſſen, und die eifrigſten Novizen unter ihnen bilden. Und was ihn ſelbſt angeht, ſo hat er nur in Erdichtungen gelebt. Er vermuthete überall ein gewiſſes Dessous des Cartes und war bald darauf überzeugt es auch entdeckt zu haben.“ — So weit Jacobi.

(*) Galerie von Bildniſſen ꝛc. Th. I, S. 41—42.

Auch Wagner bemerkt: „Das ganze Faſtnachtsſpiel hat Beziehungen auf Vorfälle in Darmſtadt, und bei der Zeichnung aller Perſonen hatte G. Bekannte im Auge. L. fand bei ſeiner Rückkehr aus Leyden freundliche und ehrenvolle Begegnung im Hauſe des Geh. Raths von Heſſe und lernte hier(*) Goethe, Merck und Caroline Flachsland, Herder's Braut, kennen. Er war ein redlicher(**) Mann, hatte aber eine unſelige Neigung den Damen im guten Sinne den Hof zu machen und ſie durch Vorleſen und Unterredung zu bilden und zu veredeln.(***) G'n. diſtinguirte er dagegen nicht nach Wunſch und Erwarten und büßte es durch die carrikirte Schilderung welche dieſer von ihm als Pater Brey machte. Unter der Maske des Würzkrämers ſteckt Merck; Balandrino, ſtellt Herdern; Leonore deſſen Braut vor. Der Schwank hätte übrigens ſchlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder für etwas mehr als ſolchen gehalten hätte." —

Daß nun aber G. ſich auf eine ſo gemeine Weiſe an Jemand gerächt haben ſolle, der ihm nicht Achtung genug erwieſen, iſt eine ſehr ordinäre Anſicht, die der nicht theilt der ihn genauer kennt, ja der auch nur ein gutes Vorurtheil für ihn hat. Die Urſache iſt vielmehr die: aufrichtige und ehrliche Leute erkennen auf den erſten Blick den Schelm unter der Maske der Scheinheiligkeit und Gleißnerei, und ein ſolcher hat wiederum eine natürliche Scheu und Averſion vor dieſen Geiſtes-Phyſiognomen. Vergl. Bd. XLIX, 61.

(*) G. ſagt: bei Fr. v. La Roche [Bd. XXVI, 185.]

(**) Jacobi iſt nicht der Meinung [Briefw. Bd. I, Nr. 145. S. 401.]

(***) „Den Frömmlern fehlt es niemals an Geld und Weibern," bemerkte ſchon die Königin Chriſtina.

Solcher Halb- und Ganz-Schelme, Schwärmer, Abenteurer, Intrigants u. ſ. w. gab es damals Mehrere, und G. hatte außer dieſem „zarten und weichen", noch einen andern „tüchtigern und derbern" in dem Faſtnachtsſpiele: Satyros oder der vergötterte Waldteufel, wonicht mit Billigkeit, wie er geſteht, doch mit gutem Humor dargeſtellt. [XIII, 75 ff.] Ohne Zweifel iſt damit der Schweizer Doctor Chriſtoph Kaufmann(*) gemeint, der, ein wahrer Panurg „alles könnend was er will, und alles wollend was er kann", Hohen und Niedern, Fürſten und Herren, Weiſen und Gelehrten, eine Zeit lang imponirte, Göthen ſelbſt, der aber bald hinter ihn kommend, Folgendes an Lavater(**) ſchreibt: „Alle auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menſchen, die einmal des Nachts vom Alp beſchwert worden ſind und bei Tage ſich keine Rechenſchaft davon zu geben wiſſen. Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du jemals Urſache haben ſollteſt, ihn wieder auf- und anzunehmen, ſo bedenke unter anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu ſeyn." — Auch ſchrieb G. als er auf ſeiner Schweizerreiſe (1779.) in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf ſeinem Landgute lebenden Mannes kam, folgendes Epigramm an die Thüre:

(*) Geb. zu Winterthur d. 14. Auguſt 1753, geſt. als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrnhuth, d. 21. Mai 1795. S. die kurze Biographie in: Lauſitziſche Monatsſchrift von 1795, zweiter Theil, 7—12 Stück, S. 25 u. f.

(**) S. Hirzel: Briefe von Goethe an Lavater, Nr. 23, S. 82; u. Hegner: Beiträge ꝛc. S. 127. 128.

„Ich hab' als **Gottes Spürhund** frei
Mein Schelmenleben ſtets getrieben;
Die **Gottesſpur** iſt nun vorbei
Und nur der **Hund** iſt übrig blieben." (*)

Dieſes hart ſcheinende Urtheil findet doch Aufſchluß in dem Briefe **Campe's** an **Lavater**, der ihn für ein von Gott unmittelbar ausgerüſtetes Werkzeug zur Verbreitung der Lavaterſchen Lehre von chriſtlicher Vollkommenheit ausgegeben und nun, durch deſſen weltliche Ab- und Irrwege compromittirt, ſogar den Namen deſſelben nicht mehr in ſeiner Gegenwart ausgeſprochen hören wollte. [S. **Hegner**: Beiträge ꝛc. S. 187.]

Da man in neuerer Zeit die Ehrenrettung des Pater **Brey** vorgenommen hat, wird man vielleicht auch geneigt ſeyn, ſeinen tüchtigern und derben Bruder in Chriſto zu **entſatyrn**.

Ueberhaupt kommt der Mann in den Briefen der damaligen Gelehrten in mancherlei Beziehungen mit Lob und Tadel vor, z. B. in **Hamann's** Briefen an Herder Nr. 230, Bd. V, S. 239 — 241, wo er ein monstrum pulcherrimum heißt und ſein ganzer Weg zu denken, zu empfinden und zu handeln **alpenähnlich**.

Briefe aus der Schweiz, Erſte Abtheilung. [Bd. XVI, S. 193 ff.]

Goethe wollte im **Werther'ſchen** Geſchmack eine Reiſebeſchreibung durch die Schweiz liefern und die Briefe unter

---

(*) Aus **Varnhagen's** von Enſe: Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel 1836, 1. Thl. S. 41. 42. Das Epigramm fand ſich auch in G's. Nachlaſſe.

Mehrere vertheilen, um objectiv zu werden, wie er mir ſagte, als wir zuſammen dieſe Briefe durchgingen, um ſie in die Ausgabe von 1806 zum erſten Mal aufzunehmen, wo ſie den elften Band von S. 201 — 222 füllen."

In jener Abſicht, gleichſam eine collective Reiſebeſchreibung zu geben, wird man übrigens ein ähnliches Vorhaben aus ſeiner Knabenzeit wiedererkennen, wonach er einen Roman erfand von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Und obſchon dieſer Roman etwas Anderes, ſo dem Inhalt als der Form nach, ſeyn mochte; ſo beweiſt er doch, daß Reiſen und deren Beſchreibungen von früh an zu den Stoffen gehörten, die G. am liebſten bearbeiten mochte und die ſeinem epiſchen Talent am meiſten zuſagten. So iſt der Roman von den ſieben Brüdern doch auch nur eine Art Reiſebeſchreibung; ſo wollte er noch zu Schiller's Zeit empfindſame Reiſen ſchreiben; und ſo ſind ſeine Schweizerreiſen, ſeine italiäniſche Reiſe, ſeine Rhein- und Main-Reiſe und die Reiſe-Correſpondenz in den Wanderjahren nur Proben und Belege dieſer Geiſtesrichtung.

Briefe aus der Schweiz, Zweite Abtheilung, [Bd. XVI, S. 219 u. ff.] ſind die oben weitläufig beſprochene Reiſebeſchreibung [S. 105 — 110], von denen Schiller ſagt: er ſey ordentlich froh, daß er ſie G'n. habe abjagen können. „Ihre Schweizerbriefe intereſſiren einen Jeden, der ſie lieſt. Es iſt auch wahr, ſie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der ſie floſſen und ohne kunſtmäßiges Entſtehen ſtellen ſie ſich recht natürlich und geſchickt in ein Ganzes zuſammen." [Nr. 228, S. 232.]

Brüder, die ſieben, oder Reiſe der Söhne Megaprazons. [A. in Q. II. Bd. I. Abth. S. 445.] G. hatte ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, um ſich von dem wilden Weſen, das im Leben wie in Schriften ihn umſtürmte und bekümmerte, wie er ſagt, einigermaßen zu zerſtreuen, ein wunderbares Werk begonnen: „eine Reiſe von ſieben Brüdern verſchiedener Art, jeder nach ſeiner Weiſe dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft verworren, Ausſicht und Abſicht verbergend, ein Gleichniß unſeres eigenen Zuſtandes.“ — Als nun, während ſeines Beſuchs bei ſeinem Freunde Jacobi in Pempelfort, eine Vorleſung von ihm verlangt wurde, ließ er ſich nicht viel bitten, rückte mit ſeinen Heften hervor; aber es bedurfte nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut ſey. Er ließ daher ſeine wandernde Familie in irgend einem Hafen und ſein weiteres Manuſcript auf ſich ſelbſt beruhen [XXX, 195 — 199].

Und ſo iſt es denn bis auf den heutigen Tag Fragment geblieben. Demungeachtet mag die Idee einer ſolchen wandernden Geſellſchaft noch in andern ſeiner Erzählungen wieder auftauchen, namentlich in den Wanderjahren; ja ſie erſcheint bereits früher in dem Roman ſeiner Knabenjahre, worin ſechs bis ſieben Geſchwiſter in der Welt zerſtreut, ſich von ihren Zuſtänden und Empfindungen Nachricht geben.

Denn das iſt das Eigene und Wunderbare an G., daß ſeine poetiſchen Conceptionen alle zugleich und auf einmal potentiâ als Tragknospen daſind, wenn ſie auch alle erſt nachundnach zu Blüthe, Frucht und Reife gelangen, oder vor der Entwicklung abſterben und abfallen, oder ſich metamorphoſiren und in andre Syſteme übergehen.

Cellini. Benvenuto. Durch das Studium der Kunſtgeſchichte, namentlich der florentiniſchen, war G. an die Lebensbeſchreibung des Cellini gerathen, aus dem er anfangs nur einen Auszug geben wollte. Aber bald ſchien ihm dieſes unmöglich: „denn was ſey das menſchliche Leben im Auszuge? Alle pragmatiſche, biographiſche Characteriſtik müſſe ſich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Er machte nun den Verſuch einer Ueberſetzung, die aber ſchwerer ſey als man glaube. Doch bemerkt er bald: „es gehe mit der Ueberſetzung eines Buchs, wie mit dem Copiren eines Gemäldes. Man lernt beide durch Nachbildung erſt recht kennen. Cellini mit ſeiner Kunſt und mit ſeinem Lebenswandel iſt für uns ein trefflicher Standpunct, von dem man in Abſicht auf neue Kunſt vorwärts und rückwärts ſehen kann. Sowie uns das Leben eines einzelnen Menſchen zu einem zwar beſchränkten aber deſto lebhaftern Mitgenoſſen vergangener Zeiten macht. Es iſt außerordentlich hübſch wie ſein Werk über die Kunſt und ſeine Lebensbeſchreibung auf einander hinweiſen."

Dabei war ihm eine Bemerkung aufgefallen, die er ſeinem Freunde Meyer zur Beurtheilung mittheilt, und die wohl verdient bekannt zu werden.

„Italien — ſagt er — lag in dem 15. Jahrhundert mit der übrigen Welt noch in der Barbarei. Der Barbar weiß die Kunſt nicht zu ſchätzen, als inſofern ſie ihm unmittelbar zur Zierde dient. Daher war die Goldſchmiedearbeit in jenen Zeiten ſchon ſo weit getrieben, als man mit der übrigen noch ſehr zurück war, und aus den Werkſtätten der Goldſchmiede gingen durch äußere Anläſſe und Aufmunterung die erſten trefflichen Meiſter anderer Künſte hervor. Dona-

tello, Brunelleſchi, Ghiberti waren ſämmtlich zuerſt Goldſchmiede. Es wird dieß zu guten Betrachtungen Anlaß geben. Und ſind wir nicht auch wieder als Barbaren anzuſehen? da nun alle unſre Kunſt ſich wieder auf Zierat bezieht."

G. gab nun nachundnach die Lebensbeſchreibung dieſes italiäniſchen Daedalus — wenn man ihn nicht mit dem Vulcan ſelber vergleichen will, der die feinſte wie die gröbſte Schmiedearbeit zu liefern im Stande war — zuerſt in die Horen und dann vollſtändig mit einem Anhang bezüglich auf Sitten, Kunſt und Technik verſehen, in der Ausgabe ſeiner Werke von 1817 und nochmals in einer beſondern.

Chineſe, der, in Rom. Iſt eine Abfertigung des Herrn Jean Paul Richter auf eine arrogante Aeußerung deſſelben in einem Briefe an Knebel. [S. Schiller's Brfw. Nr. 205 u. Nr. 206.] Der Einfall Richtern mit einem Chineſen zu vergleichen, der in Rom die antiken Kunſtwerke nach ſeiner Art critiſirt, iſt vortrefflich. Auch der Vergleich ſeiner phantaſtiſch-bunten Schreibart mit dem chineſiſchen bunten Latten- und Schnitzwerk iſt koſtbar.

R. war Anfangs gegen die Alten, wie ſelbſt ſein Freund Herder bedauert, und lernte ſie erſt in der Folge kennen, wie ja Schiller auch.

Chriſti Höllenfahrt. [A. in Q. Bd. I, Abth. I, S. 142.] Eine der geiſtlichen Oden, deren G. als junger Menſch ſchon vor ſeiner academiſchen Zeit ſchrieb, und dieſe zumal, in Nachahmung des jüngſten Gerichts von Elias Schlegel. Sie erhielt den Beifall ſeiner Eltern und

Freunde, und gefiel ihm ſelbſt noch einige Jahre. [XXIV, 225.] Als ſein älteſtes gedruckt bekannt gewordenes Gedicht hat man es zuerſt in die Quartausgabe aufgenommen, und zugleich als theologiſches Specimen aus einer religiöſen Schulzeit, welche alle Dichter jener Tage: Klopſtock, Wieland, Uz, durchgemacht haben. Das für uns Dichteriſche daran bleibt die rein-objective Auffaſſung und Darſtellung des proteſtantiſch-chriſtlichen Lehrbegriffs, und ſo iſt das Ganze wie ein geiſtiges Altargemälde anzuſehen und zu beurtheilen, das ſich mit einer Himmelfahrt oder jüngſtem Gericht, dem Sinne nach, vergleichen läßt.

Clavigo. Die Entſtehung dieſes Drama's auf den anmuthigſten Anlaß von der Welt erzählt G. in ſeinem Leben Bd. XXVI, S. 349 ff. Anderswo nennt er es eine dramatiſirte moderne Anecdote. Den Werth deſſelben discreditirte zuerſt Freund Merck, und ſeit der Zeit, von der Lemgoer auserleſenen Bibliothek der neuſten deutſchen Literatur 1775, [Theil VII] bis auf den Herausgeber von Merck's Leben, hören die Deutſchen nicht auf ſich in Tadel des Stücks zu ergehen, vermuthlich weil ſie den Mephiſtopheles auf ihrer Seite haben. G. vertheidigt ſich dagegen mit hinreichenden Gründen, und auch Andre ſind für das Stück, wie Jacobi, der es gegen Wieland in Schutz nimmt; ſogar Ludwig Tieck, der ſonſt nicht Viel von G. gelten läßt, und dem das Beſte nicht gut genug iſt. (*)

Noch im Jahr 1816 fand G. „Urſach ſich zu verwundern, daß man über ein ſo nacktes und herkömmliches Stück

---

(*) S. die Einleitung zu: Geſammelte Schriften von J. M. R. Lenz, erſter Band; S. I — CXXXIX.

wie Clavigo nicht Herr werden könne, und fand es eine recht deutſche Art zu einem Gedicht oder ſonſtigen Werke den Eingang überall, nur nicht durch die Thüre zu ſuchen." — [Z. Nr. 242.] Eine Anſtelligkeit, die ſie beim Fauſt nur wiederholen.

Claudine. Bereits im Jahre 1775 d. 4. Juni ſchickte G. ſeine Claudine an Knebel, mit der Bitte ſie dem Herzog auf der Reiſe in freien Stunden vorzuleſen, dann ſie zurück an ſeine Schweſter zu ſenden: „aber Nichts abgeſchrieben! bitte er gar ſchön". Er nahm ſie dann 1786 mit nach Italien, wo ſie ſo zu ſagen „ganz neu ausgeführt wurde und die alte Spreu ſeiner Exiſtenz herausgeſchwungen." Da er die Bedürfniſſe des lyriſchen Theaters genauer kennen lernte, ſuchte er durch manche Aufopferung dem Componiſten und dem Acteur entgegenzuarbeiten. „Das Zeug worauf geſtickt werden ſoll, muß weite Fäden haben, und zu einer komiſchen Oper muß es abſolut wie Marli(*) gewoben ſeyn! Doch habe er bei dieſer wie bei Erwin auch fürs Leſen geſorgt. Genug er habe gethan was er konnte."

Diogenes, St., oder Genialiſch Treiben [Bd. II, S. 288]. Dieſes Gedichtchen, auf welches Zelter einen vortrefflichen, ebenſo humoriſtiſchen Canon geſetzt hat, der zum erſten Mal den 4. Novbr. 1810 von G's. kleiner Hauskapelle vorgetragen und hernach, als ein Lieblingsſtück, un-

(*) Ein Vergleich den er auch gegen Zelter [Nr. 179, S. 19] wiederholt. Auch ſpricht er anderswo noch von Segeltuch. Und gewiß mit Recht. Denn die Muſik braucht nur ein leichtes Latten-Gerüſt um ihr Feuerwerk von Tönen daran abbrennen zu laſſen.

zählige Mal wiederholt wurde, muß ſchon alt ſeyn: denn in den Briefen an Schiller [Nr. 105, S. 223, d. 26. Sept. 1795] ſpielt G. ſchon darauf an; wenigſtens iſt die dort gebrauchte Redensart, wie er ſeine Tonne gewälzt habe, eine von ſeinen gewöhnlichen Sprichwörtern, die meiſt durch etwas angeregt wurden, was er ſoeben oder unlängſt vorher trieb. Uebrigens bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf ſeiner Beſchäftigungen, den er auch ſeinen Zodiak [Schill. Nr. 437]; auch das Quodlibet ſeines Lebens nennt. [Z. Nr. 587; 828; 834.]

Dithyrambe, deutſcher Parnaß, Sängerwürde, der Wächter auf dem Parnaß, ſind verſchiedene Ueberſchriften eines und deſſelben Gedichts, das ſich anfängt:

„Unter dieſen
Lorbeerbüſchen ꝛc.

und zuerſt in dem Muſenalmanach von 1799 ſtand, und von Schiller mit Sängerwürde betitelt wurde. [S. Brfw. Nr. 481.] Goethe hatte es Wächter auf dem Parnaß genannt, in ſeinem Tagebuch vom 15. Juni 1798. Als bei den neuen Ausgaben von 1806 und 1817 mir der Auftrag wurde, Ueberſchriften zu erdenken, erging es mir, wie bei der empfindſamen Gärtnerin: ich wußte nicht, daß frühere Ueberſchriften vorhanden waren, und taufte es das erſte Mal Dithyrambe. Da mir aber in der Folge beiging, die Philologen könnten Inſtanzen dagegen erheben, die nicht unbegründet wären, änderte ich es in das deutlichere „Deutſcher Parnaß", damit man gleich von vornherein wiſſe, wo es ſo zugehe wie in dem Gedicht beſchrie-

ben wird. Und dabei iſt es denn verblieben. In verbis simus faciles!

Divan, weſt=öſtlicher. [Bd. V u. VI. od. A. in Q. I, 338 ff.]

Schon im Jahre 1813 waren die ſämmtlichen Gedichte des Hafis in der von Hammer'ſchen Ueberſetzung Goethen zugekommen, und wenn er früher den hie und da in Zeitſchriften überſetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieſes herrlichen Poeten Nichts abgewinnen konnte: ſo wirkten ſie jetzt zuſammen deſto lebhafter auf ihn ein, und „er mußte ſich dagegen productiv verhalten, weil er ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können." Die Einwirkung war zu lebhaft, die deutſche Ueberſetzung lag vor, und er mußte alſo hier Veranlaſſung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei ihm Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that ſich hervor, und dieſes mit umſomehr Heftigkeit als er höchſt nöthig fühlte ſich aus der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedrohte, (*) in eine ideelle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Theil zu nehmen ſeiner Luſt, Fähigkeit und Willen überlaſſen war.

So war denn der Divan dieſes und das folgende Jahr mit ſoviel Neigung, Liebe, Leidenſchaft gehegt und gepflegt worden, daß G. den Druck deſſelben im Monat März des Jahres 1818 anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, um durch Noten, einzelne Aufſätze, ein beſſeres Verſtändniß zu erreichen. Denn der Deutſche mußte freilich ſtutzen, wenn man ihm Etwas aus

(*) Action und Reaction der Jahre 1813 u. 1814 u. ff.

einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatten die Proben, die er in den Damenkalender gegeben, das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Ueberſetzungen oder nur angeregte oder angeeignete Nachbildungen ſeyen, kam dem Unternehmen nicht zu Gute. Er ließ es aber ſeinen Gang gehen, ſchon gewohnt das deutſche Publikum erſt ſtutzen zu ſehen, ehe es empfing und genoß." (*)

Als G. im Jahr 1815 Zeltern ein und das andere Gedicht daraus mittheilen ſollte, fand er es nicht thunlich. „Jedes einzelne Gedicht ſey ſo durchdrungen von dem Sinne des Ganzen, ſey ſo innig orientaliſch, beziehe ſich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und müſſe von einem vorhergehenden Gedicht erſt exponirt ſeyn, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken ſolle. Er habe ſelbſt noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze er daraus vorbereite. Das erſte Hundert Gedichte ſey beinah ſchon voll, und wenn er das zweite erreicht habe, ſo werde die Verſammlung (Divan) ſchon ein ernſteres Geſicht machen."

Nachdem der Divan im Jahr 1819 erſchienen war und G. Zeltern ein zweites Pracht-Exemplar überſchickt hatte, mit dem Wunſche, daß es ihn aufs neue anregen und drängen möge mit muſikaliſcher Fülle „dieſes doch im Grunde für ſich nackte Liederweſen" zu bekleiden und in die Welt einzuführen; Zelter ſich auch gleich nach Empfang des Bandes an die Compoſition des Liedes „Wie-

(*) „Die Deutſchen wollen immer erſt wiſſen, was ſie genießen" ꝛc. bemerkt auch Schiller [Nr. 65] bei Gelegenheit der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter.

derfinden" gemacht hatte, wiederholt G. ſeinen Wunſch: „Möge mein Divan Dir immer empfohlen bleiben. Ich weiß was ich hineingelegt habe, welches auf mancherlei Weiſe herauszuwickeln und zu nutzen (*) iſt," und fügt die ſowohl Buch als Autor gleichmäßig erklärenden Worte hinzu: „Dieſe Mohamedaniſche Religion, Mythologie, Sitten geben Raum einer Poeſie wie ſie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und ſpiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwiſchen zweien Welten ſchwebend, alles Reale geläutert, ſich ſymboliſch auflöſend. Was will der Großpapa weiter? ꝛc."

Man ſollte denken, die Erklärung wäre hinreichend, dieſe Gedichtſammlung vor jedem Mißverſtehen ſicher zu ſtellen, wenn man ſie auch nicht völlig verſtehen ſollte. Myſtiſch ſind ſie, wie die des Hafis, aber nicht in dem unlautern Sinne der Wortgelehrten, die doch wiſſen könnten „daß ein Wort nicht einfach gelte;" daß das Wort die Braut iſt und der Bräutigam der Geiſt, der ſich ihr vermählt. Myſtiſch alſo, orientaliſch myſtiſch, iſt auch die Liebe darin zu verſtehen, die einen ſo bedeutenden Theil des Buches ausmacht.

Einmal als Liebe zu Gott, dem Inbegriff des Wahren, Guten, Schönen; dann als Liebe zur Natur, inſofern ſie die von Gott durchdrungene Natur iſt, in die Er eben ſich

(*) Wie auch geſchehen iſt, denn man hat es ſich angeeignet, in Succum und Sanguinem vertirt und zuletzt in wohlthätigen Zweck verwendet. S. oben 1. Bd, S. 37.

geſtaltet; dann als Liebe zur perſonifizirten, d. h. individualiſirten concreten, inſofern ſie in Frauengeſtalt, überhaupt in weiblicher Schönheit ſich offenbart. Denn die concrete Schöne iſt auch die Natur, in einer Geſtalt, in einer weiblichen manifeſtirt — nicht eben Bettine noch eine andre Tine oder Trine — ſondern das Allgemeine im Beſondern geſehen, erkannt und geliebt; das Beſondere ins Allgemeine erhoben erkannt und geliebt, Theil und Ganzes in Wechſelſpieglung.

Es iſt daher keine einſeitige unerwiederte Liebe: der Dichter wird geliebt, wieder geliebt wie er liebt: denn wer Gott liebt, den liebt Gott wieder, dadurch, daß er ihm Liebe einflößt zum Wahren, Guten, Schönen, daß er erkennt wie freundlich der Herr iſt.

Mit dieſer Geſinnung vertragen ſich „jene Kleinigkeiten außerhalb der Gränze des Geſetzes" [V, 34, 35], die gerade das Erbtheil ſind, wo der Dichter übermüthig, ſelbſt im Kummer luſtig, ſich bewegt. Denn das wahre Leben iſt des Handelns ewige Unſchuld, die der reinen Wohlluſt edler Handlung ſich mit frohem Muthe überläßt, und vor ſolcher der nur ew'ge Pein folgt, mit beſonnenem Sinne ſich bewahret. Und ſo kann der alte Dichter hoffen, daß die Houris ihn im Paradieſe als verklärten Jüngling wohlempfangen."

Der ſämmtliche Inhalt ſeiner Gedichte iſt angedeutet in dem Gedicht an Hafis [V, 41], in dem er ſich mit dieſem ſo zu ſagen identificirt, dadurch daß er ihn reproducirte. —

Zu bemerken bleibt nur noch, daß in die Wirkung, welche dieſe Dichtungen haben konnten, ſich eine Erſchei-

nung intrudirte, welche mehr geeignet iſt ſie zu hemmen als zu fördern [S. oben Bd. I, S. 31 u. ff.]. Denn ſie verrückt nicht nur den wahren Geſichtspunkt aus dem ſie angeſehen ſeyn wollen, ſondern ſchiebt auch der Betrachtung ein ganz falſches Geſicht unter.

Eckardt, der getreue. Dieſe Ballade dichtete Goethe 1813 in Teplitz, von woaus er ſie den 6. Juli mir zukommen ließ, und am 24. Auguſt las er ſelbſt ſie mir vor, wie auch den Todtentanz. Jene thüringiſche Volksſage iſt bekannt. Das Mahleriſche, das in der ganzen Behandlung liegt, dergeſtalt, daß man ſelbſt mit den Kindern in der Landſchaft zu ſtehen meint, das Ungewitter herankommen und mit Wind und Regen an ſich vorüberbrauſen hört, auch plötzlich den Mann gewahrt, der den Kindern Muth einſpricht und Schweigen auferlegt, ihr furchtſames Auftreten vor den Eltern, das Behagen mit dem ſie trinken und wieder trinken, das Alles iſt nicht nur vom Dichter geſehen, es iſt miterlebt und mitgefühlt, mit jener Liebe, womit Amor, der Landſchaftsmaler, ihn ein Bildchen und ein hübſches Bildchen mahlen lehrte.

Egmont. Schon in Frankfurt begann G. dieſes Drama, nahm es dann mit nach Weimar und arbeitete zu verſchiedenen Zeiten, wie wir geſehen haben, daran; ſchickte es, ſoweit er es bringen konnte, fertig an Möſer, führte es mit nach Italien, vollendete es dort con amore, indem er ſich wieder recht jung fühlte, und hoffte ſeinen Weimariſchen Freunden, zumal Herdern, Freude damit zu machen. Das war aber nicht ganz der Fall; doch machte ihn ſchon die leibliche Aufnahme glücklich: denn er wußte was er hinein-

gearbeitet habe, und daß ſich dieß nicht auf einmal heraus⸗leſen laſſe. Was jene daran loben, habe er machen wollen, und wenn ſie es ſagen, ſo habe er ſeinen Entzweck erreicht. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die er ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen wolle: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden ohne es umzuſchreiben. Nun fehlte es aber nicht an Tadel und Ausſtellungen. Beſonders war ihnen das Verhältniß von Klärchen zu Egmont nicht recht. G. merkte, daß ihnen eine Nüançe zwiſchen der Dirne und der Göttin zu fehlen ſcheine. Da er aber ihr Verhältniß zu Egmont ſo ausſchließlich gehalten habe; da er ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen,(*) daß dieſer Mann ihr gehöre, als in die Sinnlichkeit ſetze; da er ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Ge⸗fühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgehe und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht werde: ſo wiſſe er nicht wo er die Zwiſchennüançe hinſetzen ſolle, ob er gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Pappen⸗ und Lattenwerks, die Schattirungen die er hererzählte vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind.

Was aber am meiſten den Freundinnen tadelnswerth ſchien, war das lakoniſche Vermächtniß womit Egmont ſein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Gern hätte G.

(*) Worin doch, beiläufig, auch nur in einer Note, zu ſagen, die Freude und Wonne eines jeden Glücks liegt.

ihren Wunſch erfüllen und dem Vermächtniß Egmonts einige Modificationen geben mögen; er dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, der Charactere, die Verhältniſſe durch und konnte nichts finden das er abzukürzen hätte. Er trug ſeiner römiſchen Freundin Angelica die Sache vor. Mit weiblicher Zartheit wußte ſie Alles auseinander zu legen und es ging darauf hinaus: „was Jene noch mündlich von dem Helden erklärt wünſchten, ſey in der Erſcheinung implicite enthalten. Da dieſe nur vorſtelle was in dem Gemüth des ſchlafenden Helden vorgehe, ſo könne er mit keinem Worte ſtärker ausdrücken, wie er ſie liebe und ſchätze, als es dieſer Traum thue, der das liebenswürdige Geſchöpf nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinaufhebe. Ja es wolle ihr (der Freundin) wohlgefallen, daß der, welcher ſein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geſchätzt oder vielmehr nur durch den Genuß geſchätzt, daß dieſer zuletzt träumend wache, und uns ſtill geſagt werde wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme &c."

Es kamen noch mehr Betrachtungen hinzu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine ſubordinirte Weiſe gedacht werden konnte, um das Intereſſe des Abſchieds von dem jungen Freunde nicht zu ſchmälern, der ohnehin in dieſem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war &c.

Jene Ausſtellungen waren nur das Vorſpiel von andern, welche den Dichter ſpäterhin von ſeinem Freund Schiller treffen ſollten. Von deſſen ungerechter, man darf darum ſagen unverſtändiger Recenſion des Egmont (in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften) nicht viel beſſer als Weſ-

ſenberg's geiſtliche Salbaderei (über den ſittlichen Ernſt der Schaubühne) für jetzt nicht zu reden; deuten wir nur auf ſein rückſichtsloſes, unbarmherziges Zuſtutzen zu ſeiner vermeinten Bühnenrichtigkeit, auf das Ausmerzen einer Hauptfigur, der Regentin, auf das gänzliche Verkennen des genialen Motivs, des ſymboliſchen Traums oder der Viſion, welche die wahre künſtleriſche Catharſis des Stückes bildet, und zuletzt auf das henkermäßige Erſcheinen des Alba „im Gefängniß" — wahrſcheinlich aus Reminiscenz ſeines Großinquiſitors in Don Carlos — als den Gipfel dieſer Emendatio palmaria.

G. drückt ſich über das Alles höchſt gemäßigt aus, er will, obſchon gekränkt, der Freundſchaft nicht zu nahe treten; aber man müßte weder äſthetiſches noch überhaupt menſchliches Gefühl haben, wenn man über jenes Verfahren, das noch dazu mit dem Scheine Rechtens und quasi re bene gestâ auftritt, nicht indignirt ſeyn ſollte. Dem Manne iſt immer Nichts nicht recht! Schiller begriff nicht einmal die antiſtrophiſche oder ſymmetriſche Aneinanderreihung der Scenen, indem er nur die plumpen Cäſuren des niederfallenden Vorhangs, der dieſe rhythmiſche Scenenreihe in ſohergebrachte Acte ſpaltet, im Sinn und Gehör haben mochte.

Das Stück wieder in ſeiner erſten Geſtalt, mit geringer Aenderung auf die Bühne zu bringen, machte ich mit meinem Freunde Pius Alexander Wolff einen Entwurf, der G'n. keineswegs mißfiel; er blieb aber liegen durch die Gewalt der Zeitumſtände des Krieges, und den Abgang des Freundes zur Berliner Bühne. Nur Eins ſey erlaubt hinzuzufügen aus G's. Betrachtungen über den Chor.

„Im Egmont ſey die Partie des griechiſchen Chors unter die zwei Liebenden, unter Clärchen und Alba's Sohn vertheilt. Dieſe ſtellten denſelben vor; das eigentliche Volk ſey, wie gewöhnlich, ohne Theilnahme."

Engelhäuſer Abſchiedsgedicht, an den Herzog.

Dieſes in der neuſten Ausgabe in Quart [Bd. I, S. 174.] zum erſten Mal öffentlich erſchienene Gedicht erwähnt G. in der italiäniſchen Reiſe [Bd. XXVIII, S. 254] mit näherer Angabe der Zeit und der Umſtände. Auch ohne die Anſpielungen darin auf ausgegebene und eingenommene Scherze zu verſtehen, erſieht man doch daraus den guten Humor des genialen Fürſten und die heitre Aiſance, in welche Er nicht nur die ihn umgebende höhere Geſellſchaft zu verſetzen wußte, ſondern auch ein intimeres Verhältniß des Herrn zum Diener, welches dem Dichter erlaubte, unter fremdem Namen ſeine eigenen Empfindungen mitauszuſprechen, wie er es bereits in einem früheren Gedicht, in der Verkleidung eines Landmanns gethan hatte [A. in Q. Bd. I, S. 174.]

Von dergleichen hat freilich unſere Zeit und die nordiſche Welt überhaupt keinen Begriff, worin Oben und Unten ſich fortdauernd in wechſelſeitiger Spannung erhalten; worüber G. ſo wahr als einſichtig urtheilt, wenn er, das vertrauliche Leben der römiſchen, beſonders geiſtlichen Großen gegen ihre Hausgenoſſen erwähnend, (*) ſagt: „Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven gegen ihre türkiſchen

(*) S. Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 433 oder Bd. XXXVII, S. 59 f.

Herren ſich mit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten ꝛc."

Fand doch ein ähnliches Verhältniß der griechiſchen und römiſchen Hausſclaven (vernae) gegen ihre Herren ſtatt, wie aus ihren Comikern zu erſehen iſt, ſodaß jene Vertraulichkeit nur als eine Fortſetzung uralter einheimiſcher Sitte anzuſehen iſt.

Epimenides Erwachen. Auf Iffland's Anregung unternahm G. dieſes Vorſpiel ſchon im Mai 1814. Es war eigentlich nur auf einen Prolog abgeſehen, der ſich in der Arbeit zu einem ganzen Vorſpiel ausdehnte, und dieſerwegen allerlei Anſtalten und Vorbereitungen nöthig machte, welche die Aufführung des Stücks verzögerten, ja auf ein ganzes Jahr hinausſchoben. Goethe berichtet Anlaß und Inhalt in einem Aufſatz des Morgenblatts v. 1815 Nr. 75, und ſchreibt an Knebel:

„Endlich am 30. März 1815(*) iſt Epimenides in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um daſſelbige, was ſich die Deutſchen bisher ſo oft in dürrer Proſa vorgeſagt, ſymboliſch zu wiederholen, daß ſie nämlich ſoviele Jahre das Unerträgliche geduldet, ſich ſodann aber auf eine herrliche Weiſe von dieſen Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig iſt, um das Errungene zu ſchützen und zu erhalten ꝛc."

Daß ſo delicate politiſche Verhältniſſe, wie ſie hierbei zur Sprache kommen mußten, nicht anders als poetiſch,

(*) S. Zelter Nr. 20.

d. h. ſymboliſch ausgedrückt oder vielmehr nur angedeutet werden konnten, fällt in die Augen. Nicht aber hat man begriffen, oder begreifen wollen daß die gewählten Symbole höchſt ſinnreich, zugleich äſthetiſch, und in ihrer muſikaliſchen Bekleidung von catharſiſcher Wirkung ſeyn mußten.

Die getrennte Feſſelung von Glauben und Liebe, durch den Dämon der Unterdrückung iſt das Pivot des Ganzen. Z. hatte es wohl ſaiſirt, und G. belobt ihn darüber. „Daß Du die Achſe worauf mein Stück ſich herumdreht — doch wie ich hoffe ohne Knirſchen und Knarren — ſo feſtgehalten und tief empfunden, freut mich ſehr, obgleich es Deiner Natur ganz gemäß iſt. Ohne dieſen furchtbaren Knoten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieſes Exempel an Frauen ſtatuirt wird, macht die Sache läßlicher, und zieht ſie ins Gebiet der Rührung. Doch — ſetzt er hinzu — wollen wir weiter Nichts davon reden, ſondern die Wirkung den Göttern anheimſtellen." —

Dieſe Wirkung aber war nun eben weder enthuſiaſtiſcher noch reflexiver Art, vermuthlich weil die Zeichnung zu fein und „ſilberſtiftartig," und die Färbung nicht grob und grell genug ausfiel;(*) daher das Publikum wohl etwas fühlte, aber es nicht zu erkennen vermochte, „ja es raſend übel genommen haben würde, wenn es den Generalbaß wußte," wie Zelter in ſeiner Art ſich trefflich ausdrückt.

Ein Jahr ſpäter — und G. bemerkt: bei Ueberſendung des nunmehr gedruckten Stücks an Knebel: „Freilich iſt die

---

(*) bequem und vornehm hieß der Patriotismus des Dichters, weil er nicht geharniſcht auftrat und wie Goliath dem Feinde Hohn ſprach. [S. oben Band I, S. 470.]

Einwirkung einer großen politiſchen Atmoſphären-Veränderung an jedem, ſelbſt dem ſtillſten häuslichſten Barometer zu ſpüren, und eine völlig veränderte Weltanſicht waltet in jedem Gemüthe! Man weiß wahrlich nicht, woran man beſſer thut, ob ſich über die Zuſtände aufzuklären, oder ſich darüber zu verdüſtern. Ja, beides will nicht gelingen: wer ſollte ſich die Kräfte die jetzt in Bewegung ſind, und ihre Wirkungen klar machen; und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken die er bringt, auseinanderreißt. Epimenides ſelbſt würde dießmal nicht in einem heilſamen Schlummer verharren. Und ſo folgt denn hier das Werk, das vor kurzem als ich Dir's vorlas, noch ein beſſeres Anſehn hatte. Es mag denn als ein ſeltſames Document einer ſo merkwürdigen Epoche in der Geſchichte der deutſchen Poeſie ſeinen Platz einnehmen ꝛc." — —

Die Zeit iſt nicht nur das Weiſeſte, — wie ein Alter ſagt — ſondern auch das Närriſchſte. Sie macht und findet Alles zuletzt — lächerlich.

Als G. ſeinen Epimenides ſchrieb, war das eine ernſthafte und ernſte Vergleichung, wie es die Zeit ſelbſt war. Unlängſt ward in Paris ein Stück gemacht, (1830) welches die Schnelligkeit der jetzigen Revolution ſo vorſtellt, daß Jemand der ſich geſtern hingelegt hat unter dem alten Regime, heute erwacht unter ganz neuen Verhältniſſen, alles Bishergewohnte bereits abolirt und in Vergeſſenheit gebracht findet, und dagegen Unerwartetes emporgekommen ꝛc. — So iſt das ernſte Motiv ins Komiſche gewendet! — und jener Alte hätte nicht Unrecht, welcher ſagte: „Was ſind Tragödien anders als verſificirte Paſſionen ſolcher Leute, die

ſich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen." [XLIX, 118.] Aus früherem Leid wird zuletzt Lied, und das Allertragischeſte endlich ein äſthetiſches Spiel, wodurch der Geiſt erſt ſeine Freiheit beurkundet.

Epiſteln. Mit der erſten wurden S's. Horen eröffnet. Von der zweiten gab G. nur die erſte Hälfte; ihre zweite ſollte die dritte Epiſtel werden und das dritte Stück der Horen anfangen [Schill. Brfw. Nr. 35.]; es verblieb aber bei dieſen beiden, wenigſtens hat ſich kein Manuſcript weiter auffinden laſſen.

Erwin und Elmire. Erſchien zuerſt in der ältern Iris von Jacobi, Bd. II, St. 3, S. 161; dann gedruckt Frankfurt 1775, componirt von André. Auch dieſes Singſpiel nahm G. mit nach Italien und ſchrieb es um. „Ich habe geſucht dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen, und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggeſchmiſſen. Es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Geſänge worauf ſich Alles dreht, bleiben alle, wie natürlich ꝛc."

Die Arie darin: „Ein Schauſpiel für Götter ꝛc." machte G. an demſelben Abend, wo er die „Freuden Werthers" erhielt. — „Es iſt nicht zu ſagen, — ſchreibt Jacobi an Wieland — [Brfw. Bd. I, Nr. 71.] wie wenig empfindlich G. über Critik iſt.(*) Und Niederträchtigkeit, Falſchheit — o! die iſt von keiner menſchlichen Seele ferner als von der ſeinigen ꝛc."

(*) Daſſelbe rühmt auch Schiller ihm nach. S. oben Seite 375, Note (*).

Eugenie, oder die natürliche Tochter. Die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti erregten in G. die Conception der natürlichen Tochter, (d. 18. Nov. 1799.) In dem Plane den er faßte (d. 6. und 7. Decbr.) bereitete er ſich ein Gefäß, worin er alles was er ſo manches Jahr über die franzöſiſche Revolution und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte. — Er bemerkt dieſes mit Beziehung auf die früheren Stücke, den Großcophta und den Bürgergeneral, worin er dem Ungeheuren eine heitre Seite abzugewinnen geſucht hatte, welches ihm aber nicht gelingen wollen, und auch für jene Zeit noch zu früh war, indem Jahrhunderte über ſolche Ereigniſſe hingehen müſſen, ehe ſie ſich zu einer Oper oder Intriguenſtück pretiren. — Als er aber den Tancred bearbeitete, und ſeine Freunde den Vorwurf laut werden ließen, daß er ſich mit franzöſiſchen Stücken, die bei derzeitiger Geſinnung in Deutſchland nicht wohl Gunſt erlangen könnten, ſo emſig beſchäftige und nichts Eigenes vornehme, wovon er doch Manches hatte merken laſſen, rief er ſich die natürliche Tochter vor die Seele, indem das ganz ausgeführte Schema derſelben ſchon ſeit jener Zeit unter ſeinen Papieren lag. Er gedachte gelegentlich an das Weitere, verſchwieg aber aus einem auf Erfahrung geſtützten Aberglauben, daß man ein Unternehmen nicht ausſprechen dürfe, wenn es gelingen ſolle, ſelbſt ſeinem Freunde Schiller dieſe Arbeit und erſchien ihm daher untheilnehmend und thatlos. — Schiller äußerte dieſes auch in einem mehr erwähnten aber ungedruckten Briefe an Humboldt. — Der erſte Act war mit dem Schluß dieſes Jahres vollendet.

Unter allen Tumulten des Jahres 1802, in welches der

Theaterbau in Lauchſtädt, die Abfaſſung des kleinen Vorſpiels „Was wir bringen" und ſo manches Andere fällt, unterließ G. doch nicht ſeinen Liebling im Stillen zu hegen.(*) Da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig war, ſo arbeitete er am Einzelnen wo er ging und ſtand, daher die große Ausführlichkeit.

Der erſte Theil von Eugenie war geſchrieben, geſpielt und gedruckt (1803.) Das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor ihm und ſeine mehrjährige Neigung zu dieſem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen. Der zweite Theil ſollte auf dem Landgute, dem Aufenthalt Eugeniens vorgehen;(**) der dritte in der Hauptſtadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen ſchönen Augenblick würde hervorgebracht haben.

Weiter wollte der Dichter in ſeiner Berichterſtattung nicht gehen, weil er ſonſt das Ganze umſtändlich hätte vorlegen müſſen. Doch iſt das Scenario des zweiten Stücks nach ſeiner Verfügung in die A. in O. Bd. I, Abth. II, S. 279 ff. aufgenommen worden.

Von vielen Seiten her hatte er ſich der freundlichſten Aufnahme zu erfreuen, und die wohlthätigſten Zeugniſſe ge-

---

(*) Erklärbar iſt daher die Aehnlichkeit der Diction und Verſification in der Eugenie mit den poetiſchen oder verſificirten Stellen, in dem eben gedachten Vorſpiel: „Was wir bringen."

(**) Man ahndet wohl daß die ſchöne Ballade „Wanderer und Pächterin" [Bd. I, S. 218.] nicht allein um dieſe Zeit entſtanden ſey, ſondern auch in einem geheimen Bezug mit dem Stücke ſelbſt ſtehe, wie ſie denn auch auf des Dichters eigenem Landgute in Oberroßla gedichtet worden.

ſammelt. Man empfand, man dachte, man folgerte was er nur wünſchen konnte; wie er — ein ſo genügſamer Autor als wir ihn kennen — verſichert, ohne etwas von den verkehrten Urtheilen einer Frau von Staël, Caroline von Herder, eines Knebel, Paul Richter und Huber zu wiſſen oder wiſſen zu wollen. Vielmehr beſchuldigt er ſich nochmals jenes unverzeihlichen Fehlers, den er gegen ſeinen alten geprüften Aberglauben begangen. — „Der Fehler war indeſſen geſchehen, und die geliebten Scenen der Folge beſuchten ihn nur manchmal, wie unſtäte Geiſter, die wiederkehrend flehentlich nach Erlöſung ſeufzen.“ —

Daher werden alle Ermahner abſchlägig beſchieden. „Leider ſtehe es mit der Fortſetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde — ſchreibt er an Zelter [Nr. 48.]; — ja er ſey ſogar manchmal verſucht den erſten Theil zu eigentlich theatraliſchen Zwecken zu zerſtören, und aus dem Ganzen der erſt intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen.“ — Wofür ihn doch Apoll und die Muſen bewahrt haben, oder ſein richtiges Gefühl daß die Situationen, die nach der erſten Anlage vielleicht zuſehr ausgeführt ſind, nunmehr allzu ſkizzenhaft erſcheinen würden. Auf jene Beſorgniß zuſehr ausgeführter Situationen brachten ihn wohl Schiller's Bemerkungen die dieſer ihm mündlich mitzutheilen gedachte. [Nr. 881.] Denn G. äußert ſich kurz darauf an Zelter: „wie er einige Scenen verkürzen wolle, welche lang ſcheinen müſſen, ſelbſt wenn ſie vortrefflich geſpielt würden“ [Z. Nr. 29.] worin man S's. Critik zu vernehmen glaubt, die auf das Conciſe, aber mit der Schere hinarbeitete. Siehe oben Seite 429, 449, 483.

Zehn Jahre ſpäter erhält auch Falk ähnlichen Beſcheid.

„Ich wüßte nicht, wo die äußern Umſtände zur Fortſetzung oder gar zur Vollendung der Eugenie herkommen ſollten. Ich habe es meinerſeits ſehr zu bereuen von meinem alten Grundſatz abgegangen zu ſeyn. Dadurch daß ich die bloße Expoſition dieſes Gedichts habe drucken laſſen — denn für mehr kann ich das ſelbſt nicht anſprechen — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichſam im Voraus weggenommen. Die verkehrten Urtheile die ich auf dieſem Wege erfahren konnte, mußten denn auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin ſelber ſo völlig von dieſer Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch ſogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerſtören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeſchickte Art fortſetzt." —

Falk will nun, um G's. Mißmuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu ihm von dieſer Tragödie geſagt hatte, mit deſſen eigenen Worten angeführt haben, die aber keineswegs mit denen übereinſtimmen, welche er ſelbſt und ſeine Gattin an Knebel ſchreiben. Entweder hat Falk, der dieſes Geſpräch am Begräbnißtage Wieland's, d. i. den 25. Januar 1813 aufgeſetzt hat [S. 151.] ſich der ehemaligen Worte Herder's, die er nur in der Zeit zwiſchen dem 2. April und 18. Decbr. 1803 geäußert haben konnte,(*) nicht mehr genau erinnert, auch vielleicht in guter Meinung verſchönert; oder Herders gehörten zu denen, die aus Einem Munde kalt und warm zugleich hervorgehen laſſen. Genug G. war doch ſelbſt durch Herder's Betragen bei ſeinem letzten Beſuch [S.

(*) An jenem wurde Eugenie zum erſten Mal in Weimar aufgeführt, an letzterem ſtarb Herder.

oben Band I, S. 307.] ſo zurückgeſtoßen worden, daß die präfracte Art, womit G. das Geſpräch mit Falken ſchließt: „es ſey nun für beide zu ſpät. Er werde dieſes Gedicht ſo wenig vollenden, als es Herder jemals leſen werde" — ſich nun wohl erklären und begreifen läßt.

Indeſſen war durch die vieljährige Richtung die ſein Geiſt gegen die franzöſiſche Revolution, vermöge der Gegenſtändlichkeit ſeines Denkens, zu nehmen genöthigt ward, um das Schrecklichſte aller Ereigniſſe in ſeinen Urſachen und Folgen dichteriſch zu gewältigen, der Eindruck bei ihm ſo tief gewurzelt, daß er immer noch an die Fortſetzung der natürlichen Tochter dachte, ſie in Gedanken ausbildete, ohne den Muth ſich im Einzelnen der Ausführung zu widmen, wie er noch im Jahre 1823 geſtehen mochte. Aber im Jahre 1831 darf er gar nicht daran denken, denn wie wollte er ſich das Ungeheure, das da gerade bevorſtehe, wieder ins Gedächtniß rufen?" [Z. Nr. 813.] —

Und ſo iſt denn ein Drama, das in Abſicht auf ſymboliſche Behandlung im Styl und Sinne der Alten, ein Muſter geworden wäre, ein Torſo geblieben, den die Folgezeit wohl nicht fortſetzen oder vielmehr nicht vollenden dürfte.

Euphroſyne, eine Elegie „die ſich unter ihren Geſchwiſtern ſehen laſſen darf," ſchrieb G. zu Ehren und Andenken einer jungen liebenswürdigen Schauſpielerin Chriſtiana Becker, die er von ihrer Kindheit an wie ein Vater geliebt, deren vorzügliche Anlagen zur theatraliſchen Kunſt er ſorgfältig ausgebildet hatte, als ſie in der Blüthe ihrer Jahre der Kunſt wie dem Leben zugleich entriſſen ward, den 22. Sept. 1797.

Die Nachricht von ihrem Dahinſcheiden traf ihn auf ſeiner Reiſe mit H. Meyer in der Schweiz, und ſo iſt die Vorſtellung im Gedicht, daß ihr Bild ihm als geiſtige Viſion auf der Höhe der Alpen erſcheint, Wahrheit und Dichtung zugleich.

Geendigt und abgeſchloſſen ward die Elegie erſt den 13. Juni 1798 und Schillern zur Aufnahme in den Almanach von 1799 übergeben. Dieſer wünſchte zugleich etwas Gebildetes auf ſie bezüglich voranzuſetzen, und G. forderte daher Meyern auf, die von ihm zu einem Denkmal entworfene Skizze für einen Kupferſtich ins Reine zu zeichnen. Die Zeichnung kam zwar nicht vor den Almanach, doch wurde nach ihr von dem Bildhauer Döll das ſteinerne Monument ausgeführt, das gegenwärtig eine Hauptzierde und den intereſſanteſten Augpunct im Garten der Weimariſchen Erholungsgeſellſchaft bildet, indem es ein vierfaches Andenken ſtill und würdig der Mit= und Nachwelt vor Augen bringt.

Eine treue Lithographiſche Abbildung nebſt Beſchreibung, zugleich mit ausführlichen und authentiſchen Nachrichten über Leben, Character und Leiſtungen der gefeierten Künſtlerin, liefert eine kleine Schrift: Euphroſyne. Leben und Denkmal verfaßt von Theodor Musculus, einem jungen Manne, der ſich auch um die letzten Ausgaben der Goethe'ſchen Werke mehrfaches Verdienſt erworben, durch ſorgfältige Vergleichung des Textes nach den verſchiedenen Editionen, durch genaue Berichtigung der Schreib= und Druckfehler, hauptſächlich aber durch ein fleißig ausgearbeitetes Inhalts= und Namensverzeichniß über des Dichters ſämmtliche Werke.

G. war ſehr erfreut, „daß ſeinem Freunde Knebel, in ſchneebedeckter Jahreszeit, dieſe Euphroſyne als eine freundliche Natur- und Kunſtblume entgegen geleuchtet habe. Ein ſolcher Beifall ſey ſehr belohnend; der öffentliche, wie K. ganz richtig bemerke, mehr für den Verleger als für den Autor wünſchenswerth." [G. an Knebel, den 14. Januar 1799.] Was das übrige Publicum dazu geſagt oder gemeint hat, weiß ich nicht, wahrſcheinlich doch daſſelbe was man unlängſt über das Gedicht auf Miedings Tod urtheilte: „es ſey nicht zu begreifen wie G. einen ſo obſcuren Mann habe celebriren können." — Denn die Publicums ſind ſich zu allen Zeiten gleich.

Farbenlehre, zur, wie der Titel beſcheiden und anſpruchlos lautet, um nur als Materialien anzugeben, was Andere geradezu Farbenlehre oder gar Syſtem oder Lehr-Gebäude genannt haben würden. Seine erſte Speculation über Farben machte G. in Italien, [S. oben S. 320.] wie er von Rom aus ſchreibt. [Bd. XXIX, S. 295.] Von ſeinem weitern Fortſchreiten darin, durch Beobachten und Experimentiren, an allen Orten und Enden, zu allen Zeiten und Stunden [S. oben 337.]; durch Aufzeichnen, Ordnen und Schematiſiren der Phänomene, ſo allein als mit methodiſcher Beihülfe Schiller's, iſt bereits in dem Vorigen [Seite 379.] die Rede geweſen. Die Verarbeitung des mannigfaltigen ungeheuren Stoffes aber zu einem großen Werke beginnt erſt mit 1806 und dauert, mit Unterbrechung durch andere literariſche Arbeiten, durch Krankheit und Reiſen, bis in das Jahr 1810; bei welchen Zuſtänden und Beſchäftigungen ich ihm, wie er nach ſeiner dankbaren Art mir das

Zeugniß öffentlich ausſtellt, mehrfach beithätig ward; worüber mir ein Wort zu ſagen erlaubt ſeyn möge.

Von der Natur mit dem Sinn für Form und Farbe begabt, von Kindheit an mit Zeichnen und Malen aus Trieb und Luſt beſchäftigt, bis zu meinen academiſchen Jahren, erſchien ich wenigſtens kein blödes und ſtummes Werkzeug, das unverſtändlich und theilnahmlos G's. Ideen nur mechaniſch auf das Papier zu fixiren wußte. Ich nahm den lebhafteſten und freudigſten Antheil an der Sache und ihrer Behandlung. Ich achtete auf alle Erſcheinungen der Farben, ſtellte Verſuche an, dachte mir Vorrichtungen aus, benutzte ſie zu allerlei Schematismen; ja ich wählte mir die Grundbedingung Licht und Schatten zu neuen Verſuchen, und arbeitete über die paroptiſchen Farben an einem kleinen Aufſatze, und zwar kurz vor der ſchrecklichen Cataſtrophe die uns mit einem Mal alles Lichts der Sonne wie des Lebens zu berauben und in das Dunkel des Todes zu ſtürzen drohte — der Schlacht von Jena und der Plünderung Weimars.

G. zwiefach mit Verluſt bedroht, des leiblichen Lebens, in der oben beſchriebenen Scene, [Band I, S. 369.] des geiſtigen, in der Vernichtung ſeiner ſchriftlichen Materialien, in denen ſein früheres dem ſchönſten Inhalt nach aufbewahrt ruhte, aus denen ein künftiges mit Vergnügen und Nutzen unterhalten werden mochte, war allerdings bekümmert; und nur dumme Gefühlloſigkeit und boshafte Neidſucht kann es ihm verargen wenn er geſteht „daß die Furcht ſeine Papiere zu verlieren, ihm die peinlichſte war.“ [Z. Nr. 98.] Dem Tod in die Augen zu ſehen hatte er gelernt bei Valmy und vor Mainz; dieſer erſchütterte ihn weniger als ein verarmtes zweckberaubtes Leben.

Von dieſer Zeit an arbeitete G. zum Druck fort was nur gehen wollte; ich beſorgte Reinſchrift und Correctur, machte den kleinen Aufſatz über Farbenbenennungen bei den Alten, und am Schluß die beiden Regiſter. Durch oben gedachte Unterbrechungen aber zog ſich der Druck hin bis 1810; wo G. dieſe lange Lebensluſt und Laſt endlich los-ward, von wenigen theilnehmenden Freunden in dem Verdienſt ſeiner Leiſtungen anerkannt und belobt, von den Gelehrten ignorirt oder negirt, welches auf Eins hinausläuft, von der größern Menge daher weder zu Geſicht noch zu Gehör genommen und für ſie ſo gut als nicht vorhanden; wiewohl hie und da Einer etwas davon erfahrend, ſich das zueignete was in ſeinen Kram taugte, ohne den auch nur zu nennen, dem er es zu verdanken hatte. Doch darf man ſich darüber in Deutſchland nicht verwundern: „es gehört mit dazu;" und G. ſelbſt war darüber ruhig und im Klaren, wie er nicht nur an Zelter [Nr. 269.] ſondern ſchon 1795 an Schiller [Nr. 130.] ſchrieb: „daß man im Literariſchen jenem Sämann, der nur ſäete ohne viel zu fragen wohin es fiel, nachahmen ſoll;" desgleichen [Nr. 525.]: „wer nicht wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen was davon und wo es aufgeht, der muß ſich mit dem Publico gar nicht abgeben;" und endlich als Xenie: „Ins Waſſer wirf deine Kuchen, wer weiß wer ſie genießt." [V, 124.]

Fauſt. Von dieſem **A** und **O** aller Goethe'ſchen Dichtungen wäre Viel und Wenig zu ſagen; jenes, wenn es darauf ankäme, Werth, Würde, Bedeutung und Verdienſt des Gedichts im Einzelnen auseinanderzuſetzen, welches alles

jedoch im Stillen zu fühlen, zu ahnden, und allmählig deutlicher zu erkennen und auszuſprechen einem Jeden in der Vorausſetzung überlaſſen bleibe, daß Herz und Kopf in Gemeinſchaft die Betrachtung anzuſtellen und ſich gegenſeitig zu belehren und einander nachzuhelfen geſonnen ſind. Dieſe werden dann täglich mehr entdecken und ausfinden, wie ihr eigenes Leben und Denken vorſchreitet: denn freilich muß man alt werden, um den Teufel der alt iſt, zu verſtehen. Wenig dagegen iſt zu ſagen, wenn es gilt brutale Abſprechungen und albeꝛne Vorausſetzungen niederzuſchlagen.

Das proton pseudos aller deutſchen Critik iſt: von einem Dichter zu verlangen, er ſolle machen und gemacht haben, was ſie ſich einbildet und wie ſie ſich's denkt daß es gemacht werden müſſe. Sie nimmt den Eingang in ſein Gebäude nicht durch die Thüre die er dazu gelaſſen hat, ſondern ſucht ihn daneben, durchs Fenſter oder gar von oben zum Dache herein beizukommen.

Die Fauſtſage iſt kein Dogma, weder theologiſches noch philoſophiſches; ſie iſt ein Mythus, d. h. ein als geſchichtliches Factum vorgetragenes Aperçu über des Menſchen ſinnliche und geiſtige, alſo zwiefache Natur und ihren Conflict, dargeſtellt in einer Perſönlichkeit und alſo concretiſirt, ja individualiſirt. Er findet ſich daher auch in andern Zeiten und bei andern Nationen, nur in anderer Art und Form. In der deutſchen Auffaſſung erſcheint dieſer Mythus, nach der ganzen Rohheit einer barbariſchen Zeit, als ein chriſtlich-poſitiv-religiös Gedachtes, und mit der völligen Dunkelheit, Härte und Strenge einer kirchlichen Orthodoxie behandelt. Dieſe Auffaſſung durchaus beizubehalten, noch weiter auszuſpinnen, und mit mannigfaltigern und raffinir-

teren Motiven, — etwa mit ein paar Todſünden u. dergl. mehr — die am Weſentlichen des ganzen Verhältniſſes doch Nichts ändern, auszuſtaffiren, will ſich weder für unſre Zeit geziemen, noch iſt ſie einem ſelbſtſtändigen Dichter anzumuthen.

Steht es ja doch einem jeden Dichter frei, die poetiſchen Traditionen nach ſeinen Zwecken und ſeiner Denkweiſe umzuformen; und haben das nicht ſchon die alten dramatiſchen Dichter der Griechen gethan, und thun es die modernen Deutſchen etwa weniger, wenn ſie die alten derben, tüchtigen, aber holzſchnittartigen Mährchen in zarte, ſchwächliche, aber ſauber in Stahl geſtochene Novellchen verwandeln, und ſo das eigentlich barbariſch Große, in ein humanes zierliches Damen- und Taſchenformat zu bringen wiſſen.

Es iſt daher eine harte Rede zu ſagen: „G. habe die Fauſtſage nicht verſtanden, und ſey nicht in den Volksſinn derſelben eingedrungen."

Was das Volk in Maſſe ſinnt und denkt iſt immer ein ſehr Dunkles, und es wäre zu wünſchen, daß etwas mehr Licht in die Köpfe dränge, welches doch nur von einzelnen Geiſtern, die wie Sterne an dem finſtern Nachthimmel hervorbrechen, ausgehen kann. Auch dieſe Volksſage iſt nicht die Erfindung des Volks, — dem man jetzt Alles zu Liebe ſagt und thut mit demagogiſcher Demokolakie — ſondern eines ſpeculativen Kopfes, der vom Stein der Weiſen und ſeinem gefährlichen Beſitz einige Kenntniß hatte, aber freilich das Räthſel nicht zu löſen vermochte.

Der Fauſt der Volksſage iſt demnach nur der Kern, der vegetabiliſche Embryo, der in einen günſtigern Boden gelegt, in wärmerem Klima, von Sonne, Mond und allen

Geſtirnen gezeitigt, ſich in eine weit edlere Pflanze, mit ſchönerer Blume, in den Fauſt unſeres Dichters metamorphoſirte, wennauch die Cotyledonen und untern Stengelblätter die urſprüngliche Herkunft und Heimath nicht verläugnen.

Der Fauſt als mythiſche Perſon mußte in dem Fauſt des Dichters durch Geneſe und Epigeneſe den Weg einer langen und großen Umwandlung machen, und der zweite Theil ein anderer werden, weil er auch erſt gelebt werden mußte, d. h. im Fortſchritt des Lebens ſich erſt entwickeln konnte.

„Wie es ſchon ein ander Ding war — bemerkt G. — das Stück 1788 ausſchreiben, als 1773;" ſo war es noch mehr ein anderes nah am Ausgang des Lebens 1827—1831.

„Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf [XLIX, 17.], welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wären." [Z. Nr. 727.]

„Der zweite Theil ſollte und konnte nicht ſo fragmentariſch ſeyn als der erſte. Der Verſtand hat mehr Forderungen daran, als an den erſten, und in dieſem Sinne mußte dem vernünftigen Leſer entgegen gearbeitet werden."

„Die Fabel mußte ſich dem Ideellen nähern und zuletzt darein entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen."

„Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantaſtiſche Irrthümer, in welche der arme Menſch ſich edler, würdiger, höher, als im erſten gemeinen Theile geſchieht, verlieren durfte."

„Die Behandlung mußte aus dem Specifiſchen mehr in das Generiſche gehen: denn Specification und Varietät gehören der Jugend an.“ (*)

Tizian, der große Coloriſt, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher ſo concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in Abſtracto, z. B. den Sammet nur als Idee davon: eine Anecdote die G. mir mehrmals mit Beziehung auf ſich erzählte.

So ſind denn freilich einzelne, aber nicht gerade ſehr weſentliche, Partien nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet; aber das worauf es ankam, „der Sinn und die Idee des Ganzen wird ſich dem vernünftigen Leſer entgegenbringen, wenn ihm auch an Uebergängen zu ſuppliren genug übrig bleibt.“

„Schon lange wußte der Dichter was und wie er es wollte und arbeitete daran nach Luſt und Laune, wie ihn ein Motiv vor dem andern anzog. Nun ward aber das Ausfüllen gewiſſer Lücken ſowohl für hiſtoriſche als äſthetiſche Stetigkeit nöthig. Der Dichter ſetzte es ſo lange fort, bis er endlich für räthlich hielt auszurufen:

„Schließet den Wäſſerungscanal, genugſam tranken die Wieſen“ und nun (1831) faßte er ſich ein Herz das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geſchoben ſind, zu verſiegeln, damit er nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Verſuchung käme.“

(*) Eine Bemerkung, welche ſich diejenigen merken ſollten, die ihm ewig ſein Alter und Mangel an Productivität vorwerfen, ohne doch ſelber eine producible Productivität produciren zu können, wie — die Herren A. B. C. u. ſ. w. bis Z.

„Da ſtehe es nun — ſchreibt er an einen Freund — wie es auch gerathen ſey, und wenn es noch Probleme genug enthalte, und keineswegs jede Aufklärung darbiete, ſo werde es doch gewiß denjenigen erfreuen, der ſich auf Miene, Wink und leiſe Hindeutung verſtehe; dieſer werde ſogar mehr finden als der Dichter geben konnte."

Was nun aber die dem Dichter verargte Symbolik und Allegorie betrifft, ſo ſcheinen die Tadler über die Naturnothwendigkeit dieſer Mittel keineswegs im Klaren zu ſeyn.

„Begriffe ſprachlich zu perſonificiren — ſagt ein Philoſoph — iſt theoretiſche Nothwendigkeit, und was einmal theoretiſche Nothwendigkeit für den Menſchen iſt, das verwirklicht er auch äußerlich unwillkührlich als eine reale Geſtalt."

„Gutes und Böſes werden ſo perſonificirt zu Gott und Teufel, zu practiſcher Realität und Autorität in Geſtalt, zu ſinnlicher Wahrheit in hiſtoriſche Facta." —

Begriffe in Intuitionen (Anſchauungen) überſetzen, Gedanken in Gefühle verwandeln iſt des Dichters Sache, wie wir oben ſahen.

Verhältnißbegriffe, wie Antik und Modern, wie Claſſicismus und Romanticismus konnten nicht glücklicher als durch Helena, Schönheit als Princip der alten Kunſt, und durch Fauſt, romantiſches Weſen in ſeinen verſchiedenen Ingredienzien, Religion und Ritterthum, Feudalität und Frauendienſt, Scholaſtik und Magie, perſonificirt ſymboliſch zur Anſchauung gebracht werden.

Wenn Poeten und Bildner Ideen und Begriffe ausdrücken wollen, ſo müſſen ſie zu Symbolen und Allegorien greifen.

In die durch das Mährchen gegebene rohe, gemeinſinnliche Vorſtellung von einem Beilager des Fauſt mit der Helena, die äſthetiſche reine höhere Idee einer Vereinigung des antiken und modernen Kunſtgeiſtes, des Claſſiſchen und Romantiſchen zu legen, (*) ſie nicht blos ſinnbildlich anzudeuten, ſondern ſie thatſächlich auszuführen, durch ein phantasmagoriſches Drama, in Form und Character beider Kunſtarten, und alſo das was in dem Mährchen eine wüſte Todſünde war, in eine geiſtreiche hiſtoriſche Allegorie zu verwandeln, und darin zugleich ſeine eigene leidenſchaftliche Tendenz zur Antike, die ihn nach Italien, dieſer zweiten Unterwelt des Alterthums, führte, mit abzuſpiegeln — man wird endlich geſtehen müſſen: dieſes ſey eine ſo geniale Erfindung, daß ſie allein ſchon dem Gedicht einen eigenthümlichen ſelbſtſtändigen Werth verleihen müßte, und nun bildet ſie obenein den Gipfel von dem aus ſich erſt die rechte Ausſicht über das Ganze zeigt, da er nach allen Puncten hinſchaut und von allen Puncten geſehen wird.

Das punctum saliens, auch im Leben des Dichters, iſt die Liebe zur Kunſt, und dieſe Vermittlerin des Höchſten dürfte ihn wohl zuletzt auch dem Höchſten näher bringen, wenn er erſt auf jenem geiſtigen Montſerrat zu Glück und Ruhe gelangt iſt.

Aber auch des Dichters weitere Lebensſchickſale, ſeine Naturſtudien und Feldzüge, künden ſich mit an, in dem Wiedererſcheinen des Fauſt auf dem Hochgebirg, in deſſen

(*) „Sie ſey zur Schlichtung eines Streits gedacht, und es ſey Zeit daß der leidenſchaftliche Zwieſpalt zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich endlich verſöhne," ſchreibt er an Zelter Nr. 497, d. 3. Juni 1826, und an von Humboldt d. 22. Octbr. 1826.

Theilnahme an den Scenen des Kriegs und der Schlacht des Kaiſers und Gegenkaiſers. Selbſt der zur Wolkengeſtalt gewordene Schleier der Helena, den Fauſt über dem Gebirge zu ſehen meint, iſt das Wölkchen von Poeſie, das dem Dichter bei ſeiner Rückkunft nach Deutſchland über jener Gegend ſchweben blieb, und Herz und Sinn „das Beſte ſeines Innern,“ dahinzog.

Mit großem Verſtand und ſymboliſirender Kunſt ſind alle die folgenden Kriegs-Erſcheinungen nur ſchattenhaft und geſpenſtiſch vorgeſtellt und gehalten. Wer möchte auch hier ein ganzes ausgedehntes klares Schlachtgemälde von dem Dichter verlangen, da hier ſogar der bildende Künſtler, der Maler, nur Abbreviaturen und Skizzen liefern kann. Das Myſteriöſe in dem ganzen Vorgang iſt der Wirklichkeit abgeſehen, da Sinn und Abſicht der Manöver, außer dem Heerführer, nur Wenigen und nicht einmal in extenso; Ausgang und Erfolg aber Niemandem bekannt ſind, weil die Dämonen des Zufalls ſich die Entſcheidung vorbehalten. Auch würde eine größere Annäherung an das Reale, da wo man es nicht verlangt, nur für eine ſatyriſche Parodie geſchichtlicher Vorfälle angeſehen werden, da kein Dichter etwas ſchlimmer erfinden kann, als es nicht bereits in der Wirklichkeit vorgekommen iſt. Mit jenen drei Figuren, der drei auftretenden Gewaltigen: Raufebold, Habebald, Haltefeſt, kann man jeden Krieg wie mit der Chiffer eines Monogramms abbrevirt ſymboliſiren, und damit war es hier genug.

Das magiſche Trugſpiel, daß Heereszüge von einem Gebirg herabziehend für herabſtürzende Bergwaſſer angeſehen werden, erinnert an das Phänomen „des blinkenden Waffen-

fluſſes" in der Champagne [XXX, 60.] und iſt ganz das Bild, welches die italiäniſchen Geſchichtſchreiber brauchen, wenn ſie das was ſie die deutſche Furia nennen, mit einer plötzlichen Fluth von den Bergen, mit herabſtürzenden Waldwaſſern vergleichen. (*)

So erkennt man auch in Fauſts Anlage der Hafenſtadt an der dem Meere abgerungenen Küſte, die Aehnlichkeit mit der Localität Venedigs, und das Intereſſe das der Dichter daran nahm, indem er ſo gern nach Venedig blickte, auf jenes große Daſeyn, dem Schooße des Meeres entſtiegen, wie Pallas dem Haupte Jupiters, das ihm in frühester Jugend in Bildern und Erzählungen vorſchwebte, bis er endlich ſelbſt nach dem Schluſſe des Schickſals, in die Lagunen einfahren und dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik, betreten ſollte. [S. oben Seite 212.]

Um endlich noch ein Wort von den räthſelhaften Müttern zu ſagen, ſo ſind ſie freilich weder mythologiſche noch ſonſt allegoriſche Weſen, und daher nicht auf einen einfachen Begriff zurückzubringen, aber was ſie heißen, das gelten ſie auch, Elemente woraus Körperliches wie Geiſtiges entſteht und hervorgeht; alſo zwar wohl Natur-, aber auch Geiſteselemente, aus welchen Ideen, Gedanken, Gebilde der Phantaſie, gleich Demokrit's Idolen im Organ, ſo in der Einbildungskraft zurückgebliebene Schein- und Nachbilder alles Wirklichen, traumartig ſich entwickeln, geſtalten und umgeſtalten wie im Kaleidoſcop, und durch die Beſonnen-

(*) S. Ranke: Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker, Seite 358.

heit des dichtenden Genies feſtgehalten als Künſtlergebilde ans Licht treten.

Die Einſamkeit nur iſt das Atelier, in welchem dieſe Studien den Genius umſchweben, aus dieſer Traum- und Zauberſphäre gewinnt er die Idee der Schönheit in Geſtalt der Helena, und um dieſe in die ſichtbare Gegenwart heraufzubeſchwören verſinkt er in die Unterwelt. — Den ganzen Proceß einer ſolchen Dichterreverie ſchildert er uns in einer der bedeutungsvollſten Scenen der Pandora, in dem Monolog des Epimetheus. [Bd. XL. S. 379.]

Ein Mehreres noch über den Schluß des Gedichts, der nothwendig in unſerer Zeit ſo und nicht anders ausgehen mußte, zu ſagen, würde zu weit führen. Genug das Gedicht hat ſich im Fortſchritt ebenſo geläutert und idealiſirt, wie der Verfaſſer, und nur ein bigotter Thor könnte verlangen, es ſollte mit der „hiſtoriſchen Vernunft" als womit das Volksmährchen anfängt, d. h. mit der kirchlichen Vorſtellung, wie ſie aus dem Buch Hiob genommen iſt, auch geſchloſſen werden, und der Herr mit ſeinen himmliſchen Heerſchaaren nochmals erſcheinen. Auf einem Marionetten-Theater möchte das allerdings practikabel wie zuläßig ſeyn und obendrein recht volksmäßig erbaulich.

Gaſtmal der Weiſen, oder die Weiſen und die Leut'. Lange Zeit ſecretirte G. dieſes Gedicht und wollte es ſogar ſeinem Freunde Zelter nicht abſchriftlich zur Compoſition mittheilen. „Wenn es bekannt würde — meint er — ſo müßte es gewiſſe Individuen ſehr tief verletzen, und die Welt ſey denn doch nicht werth, daß man ſich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe." [Z. Nr. 225, S. 181.]

Es iſt zu bedauern, daß G's. oft zu ängſtliche Discretion, die ihm doch Nichts geholfen, uns die nähere Kenntniß deſſen vorenthält, was er doch mitzutheilen Luſt hat und gern ſähe wenn es verſtanden und genoſſen würde.

Die albernen Philiſterfragen, die hier von den Leuten gethan und von den Weiſen perſiflirt werden — da Ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten im Stande ſind — mögen freilich gewiſſen Individuen vorzugsweiſe angehören, wie denn jede Narrheit ihren beſonderen Liebhaber und Eigenthümer hat; aber dieſer bekennt ſich meiſtens nicht dazu, und wenn er nur nicht namentlich aufgerufen wird, ſo glaubt er nicht, daß es ihn mit angehe. Allein man hat doch dieſe und ähnliche Fragen ſchon längſt in ältern und neueren, zumal moraliſchen und popularphiloſophiſchen Schriften geleſen, ſodaß ſie gar nicht mehr als individuelle, ſondern als allgemein auf einer gewiſſen Culturſtufe vorkommende Aporeme zu betrachten ſind.

Da es nun nur allgemeine Fehler und Unarten des Geſchlechts ſind, welche auf ſeine Art d. h. mit gutem Humor zu rügen der Dichter Fug und Recht hat, ſogut wie der Prediger auf die ſeinige; ſo hätte das Gedicht für Einzelne nicht verletzender gewirkt als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz, wäre es auch früher bekannt geworden. Es muß alſo G. noch andre und beſondre Urſachen und Gründe gehabt haben, damit ſo zurückhaltend zu ſeyn; ſie ſind mir aber nicht zur Kenntniß gekommen.

Wenn aber die Fragenden ſich anonym im großen Haufen verlieren mögen; ſo mußten doch die Beſcheidgebenden durch Perſönlichkeit und Namen ſich auszeichnen, und da dieſe nicht aus der Gegenwart genommen werden durften,

um nicht anzüglich zu werden und irgend Wen zu compromittiren: ſo war kein anderer Ausweg, als ins Alterthum zu gehen und Stellvertreter aus den wiſſenſchaftlichen Gebieten oder Bereichen, in welche die Fragen zu gehören ſchienen, auszuwählen. G. übertrug mir dieſes Geſchäft [Z. Nr. 215.], und ich habe geſucht mich ſo gut aus der Sache zu ziehen als mir möglich war. Da alle Verſtorbenen gleich verſtorben ſind, d. h. Einer nicht mehr todt als der Andere, ſo gelten ſie, als in einer Vergangenheit befangen, für gleichzeitig und ſo können Epimenides, der bereits angegeben war, wie auch Pelagius, ſich recht wohl mit den übrigen Collegen behaben und begehen: wie ja ſchon jede deutſche Academie, wo alte und neue Philoſophie zugleich und nebeneinander gelehrt wird, ſattſam ausweiſt.

Glocke, die wandelnde. [Band I, S. 224.] Dieſe naiv-anmuthige Dichtung iſt ein Beleg zu G's. oft beſprochener Gabe, Ereigniſſe, Vorfälle, Anecdoten des Tags zu benutzen und ſie in ſeine Dichtungen zu verweben, oder zu einem ſelbſtſtändigen Poem auszubilden. Das Ganze beruht auf einem Scherz und Spaß, den ſein Sohn und ich gemeinſam mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, der des Sonntags vor der Kirchzeit uns beſuchend, bei beginnendem Geläute, beſonders der durchſchlagenden großen Glocke, ſich einigermaßen zu fürchten ſchien. Nun machten wir ihm weis, die Glocke ſteige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt und könne ſich leicht über ihn herſtülpen, wenn er ſich draußen blicken laſſe. Dieſe wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor- und ſcherzreiche Auguſt mit einem aufgeſpannten Regenſchirm dem Kinde vor und brachte es dadurch wonicht zum Glau-

ben, doch zur Vorſtellung einer Möglichkeit der Sache. Wir erzählten G'n. davon, der aus dieſer Poſſe weiter Nichts zu machen ſchien. Nach langen Jahren überraſchte er mich durch Zuſendung jenes Gedichts, das aus einer kindiſchen Fabelei, eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte. Es war im Jahr 1813, ſeiner Hegire von Weimar nach Teplitz, wo er auch den getreuen Eckart und den Todtentanz dichtete. Man vergleiche was ich oben Band I, S. 397 von dem Gedicht „Pfaffenſpiel" bemerkt habe.

Goetz von Berlichingen. Die umſtändliche Erzählung der Entſtehung und Schickſale dieſes National-Drama's, das der Stammvater aller deutſchen Ritterſtücke geworden und für die neulichſt deſiderirte Deutſchheit und den gewünſchten Patriotismus den vollgültigſten Adelsbrief aufweiſt, giebt G. ſelbſt in ſeiner Biographie Band XXVI, 123. 136. 199 ff. desgl. XLVIII, 73. Von ſeiner ſpätern Umarbeitung, ihrem Gelingen oder Mißlingen und des Verf. Urtheil darüber iſt oben Seite 500 u. f. die Rede geweſen, weshalb hier nichts weiter davon zu ſagen bleibt, als etwa noch auf die kurze aber poetiſche Schilderung ſeines Inhalts in dem Maskenzuge von 1818, in Band IV, S. 49 oder A. in O. I, I, 164 aufmerkſam zu machen.

Groß-Cophta. Daß dieſes Stück urſprünglich auf eine Oper angelegt war, und daß G. beſſer gethan hätte dieſe auszuarbeiten als jenes, ſagt er ſelber an zwei Hauptſtellen [Bd. XXX, 266—271; it. XXXI, 11.] Denn die Oper macht durch die Gewalt der Muſik, daß auch nicht ſehr ſittliche Gegenſtände in rhythmiſcher Tonbekleidung äſthetiſcher empfunden werden, als in proſaiſcher Nacktheit, und Schil-

ler ſagt ganz richtig: „die Oper ſtimme durch die Macht der Muſik und durch eine freiere harmoniſche Reizung das Gemüth zu einer ſchöneren Empfängniß ꝛc." [Nr. 397, a.]

Wie nun aber G. auf dieſen widerſpenſtigſten aller Stoffe gekommen, wie dieſer, obgleich in der Behandlung verfehlt, dennoch die Wurzel einer ganzen Reihe dramatiſcher wie epiſcher Erzeugniſſe geworden, darüber belehrt uns G. gleichfalls an mehreren Orten. Das kurze Reſumé davon iſt dieſes:

Die berüchtigte Halsbandgeſchichte erſchreckte ihn ſchon im Jahre 1785, wie das Haupt der Gorgone. Sein ahnungsvoller Prophetengeiſt ſah durch dieſes unerhört frevelhafte Beginnen bereits die Würde der Majeſtät untergraben, ſchon im Voraus vernichtet, und alle Folgeſchritte von dieſer Zeit an beſtätigten leider allzuſehr die furchtbaren Ahnungen.

Er trug ſie nach Italien und brachte ſie noch geſchärfter zurück. Wie oft man ihm auch den Vorwurf machte: er lege gar zuviel Werth und Gewicht auf dieſes oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen in der Natur; ſo ließ er ſich doch nicht irren: er fühlte wohl daß er ſich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, vonwoaus Manches zu erwarten, auch wohl zu thun ſeyn möchte. (*) Auch hatte er durch viele Jahre her die Betrügereien kühner Phantaſten und abſichtlicher Schwärmer zu verwünſchen Gelegenheit gehabt, und ſich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menſchen bei ſolchen frechen Zudringlich-

(*) Man könnte G'n. einen moraliſch-politiſchen Campetti nennen, und ſein Ahndungsvermögen einen geiſtigen Siderismus.

keiten mit Widerwillen verwundert.(*) Nun lagen die directen und indirecten Folgen ſolcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majeſtät vor ihm, alle zuſammen wirkſam genug den ſchönſten Thron der Welt zu erſchüttern.

Um ſich aber einigen Troſt und Unterhaltung zu verſchaffen, ſuchte er dieſem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen, und da ſich ihm, in der Form der komiſchen Oper, die er in Italien näher zu ſtudiren Gelegenheit fand, bereits eine der vorzüglichſten dramatiſchen Darſtellungsweiſen empfohlen hatte, die auch ernſteren Gegenſtänden nicht fremd ſchien: ſo bearbeitete er den Gegenſtand rhythmiſch und verabredete mit Reichard die Compoſition. Von dieſer aber wurde, außer den Anlagen zu einigen Baßarien,(**) nichts weiter bekannt: denn die Scene des Geiſterſehens in der Cryſtallkugel vor dem ſchlafend weiſſagenden Cophta, die als blendendes Final glänzen ſollte, kam nicht zu Stande. Kein froher Geiſt waltete über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, ſchrieb G. ein proſaiſches Stück, zu deſſen Hauptfiguren ſich wirklich analoge Geſtalten in der neuen Schauſpielergeſellſchaft vorfanden, die denn auch in der ſorgfältigſten Aufführung das Ihrige leiſteten.

Allein das Stück wurde ebenſowenig in Weimar als auswärts günſtig aufgenommen; ja ſeine Freunde in der

---

(*) Man erinnere ſich der Figuren, die er im Pater Brey, im Satyros u. a. m. durchnimmt und gedenke der Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen die damals an deutſchen und ausländiſchen Höfen ihr Glück machten.

(**) Als „Cophtiſches Lied,“ Bd. I, S. 143 und „Ein Andres“ S. 144.

Nähe wie in der Ferne waren gerade am wenigſten davon erbaut: in Weimar fehlte es nicht an Verſtimmung und Tadel, und bei ſeinem nachherigen Beſuch in Pempelfort bei Jacobi und der Fürſtin Gallitzin merkte er bald daß er die Freunde ſogar verletzt hatte. Auch ohne daß er es ſelbſt ſagte, würde man es aus den Briefen Forſter's an Jacobi und Heyne abnehmen, worin ſie ſich nicht ſehr freundlich erweiſen, vielmehr auf eine Weiſe ausſprechen, die weder ihrem Verſtande noch ihrer Freundſchaft Ehre macht. Da G. in ſeiner Apologie in der Parabel „Künſtlers Fug und Recht“ [II, 199.], nur allgemein des Tadels gedenkt, den „manch Freundespaar“ ihm machte, ſo iſt es wohl nöthig zur Characteriſtik ihrer Geſinnung, wie zur Belobung ſeines Benehmens jene Briefſtellen mit ihren eigenen Worten anzuführen. (*)

(*) „Goethe ſchickte mir ſeinen Groß-Cophta, den er uns ſchon lange mit einiger Emphaſe angekündigt hatte — ſchreibt G. Forſter an Jacobi Nr. CCXCIX, S. 142. — dieſes Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken den man behalten kann, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Character für den man ſich intereſſirt, dieſer platte hochadelige Alltagsdialog, dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe bloß höfiſche Rettung der Königin — Ich habe die Wahl zwiſchen den Gedanken daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Beſten hat haben, hat ſehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu ſehr verachtet, um es auch nur mit in Anſchlag zu bringen — und dann, daß der Erzbiſchof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns ſteht.“ — Desgleichen an Heyne Nr. CCC, S. 143.: „Iſt es möglich, auch dieſer Mann hat ſich ſo überleben können? Oder iſt das eine Art über die dumme Vergötterung, die Manche ihm zollen, und über die Unempfänglichkeit des Publicums für die Schönheiten ſeines Egmont, ſeines Taſſo und ſeiner Iphigenie ſeinen Spott und ſeine Verachtung auszulaſſen? Ich weiß nicht welches von beiden ich wählen ſoll.“ — und nochmals an Jacobi, Nr. CCCXVII, S. 168. — „Die altgriechiſche, Ariſtophaniſche Deutlichkeit (alias Plattheit) iſt wohl zuverläſſig das Modell, welches dem Verfaſſer

Helena. Obgleich ſchon oben im Artikel Fauſt von dieſem Drama als einem integrirenden Theile deſſelben das Nöthige beigebracht worden; ſo darf doch hier, inſofern es auch als ein ſelbſtſtändiges Stück betrachtet werden kann, nochmals die Rede ſeyn.

Die Helena iſt eine der älteſten Conceptionen des Dichters, ruhend auf der Puppenſpiel-Ueberlieferung, daß Fauſt den Mephiſtopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuſchaffen. Er brachte ſie ſchon von Frankfurt mit, und in ſeinen Tagebüchern iſt angemerkt, daß er im Jahr 1780 den 23. und 24. März ſie der Herzogin Mutter des Abends vorgeleſen. Er hatte ſeitdem von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, wie der Briefwechſel mit Schiller ausweiſt, oder „war ihr nachgeſchlichen" wie er anderswo ſich in ſeinem Weſen abconterfeiend humoriſtiſch ſchreibt: „aber geſchloſſen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt ſeine vollen 3000 Jahre ſpielt, von Troja's Untergang bis zur Einnahme von Miſſolunghi (1826.) Dieſes könne man alſo auch für eine Zeiteinheit rechnen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung ſeyen aber auch im gewöhnlichen Sinn aufs genauſte beobachtet ꝛc." — „Wie vielfach hatte ſie ſich in langen kaum überſehbaren Jahren geſtaltet

---

des Groß-Cophta vorgeſchwebt hat, und dieſe Erklärung iſt mir lieber, als wenn ich glauben müßte, er habe ſein Publicum verſpottet." —

Sich ſo verkannt und ſo lieblos beurtheilt zu ſehen, noch dazu von ſeinen Freunden, und dabei noch Luſt und Humor behalten, „ihnen Etwas zu Liebe zu thun," iſt eine Aufgabe deren gelungene Löſung, bei einer künftigen Preisvertheilung, wenigſtens das accessit erhalten ſollte! (*)

(*) Vergl. das Gedicht „Einlaß" in der A. in O. I, S. 370.

und umgeſtaltet! Nun möge ſie im Zeitmoment ſolidescirt endlich verharren.“ —

— „Ich zweifelte niemals — fährt er fort — daß die Leſer für die ich eigentlich ſchrieb, den Hauptſinn dieſer Darſtellung ſogleich faſſen würden. Es iſt Zeit daß der leidenſchaftliche Zwieſpalt zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich endlich verſöhne. Daß wir uns bilden iſt die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falſchen Muſtern zu verbilden fürchten müßten. Iſt es doch eine weitere und reinere Umſicht in und über griechiſche und römiſche Literatur, der wir die Befreiung aus mönchiſcher Barbarei zwiſchen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken! Lernen wir nicht auf dieſer hohen Stelle Alles in ſeinem wahren ethiſch-äſthetiſchen Werthe ſchätzen, das Aelteſte wie das Neuſte?“ —

„In ſolcher Hoffnung einſichtiger Theilnahme habe ich mich bei Ausarbeitung der Helena ganz gehen laſſen, ohne an irgend ein Publicum noch an einen einzelnen Leſer zu denken, überzeugt, daß wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld ſich auch nachundnach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben, er wird ſich vielmehr an dem wiederbelebtem Alterthum das er ſchon kennt ergötzen; von der andern Seite wird ein Fühlender dasjenige durchdringen was gemüthlich hie und da verdeckt liegt. Eleusis servat quod ostendat revisentibus! und es ſoll mich freuen wenn dießmal das Geheimnißvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlaſſung giebt. Die erſten Scenen des zweiten Theils von Fauſt werden auf manche Weiſe ein friſches

Licht auf Helena, die als der dritte Act des Ganzen anzuſehen iſt, zurückſpiegeln. Auch wegen anderen dunkleren Stellen in frühern und ſpätern Gedichten möchte ich Folgendes zu bedenken geben. Da ſich gar Manches unſerer Erfahrungen nicht rund ausſprechen und direct mittheilen läßt, ſo habe ich ſeit langem das Mittel gewählt durch einander gegenübergeſtellte und ſich gleichſam in einander abſpiegelnde (*) Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren." (**)

„Da Alles was von mir mitgetheilt worden auf Lebenserfahrung beruht, ſo darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde. Und gewiß, jeder meiner Leſer findet es an ſich ſelbſt, daß ihm von Zeit zu Zeit, bei ſchon im Allgemeinen bekannten Dingen, noch im Beſondern etwas Neues erfreulich aufgeht; welches denn ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer wachſenden Bildung zeugt und uns dabei zu einem friſchen Gedeihen hinleitet. Geht es uns doch mit Allem ſo was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter ſich hat." (***) — —

(*) Die in der letzten Zeit häufig vorkommenden Gleichniſſe von Spiegeln und Abſpiegeln ſind nicht etwa, wie man, dummer oder bösslicher Weiſe, meint, von einer koketten Selbſtbeſichtigung im Spiegel hergenommen, ſondern von der Spiegelung entoptiſcher Farben und dem Spiegel-Apparat dazu; welche Phänomene ihn bis ans Ende beſchäftigten. Vergl. Band XLIX, S. 19 f.

(**) „Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anſtoßes über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin." [XLIX, 101.] Eine Bemerkung, die für Mehreres bei G. zu nutzen iſt.

(***) Die deutſchen Fauſt-Critiker aber meinten, der Fauſt ließe ſich ſo prima vista von ihnen abſpielen; da ihnen aber ſeine Trauben zu hoch

Soviel möge einſtweilen hinreichen, um zu weiterer Forſchluſt anzureizen: denn warum will man nur an Ausländer, welche ja den deutſchen Patriotismus Nichts angehen, an Dante, Calderon, Shakspeare u. ſ. w. einzig und allein Zeit und Studium wenden, um am Ende ſagen zu müſſen oleum et operam perdidi!

Herrmann und Dorothea. [Bd. XL, 231 ff.] Durch ſeine Idylle Alexis und Dora [Bd. I, S. 295.] ward G. in das verwandte epiſche Fach geführt, indem ſich ein Gegenſtand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedicht beſtimmt war, zu einem größern ausdehnte, das ſich völlig in der epiſchen Form darſtellte. Der Plan dazu war gleichzeitig mit den Tagesläuften im Auguſt 1796 ausgedacht und entwickelt, und während des Septembers das Gedicht begonnen und ſoweit vollbracht, daß es ſeinen Freunden ſchon producirt werden konnte. Es ſollten ſechs Geſänge werden und etwa zweitauſend Hexameter erreichen. Zweidrittel oder vier Geſänge waren den 5. December 1796 fertig und G. hoffte für den Ueberreſt die Stimmung im neuen Jahre zu finden.

Dieß war auch glücklicher Weiſe der Fall. Nachdem er die drei erſten Geſänge fertig an Schiller und Humboldt geſchickt hatte, den 18. Februar [Nr. 275.], bringt er den vierten in Ordnung, den 1. März; ſodaß das Gedicht nunmehr im Gange vorrückt, Maſſe macht und in ein paar Tagen der Schatz gehoben werden kann und das Ende ſich ſei-

---

hingen, ſo wurden ſie für ſauer ausgegeben. Vielleicht, wenn ſie ſelbſt reif geworden, ſagen ſie dann: ἁ σταφυλὶς σταφίς ἐστι, καὶ οὐ ῥόδον αὖον ὀλεῖται!

nem idylliſchen Urſprunge zuneigt. Nun hält er noch proſodiſches Gericht mit von Humboldt über die letzten Geſänge [Nr. 287.], ſchickt die vier erſten Muſen zum Druck ab [Nr. 291.] und ſchreibt, unter dem 28. April, an Heinr. Meyer:

„Mein Gedicht iſt fertig; es beſteht aus 2000 Hexametern und iſt in neun Geſänge getheilt, und ich ſehe daran wenigſtens einen Theil meiner Wünſche erfüllt. Meine hieſigen und benachbarten Freunde ſind wohl damit zufrieden und es kommt hauptſächlich noch darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchſte Inſtanz vor der es gerichtet werden kann iſt die, vor welche der Menſchenmaler (*) ſeine Compoſitionen bringt, und es wird die Frage ſeyn, ob Sie unter dem modernen Coſtüm die wahre ächte Menſchenproportion und Gliederformen anerkennen werden. Der Gegenſtand ſelbſt iſt äußerſt glücklich: ein Süjet wie man es in ſeinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenſtände zu wahren Kunſtwerken ſeltner gefunden werden als man denkt, deswegen auch die Alten beſtändig ſich in einem gewiſſen Kreiſe bewegen." —

„Ich habe das Reinmenſchliche der Exiſtenz einer kleinen deutſchen Stadt in dem epiſchen Tiegel von ſeinen Schlacken abzuſcheiden geſucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung iſt ohngefähr im vergangenen Auguſt (1796), und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenom-

(*) „Der Menſchenmaler iſt eigentlich der competenteſte Richter der epiſchen Arbeit," wiederholt er ſpäter, den 5. Auguſt 1797, nachdem ihm Meyer ſeinen Beifall über das Gedicht bezeigt hatte.

men, als bis das Schwerſte ſchon überſtanden war. In Abſicht auf die poetiſche ſowohl als proſodiſche Organiſation des Ganzen habe ich beſtändig vor Augen gehabt, was in dieſen letzten Zeiten, bei Gelegenheit der Voſſiſchen Arbeiten, mehrmals zur Sprache gekommen iſt, und habe verſchiedene ſtreitige Punkte zu entſcheiden geſucht. Wenigſtens kann ich meine Ueberzeugung nicht beſſer ausdrücken als auf dieſe Weiſe rc." — (*)

Dieſes Gedicht war ſeit langer Zeit das erſte wieder, worin die Goethe'ſche Muſe allgemein anſprach, vom nächſten

---

(*) Einen proſodiſchen Fehler, „einen Vers mit überzähligem Halbfuß," nämlich:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen."

rügt das Morgenblatt von 1808, Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbeſſert geblieben, aber — ſetzen wir hinzu — mit Bewußtſeyn und Abſicht in die letzten Ausgaben miteingewandert. Ich hatte G'n. bereits aufmerkſam darauf gemacht, weil aber der Vers, ohne ſein proverbialiſches Anſehn zu verlieren und eine gewiſſe grata negligentia einzubüßen, nicht wohl zu ändern war; ich mich auch erinnerte, daß F. A. Wolf einmal von dieſem Verſe ſprechend ihn nicht nur entſchuldigt, ſondern auch durch Homeriſche Beiſpiele erläutert habe: ſo ließen wir ihn ſtehen oder hingehen. Nun machte ſpäter auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerkſam, und G. ſoll, wie jener erzählt, geſagt haben: „die ſiebenfüßige Beſtie möge als Wahrzeichen ſtehen bleiben!" An der Sache wie an dem Ausdruck, zumal Wahrzeichen, iſt demnach nicht zu zweifeln: denn er characteriſirt das deutſche Weſen vortrefflich, indem es nicht allein die reiſenden Handwerksburſchen ſind, die von ſogenannten Wahrzeichen eines Orts beſondere Notiz nehmen und daran Intereſſe finden, ſondern auch die Gelehrten, beſonders die Bibliographen ähnliche Merkmale in alten und neuen Büchern aufzufinden und behaglich anzugeben wiſſen, z. B. Schreib-, Druck- und Ueberſetzungsfehler, wodurch ſolche Werke erſt als Raritäten und Curioſitäten ſich im Preiſe ſteigern. Uebrigens bleibt es ja der Welt und Nachwelt unbenommen, die ohnehin die aerugo nobilis mit Sand und Scheidewaſſer abzureiben liebt, dergleichen Makel und Roſt des Alterthums auch von G. wegzutilgen und ihn ſo faſhionable als möglich in ihre Salons einzuführen.

Mitdichter an bis zum proſaiſchſten Canzleiverwandten. Schiller war entzückt davon und wußte es nicht genug zu beloben, und der kritiſche Verfaſſer von: „Goethe und ſein Jahrhundert" läßt es allein unter allen Werken des Dichters paſſiren.

G's. Freude über ſolchen allgemeinen oder allgemein ſcheinenden Beifall war jedoch, wie billig und ganz nach ſeiner Art, nur mäßig, da er das ſtoffartige Intereſſe des Publikums kannte, und ſo äußert er ſich darüber mit faſt perſifflirender Ironie gegen Schiller [Nr. 399, S. 6.]: „In Hermann und Dorothea hab' ich, was das Material betrifft, den Deutſchen einmal ihren Willen gethan und nun ſind ſie äußerſt zufrieden. Ich überlege jetzt: ob man nicht auf eben dieſem Wege ein dramatiſches Stück ſchreiben könnte, das auf allen Theatern geſpielt werden müßte, und das Jedermann für vortrefflich erklärte, ohne daß es der Autor ſelbſt dafür zu halten brauchte." — Das ſieht doch einer Ciconia ſo ähnlich wie nur Etwas, wird aber hoffentlich nicht vermerkt worden ſeyn oder werden, wiewohl es nun Nichts mehr zu ſagen hätte.

Daß es nun aber auch an kritiſch-theoretiſchen Zergliederungen und Entwickelungen des Werks nicht fehlen würde, da es die deutſche Art iſt, nachdem man ſich bei einer äſthetiſchen table d'hôte pumpſatt gegeſſen, beim Nachbar Publicum über das Eſſen zu räſonniren:

„Die Supp' hätt' können gewürzter ſeyn,
Der Braten brauner, firner der Wein" ꝛc. [II, 214.]

war nun zu erwarten. Und ſo kündigt ihm Schiller [Nr. 466a., S. 213.] gleich ein ſolches Werk über Hermann an, diesmal zwar eines „das in die Materie mit größter Ausführlichkeit

und Gründlichkeit eingehe, alles zur Sprache bringe, was ſich durch Räſonnement über die Gattung und die Arten der Poeſie ausmachen oder ahnen läßt; ſpricht von einer ſchönen Gerechtigkeit, die ihm durch einen denkenden Geiſt und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt werde, G'n. freuen müſſe, und als ein lautes und gründliches Zeugniß auch das unbeſtimmte Urtheil unſerer deutſchen Welt leiten helfen und den Sieg ſeiner Muſe über jeden Widerſtand, auch auf dem Wege des Räſonnements, entſcheiden und beſchleunigen werde."

G., der als gebildeter Menſch und vornehmer Mann es verſtand mit guter Art ſich auch ins Geſicht loben zu laſſen, ohne darüber aus dem Gleichgewicht zu kommen, nahm dieſe vorläufige Nachricht mit gelaſſener Freude hin, und erklärte es für „keinen geringen Vortheil, wenigſtens auf der letzten Strecke ſeiner poetiſchen Laufbahn mit der Critik in Einſtimmung zu gerathen!" — Welches allerdings ein Glück heißen kann, da gewöhnlich die Critik einem in die Haare geräth.

Doch konnte dieſe abſtract-philoſophiſche Arbeit nicht ganz in ſeine gegenwärtigen Umſtände eingreifen. „Die Schwierigkeit ſey, im Practiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen. Sobald man beides als getrennt anſehe, finde kein Verbindungsmittel ſtatt, und ſie ſeyen nur inſofern verbunden, als ſie von Haus aus verbunden wirken; welches bei dem Genie von jeder Art ſtatt finde." —

Und gewiß, wie wollen Geiſt und Körper, wenn ſie einmal getrennt ſind, noch ineinander und dadurch miteinander wirken?

Da, wie Schiller trefflich bemerkt, die Deutſchen immer erſt wiſſen wollen, was ſie in dem Vorgeſetzten genießen,

ehe ſie ſich ein Herz faſſen zuzulangen, alſo: ob ein Gedicht nur ein bloßes Problema oder ein Factum enthalte; ſo haben ſie nicht eher geruht, als bis ſie, ziemlich ſpät, was ſie früher konnten, zu entdecken glaubten: in der Geſchichte der Auswanderer aus Salzburg (*) habe G. den Anlaß zu ſeinem Meiſtergedicht gefunden, daß alſo etwas Wahres dem Gedichte zum Grunde liege.

Vielleicht findet eine ſpätere Zeit auch in den deutſchen Auswanderern nach Amerika, oder nach Rußland, oder wo ſonſt hin daſſelbe Motiv. Da die Motive im Menſchen ſtecken und nicht in der Geſchichte, obſchon ſie darin zum Vorſchein kommen; ſo kann ein Dichter wohl ein Motiv brauchen, das auch wohl ſonſt in Geſchichte oder Fabel vorkommt, ohne daß er es gerade daher genommen habe. Shakspeare hatte wohl bei dem Disappointement von Romeo und Julia nicht eben Pyramus und Thisbe zum Vorbild, ſowenig wie der italiäniſche Novelliſt. Was ein Mal geſchehen iſt, kann immer wieder geſchehen. Es iſt daher eine unnütze Geſchäftigkeit und gelehrte Polypragmoſyne nachzuforſchen, woher der Dichter einen Stoff habe: denn dieſer iſt es ja nicht an ſich und allein, der es zu einem Poem macht, ſondern auch die Zuthaten und Zubereitung, die er als äſthetiſcher Koch der Sache zu geben weiß. Nur freilich muß er keine Katzenpaſtete dem Schmecker für eine Haſenpaſtete vorſetzen. [II, 209.]

Aber weil die Menſchen an einem bereits fertigen Gebäude Nichts mehr thun können, obſchon gerne möchten; ſo

(*) Ausführliche Hiſtorie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg. Leipz. 1732. Namentlich Theil II, S. 53. „Wunderbare Heirath.“

ſuchen ſie wenigſtens geſchichtlich nachzuweiſen, wo der Steinbruch und Forſt geweſen, welche das Baumaterial lieferten, um doch auch völlig au fait zu ſeyn.

Das Gedicht wurde ſehr bald ins Franzöſiſche überſetzt durch Bitaubé. „Es that aber nur im Stillen ſeine Wirkung.“ [XLVI, 180.] G. fand die Ueberſetzung ſowohl als des Verfaſſers Aeußerungen in der Vorrede, nebſt einigen Bemerkungen eines Recenſenten in der Decade philosophique, deshalb merkwürdig, weil die franzöſiſche Nation hier in einem bedeutenden Gegenſatze gegen die deutſche erſcheine. Es zeige ſich, daß wir durch Schätzung des Mittelſtandes ächt=republicaniſche Geſinnung verrathen, anſtatt daß die Republicaner davon gar Nichts wiſſen wollen, ſondern ſich noch immer, nach dem Zeugniß ihrer eigenen Landsleute, als eingefleiſchte Ariſtocraten beweiſen.“

Sonach wäre denn das Gedicht mehr als man für jene Zeit verlangen kann, patriotiſch und republicaniſch, und könnte daher immer noch für ein Zeugniß ächt deutſcher Geſinnung gelten und paſſiren.

Iphigenia. [Bd. IX.] Von Geburt, Auferziehung, Schickſalen und abermals verſuchter Opferung dieſes ſchönen Schmerzenskindes iſt in gegenwärtigem Bande hin und wieder ſoviel gemeldet worden, daß uns nichts zu wünſchen übrig bleibt, als Diana, die gnädige Retterin, möge ſie, die unſchuldig Verfolgte, abermals in Wolken hüllen vor — den claſſiſchen Philologen, jungen wie alten.

Meiſters, Wilhelm, Lehrjahre. Die wunderbaren Schickſale, die bei Entſtehung dieſes Romans walteten, und die wunderlichen Urtheile, die er nach ſeinem Erſcheinen

erfahren ſollte, würden ſelbſt wieder einen reichen Stoff zu einer der wunderſamſten Compoſitionen bilden, wenn man den Roman ſelbſt perſonificirt ſich durch alle die perſonificirten Urtheile, Vor- und Mißurtheile der Welt, wie durch ein zweites Leben hindurch windend oder ſchlagend vorſtellen wollte.

Wie der Menſch ſelbſt, ohne zu wiſſen was er ſey und was er werden könne, ſein Leben beginnt, ſo ſcheint auch dieſer Roman einen bewußtloſen Anfang genommen zu haben, dem erſt in der Folge klare Beſonnenheit und Ueberlegung erwuchs, die ihn auf Bedeutung und Zweck hinausführten. Auf dieſe Annahme leiten uns des Dichters eigene Geſtändniſſe, zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften ausgeſprochen. (*)

Die Anfänge deſſelben ſetzt er in die Epoche von 1775 bis 1780, obgleich nur cotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung als durch viele Jahre ſich hinziehend. Wie wir oben geſehen haben, endigt G. das erſte Buch den 2. Januar 1778, und das ſechſte den 18. November 1785. Er nimmt den Meiſter mit nach Italien, wo dieſer durch Betrachtungen über Kunſt recht anſchwillt; wo Alles was er über ſich ſelbſt und Andere, über Welt und Geſchichte nachzudenken Gelegenheit gehabt, im Meiſter gefaßt und geſchloſſen werden ſoll; wo er von jener Himmelsluft etwas den letzten Büchern hofft mittheilen zu können. Nach ſeiner Rückkehr nimmt er ihn, auf Zureden der Herzogin Amalie,

---

(*) „Wußte er doch auch beim Divan nicht welches wunderliche Ganze er daraus vorbereite.“ S. oben S. 545.

wieder vor (1791), und indem er ihn bis zu ſeiner Bekannt=ſchaft mit Schiller 1794 ſchon ſoweit gefördert hat, daß er dieſem das erſte Buch gedruckt vorlegen kann, der ihm durch ein gutes Zeugniß ſehr wohl thut, erklärt er: daß, nach den ſonderbaren Schickſalen welche dieſe Production von innen und außen gehabt, es kein Wunder wäre, wenn er ganz und gar confus darüber würde. Er habe ſich zuletzt bloß an ſeine Idee gehalten und wolle ſich freuen, wenn ſie ihn aus dieſem Labyrinthe herausleite.

Dieſe Idee ergiebt ſich nun aus dem, was er anderswo ſagt: „Die Anfänge entſprangen aus einem dunkeln Vor=gefühl der großen Wahrheit, daß der Menſch oft etwas ver=ſuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verſagt iſt, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuſtehen, er kann aber mit ſich nicht ins Klare kommen und wird auf falſchem Wege zu falſchem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falſche Tendenz, Dilettantismus u. ſ. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, ſo entſteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er ſich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerſtrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hier=durch den ſchönſten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderſamen Trübſinn. Und doch iſt es möglich, daß alle die falſchen Schritte zu einem unſchätzbaren Guten hin=führen: eine Ahnung, die ſich im W. Meiſter immer mehr entfaltet, aufklärt und beſtätigt, ja zuletzt mit klaren Worten ausſpricht: „Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn

Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand." (*)

Nach dieſen authentiſchen Aufklärungen, welche der Autor ſelbſt giebt, wird man urtheilen können, was von den Ausſtellungen ſeiner nächſten, noch dazu denkenden und dichtenden Freunde zu halten ſey: wenn der Eine, dem Titel und dem alten Herkommen zufolge, in jedem Roman einen Helden haben zu müſſen, den W. M. zu ſehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet — der zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon darin iſt: an ihm und um ihn geſchieht alles, aber nicht eigentlich ſeinetwegen, eben weil die Dinge um ihn her die Energien, Er aber die Bildſamkeit darſtellt und ausdrückt —; wenn ein Zweiter ihn für ein beſinnungs- und gehaltloſes Geſchöpf erklärt und gleichwohl den Roman für geendet hält; — wenn endlich der Dritte, trotz jener richtigen Anſicht von dargeſtellter Bildſamkeit, es einen zarten und heikligen Umſtand findet, daß der Roman in der Perſon des Meiſter weder mit einer entſchiedenen Individualität, noch mit einer durchgeführten Idealität ſchließe, ſondern mit einem Mitteldinge zwiſchen beiden. Der Character ſey individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er ſey ideal, aber nur dem Vermögen nach; er verſage uns ſonach die nächſte Befriedigung, die wir fordern (die Beſtimmtheit) und verſpreche uns eine höhere und höchſte, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müßten." ꝛc. [Schill. Brfw. Nr. 243, S. 273.]

(*) Dieſes Königreich iſt — Natalie, iſt die Humanität, die practiſche Vernunft, die Tugend der Menſchheit.

Der letztere Urtheiler war alſo ſeinerſeits auch nicht weiter als gewöhnliche Romanleſer, welche die Neugier geſpannt und endlich befriedigt haben wollen. Wie einer der noch in der Bildung begriffen iſt, bereits einen individuellen Gehalt, und vor Abſchluß des Lebens Mehr als ein Vermögen zum Idealen zu gelangen, aufweiſen ſolle, iſt eine widerſinnige Forderung; daß aber der Roman oder vielmehr der Bildungsgang des W. Meiſter noch nicht als geſchloſſen anzuſehen ſey, zeigt der Titel Lehrjahre; und daß ihm eine höhere und höchſte Bildung auf eine ferne Zukunft wohl zu creditiren ſeyn könne, laſſen die nothwendigen Wanderjahre hoffen. Freilich die Meiſterjahre müſſen wohl ungeſchrieben bleiben: denn wer dürfte und könnte ſich ſelbſt für einen Meiſter ausgeben, „ſchon weil die Meiſterſchaft für Egoismus gilt." [Bd. XLIX, 74.]

„Solches zerbröckelten Urtheils nach der Vollendung ſeines Romans war kein Maß noch Ziel. G. glaubte manchmal er höre den Sand am Meere reden, ſodaß er ſelbſt, der nun nicht mehr darüber denken mochte, beinahe verworren werden könnte." [Br. an Meyer d. 5. Dcbr. 1796.] — „Es bleibe daher eine der incalculabelſten Productionen, man möge ſie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um ſie zu beurtheilen fehle ihm beinahe ſelbſt der Maßſtab." [Bd. XXXI, 65. f.]

„Die Urtheile aus der Ferne lauteten ebenfalls nur theilweiſe erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich. Die Meiſten, wenn man es genau nehme, ſetzten ſich gegen die geheime Gewalt des Werks se defendendo in Poſitur. Eine geiſtreiche geliebte Freundinn aber brachte G'n. ganz beſonders in Verzweiflung durch Ahnung manches Geheimniſſes,

Beſtreben nach Enthüllung und ängſtliche Deutelei, anſtatt daß er gewünſcht hätte, man möchte die Sache nehmen wie ſie lag, und ſich den faßlichen Sinn zueignen." [XXXI, 46—49.]

So erging es ihm aber auch mit dem Mährchen, mit Bakis Weiſſagungen und manchem andern größern oder kleineren Gedicht. Die Menſchen müſſen immer noch etwas hinter einem Gegenſtande ſuchen, und es ergeht ihnen, wie den kleinen Kindern oder auch den Katzen, die hinter den vorgehaltenen Spiegel mit Händchen oder Pfötchen herumlangen, um das erſcheinende Bild zu erhaſchen.

Das geheimnißvolle Weſen im Meiſter, das vielen Leſern ſo unangenehm iſt, wie alle geheimen Geſellſchaften, iſt von G. nur ſymboliſch angewendet worden. Es beruht auf keinem Orden und iſt kein Orden, ſondern es iſt, wie die unſichtbare Kirche der Gläubigen oder die Gemeinſchaft der Heiligen, ein geiſtiges Etwas, das die verſchiedenſten Naturen bindet und verbindet, das, wie anderswo im Religiöſen, ſo hier im Sittlichen und im Weltweſen die Ueberzeugung der Gebildeten iſt. Dieſe Erklärung giebt G. ſelber an die Hand, wenn er an Schiller ſchreibt [Nr. 777, S. 17.]: „Uebrigens fällt es mir manchmal ein, daß man auf die Kunſt eigentlich eine geheime Geſellſchaft fundiren ſollte, wobei das Luſtige wäre, daß ſehr viele Künſtler in die höhern Grade gar nicht kommen könnten; auch müßte man ſie ſelbſt dem Fähigſten nicht geben, ſondern wenn er endlich dahin gelangt, ihm nur erklären, daß er ſie erreicht habe ꝛc."

Von dieſer unſichtbaren Weisheit hat ſich ein Jeder, der noch Etwas über ſich erkennt und ſich nicht, wie der Strauß, ungeſehen glaubt weil er den Jäger nicht ſieht, auf

allen Schritten ſeines Lebens, im Intellectuellen und Sittlichen, als überwacht, beobachtet und erkannt zu denken, und qualificirt ſich nur dadurch zu jener Gemeinſchaft.

Pandora, ein Feſtſpiel. (Unvollendet.) [Bd. XL, 371 ff.] Sie war für die Wiener Zeitſchrift „Prometheus,“ herausgegeben von Leo von Seckendorf und Stoll, welche im Herbſt 1807 in Weimar waren, und G'n. um einen Beitrag gebeten hatten, beſtimmt, und G. trug mir eines Morgens, den 11. November 1807 auf der Reiſe nach Jena, die ganze Idee und Tendenz ſeines Gedichts ſo umſtändlich und ausführlich vor, daß es mir leid that, ſie nicht auf der Stelle niederſchreiben zu können, ſowohl um ihn künftig daran zu erinnern, wenn er davon abkommen ſollte, als auch um die kleinen anmuthigen Züge und Ausſchmückungen nicht zu verlieren, die einen augenblicklich improviſirten Vortrag vor dem mit Reflexion und Bedenklichkeit abgefaßten auszeichnen. Nach unſerer Ankunft in Jena konnte G. nicht ſogleich an die Ausarbeitung gehen, andere Geſchäfte, auch Zerſtreuungen ſchoben ſich dazwiſchen; doch las er mir am 19. November den Anfang des Gedichts vor, und vom 29. an ſchrieb ich mehrere Tage hintereinander an dem was er jedesmal fertig hatte und mir dictirte. Doch geriethen dieſe Morgenbeſchäftigungen bald in Stocken, da, vom 2. December an, Zacharias Werner ein neues Intereſſe in die Jenaiſchen Cirkel brachte, und durch die Vorleſung ſeiner Sonette, Romanzen und Dramen, auch G'n. zu gleichen und ähnlichen Productionen anregte. Mit wahrer Sonettenwuth — wie bereits oben Bd. I, S. 35 bemerkt iſt — wurden nun jene Sonette gedichtet, welche die ſchmuckliebende weibliche Aneignungsluſt zu einem Zankapfel, oder

poetiſcher zu reden zu einem pomum Eridos gemacht hat. Außerdem beſchäftigten G'n. ſeine proſaiſchen Schriften, Farbenlehre u. ſ. w. desgleichen die Aufführung von Werner's **Wanda,** „indem der Hofſtaat dieſer ſarmatiſchen Königin ihm Viel zu ſchaffen machte.“ Von der Pandora kam daher nur eben ſoviel zu Stande als nöthig war, um in die beiden erſten Stücke des Wiener Prometheus aufgenommen werden zu können [Z. Nr. 124, S. 237.]; und obſchon G. am 1. Mai dreißig Motive ſpecificirte, welche ſubdividirt neunzig geben würden; ſo verzögerte ſich doch die Ausführung in der Badezeit durch Abhaltungen aller Art, nicht wenig aber auch durch die antiken Sylbenmaße, welche G. auf ſeine Weiſe zu verſuchen ſich gemuthet fühlte, ohne daß ſie ihm ſo geläufig geweſen wären, wie die Anmuth des Gedichts verlangte. Zelter nahm zwar großen Antheil an dem Gedicht, componirte Mehreres daraus, das er uns gemeinſchaftlich vortrug; allein auch Er gerieth nach ſeiner Rückkehr ins Zaudern, wie G. vorausſah. [Z. Nr. 160, S. 429.] Hätte er den Antheil ahnen können, den Z. an der Arbeit nehmen würde, ſo hätte er den Gegenſtand anders behandelt und ihm das Refractäre, was er jetzt für die Muſik und die Darſtellung habe, zu benehmen geſucht. [Z. Nr. 168, S. 455.] Durch dieß und anderes kam ein Gedicht, das ein herrliches Philoſophem äſthetiſch-ſymboliſch ausgeführt hätte, nicht zu Stande; Idee und Tendenz des Ganzen, die ſich in ſeiner erſten mündlichen Erzählung ſo ſchön und deutlich auseinanderſetzten, verſchwimmen nun in einem Hintergrund, aus dem nur Wenige ſich die troſtreiche Hoffnung, die durch das Ganze zieht, zu ſeiner Glorie und Verklärung ausbilden dürften. — Wie gut wäre es damals geweſen nur

eine flüchtige Skizze deſſen aufzuhaſchen, was G. ſich einmal aus der Seele geſprochen nicht wieder mit gleichem Antheil erfaſſen mochte! Ging es ihm doch mit Mehrerem ſo. Wie zart, innig und warm er auch wenige Monate vor ſeinem Scheiden das Verhältniß zu Lili ſchildert, [Bd. XLVIII.] ſo reicht es doch im Einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut, womit er es mir in weit früherer Zeit, ebenfalls auf einer Reiſe, darzuſtellen und ſich ſowohl als mich um einen Weg von drei Stunden anmuthigſt zu täuſchen wußte.

Prometheus. Dramatiſches Fragment. [Bd. XXXIII, 241 ff.] Dieſes Dramolet entſtand gleichzeitig mit dem Satyros, [Z. Nr. 341, S. 87.] und da dieſer wiederum in der Tendenz mit dem Pater Brey übereinkommt [Bd. XXVI, 185.] wie oben S. 533 gezeigt ward; ſo iſt das Jahr 1773 für das Geburtsjahr aller drei Productionen, wie auch eines wichtigen Theils von Fauſt anzunehmen. Der früh bekannt gewordene Monolog, Prometheus überſchrieben, [Bd. II, 79.] an deſſen voreiliger Publication durch Jacobi, ſammt Leſſing's beifälligem Urtheil über das Gedicht, der gute Mendelsſohn geſtorben iſt, weil er daraus ſeinen Freund als heimlichen Spinoziſten erkannte, ſollte den dritten Act des kleinen Drama's eröffnen [Z. Nr. 341, S. 87.]. Die Bekanntmachung des letztern unterblieb, wahrſcheinlich um kein weiteres Skandalum zu geben, wie G's. Worte in der letzten Stelle vermuthen laſſen bei ſeiner Liebe zum ſecretiren; oder auch G. war um das Manuſcript gekommen: denn er erhielt es erſt lange Zeit nachher wiederum in Abſchrift von der Hand Jacobi's, durch Seebeck aus Lenzens Nachlaß, und ſo erſcheint es zum erſten Mal gedruckt in Bd. XXXIII, 241 ff.

Propyläen. Urſprung, Tendenz, Fortgang und frühes Ende dieſes Unternehmens, welches die von Goethe und Meyer in Italien erbeuteten Kunſtideen, in dem zumal jener Zeit kunſtarmen Deutſchland hätte verbreiten und in thätigen Umlauf ſetzen können, iſt aus dem Schiller-Goethe-ſchen Briefwechſel zu erſehen. „Das Legenden- und Heiligenfieber griff um ſich und verdrängte alles wahre Lebensluſtige aus der bildenden Kunſt.“ [Z. Nr. 191.] Hinc illae lacrymae des trauernden Königspaares, der Jeremiaden und anderer Litaneien!

Proſerpina. Melodrama. Urſprünglich für ſich beſtehend gedacht und aufgeführt [S. oben S. 37.]; dann in den Triumph der Empfindſamkeit aufgenommen [XXXI, S. 6.]: ward endlich wieder als ſelbſtſtändige Production, mit allem ſchicklichen Aufwand von Decoration, Coſtüm, Muſik und Tableaus zu einer ganz neuen Erſcheinung gebracht, [XLV, S. 64.] und dadurch dem angenähert, was die Alten mit ihren mimiſchen, freilich nicht immer ſo ſittlichen, Darſtellungen bezweckten.

Taſſo, Torquato. Dieſer romantiſche Bruder der um ein Jahr nur früher geborenen helleniſchen Schweſter Iphigenia, hatte auch gleiches und ähnliches Schickſal mit ihr. Auch Er wurde erſt in Italien erzogen und gebildet, und gelangte zu ſeiner vollen Reife und Schönheit in der kurzen Friedensepoche von 1786 bis 1789. So erblühten denn dieſe beiden ſchönſten Blumen der deutſchen Muſe, wie in ſtiller Felskluft vor Stürmen und Unwetter geborgen, noch eben zu rechter Zeit um ein ſcheidendes Jahrhundert mit einem eigenthümlichen Schmuck zu zieren, deſſen Glanz

wohl noch in die Dämmerung und Nacht kommender Jahre hineinleuchten und, gleich dem Abendroth zur Zeit der Sonnenwende, als Morgenroth eines neuen Tages aufgehen ſollte.

Wennauch jetzt noch Iphigenie den Heiden eine Thorheit und Taſſo den Juden ein Aergerniß erſcheint, endlich wird doch die Humanität über den Fanatismus ſiegen, der bald in antiquariſchem, bald in democratiſchem Intereſſe die ſchönen Bilder zu ſchänden und umzuſtürzen ſich zur angelegentlichſten Pflicht macht.

Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten. Wir wiſſen bereits, daß die berüchtigte Halsbandgeſchichte unſern Dichter wie das Haupt der Gorgone erſchreckte; daß er in jenem unerhörten Ereigniß die ganzen entſetzlichen Folgen vorausahnete; daß die ausbrechende franzöſiſche Revolution, gleich dem Blick der Klapperſchlange, ſein gegenſtändliches Denken unwillkührlich anzog; daß er, um ſich gegen ſie herzuſtellen, auf irgend eine Weiſe ihr Etwas abzugewinnen ſuchen mußte, und darüber beinahe ſein ganzes poetiſches Vermögen, das zu ſchönen und anmuthigen Gegenſtänden nicht aber zu gräßlichen und tragiſchen qualificirt war, eingebüßt hätte.

Aus dieſen Verſuchen ſo widerwärtige Stoffe zu gewältigen, entſtanden zuerſt der Groß-Cophta, der Bürgergeneral, ein ungenanntes unvollendet gebliebenes Revolutionsſtück, ein anderes Die Aufgeregten, und durch die franzöſiſchen Emigrirten, denen auch deutſche Auswanderer vom Rhein her folgten, die Unterhaltungen der letztern, und zwar in dem Sinne, wie Boccaccio in die

ſchrecklichſte, überall Anſteckung verbreitende Peſtzeit ſeinen Decamerone verlegt.

Sie entſtanden in den Jahren 1793 und 1794 und G. ſchrieb ſie nieder um Schillern einen Beitrag zu ſeinen Horen zu geben. Das Publicum erwies ſich aber nicht ſehr theilnehmend. „Viele ſind an den Unterhaltungen irre — ſchreibt Schiller [Nr. 65.] — weil ſie, wie ſie ſich ausdrücken, noch nicht abſehen könnten, was damit werden ſolle. Sie ſehen: unſere deutſchen Gäſte verläugnen ſich nicht; ſie müſſen immer wiſſen was ſie eſſen, wenn es ihnen recht ſchmecken ſoll; ſie müſſen einen Begriff haben.“(*) —

Goethe wollte darin, wie er mir ſagte, eine Art von tauſend und einer Nacht liefern, ſo nämlich, daß eine Erzählung durch die andere hervorgerufen würde [Vergl. Schiller Nr. 27, S. 73.]; dankte aber zuletzt Gott, daß er bis an das Mährchen kam. Die erſte Erzählung, der Procurator, war allerdings aus dem Boccaccio genommen, aber mit einem befriedigenderen ſittlichen Schluſſe, worüber ihn Schiller mit Recht beſonders lobt. [Nr. 60.] Sie hat übrigens die größte Aehnlichkeit, ja Gleichheit könnte man ſagen, mit dem indiſchen Touti-Nameh, worin eine junge Frau, in Abweſenheit ihres verreiſten Mannes, von einem Rendezvous bei ihrem Galan, jedesmal das ſie gehen will, abgehalten wird durch eine neue intereſſante Erzählung ihres Papageien; worüber denn Zeit und Stunde

(*) Sie holen ſich auch wohl die Früchte von den Bäumen ſelber, ſtatt ſie ausgeſucht und ſauber ſervirt von der Tafel des Wirths hinzunehmen. Vergl. die Parabel: „Ich ſtand in meiner Gartenthür ꝛc. [XLVII, 76.]

vergehen, bis denn endlich der Mann zurückkommt und das verrathene Gelüſt der Frau an ihr rächt.

Es iſt zu verwundern, daß Iken und Koſegarten in ihren Ueberſetzungen des Touti-Nameh nicht auf die Nachbildung von Boccaccio und Goethe aufmerkſam gemacht haben, um wenigſtens dem letztern den Preis der ſittlichſten und lehrreichſten Behandlung zuzuerkennen. Aus fremder wie aus eigener Erfahrung kann ich verſichern, daß die Geſchichte des Procurators uns ſtets von ungemeinem Intereſſe durch die nette, zierliche Perſönlichkeit deſſelben, ſowie die ſanfte leiſe ſo natürliche Entwicklung von einer wohlthuenden Rührung, wie ſie das ſittlich Schöne jederzeit hervorbringt, geweſen iſt. Die unnachahmliche Ruhe, Einfachheit und Anmuth der Erzählungsweiſe iſt denn freilich G's. eigenthümliches Talent, wodurch er das Gemeinſte wie das Höchſte zu rein äſthetiſcher Wirkung zu bringen verſteht.

Den allgemeinſten Beifall fand jedoch das Mährchen [XV, 210 ff.] worüber nicht nur die Zeugniſſe Schiller's, Schlegel's, von Humboldt und anderer [Nr. 120.], ſondern auch die zahlloſen Verſuche es zu deuten und auszulegen bis in die neueſten Zeiten fortgeſetzten Beweis liefern. Schiller fand darin die Idee, deren G. einmal erwähnt habe: „Das gegenſeitige Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen aufeinander" recht artig ausgeführt, und ſeine Frau es ganz im Voltairiſchen Geſchmack. [Nr. 95.] Uebrigens aber habe G. durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol ſey. Man könne ſich nicht enthalten in Allem eine Bedeutung zu ſuchen. G. iſt zuvörderſt über die gute Aufnahme erfreut und aufgemuntert, und wenn nur einer von den hundert Kobolden des Alten

von Ferney darinnen ſpuke, ſchon zufrieden. Wie ernſthaft jede Kleinigkeit werde, ſobald man ſie kunſtmäßig behandle habe er auch dießmal wieder erfahren. Er hoffe die achtzehn Figuren dieſes Dramatis ſollen als ſoviele Räthſel dem räthſelliebenden willkommen ſeyn. Nun wünſcht er über das ganze Genre mit S. zu ſprechen und noch einige Verſuche zu machen. Er trug auch S'n. die Skizze eines neuen vor, das er vielleicht bis zum erſten März (1795) fertig ſchreiben könne und dabei mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des erſten wegſchlüpfen. — Unterdeſſen waren allerlei Erklärungen bei S'n. eingelaufen, wobei dieſer bemerkt: „in dergleichen Dingen erfinde die Phantaſie ſelbſt nicht ſoviel als die Tollheit der Menſchen wirklich aushecke, und er ſey überzeugt, die ſchon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überſteigen." — G. meint: er würde freilich noch ein bischen zuſehen; hoffe aber auf eine günſtige Wendung in den Unterhaltungen ſeinen beliebigen Spaß darüber machen zu können. — Auch v. Humboldt erfreut ihn durch ſeine Bemerkungen über das Mährchen: „Es war freilich eine ſchwere Aufgabe zugleich bedeutend und bedeutungslos zu ſeyn, erwiedert G. darauf. Ich habe noch ein anderes im Sinn, das aber gerade da umgekehrt ganz allegoriſch werden ſoll, und das alſo ein ſehr ſubordinirtes Kunſtwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte durch eine ſehr lebhafte Darſtellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblicke zu tilgen." — In der Folge ſchreibt er an Schiller [Nr. 269.]: „Vielleicht bilde ſich die Idee zu einem Mährchen, die ihm gekommen ſey, weiter aus. Es ſey nur gar zu verſtändlich, darum wolle es ihm nicht recht behagen. Könne er aber das Schiffchen auf dem Ocean der

Imagination recht herumjagen, ſo gäbe es doch vielleicht eine leidliche Compoſition, die den Leuten beſſer gefalle, als wenn ſie beſſer wäre. Das Mährchen mit dem Weibchen im Kaſten [Nr. 269.] lache ihn auch manchmal wieder an, es wolle aber noch nicht recht reif werden." — Er nahm dieſes Undeniſche Pygmäenweibchen, wie er es auch nennt, [Nr. 347.] auf die Reiſe nach der Schweiz mit und hoffte es zuſammenſchreiben zu können. Es kam aber erſt im Jahr 1808, unter dem Namen „die neue Meluſine," zur völligen Erſcheinung, in Carlsbad, wo es uns gemeinſam höchſt angenehme Stunden verſchaffte, indem auch die feine Ironie und verborgene Schalkheit nicht unvermerkt und unerörtert blieb. —

Jenes erſte Mährchen wurde auch damals von Dieſem
21.März. so, von Jenem anders gedeutet, und G. ſagte zu mir: „es
1809. komme ihm gerade ſo vor wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch heut zu Tage auf Napoleon deute. Es fühle ein Jeder, daß noch etwas drin ſtecke, und wiſſe nur nicht was." — In der allerneuſten Zeit ſind die Deutungen, welche Göſchel und Hartung verſucht haben, (*) die geiſtreichſten, indem ſie die von Schiller ſchon angedeutete abſtracte Idee „vom gegenſeitigen Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen aufeinander" ſelbſt wiederum concretiſiren und ſpecificiren.

Wahlverwandtſchaften, die. Auch Ottilie genannt. „Das Uebel nur hat eine Geſchichte nicht das Gute;" der Krieg, nicht der Friede. Von dieſem iſt Wenig zu

(*) In den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Critik, 1837, Nr. 59, S. 466 f.

erzählen, wie von der Tugend. Daher weiß man Nichts vom Leben im Paradieſe, deſtomehr von dem Hergang nach dem Sündenfalle: wie Dante's Hölle auch mannigfaltiger iſt als ſein Himmel. Auch dem Dichter ſind die pathologiſchen Seelenzuſtände der Menſchheit das buntfarbige Feld das er bearbeitet, und unſer Freund war beſonders und früh ſchon berufen:

„Weltverwirrung zu betrachten
Herzensirrung zu beachten ꝛc.“

Werther war ſein erſter Roman, Ottilie ſein letzter. Beide behandeln ſittlich-pathologiſche Phänomene, jener aus dem Braut- dieſer aus dem Eheſtande. Der Text iſt und bleibt immer das ſechſte Gebot, ſammt Chriſti Auslegung, dasjenige wogegen am meiſten in der Welt peccirt wird; „welches ſchon in der Wüſte dem Elohim-Jehova ſo nöthig ſchien, daß er es mit eignen Fingern in Granittafeln ſchnitt, und in unſern löſchpapiernen Catechismen immerfort aufrecht zu halten ſey.“ [G. an Z. Nr. 707, S. 381.] Goethe hat das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt; ſondern wie ein Künſtler, wie ein Maler, der eine Schlange die unter Blumen lauſchen ſoll, nicht in extenso malt, aber durch die verführeriſchen Blumen ſoviel von ihr hindurch blicken läßt, daß man wohlerkennen mag: hier lauſche etwas Gefährliches das einen Jeden verletzen kann, der nach dieſen Blumen hinlangen will.

Wie nun beide Romane eine innere Aehnlichkeit und Verwandtſchaft haben, ſo auch eine äußere in ihren Wirkungen und Schickſalen. Werther erregte bei ſeinem Erſcheinen das Zetergeſchrei älter Herren und Damen, während ſtiller Sympathie der Jugend mit dem Dichter: die Wahlverwandtſchaften ebenfalls lauten Tadel der Erfahrenen bei

ſtillem Herzensgemunkel über das Schwätzen aus der Schule und Verrath von Myſterien; die Unſchuld der Jugend aber merkte Nichts davon und wie ſollte ſie's auch! Nun hieß das ein unſittlicher Roman, weil er auf Unſitte deutet, aber doch warnt, indem er Verhältniſſe, die Anfangs ganz unſchuldig und unverfänglich ſcheinen, durch natürliche und ſociale Conflicte des Weltlebens in gefährliche und zuletzt verderbliche ausſchlagen läßt.

Wenn man aber auch nach der Zeit allenfalls das Thema zuzugeben geneigt war; ſo wünſchte man es doch anders behandelt, das Punctum saliens nicht ſo in Evidenz geſtellt, ſondern nur zu errathen gegeben. Auch die ganze ſchöne Echafaudage der Localitäten, der häuslichen und geſelligen Zuſtände, ſammt Allem was den Dichter auch als Landſchafts- und Genremaler ankündigt: denn den Porträtiſten giebt man ihm allenfalls zu; alles jenes wünſchte man hinweg. Nicht epiſch hätte der Roman behandelt werden ſollen, ſondern dramatiſch, d. h. der Dichter hätte mit der Thüre ins Haus fallen ſollen, um gleich in medias res zu kommen, und den casus conscientiae ohne weitere Einleitung und Anbahnung als Factum hinſtellen. Hierauf iſt denn weiter Nichts zu ſagen, als was Euripides ſeinen atheniſchen Kunſtrichtern geantwortet haben ſoll:

„Ich verfertige meine Werke nicht, daß ich von Euch lernen will, ſondern daß ich euch lehren will." (*) —

Oder wie unſer Dichter, unabhängig von jenem Vorbilde, von ſelber ſpricht:

(*) „Se, ut populum doceret, non ut ab eo disceret, fabulas componere solere;" Valerius Maximus lib. III, c. 7.

„Ich ſchreibe nicht Euch zu gefallen,
Ihr ſollt was lernen!“ [III, 241.]

Unter andern Philiſter-Critiken über die Wahlverwandtſchaften, gleich nach ihrer Erſcheinung, war auch die: daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung
ſehe. — G. bemerkte dabei gegen mich: „dieſer Kampf iſt Decbr.
aber hinter die Scene verlegt und man ſieht, daß er vorge- 1809.
gangen ſeyn müſſe. Die Menſchen betragen ſich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwieſpalt doch das äußere Decorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet ſich niemals zu einer äſthetiſchen Darſtellung: denn entweder ſiegt das Sittliche oder es wird überwunden. Im erſten Falle weiß man nicht was und warum es dargeſtellt worden; im andern iſt es ſchmählich das mitanzuſehen. Denn am Ende muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Uebergewicht geben, und dieſes Moment giebt der Zuſchauer gerade nicht zu, ſondern verlangt ein noch ſchlagenderes, das der Dritte immer wieder eludirt je ſittlicher er ſelbſt iſt. In ſolchen Darſtellungen muß ſtets das Sinnliche Herr werden, aber beſtraft durch das Schickſal, d. h. durch die ſittliche Natur, die ſich durch den Tod ihre Freiheit ſalvirt. So muß der Werther ſich erſchießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über ſich werden laſſen, ſo muß Ottilie karteriren(*) und Eduard desgleichen, nachdem ſie ihrer Neigung freien Lauf gelaſſen. Nun feiert erſt das Sittliche ſeinen Triumph.“ —

Statt aller weitern Controverſe, deren kein Ende abzu-

(*) Nach dem Griechiſchen καρτερεῖν, ſich enthalten, (der Speiſe, des Schlafs u. ſ. w.) von G. der Kürze wegen gebraucht, wie öfter ſolche fremdſprachige Worte in dem Cotterie-Jargon den wir unter uns führten.

ſehen wäre, weil Jeder immer noch ein Wort hat, möge eine nicht unintereſſante Nachricht hier Platz finden.

Der rothe Faden, der nun aus den Wahlverwandtſchaften für alle Welt zur Phraſe geworden, hatte für G. den realen und reellen Erfolg, daß im Jahr 1813, als die engliſche Flotte vor der Elbe lag, ein Oberwundarzt derſelben, Herr John Forbes, nachdem er in Hamburg von einer Freundin G's. erfahren, daß dieſer in den Wahlverwandtſchaften von dem rothen Faden der engliſchen Schiffstaue ſpreche, in der Freude darüber ſich augenblicklich erbot, ein Stück eines ſolchen Taues an den Dichter zu ſenden, mit der Bitte, er möge es als einen Beweis ſeiner hohen Achtung annehmen. És geſchah durch eben jene Freundinn, und Goethe zeigte es uns am 9. Januar 1814 mit billigem Behagen vor. Es iſt nicht zu glauben, daß ſeine Landsleute ihm etwas ähnlich Angenehmes zum Dank erzeigt hätten.

Wahrheit und Dichtung, oder aus meinem Leben. Von dem einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus ſeinem Leben, wodurch er veranlaßt worden und wie er ſich rechtfertige, iſt ſchon oben die Rede geweſen, und G's. Brief an Zelter Nr. 711. zur weiteren Nachleſung empfohlen worden; desgl. Bd. XXXII, S. 63; it. A. in D. S. 600b. Er wurde ſogar ein Probierſtein für die ganze deutſche Nation, die ſich daran in verſchiedener Legirung abſtrich und über das „Wahrheit" und „Dichtung" bald fabelnd bald witzelnd ſich den Kopf zerbrach, dergeſtalt daß
d.15.Oct. G. nicht umhin konnte an einen Freund zu ſchreiben: „Die
1813. Deutſchen haben die eigene Art, daß ſie Nichts annehmen können, wie man es ihnen giebt. Reicht man ihnen den

Stiel(*) des Meſſers zu, ſo finden ſie ihn nicht ſcharf; bietet man ihnen die Spitze,(**) ſo klagen ſie über Verletzung. Sie haben ſo unendlich Viel geleſen und für neue Formen (***) fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erſt wenn ſie ſich mit einer Sache befreunden, dann ſind ſie einſichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor habe ich mich daher jederzeit iſolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirkſam war, und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte. Hieraus ſehen Sie, wie ſehr ich die ſo freundliche als einſichtsvolle Einleitung ſchätzen werde, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen ꝛc.“ —

Einige Zeit darauf ſchreibt er: „es ſey wohl der Mühe werth länger zu leben und die Unbilden der Zeit mit Geduld zu ertragen, wenn uns beſcheert ſey zu erfahren, daß eine ſo ſeltſame Perſönlichkeit wie die ſeinige, die mit ſich ſelbſt nicht einig werden können, ſich doch noch zuletzt im Geiſt und Gemüth der vorzüglichſten Männer der Nation dergeſtalt abſpiegele, daß nicht mehr von Lob oder Tadel, nur von pſychologiſchen und pathologiſchen Bemerkungen die Rede bleibe. — Er fühle jedoch bei weiterm Fortſchreiten, daß es nun über dieſe Confeſſion eine zweite und dann wieder eine dritte und ſo bis ins Unendliche bedürfe, und die höhere Critik immer noch zu thun finden würde. Bei Bearbeitung des vierten Bandes entſprängen neue Schwierigkeiten und die Gefahr werde ſchon größer: es möchten die Euphemismen, deren ſich Ironie in einer gewiſſen Region mit Glück bediente, in einer höheren zu Phraſen auslaufen, und wo

(*) d. i. Dichtung. (**) d. i. Wahrheit. (***) ein ἓν διὰ δυοῖν.

ſänden ſich immer die glücklichen Augenblicke des Humors, wo das Rechte allenfalls zu leiſten wäre."

„Schon ſeit einem halben Jahre habe er den vierten Band aus ſeinem Leben, welcher ungefähr bis zur Hälfte gediehen geweſen, plötzlich liegen laſſen und, um nicht völlig zu ſtocken, zehn Jahre überſprungen, wo das bisher bewachte und beängſtete Naturkind in ſeiner ganzen Losheit wieder nach Luft ſchnappt im September 1786 auf der Reiſe nach Italien. (*) Dieſen aus Inſtinct ergriffenen, dann mit Ueberzeugung verfolgten Ausweg möchte er von jenem vortrefflichen Menſchenkenner gebilligt wiſſen um deſto anmuthiger fortzuſetzen. Er rette ſich in eine Epoche, von der ihm die entſchiedenſten Documente übrig ſind, Tagebücher, Briefe, kleine Aufſätze, Skizzen von ihm und Andern, und zu dieſem Allen die Gegenwart eines vortrefflichen Reiſe- und Lebensgefährten, des Hofraths Meyer. Dieſe anlockende und leichtere Arbeit werde gewiß rückwärts günſtigen Einfluß erweiſen und die indeß vergehende Zeit ihn über einige Bedenklichkeiten hinausheben ꝛc." —

Hätte ſie ihn doch hinausgehoben, oder hätte ſie ihn auch nur veranlaßt jene Lücke für ſich auszufüllen und das Manuſcript zu ſecretiren, um es einer ſpätern Folgezeit als Vermächtniß zu hinterlaſſen! Ich wäre gern der gewagten Reſtauration überhoben geweſen, in Hoffnung die Nachwelt

---

(*) Das ſind die zehn Jahre von 1776 bis 1786 die wir gewagt haben, wennauch nicht nach dem Leben und nach der Natur zu ſchildern, welches allein nur der Autor vermocht hätte, wenigſtens mit etwas Mehr als bloßen Hirngeſpinſten ausgefüllt, an die früheren und ſpäteren Lebensepochen anzuknüpfen, die Er ſelber wiederum hatte darſtellen wollen.

würde ein ächtes, ganzes, völlig authentiſches Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben, zu bewundern haben.

Uebrigens bleibt mir, was die Zeit der Entſtehung dieſer Biographie betrifft, noch zu bemerken, daß G. ſie zwar in das Jahr 1811 verſetzt [XXXII, S. 62.], wo er die Ausführung derſelben begann, daß aber der Gedanke dazu ihm bereits in Carlsbad den 28. Auguſt 1808 gekommen war, auf meine Ermunterung ſeine Confeſſionen zu ſchreiben; welches er denn verſprach und auf das künftige Jahr feſtſetzte. —

Walpurgisnacht, erſte. [Bd. I, S. 232 ff.] Dieſes herrliche, ganz zur Cantate geeignete Gedicht, das G. für einen Verſuch erklärt dramatiſche Balladen ſo auszubilden, daß ſie zu einem größeren Singſtück dem Componiſten Stoff gäben, obſchon dieſe nicht Würde genug habe einen ſo großen Aufwand zu verdienen, hatte er bereits 1799 d. 26. Aug. an Zelter [Nr. 4, S. 8.] geſendet, der jedoch lange nicht damit zu Rande kommen konnte. [Nr. 186, S. 42.] G. giebt ihm hierauf an, wie und wo er auf die Fabel gekommen [Nr. 187, S. 49. 50.]; es ſcheint aber nicht daß Z. ſeine Compoſition fertig gemacht habe: denn G. ſchreibt (d. 9. Septb. 1831) an den jungen Mendelsſohn-Bartholdy: „Daß Du die erſte Walpurgisnacht Dir ſo ernſtlich zugeeignet haſt, freut mich ſehr, da Niemand, ſelbſt unſer trefflicher Zelter nicht, dieſem Gedicht Etwas abgewinnen können. Es iſt im eigentlichen Sinne hoch-ſymboliſch intentionirt: denn es muß ſich in der Weltgeſchichte immerfort wiederhohlen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geſchoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engſten Raum eingepfercht werde.

Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, iſt hier prägnant genug dargeſtellt, und ein freudiger, unzerſtörbarer Enthuſiasmus lodert noch einmal in Glanz und Wahrheit hinauf ꝛc." —

Wanderer, der. [Bd. II, S. 176.] Daß dieſes Gedicht bereits im Jahre 1771 geſchrieben iſt, alſo viele Jahre vor G's. italiäniſcher Reiſe, ward bereits oben angemerkt aus G's. Brief an Z. [Nr. 799.] „Das iſt aber — fährt er fort — der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält was der Wirklichkeit ſuchende, wenn er es im Daſeyn findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich daran ſich erfreuen muß." — Solcher Prolepſen und Anticipationen ſind nun gar viele in G's. Dichtungen und Reflexionen; aber man muß alt werden, um ſie zu erleben, und jetzt iſt Jeder noch ſo jung, ſo jung, daß es Einen erbarmen könnte.

Wanderer und Pächterin. [Bd. I, S. 218.] Dieſe reizende Ballade iſt wahrſcheinlich eine der bei G's. ländlichem Aufenthalt in Roßla entſtandenen Productionen, deren er [Bd. XXXI, S. 144.] gedenkt, und ſcheint offenbar auf das Verhältniß der Eugenie in deren zweitem Theil anzuſpielen; wenigſtens beſchäftigte ſich G. um dieſe Zeit auch mit Eugenien, nach S. 146. Der Synchronismus ſeiner Bilder und Gleichniſſe deutet immer auf die Gleichzeitigkeit ſeiner Productionen und Beſchäftigungen.

Wanderjahre W. Meiſters. Die Lehrjahre W. Meiſters deuteten ſchon auf künftige Wanderjahre, und ſo war der Dichter genöthigt auch dieſe zu ſchreiben, umſomehr als durch den Schluß der erſtern der Roman wohl zu

einem Wendepunkt, aber nicht zu einem Ende gekommen war. Mit dem Eintritt Meiſters in die weite große Welt waren auch mannigfaltigere Situationen gegeben, und ein buntes Gemiſch abwechſelnder Scenen bildete nun den neuen Schauplatz. Von einem Plane, von einem abgeſteckten Ziele konnte in einer Dichtung nicht die Rede ſeyn, die eben das Labyrinthiſche des Lebens zum Gegenſtand ihrer Schilderung machte, und Goethe, wie wir geſehen haben, liebte es „abzuwarten, an welches Ufer der Genius ſein Schifflein treiben werde." [Schill. Nr. 326, S. 137.]

Kleine Geſchichten, allmählich erſonnen, angefangen, fortgeſetzt, ausgeführt, ſollten durch einen romantiſchen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre zuſammengeſchlungen ein wunderlich anziehendes Ganze bilden [XXXII, 11 f.]; ſie ſollten durch die Wanderungen einer bekannten Geſtalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erſcheinen. Es war Wenig daran zu thun und ſelbſt der widerſtrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung [XXXII, 188. 189.].

Das größere Publikum das einen zweiten W. Meiſter erwartet hatte, wenigſtens einen Roman in gewohntem Sinne, war unzufrieden und äußerte ſich eben nicht günſtig und ſchmeichelhaft für den Verfaſſer. Er ſelbſt nahm das Werk noch einmal vor, zerſtückte es, ſtellte um, ſchob ein u. ſ. w., mußte aber am Ende ſeinem Freunde Zelter geſtehen: das Beginnen, das ganze Werk umzuarbeiten, leichtſinnig unternommen, wolle ſich nicht leichtfertig abthun laſſen, und ſo hab' er denn noch vier Wochen zu ächzen, um dieſen Alp völlig wegzudrängen [Nr. 624.]. Nachdem er jedoch

ſeine Wanderer redlich ausgeſtattet [Nr. 624.], ſandte er ſie in die Welt und hoffte, daß ſie bei näherer Betrachtung gewinnen würden: es ſey keine Zeile darin, die nicht gefühlt oder gedacht wäre [Nr. 375.]; der ächte Leſer werde das Alles ſchon wieder herausfühlen und denken: denn das ſey's doch eigentlich worauf es ankomme. [Nr. 619.]

Und das geſchah denn auch. Erfreut über die günſtige Aufnahme ſeiner Wanderjahre, die ſich in drei Beurtheilungen kundgab, einmal von Varnhagen von Enſe, ſodann von einem Ungenannten, zuletzt von Profeſſor Kayßler, äußert ſich Goethe in einem Aufſatze: „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" überſchrieben [Bd. XLV, 307.], ſo liebenswürdig wie möglich, d. h. mit der naiven kindlichen Geſinnung, die dem Alter als einer zweiten Jugend ſo wohl anſteht, die ſich ihrer Exiſtenz und deſſen was ſie darin vermag und vermochte, als einer von Gott und Natur gegönnten Beſtimmung mit Freude bewußt wird. Auch nach G's. Hinſcheiden entwickelte mit der Pietät eines edlen, und mit dem Fein- und Scharfblick eines welt- und zeitkundigen Mannes, Sinn und Tendenz der Wanderjahre abermals Varnhagen von Enſe. Auch Hotho gab ſchon früher von dem Inhalt und der Geſtalt dieſes Werks eindringliche und erläuternde Ueberſicht, und G's. Wunſch: „jenes Innige was in ihm lebte, ſtrebte, ſuchte, und oft ohne Bewußtſeyn nach langem Taſten und Irren das Rechte fand, eben jenes unbegreifliche Ich in ſeinem Verlauf, von einem wohlwollenden Geiſte günſtig abgeſpiegelt zu ſehen," ging noch vor ſeinem Ableben in Erfüllung.

Um noch ein Wort von den Novellen zu ſagen, ſo iſt „der Mann von 50 Jahren", vor dem ein gewiſſer Non-

chalant ſoviel Averſion hat, eine frühe Conception, ſchon 1803 von G. accuſirt, 1807 wieder aufgenommen und in den folgenden Jahren weiter ausgeführt, ohne Zweifel ein aus der Erfahrung aufgefaßtes Motiv aus dem Leben der höheren Stände, wo es deren genug giebt die ſich zu conſerviren wiſſen und gewußt haben. Die neue Meluſine iſt ebenfalls ein frühes Erzeugniß, als „Weibchen im Kaſten", auch „undeniſches Pygmäenweibchen" in Schiller's Brfw. [Nr. 269; it. 347.] vorkommend. Die pilgernde Thörin iſt eine freie Ueberſetzung einer franzöſiſchen Novelle la folle en pélerinage, die bereits in den achtziger Jahren in Weimar circulirte und aus der die Romanze „der Müllerin Verrath" nach G's. freier Behandlung zuerſt in Schiller's Muſenalmanach erſchien. Was endlich die Pädagogiſche Provinz betrifft, ſo iſt ſie — was ſich eigentlich vonſelbſt verſteht — nach G's. eigner Ausſage ein Utopien. Unter dem Bilde der Wirklichkeit iſt eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorſchlägen und Vorſätzen gemeint, die freilich zuſammenhangen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl ſchwerlich zuſammentreffen möchten. Weil aber G. gern durch Bilder das Mögliche und das Unmögliche verwirklichen mag, ſo muß man es ſchon gelten laſſen und keinen philologiſchen Feldzug dagegen unternehmen. Wenn man ſich ferner über die Macaria mokirt und ſie abſurd und ich weiß nicht was findet; ſo möge hier zuvörderſt G's. Bemerkung gelten: „Es iſt mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man im Brette bewegt; ſie können geſchlagen werden, aber ſie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird." [XLIX, 51.] Sodann ſage man ſich im Stillen: „Weiß man doch eben nicht, was er ſich dachte, der

Schalk!" Es könnte ja wohl auch Ironie, Perſiflage, oder gar Symbolik des Siderismus ſeyn. Es iſt nichts ſo abſurd was nicht ſchon einmal geglaubt worden und wieder geglaubt werden könnte; dem Dichter iſt das einerlei, was ſich mahlen läßt, das mahlt er, Engel und Hexen. Uebrigens iſt dieſe Macaria, nur als Bild angeſehen, eines der ſchönſten Porträte von einer würdigen alten Frau, das vollkommen in dieſe Gallerie paßt.

Werther. Nachdem ein Werk über ein halbes Jahrhundert in der ganzen Welt gewirkt hat, ſollte man denken die Tendenz des Autors würde eingeſehen worden ſeyn, und ihm nicht zu Schaden und Unehren gereichen. Gerade die damalige Zeitgeſinnung, der Selbſtquälerei, welche das Buch ſchildert, ſollte damit abgeſchloſſen ſeyn [XXVI, 248.], und noch wirft man ihm vor, daß er das Fieber erregt habe, das bereits in jungen Gemüthern verborgen lag und nur bei ihm zum eclatanten Ausbruch kam; wovon er ſich errettete, dadurch daß er ſich's aus der Seele ſchrieb [XXX, 213.]. Warum ahmte man nur das Todtſchießen nach und nicht das am Leben Bleiben des Autors? — Das ganze Gerede über den W., von Leſſing und Nicolai an bis auf den neueſten Ultimus, den nach dem Sprichwort scabies occupat — wie wird es beſchämt durch das briefliche Zeugniß eines Ausländers, der ſeine gelungene Heilung durch den Werther bekräftigt! [Bd. XXIX, S. 158.] Hat G. mit dieſem Buche geſündigt, ſo ward er übermäßig ſein ganzes Leben hindurch beſtraft, durch die zudringlichen Forſchungen nach der Wahrheit der Geſchichte, denen er auch durch kein Incognito entgehen konnte. [XXVI, 235 f.] Noch im Jahr 1809 oder 1810

kam unter franzöſiſcher Aufſchrift: „an den Verfaſſer der Leiden des jungen Werther" ein Paket von Ingolſtadt, mit einer franzöſiſchen Nachbildung des Werther, das, weil es den Weg von Isle de France nach Ingolſtadt gemacht und hier mit begreiflichem Proteſt, als inconnu à Ingolstadt abgewieſen worden, den ganzen Rückweg hätte antreten müſſen, wennnicht zuletzt irgendwo ein Poſtmeiſter ſich auf den Namen des Autors und ein Anderer auf deſſen Wohnort beſonnen und dem Herumirrenden die rechte Straße gewieſen hätte. Das iſt wohl der einzige Spaß, den G. von ſeinem Werke erlebte, und an dem er auch, wie an einem gefundenen Groſchen, den Nachbar theilnehmen ließ, indem er das mit allen möglichen Poſtzeichen decorirte Couvert, wie ein Quodlibet, unter Glas und Ramen in ſeinem Beſuchzimmer eine Zeit lang aufhing, um abermaliges Quäſtioniren der Neugier auszuſtehn.

Wette, die, Luſtſpiel in Einem Act. [A. in Q. I, II, S. 381.] Dieſes kleine dramatiſche Stück machte G. in Teplitz 1812, auf Verlangen Ihro Majeſtät der Kaiſerin Louiſe von Oeſterreich. Die Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden." Der Auftrag ward ihm den 28. Juli; den 29. iſt das Stück bereits im Kopfe fertig; den 30. wird es dictirt, den 31. die Rollen ausgeſchrieben, und nach Leſe- und Hauptproben den 5. Auguſt aufgeführt. — Die Kaiſerin verehrte dem Dichter ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bondi. Zur Erwiederung ſchrieb G. das Sonett an denſelben in Band IV, S. 97.

Xenien, zahme. [Bd. III, 239 ff.; IV, 309 ff.; XLVII, 241 ff.] Obgleich das voranſtehende Motto aus Horaz,

welches ich G'n. vorſchlug und Er mit Billigung annahm, hinlänglich und treffend, Inhalt und Veranlaſſung dieſer kleinen Gedichte angiebt; ſo iſt doch, zu tieferer Begründung der Angemeſſenheit deſſelben, zu vergleichen was G. ſelbſt in ſeinem Leben geſteht [Bd. XXV, S. 115.], daß Er nämlich alles was ihn quälte, angenehm oder unangenehm beſchäftigte, in ein Lied, Epigramm oder ſonſt einen Reim zu bringen pflegte, um es loszuwerden. Und wie Er ferner bei Entſtehung ſeines Werther bemerkt, daß ebendieſe Briefe aus ideellen Unterhaltungen mit Perſonen, die er in Gedanken ſich herbeirief, hervorgegangen [XXV, 209, 210.], geradeſo ſind dieſe Xenien ideelle, mentale Apoſtrophen an gewiſſe Perſonen, die er ſich im Geiſte vorſtellt, ſie harangirt, rectificirt, tadelt, ſchilt, abfertigt u. ſ. w. alſo an Gegner, Widerſacher, Feinde und ſolche denen Lehre und Belehrung noththut. Er machte ſich dadurch Luft [XXXII, 187.]: „denn ob man gleich ſeine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entſtellen ſoll, ſo wird man ſich doch im Einzelnen manchmal Luft machen.“ [VI, 141—145.]

Zauberlehrling, der. [Bd. I, S. 237.]. Eine der ſchönſten Balladen Goethe's, aus einer Stelle bei Lucian(*) entnommen, und zu einem ſelbſtſtändigen, für ſich bedeutenden Gedicht erhoben, und doch auch als ſatyriſche Parabel auf die Waſſermänner, die Antixeniſten, anwendbar, „die es keine große Mühe koſten werde in den Kreis zu bannen, wohin ſie gehören.“ [Schill. Nr. 195.].

(*) aus dem Dialog Philopſeudes, oder der Lügenfreund.

b) Atelier Goethe'ſcher Dichtungen.

Achilleïs. Dieſe als Roman zu behandeln, war G's. ſpätere Abſicht, die er in Carlsbad mir eröffnete, wie oben S. 523 bemerkt worden.

Amor und Pſyche. G. wollte dieſe wunderſchöne Fabel, die er äußerſt hochſchätzte, ebenfalls bearbeiten, kam jedoch, auch ſpät noch erinnert, nicht dazu.

Balladen. Außer den, im Wetteifer mit Schillern, gedichteten Balladen im Muſenalmanach von 1797, hatte G. noch andere, theils gefertigt, theils noch zu fertigen vor. So trug er ſich mit einer Ballade von Meerfrauen, welche einem kühnen Helden weiſſagen; nach dem Vorgang in den Nibelungen, wo die Meerfrauen dem Hagen ſein Schickſal prophezeihen; brachte ſie aber auch nicht zum Abſchluß. Dagegen hatte er die altengliſche Ballade, welche ſich anfängt: It was a joly Miller once, und mit den Worten ſchließt: I care for no body, no not I, for no body cares for me, überſetzt, und ſie einer von ſeinen Freundinnen mitgetheilt, welche ſie zugleich mit dem Original noch haben müſſe." Man vergaß in der Folge, bei dem Drange der Umſtände und der Regeneration Deutſchlands, ſich darnach zu erkundigen, und ſo könnte ſie allenfalls in ihrer Verlaſſenſchaft noch aufzufinden ſeyn.

Bürgergeneral. G. wollte ihn wieder vornehmen, und die dogmatiſche Figur des Edelmanns ganz herauswerfen, wenn es ihm gelänge durch eine Schnurre die widerwärtigen Elemente zu vereinigen, um jenen Deus ex machina nicht nöthig zu haben. [Schiller's Correſp. Nr. 954. 956.] Eine Fortſetzung deſſelben, eigentlich des Schnaps, von S.

ſchematiſirt und eigenhändig geſchrieben, hat ſich erſt kürzlich aufgefunden, geht aber *ἐς ἄλλο γένος* über.

Ballette. Seiner Programme zu Kinderballetten erwähnte G. mehrmals gegen mich, aus der frühern Theaterzeit von Bellomo und Morelli, welche bei ihrem Weggange ſie mitgenommen haben mußten.

Eins waren die Weiber von Weinsberg, ein anderes der Rattenfänger; aus welchem noch die Romanze: „ich bin der wohlbekannte Sänger ꝛc." ſich erhalten hat. [Bd. I, S. 200.]. Auch in den Briefen des Herzogs an Knebel wird ein Comedie-Ballet erwähnt, und vom Fräulein v. Göchhauſen in den Briefen an Merck [Nr. 87, S. 199.] beſchrieben.

Bei der Herausgabe ſeiner Schriften ſeit 1806 gaben wir uns alle Mühe, nächſt den Gedichten zu Maskenzügen auch dieſe Programme zu den Balletten aufzufinden oder aufzutreiben; doch glückte es nicht einmal vollſtändig mit jenen, mit letzteren aber gar nicht. Die Urſachen ſind oben bereits angeführt.

Cäſar, Julius, als Drama, war ein ſehr frühes Unternehmen Goethe's, wie er an den Conſul Schönborn nach Algier ſchreibt. S. Ausg. in Q. II, II, S. 646; desgl. T. Merkur von 1778 Stück 1. S. 84.

Clytämneſtra, — „durch ein Irrthum ermordet," — entweder als Motiv für eine moderne Bearbeitung, oder als Notiz, mußte ich ihm einſt in ſein Tagebuch anmerken.

Comiſcher Roman, ein; dergleichen er mehrere im Sinne hatte, welche zum Theil in kurze Novellen übergegangen ſind.

Danaiden, ein ernſthaftes Singſtück, worin nach Art der ältern griechiſchen Tragödie der Chor als Hauptgegenſtand erſcheinen ſollte. Der Entwurf dazu war ſchon einige Jahre vor 1801 gemacht. [Z. Nr. 8, S. 17.]. Wahrſcheinlich alſo um die Zeit, wo er über den griechiſchen Chor dachte und auch zum Tancred einen Chor ſchreiben wollte. [Schill. Nr. 732 u. 733.] Er ſprach darüber mit mir im Jahr 1809, den 20. Auguſt. S. unter Supplices.

Degrieux und Manon l'Escot. G. epitomiſirte dieſen Roman, den er beſonders bewunderte, zu irgend einem Zweck, ihn kritiſch zu beurtheilen, oder zu eigenem Gebrauch. (d. 16. Mai 1811.). Vergl. Bd. XXXII, 74.

Dido. Unter den Carnavalsluſtbarkeiten des Jahrs 1777 kam auch eine Tragödie vor unter dem Titel: Leben und Thaten, Tod und Elyſium der weiland berühmten Königin **Dido** von Carthago. Eine noch nie geſehene Tragödie in 31 Aufzügen. Ob dieſe Farçe von G. überhaupt herrühre, ganz oder zum Theil, weiß ich nicht zu ſagen. Genug, ſein Diener Philipp Seidel ſchickte eine Abſchrift davon an G's. Mutter, die ſich darüber folgendermaßen auslåßt:

„So ein Spectakel iſt unter dem Mond weder geſehen noch gehört worden. Unter andern iſt Hanswurſt Carthagiſcher Bürgermeiſter und Nebenbuhler des Aeneas. Ferner iſt die Scene in den erſten 15 Aufzügen auf der Erde und noch in dieſer Zeitlichkeit; bald zu Carthago, bald im Walde, bald auf dem Markte, bald im Zimmer u. ſ. w. Die folgenden 10 Aufzüge werden in der Hölle tragirt; die 6 letzten aber ſpielen im ſchönen Elyſium. Mit einem Wort, das Ding muß man leſen, wenn der Unterleib verſtopft iſt, und

vor die Kur bin ich Bürge.“ — — [S. den Brief derſelben, mitgetheilt in der Abendzeitung von 1837, Nr. 281.].

Eginhard, muthmaßlicher Titel des altdeutſchen Trauerſpiels, deſſen Scenario mir G. dictirte, das er ſchon früher concipirt hatte, und zu welchem er im Jahr 1810 noch beſondere Studien machte, indem er Eginhard's Leben Carls des Großen und Turpins Chronik fleißig las. Die Tragödie roulirt auf einem Motiv, das er bei anderer Gelegenheit ſo ausſpricht:

„Ehe man ſich's verſieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter ſich zu unſerm credo herüber.“ Dieß war, ſoviel ich mich erinnere, in dieſer Tragödie der Fall. Die Tochter eines heidniſchen Fürſten neigt zum chriſtlichen Glauben hin, da ſie bereits einen Chriſten liebt, den der Vater perhorreſcirt. Sie wird zuletzt getauft, aber der Vater ſtirbt ſeinem Character und Glauben getreu.

Egoiſt, der, ſollte ein Roman werden, deſſen Motive G. mir erzählte d. 10. März 1811. Der Sinn war „daß die Meiſterſchaft für Egoismus gelte.“ Er hat wenigſtens dieſen Gedanken aufbewahrt in Bd. XLIX, 74.

Elegien, römiſche. . G. hatte ſie nicht vollſtändig mitgetheilt, ſondern Nr. II. und III. ausgelaſſen, als verfänglichen Inhalts, aber nothwendig in dieſen Kreis gehörig, und ein Muſter, wie auch ſolche Materien mit Geiſt und Geſchmack im großen Styl behandelt werden können; wie auch Schiller fand, ihre Unterdrückung nur bedauernd.

Goethe hatte vor noch ein zweites Buch Elegien zu den römiſchen zu ſchreiben. „Indem er mit dem Prooemium ſein neues Gedicht, Hermann und Dorothea ankündige — ſchreibt er an Schiller [Nr. 247, S. 283.], gedenke er

damit ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite (Elegie) werde wahrſcheinlich die Sehnſucht ein drittes Mal über die Alpen zu gehen enthalten, und ſo werde er weiter, entweder zu Hauſe oder auf der Reiſe fortfahren ꝛc." —

Als eine ſolche Fortſetzung, oder wenigſtens als eine nachträgliche Vermehrung dieſer Gedichtsclaſſe, wären die Elegien an Euphroſyne, das Wiederſehn, Amyntas zu betrachten. Ja, zwei Jahre darauf brachten die Elegien des Properz, die er in Knebel's Ueberſetzung wiederum las, eine Erſchütterung in ſeiner Natur hervor, wie es Werke dieſer Art zu thun pflegen, eine Luſt etwas Aehnliches hervorzubringen, die er aber vermeiden mußte, weil er damals ganz andere Dinge vorhatte. Eine ſogenannte erotiſche, wahrſcheinlich angeregt durch die novelle galanti des Abbate Caſti, die er bereits in Rom von ihm ſelber hatte vorleſen hören und nun gedruckt wiederzuſehen bekam, aber von der caſtiſchen Art himmelweit verſchieden, vielmehr rein moraliſcher Tendenz, dictirte er mir in Carlsbad 1810. Sie iſt zur Zeit noch ſecretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutſchen keinen Spaß verſtehen und Alles gleich für baaren Ernſt nehmen, was auch nur ein Lusus Ingenii iſt. Es muß einer das Privilegium dazu haben, wie Wieland, Heinſe, Thümmel ꝛc. um dergleichen mit Beifall und Nachfrage in die Welt zu ſetzen, Andern wird die Waare confiscirt, wenn ſie auch zehnmal beſſer iſt. Doch G. kehrte von ſelbſt „zum Landprediger von Wakefield mit unſchuldigem Behagen zurück." [XXXII, 74.]

Sie iſt das Tagebuch betitelt, in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer ſchildernd, wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte

paralyſirt wird. Den beſten Commentar, zugleich mit dem Thema ſelbſt, würden Montaigne's Gedanken und Meinungen, überſetzt von Bode Bd. I, Cap. 20. „über die Einbildungskraft" beſonders S. 167 zu geben vermögen, wenigſtens hat es mir immer ſo bedäuchten wollen.

Eliſene, Prinzeſſin, die ſich verheimlicht und Chriſtus der ſich nicht gleich als Gottes Sohn offenbart, war eine von den mehreren Legenden, die G. bearbeiten wollte, und von der er mir manchmal erzählte. Kenner der ſpaniſchen Literatur, beſonders der Geſchichte ſpaniſcher Ritterorden, werden das Mährchen aufzufinden und zu erzählen wiſſen, und der hohen Ariſtokratie einen Dienſt damit erweiſen.

Elpenor. Dieſe unvollendet gebliebene Tragödie wurde angefangen den 11. Auguſt 1781, und neben der Iphigenie her fortgeführt und mitverbeſſert. Doch gerieth ſie in Stocken; G. weiß ſelbſt nicht zu ſagen, ob die Schuld an ihm oder an der Sache lag. [Z. Nr. 104.]. Genug er bekam eine Averſion dagegen und ließ ſie liegen. Doch theilte er das Product, ſo weit es fertig war, Schillern mit, ohne ſich als Verfaſſer davon anzugeben und war neugierig, was dieſer ihm für eine Nativität ſtellen würde. Schiller urtheilte davon günſtiger als G. [Nr. 470.]. „Es erinnere an eine gute Schule, ob es gleich ein dilettantiſches Product ſey und kein Kunſturtheil zulaſſe. Es zeuge von einer ſittlich gebildeten Seele, einem ſchönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Muſtern." — Nun erſt giebt G. ſich als Verfaſſer zu erkennen [Nr. 470.], und S. belobt das Stück von neuem: „Es gehöre zu den Werken, wo man über den Gegenſtand hinweg, unmittelbar zu dem Gemüth des Hervorbringenden geführt und getrie-

ben werde.(*) Uebrigens ſey es für die Geſchichte des Goethe'ſchen Geiſtes und ſeiner Perioden ein ſchätzbares Document, das Er (G.) in Ehren halten müſſe" [Nr. 471.]; wie denn S. noch kurz vor ſeinem Tode es ſich noch einmal ausbittet. [Nr. 971.].

Das Stück war urſprünglich in der ſogenannten poetiſchen, d. h. rhythmiſchen Proſa, wieauch die erſte Iphigenia, und zwar in fortlaufendem Contert geſchrieben; als aber G. die Ausgabe in 8. beſorgte und mir das Manuſcript zur Durchſicht gab, bewog ich ihn, den größtentheils ſchon jambiſch hinſchreitenden Text vollends in Verſe abzutheilen. Er überließ jedoch, da er faſt kein Intereſſe mehr daran hatte, die Arbeit mir, der ſie, als ſeine erſte der Art, noch furchtſam und vielleicht zu ängſtlich gewiſſenhaft ausführte, in der Meinung, es ſey ſowenig als möglich durch Zuſätze oder Weglaſſung daran zu ändern; daher denn hie und da Verſe mit zuviel oder zuwenig oder gar keinen Füßen unterlaufen.(**) G. war indeß damit zufrieden und ſo ward das Manuſcript zum Druck abgeſendet.

Wie Schiller und Zelter, ſo habe auch ich immer eine beſondre Neigung zu dieſem Fragment gehabt. Das Colorit iſt ſo warm, ſo ſüdlich, daß man die Geſchichte nach Kleinaſien, etwa in die Zeit der Nachfolger Alexanders, und an einen der Höfe derſelben zu verlegen ſich angemuthet fühlt. Ich habe damals verſäumt oder nicht verſtanden nachzu-

---

(*) So nennt Schiller auch Seele was ihn in der Iphigenia rührte, und freilich wer in G's. Dichtungen nicht Seele erkennen wollte, mußte ſelbſt keine haben.

(**) welche denn das Morgenblatt zu bedauern haben wird. S. oben den Artikel Hermann und Dorothea. S. 586, Note (*).

fragen, wie G. auf die Bearbeitung dieſes Sújets gekommen ſey, und welches Vorbild ihn zur Nachbildung gereizt habe. Nach der Zeit hat es mir geſchienen als könnte es der Philotas von Leſſing geweſen ſeyn, ſowohl dem Stoff als der Form nach; wie denn auch wohl Leſſing's jambiſirter Nathan G'n. zu Bearbeitung der Iphigenie in Jamben mitbeſtimmt haben kann; wodurch die Einwirkung der italiäniſchen Hendecaſyllaben und Morizens proſodiſcher Grundſätze keineswegs ausgeſchloſſen wird.

Empfindſamen, die. So nennt G. das Drama, das jetzt unter dem Titel Triumph der Empfindſamkeit geht, und zuerſt den 30. Januar 1778 gegeben und den 10. Februar wiederholt wurde. Die frühere Geſtalt war eine andere; einmal kürzer, einfacher, man könnte ſagen ländlicher, idylliſcher; dagegen wieder ſarkaſtiſcher, durch eine humoriſtiſche Schilderung des bis auf den letzten Diener geldſüchtigen Perſonals am Tempel des Orakels; die ſpätere und gegenwärtige Bearbeitung reicher, aber durch freventliche Einſchaltung des Melodrams Proſerpina, als eines hors d'oeuvre, um Einheit und Zuſammenhang gebracht, wie Goethe ſelbſt aufrichtig und uneingenommen genug iſt zu geſtehen. [XXXI, 6.]

Empfindſame Reiſen. Dergleichen zu ſchreiben hatte G. vor, laut einem Briefe an Schiller [Nr. 349, S.
[Nr.359. 205.] kam aber durch deſſen bekannte Quängeleien davon
S.256f.] ab, wie G. ſehr bedauert in einem Briefe an den Geh. O. R. R. Schulz (vom 29. Juni 1829.) „Es iſt ein eigenes Ding — ſetzt er hinzu — der Dichter allein weiß, was in einem Gegenſtande liegt, der ihm ſeines Antheils werth erſcheint.“ — Er zeigt dieſes ſo ſchön in einem Beiſpiel an

dem Brunnen vor ſeinem Hauſe, an den ſich das Leben und die Geſchäftigkeit eines ganzen bürgerlichen Tages anſchließt und die mannigfachſten Motive für den bildenden wie den dichtenden Künſtler darbietet. (*)

Dieſe ſentimentale Reiſebeſchreibung würde ein ganz ander Ding geworden ſeyn als Schiller's Elegie „Der Spaziergang;" wie ſehr auch dieſer ſelbſt davon erbaut iſt und ſich nicht wenig darauf einbildet. [S. Briefw. von Schiller und von Humboldt S. 219, 227, 247, 294.] Die Fortſchritte der Cultur vom erſten Nomadenzuſtande bis zum Bürgerthume, durch Ackerbau und Geſetzgebung, vermittelſt mythologiſcher Perſonen und geſchichtlicher Anſpielungen allegoriſch-ſymboliſch zu ſchildern, oder vielmehr in einer Art Maskenzug oder äſthetiſchen Proceſſion aufzuführen, iſt zwar in Schiller's Art, aber philoſophiſch-abſtract, in nur rhetoriſch-poetiſcher Einkleidung. Bei ihm müſſen immer die griechiſchen Götter dazu dienen, um reale Zuſtände ja Gegenſtände ſelbſt auszudrücken, Ceres den Ackerbau, Bacchus den Weinbau, Hermes den Handel u. ſ. w. (**) Das ſind freilich Figuren, aber doch nur perſonificirte Begriffe. Bei Goethe würde Alles concreter, realiſtiſcher geworden ſeyn und dadurch lebendig und augenſcheinlich. Man kann ſich davon ſchon aus ſeiner italiäniſchen Reiſebeſchreibung überzeugen, die ſtellenweis das leiſtet, was hier durch das ganze Werk geſchehen ſeyn würde.

(*) S. Kunſt und Alterthum Bd. VI, Heft 3, S. 529.

(**) wie bei den römiſchen Dichtern Bacchus für Weinſtock und Wein, Ceres für Getreide und Brod ſteht; jener in der Amphora, dieſe in Körben ſteckt.

Epicedium, oder Requiem. Mit dieſer hypothetiſchen Benennung ſey einſtweilen ein Trauergedicht bezeichnet, welches G. auf einen Verluſt, der den Ritter Gluck betroffen, nach Wieland's Anregung vorhatte, aber nicht dazu kommen konnte, „da ſeine Wirkſamkeit durch den Eintritt ins geheime Conſeil und die beſondre Affection des Herzogs auf ganz andre Dinge gezogen wurde.“ [S. Wieland's Leben von Gruber 2. Theil S. 130, 131.] Ein ähnliches Schickſal erfuhr das Requiem, das er dem Prinzen de Ligne zugedacht hatte, wovon ſich doch noch einzelne Verſe erhalten haben.

Farbenlehre. Seine Farbenlehre in einen Roman zu bringen, that ich G'n. den Vorſchlag (1810, den 17. Januar) um ſie mehr zu populariſiren und ſie beſonders den Frauen zugänglicher zu machen, in einer Art etwa wie Fontenelle ſein Entretien sur la pluralité des Mondes. Der Einfall mißfiel ihm keineswegs;(*) aber wo ſollte Zeit, Muße und Luſt herkommen, zur Ausführung einer zugleich wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Aufgabe, die den tiefſten Frieden verlangte, und uns umgab nur entweder Kriegsgetöſe oder die dumpfe Stille, die einem Gewitterſturme, einem Erdbeben voranzugehen pflegt.

Feſtcalender, römiſcher, war ein Gegenſtand den G. in Italien vorhatte, nämlich die neurömiſchen Feſttage durchs ganze Jahr, rein objectiv zu beſchreiben, ohngefähr wie Moriz es mit den altrömiſchen Feſten in ſeiner An=

(*) Vielleicht hätte er ihn als Lehrgedicht in der Art ausführen können, wie der Engländer John Scafe die Geognoſie in ſeinem „King Coole“ [S. Bd. LI, 193. ff.]

thuſa, nur freilich unzulänglich, verſucht hat. Wahrſcheinlich brachte ihn dieſer Umſtand davon ab; was aber ſein Werk hätte werden können, läßt ſich aus der Beſchreibung des römiſchen Carnevals, ja anderer kleinerer Feſte, die er ſchildert, einigermaßen abnehmen. Man erinnere ſich nur ſeiner Beſchreibung des Rochusfeſtes. [Bd. XXXVIII, S. 157 ff.]

Garten. Eines Abſchiedsgedichts an ſeinen Garten, zu der Zeit wo er denſelben verlaſſen und eine Wohnung in der Stadt beziehen mußte, das G. nicht nur im Sinne, ſondern bereits angefangen hatte, wegen der Unruhe des Umzugs aber nicht vollenden konnte, iſt bereits oben gedacht worden. [S. 150.]

Gärtnerin, die empfindſame, ſo ſollte nämlich das Gedicht heißen, das jetzt mit dem Titel „Hauspark“ überſchrieben iſt, und eigentlich einen Pendant zu den „Muſen und Grazien in der Mark“ abgiebt, wie G. bei Ueberſendung der zwei letzten Verſe an Schiller ſchreibt [Nr. 299, S. 91.]

Als G. mir das Gedicht ohne Ueberſchrift übergab, um eine ſolche dafür auszudenken — wie er es mit den meiſten kleinern Gedichten zumal in der ſpätern Zeit zu halten liebte, daß er mich Titel und Ueberſchriften finden ließ, die er meiſt approbirte — ich aber von jener früheren Nichts wußte, er ſelbſt auch deren ſich nicht zu erinnern ſchien; ſo kam ich, bei der Kenntniß ſeiner Abneigung gegen Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung, ſtatt eines Blumen und Gemüſe hegenden Hausgartens, [Vergl. Bd. I, S. 343.] auf den Einfall es Hauspark zu betiteln: denn jene empfindſame Gärtnerin wünſcht ſich ja prächtige Pappeln um

das Haus, und verbittet ſich die niederträchtigen Zwiebeln und vor allem den Kohl. G. hatte Nichts dagegen zu erinnern und ſo wird man ſich wohl bei ſeiner Genehmigung beruhigen — oder auch nicht.

Geſpräch über die deutſche Literatur. — Von dieſer Schrift iſt bereits oben die Rede geweſen. [S. Bd. II, S. 133.]

Geſpräch im Reiche der Todten. — Ein ſatyriſcher Einfall! „Ich habe große Luſt „ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen dem Canzler einer Academie und einem Schauſpieldirector" zu verfaſſen, wo ſie denn zuletzt, bei der Seelenwanderung, die Stellen tauſchen ꝛc." ſchrieb G. an den Großherzog nach Wien 1814. — Es war eben nicht nöthig, dieſe Luſt auszuführen: denn die Ankündigung ſelbſt enthält ſchon zur Genüge die Beziehungen von denen in dem Geſpräch ſelbſt die Rede ſeyn konnte und wozu er nur aus ſeiner doppelten Erfahrung die Motive herzunehmen brauchte. Erhöhte Gagen, heimliche Zulagen, größere Rollen, gewiſſe Immunitäten und dergleichen ſind doch in beiden Sphären integrirende Lebensfragen. Es ſcheint ſogar ein ſtehender Comment zu ſeyn und eine Art von Geſellſchaftsſpiel wie „Kämmerchenvermiethens" oder ein „Ihr Büchſen dreht euch" u. ſ. w.

Hymnus auf Apollo. Eines Hymnus, den er in die Horen liefern könne, erwähnt G. zwar in den Briefen an Schiller [Nr. 86, S. 190.] auch, daß er ſoviel daran gethan habe als die Kürze der Zeit und die Zerſtreuung in der er ſich befinde erlauben wollen [Nr. 89, S. 197.]; und Schiller ſpecificirt unter den Artikeln die er im 9. Stück der Horen bringen wolle gleichfalls eine Hymne auf die Geburt des Apollo [Nr. 100.] die im

Inhaltsverzeichniß Goethen zugeſchrieben wird. Sonach wäre der Hymnus von G.; es hat mir aber niemals ſo ſcheinen wollen, ſchon wegen der Orthographie Läto ſt. Leto, Häre ſt. Here und dergl., die eigentlich Stolberg beliebte und G. niemals angenommen hat. Sollte er alſo von dieſem herrühren und G., der damals wohl nicht gemuthet war, aus dem Griechiſchen zu überſetzen, ihn nur hin und wieder verbeſſert d. h. lesbarer gemacht haben, im Uebrigen es bei der Orthographie belaſſend, da er in dieſen grammatiſchen Leptologien ſich niemals ein eignes entſcheidendes Urtheil erlaubte? — In den letzten Lebensjahren befragte ich G. darum, er konnte ſich aber nicht mehr erinnern, daß er ihn gemacht habe; wie ihn denn ſein Gedächtniß, zumal in Dingen die kein Intereſſe mehr für ihn hatten, zu verlaſſen pflegte. Aus v. Humboldt's Brief an Schiller erhellt jedoch, daß dieſer auch des Glaubens war, G. habe ihn gemacht, und ſo läßt ſich, verbunden mit meiner obigen Meinung, das Widerſprechende reimen.

Jagd, die. Gleich nach Erſcheinung von Hermann und Dorothea hatte G. ein neues epiſch-romantiſches Gedicht entworfen und den Plan in allen ſeinen Theilen durchgedacht. Unglücklicher Weiſe verhehlte er ihn nicht ſeinen Freunden, Schiller und Humboldt. Sie riethen es ihm ab, als würde es die Concurrenz mit Hermann nicht beſtehen [Nr. 293, S. 72; it. 296, S. 79 ff.]; (*) obſchon S. es zuletzt, bei einer Behandlung in moderner Strophenform, zuläſſiger fand [Nr. 327.]; und es betrübte G'n. noch ſpät, daß er ihnen Folge leiſtete: „denn der Dichter allein könne wiſſen,

(*) Wie wenn der Dichter nur immer Götterbildniſſe mahlen müßte, und nicht manchmal auch allerlei Thiere, „ſogar das wüſte Schwein, die doch alle vom Herren ſind!“ [W. Bd. II, 200.]

was in einem Gegenſtande liege, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne." [XXXI, S. 71. 72.]. In ſeiner damaligen Antwort ſchien es ihm zwar auch ausgemacht, daß ſeine Tiger und Löwen in dieſe Form gehören würden; nur fürchtete er, „das eigentliche Intereſſe des Sujets möchte ſich zuletzt gar in eine Ballade auflöſen." [Nr. 326.]; und ſo geſchah es auch. Das Gedicht metamorphoſirte ſich in die Novelle „das Kind mit dem Löwen." [XV, 297 ff.]

Gleichwohl hat er uns von dem Stoff, dem Inhalt und der Behandlung des intentionirten Gedichts noch Etwas verrathen. Er erwähnt nämlich in den Wanderjahren [XXII, 79 ff.] eines Jagdgedichts, als von dem Mann von 50 Jahren verfaßt, und giebt den Inhalt deſſelben an, der ohne Zweifel für den Inhalt ſeines projectirten Gedichts gelten darf. Zu bedauern bleibt es daher immer, daß eine voreilige Critik wie die deutſche, dieſen poetiſchen Embryo ums Leben brachte, der ja auch einmal etwas Anderes werden und ſeyn konnte, als gerade ein Hermann. Aber juſt ſo führten ſich die Deutſchen bei den übrigen Productionen G's. auf. Da war Etwas kein Werther, kein Götz u. ſ. w. (*) Dieſes Geſchlecht bleibt ſich doch von Oben bis Unten, von Vorn bis Hinten gleich. Wenn man der Juſtiz hie und da einen Mord ſchuld giebt, ſo könnte man ihn bei weitem mehr und eher der deutſchen Critik vorwerfen, als welche Geiſtesgeburten im Keime erſtickt, ja den Autor zu fernern Zeugun-

(*) Vergl. Band XXVII, 255; it. XXVIII, 20; it. XXX, 195. Und doch taugten dieſe wiederum Anderen Nichts. Was hätte er nun machen ſollen? „Er hätte es gerne Allen recht gemacht, es wäre aber Nichts geworden." Bd. IV, S. 345.

gen unfähig, wenigſtens unluſtig macht. Der wahren Poeten ſind doch eben nicht ſo Viele, daß man die Wenigen noch infibuliren müßte, um ihre Productivität zu vermindern und die literariſche Welt vor Uebervölkerung mit Muſenkindern zu bewahren.

Magnet. Ein Gedicht über die magnetiſchen Kräfte auf ebendie Weiſe wie das über die Metamorphoſe der Pflanzen aufzuſtellen, als einen integrirenden Theil des großen Naturgedichts, das Schiller und Knebel von ihm wünſchten, gedachte G. bereits im Juli 1798: „Man muß einzeln verſuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte," ſchreibt er an Knebel, nachdem er bereits eigene Studien und Experimente verſucht hatte, und dazu beſondere Eiſenkörper, nach gewiſſen Modellen, in Ilmenau hatte gießen laſſen, welches ihm Knebel beſorgte. Vergl. Schiller's Brfw. Nr. 471, 474, 476.

Mahomed. G. hatte vor ein eigenes Stück unter dieſem Titel zu ſchreiben, wozu er Veranlaſſung, Inhalt und Gang des Drama's ausführlich angiebt. Bd. XXVI, S. 297—300. Von den einzuſchaltenden Geſängen wurden mehrere vorläufig gedichtet, von denen allein noch übrig, was jetzt unter der Rubrik Mahomeds Geſang in ſeinen Gedichten ſteht. Bd. II, S. 55.

Naturgedicht. Ein Naturgedicht, wie das über die Metamorphoſe der Pflanzen, forderte Schiller [Nr. 625.], der bereits 1796 ſich G's. Ideen zu Gemüthe geführt und daraus „die Klage der Ceres" gebildet hatte [Nr. 170, S. 57.]. Desgleichen Knebel. Letzterem erwiedert Goethe: „Jenes große Naturgedicht habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften,

die ich an jene Studien gewendet, nicht beſſer nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeitete. Du haſt den kleinen Verſuch über die Metamorphoſe der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch was beſonders Freundliches darüber geſagt, welches mich ſehr ermuntert an das größere Werk zu denken. Freilich iſt es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken, daß man nach- und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt. Mit Bezug darauf ſchreibt er Bd. XXXI, S. 85: „Im August und September (1799) bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondwechſel durch ein gutes Spiegelteleſcop(*) zu beobachten, und ſo ward ich denn mit dieſem, ſo lang geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem dieſem lag ein großes **Naturgedicht,** (**) das mir vor der Seele ſchwebte, durchaus im Hintergrunde."

Nauſicaa. Fragment eines Trauerſpiels [Bd. IV, 225 ff.]. Den Plan zu dieſem unvollendeten Trauerſpiel faßte G., wie wir oben [S. 265 ff.] geſehen haben, in Sicilien, im Jahr 1787. Einen andern zu einem Trauerſpiel Ulyſſes auf Phäa kündigt er bereits 1786 d. 22. Octbr. an (Mſcpt. der ital. Reiſe). Wahrſcheinlich iſt beides daſſelbe. Nur irrte ſich G. im Namen der Inſel. Es giebt keine Inſel Phäa, und er ſcheint ſie ſich aus dem Namen Phäaken gebildet zu haben, wie der allgemeine Irrthum eine Iphigenia in Tauris aus einem Mißverſtande des lateiniſchen in Tauris (ἐν Ταύροις) „bei oder unter den Taurern oder Tau-

(*) Schiller's Corresp. Nr. 622, S. 148.
(**) Schiller's Corresp. Nr. 625. Item Knebel's 22. März 1799.

riern" eine Inſel Tauris ſich eingebildet hat. Die ſinnlichern Alten hören auf den Namen, womit die Bewohner einer Gegend, eines Landes ſich nennen, und ſehen nicht auf das Local, das an ſich gleichgültig und namenlos, erſt nach jenen Benennung und Bedeutung gewinnt.

Nero. Ein Monodram hatte G. ſchon in früherer Zeit intentionirt: „Nero wie er vor dem Volke agirt und wie er während dieſer Zeit die Nachricht von einer Verſchwörung gegen ihn erhält." Schon im Triumph der Empfindſamkeit [Bd. XIV, S. 24.] führt er Nero als Monodramenſpieler an. Vielleicht war das zu der Zeit wo er jenen Gedanken hatte.

Phaëthon. Tragödie des Euripides [Bd. XLVI, S. 30 f.] G. verſuchte ſie aus den vorhandenen Bruchſtücken zu reſtauriren, und erfreute ſich des gewagten Unternehmens. Nur eins betrübte ihn, daß er nicht die zwei Hauptſcenen damals niederſchrieb. „Wäre es auch nicht zulänglich geweſen, ſo war es doch immer etwas, wovon ſich jetzt Niemand einen Begriff machen kann." [Z. Nr. 495, S. 161.]

Pinto. G. wollte auch des Mendez Pinto abenteuerliche Reiſe nach Oſtindien und Sina in den Jahren 1537—1558 überſetzen, kam aber durch Schiller davon ab, „der immer gleich, wenn er ein Fremdes bearbeiten ſollte, die Sache auf den Kopf ſtellte und etwas Anderes daraus machte." Vergl. oben S. 343.

Prolog zu Hans Sachs. Einen Prolog zu ſeinem „Hans Sachs und deſſen poetiſche Sendung" verfaßte G. im Januar 1828 auf Anlaß des Grafen von Brühl, der das Deinhardſteiniſche Stück „Hans Sachs" wollte geben laſſen, und weil ihm der Prolog jenes Dichters nicht gefiel, bei G. anfragte, ob er nicht erlaube, das Gedicht: „Hans

Sachſens poetiſche Sendung" dazu als Prolog ſprechen zu laſſen, mit beliebiger Aenderung und Kürzung. G. faßte darauf den Gedanken zu einem einleitenden Prolog, den er einem Meiſterſänger in den Mund legt und „der das Gedicht ſo recitirt als ſähe er den Meiſter in der Art wie ihn G's. Gedicht ſchildert." „Ich darf nicht erſt bemerken — ſetzt G. hinzu — daß der Anfang etwas moderner iſt, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremdem getroffen werde; ſodann geht der Ton ins Aeltere hinüber, und wird ſich ganz wohl an die Beſchreibung des Bildes anſchließen. Ich mußte mich ſehr zuſammennehmen, um nicht weitläuftig zu werden: denn hier fand ſich Stoff zu einem ſelbſtſtändigen Prolog ꝛc."

Prometheus. Goethe hatte vor auch einen gefeſſelten Prometheus zu ſchreiben, und davon war bereits der erſte Monolog ſammt dem Chor der Nereïden, die ihn in ſeiner Einſamkeit beſuchen und bedauern, fertig. Dieß iſt der Chor, deſſen in Schiller's und Goethe's Briefwechſel Nr. 290, S. 65; it. 321a, S. 126. gedacht wird.

Daß er auch einen befreiten Prometheus geſchrieben und ihn ziemlich weit gebracht, ſagt er irgendwo ſchon gedruckt. Ein Gedicht, dramatiſch, unter dem Namen: „Der befreite Prometheus" mit Z. unterſchrieben, findet ſich im deutſchen Merkur v. 1782, Aprilſtück Nr. II, S. 33—45. Es hat viel Goethiſches, iſt aber doch nicht ſo tief und geiſtreich als anderes. Vielleicht iſt es auch ein plagiariſches Product wie:

Prometheus und ſeine Recenſenten. Eine ſatyriſche Flugſchrift, die man gleich nach ihrer Erſcheinung G'n. zuſchrieb und noch jetzt gern zuſchreiben möchte, trotz ſeiner

Erklärung im Bd. XXVI, 332 ff. und einer gleichzeitigen auf ein Blättchen gedruckten Anzeige, die, als wohl Wenigen zu Geſicht gekommen, hier mitgetheilt werden möge.

„Nicht ich, ſondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken laſſen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wiſſen. Mir war's, wie meinen Freunden, und dem Publiko ein Räthſel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, ſo nachahmen und von gewiſſen Anekdoten unterrichtet ſeyn konnte, ehe ſich mir der Verfaſſer vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube dieſe Erklärung denen ſchuldig zu ſeyn, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieſer Gelegenheit verſchiedene Perſonen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.“ (*) —

Dies wird wohl hinreichen, die feſte Ueberzeugung eines ſehr unterrichtet ſeyn wollenden Mannes, „daß Wagner nicht der Verfaſſer des Prometheus ſeyn könne,“ in Etwas zu erſchüttern. Nehme man zu G's. Auseinanderſetzung, wie es zugegangen, folgende Bemerkung Rouſſeau's: „Ich beobachtete, daß in einer ſehr innigen Geſellſchaft die Schreibarten ſich einander ſo nähern, wie die Charactere, und daß, wie die Seelen der Freunde ſich vermiſchen, ebenſoauch ihre Arten zu denken, zu empfinden und ſich auszudrücken, ineinanderfließen,“ (**) — ſo wird ſich das Räthſel ſo pſychologiſch wie hiſtoriſch löſen.

(*) Vorſtehendes ein querübergedrucktes Octavblatt, mit folgendem Poſtſcript von Goethe's eigener Hand:

„Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wiſſen, drum ſchicke ich das mit. Weiter mag ich darüber Nichts ſagen. G.“

An Knebel geſendet und unter deſſen Correſpondenz mit G. befindlich.

(**) Jacobi's auserl. Briefw. Nr. 83.

Requiem, ein auf Prince de Ligne († im Decbr. 1814), hatte G. vor. Bruchſtücke dazu fanden ſich unter ſeinem Nachlaß.

Sultan wider Willen, der. G. hat ſich immer und zumeiſt im Jahr 1806 mit dieſer Geſchichte getragen, für die er eine beſondere Liebe zu haben ſchien. Vier Damen von ganz verſchiedenen Characteren intereſſiren ſich alle für einen Mann. Jede iſt auf eine eigene Art liebenswürdig; Jede trifft er, wenn er ſich ihr nähert, ſeinem Zuſtande angemeſſen, allein liebenswürdig, und unbegreiflich wie er eine andere lieben kann u. ſ. w.

G. konnte nun bei dieſem Stoffe freilich Viel de suo hinzuthun, indem es ihm begegnete, daß gar viele Frauen ihm entgegenkamen, wie er denn in der frühern Zeit für dieſe und jene zugleich wennauch nicht das Gleiche empfand. Vergl. Bd. II, 254; III, 285; XXVI, 119.

Supplices. Zu dieſer Tragödie des Aeſchylus hatte G. — wie er mir 1809 d. 20. Auguſt ſagte — das dritte Stück der Trilogie erfunden, im Kopf ausgeführt; aber nichts davon aufgeſchrieben.

„Das ſey das Vortreffliche, daß aus der Maſſe des Chors (der Danaiden), der übereingeſinnt iſt, eine, die Hermione, als der Gegenſatz heraustrete.“ — Es iſt alſo dieß das ernſthafte Singſtück, welches er in den Briefen an Zelter Nr. 8. die Danaiden nennt, und dieſes Motiv recht in ſeiner Art nach ſeiner Bemerkung: „Ehe man ſich's verſieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter zu unſerm Credo herüber.“ Alſo daſſelbe Motiv wie in Eginhard.

Tell. Als epiſches Gedicht. Der Gedanke dazu kam G'n. ſchon auf ſeiner Schweizerreiſe 1797. [Schill Nr. 367,

S. 300.] Die nähere Motivirung der erſten Geſänge des Tell fällt in den Juni 1798. [Nr. 472, S. 230.] Im Jahr 1798 wünſcht er ſich auf ein Bergſchloß eingeſperrt und ſein Tell ſollte bis Michaelis fertig ſeyn. [Nr. 480, S. 245.] Wie G. mir mündlich ſchon den 16. Januar 1806 ſagte: ſo ſollte ſowohl Tell als der Landvogt in einem heitern Character erſcheinen; jener mehr der gute, aber unbeſonnene Tell, und der Landvogt wenigſtens gegen die Weiber freundlich und zuthulich ſeyn; kurz Alles läßlicher gehalten, und ſoviel ich mich erinnere auch der Apfelſchuß nicht ſo barſch und präcipitirt. G. erzählt nun Alles ſelbſt ausführlicher Bd. XXXI, S. 184—188, it. 249, 250, wieauch daß ſein Tell recht gut neben dem Schillerſchen hätte beſtehen können.

Volksbuch, deutſches. Ein Plan dazu wurde von G. mit mir beſprochen in Carlsbad, im Auguſt 1808. Es ſollte, ſoviel ich mich noch erinnere, aus der Bibel die Geſchichte der Juden, desgleichen aus dem Joſephus enthalten, nebſt anderem Nützlichen und Wiſſenswürdigen aus der vaterländiſchen Geſchichte, auch Poeſien, Lieder u. a. m., deſſen ich jetzt, da wir durch die Zeit und andre Unternehmungen bald davon abkamen, nicht mehr eingedenk bin. Es verſteht ſich, daß auch Mitarbeiter dazu geſucht und eingeladen werden ſollten. Wäre es geſchehen, ſo würde man wenigſtens nicht ſagen können, daß er keine Zeile für Deutſchland geſchrieben. Bleibt denn aber nicht das ſchönſte und beſte Encomium für die Deutſchen wie für Ihn ſelbſt, ſein Hermann?

VIII. Goethe's Urtheile

über

I. Dichter.

1) Claſſiſche.

a) Griechen.

1804. **Aeſchylus.** „Aeſchylus und Sophokles führen den Pylades nur ſtumm ein. (*) Oreſt und Pylades ſind ja Freunde, Eine Seele in zwei Leibern, alſo was der Eine denkt und ſagt, thut der Andere auch.“ —

„Die alte Tragödie bei Aeſchylus hat Aehnlichkeit mit den alten tragiſchen Balladen beſonders den ſchottiſchen. Vielleicht ließen ſich dieſe auf alte Weiſe zu Dramen machen.“ —

20. Aug. 1809. „Was A. W. Schlegel am Aeſchylus tadelt, daß ſein Chor meiſt Hauptperſon iſt, finde ich ebenſo zu loben und als das Rechte.“ —

Zu den Supplices hatte G. früher das dritte Stück der Trilogie erfunden und im Kopfe ausgeführt, aber Nichts aufgeſchrieben. (**) „Das iſt eben das Vortreffliche — be=

(*) Vergl. Ariſtoteles Poetik, Aeſchylus in den Choephoren, Sophokles in der Elektra.

(**) Vergl. was G. an Zelter ſchreibt Bd. I, Brief 8, S. 17.

merkte er gegen mich — daß aus der Maſſe des Chors (der Danaiden), der übereingeſinnt iſt, eine, die Hermione, als Gegenſatz heraustritt.“

Hermann's Programm de Aeschyli Philocteta ver- Mai 1826.
urſachte G'n. manche unruhige Stunde. „Wie ich — ſchreibt er an einen Freund — durch die Fragmente des Phaëthon zu mannigfaltigen Bemühungen aufgerufen worden, wie ich ferner durch die wenigen Bruchſtücke der Niobe auf einige Zeit angezogen ward, ſo erging es mir abermals und zwar dießmal ſehr lebhaft. Denn was könnte uns wünſchenswertheres begegnen, als die drei großen Tragiker, gegen die wir denn doch die Augen aufzuheben uns kaum erkühnen, dergeſtalt vergleichen zu lernen, daß wir einſehen könnten wie ſie einen Gegenſtand, jeder nach ſeiner Weiſe, behandelt und durchgeführt.“ (*) —

Euripides. „In der Poeſie einer jeden Nation iſt 7. Nov. 1831.
etwas Conventionelles, (**) ſo auch bei Euripides. Zu ſeiner Zeit, die ſchon rhetoriſch war, wollte man nur das ſehen und hören. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Art des Sophokles und Aeſchylus etwas hat, was näher an die Natur geht.“ (***)

(*) Dieſe wenigen Worte ſind ein abermaliger Beleg ſeiner großen Beſcheidenheit in Bezug auf ſeine eigenen Leiſtungen. Er mußte ſich gewaltſam losmachen von dieſen Betrachtungen: „ſie hätten ihn ein Vierteljahr gekoſtet, das er nicht mehr nebenher auszugeben hatte: denn er konnte ſich doch nicht enthalten dieſe für ihn ſo wichtige Angelegenheit vor allen Dingen durch und durch zu denken. Aber es wäre ein Meer auszutrinken, für ſeine alte Kehle nicht wohl hinab zu ſchlucken.“ [Z. Nr. 495, S. 161 f.]

(**) Denn ſie iſt ja ein Geſchmack, fiel ich ein, eine Auswahl deſſen was zur Sache gehört, und was der Nation zuſagt und ihr gefällt.

(***) Ich bemerkte daß Euripides in ſich vereinige, was die römiſchen Dichter und Proſaiſten des ſilbernen Zeitalters auszeichne, das Epigram-

13. Nov. 1831. „Die Euripidiſchen Trauerſpiele ferner beachtet, zu immer größerem Erſtaunen über ein Talent das wir gar nicht mehr begreifen. Denn was gehörte dazu, nach Aeſchylus und Sophokles, ſeiner Zeit genugzuthun; welche genau beſehen jener erſten nicht gewachſen war, und der daher ſehr wohlthat, das Mindere zu allgemeiner Zufriedenheit in Gang zu bringen." (*)

22. Juli 1807. **Longus.** „Bei Gelegenheit von Daphnis und Chloe ward bemerkt, daß der Autor einen großen Reichthum von Motiven der Paſtoralwelt auf eine höchſt geſchickte Weiſe zuſammengefunden, und beſonders das Hauptmotiv der Retardation in der größten Mannigfaltigkeit zu nutzen gewußt."

„Es iſt verwunderlich daß man die Schriftſteller ſpäterer Zeiten, aus Urſachen die von der Sprache und von der Technik hergenommen ſind, gegen die früheren unbedingt zurückſetzt, da doch im dritten Jahrhundert ſo gut ein Genie geboren werden konnte als im erſten."

---

matiſche und Conciſe. Wenn man das Conventionelle nicht zugebe, ſo könne man auch den Calderon nicht genießen.

(*) Dieſes Urtheil lautet etwas mehr welt- und kunſtverſtändig, als was zeither durch die Philologen, „die auch bei Geſchmacksſachen ſich ein Urtheil zutrauen" [XLIX, 33.], ſich verbreitet: „daß Euripides die Idealität aufgegeben, mit der Kunſt allzuſehr zu dem Leben ſeiner Zeit herabgeſunken ſey, zu ihren Intereſſen, Gedanken, Empfindungen und Formen, die durch Bildung und Verbildung vervielfältigt und verdorben, nicht blos von der Höhe der künſtleriſchen oder idealiſchen Natur, ſondern ſelbſt von der Tugend und Einfachheit der vorigen Generation ſehr ſtark abſtechen" — und wie die moraliſch-äſthetiſche Salbaderei weiter klingen mag, worin ſich die gegenwärtige Zeit ſelbſt ihr Urtheil fällt. Ueber die Billigung G's., ſowohl die er hier ausſpricht, als in Bd. XLVI, 11, 12 hat ihn neulich ein junger Philologus „angequarkt" [III, 202.], unkundig deſſen was G. bereits im Meiſter [XX, 248 f.] in Bezug auf den bildenden Künſtler ausſprach.

„Selbſt eine glücklich neue Benutzung ſchon früher von andern gebrauchter Motive ſetzt einen Schriftſteller keineswegs herab, vielmehr gereicht ihm ſolches zur Ehre wenn er es nur recht macht.“ (*)

„Es iſt jedoch zu bemerken, daß die Schriftſteller einer ſpäteren Zeit gegen die einer früheren in einem gewiſſen Vortheile ſtehen, indem das Bedeutende des menſchlichen Lebens und Treibens ſchon öfter vorgebracht und durchgearbeitet worden iſt, und daher einem guten Kopfe eine beſſere Auswahl und eine glücklichere Verbindung möglich wird.“ (**)

Daphnis und Chloe, von Courier. „Es iſt eine bewundernswürdige Tagesklarheit in dieſer Darſtellung. Sie iſt von der höchſten Milde; aller Schatten wird Reflex, welcher Künſtler überhaupt doch das verſtünde!“ 19. März 1831.

b) Römer.

Horaz. „Sein poetiſches Talent anerkannt nur in Abſicht auf techniſche und Sprachvollkommenheit, d. h. Nach- im Nov. 1806.

(*) Wie Seneca ſeinem Freunde dem Dichter Lucilius räth, ſich von der poetiſchen Beſchreibung des Aetna nicht dadurch abhalten zu laſſen, daß Andere vor ihm dieſen Gegenſtand beſungen, im Gegentheil dieſe zu benutzen, und ſo etwas Reicheres und Vollſtändigeres zu produciren.

(**) Die Kunſt auf ihrem höchſten Gipfel iſt ein guter Geſchmack, eine Auswahl des Beſten. So bei Rafael, Goethe und wahrſcheinlich auch bei Sophokles. Das Judicium, aus dem Vorhandenen das Beſte zu erkennen und zu wählen iſt auch ein Verdienſt und zwar ein größeres als pêle-mêle Gutes und Schlechtes zu produciren. Letzteres tadelte ja Horatius am Lucilius; ob er ihn gleich genial findet, nennt er ihn doch geſchmacklos. Jenes giebt blos ein Chaos, durch das letztere wird erſt ein Mundus daraus. Alles iſt am Ende Geſchmack: Charakter, Tugend, Kunſt, nämlich aus dem Möglichen das Zweckmäßige, Harmoniſche zu wählen.

bildung der griechiſchen Metra und der poetiſchen Sprache, nebſt einer furchtbaren Realität, ohne alle eigentliche Poeſie, beſonders in den Oden.“ —

14. Febr. 1821. **Lucrez.** „Was den Dichter ſo hochſtellt und ſeinen Rang auf ewige Zeiten ſichert, iſt ein hohes tüchtig-ſinnliches Anſchauungsvermögen, welches ihn zu kräftiger Darſtellung befähigt; ſodann ſteht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeſchaute bis in die unſchaubaren Tiefen der Natur, auch über die Sinne hinaus, in alle geheimſten Schlupfwinkel zu verfolgen. Dieſes beides wäre vor allen Dingen durch Hindeutung auf die wichtigſten Stellen zu belegen. Meiner Anſicht bin ich gewiß, weiß auch was und wohin ich will; aber man muß ſich erſt eines großen Details verſichern, wenn man ein ſolches Weſen durch die vier Categorien von Menſch und Römer, Dichter und Naturphiloſoph durchführen will; doch müſſen wir es uns nicht ſchwer machen und lieber eine Skizze geben als zurücktreten.“ [Vergl. Bd. XLV, 215 ff.]

„Die Anſchauung kann eine phyſiologiſche und eine pathologiſche ſeyn. Erſtere macht den Naturforſcher, letztere den Arzt. Daß Lucrez zu beiden befähigt geweſen, iſt wohl kein Zweifel. Schön wäre es daher, wenn man Stellen andeutete, wo derſelbe die Natur in ihrer ganzen Fülle und Geſundheit, ſodann aber, wo er ſie als krank und mangelhaft gleichfalls erkennt und ausſpricht.

Zur Anſchauung geſellt ſich die Einbildungskraft. Dieſe iſt zuerſt nachbildend, die Gegenſtände nur wiederhohlend. Sodann iſt ſie productiv, indem ſie das Aufgefaßte belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt. Ferner können wir noch eine umſichtige Einbildungskraft annehmen,

die ſich beim Vortrag umherſchaut, Gleiches und Aehnliches erfaßt, um das Ausgeſprochene zu bewähren. Hier zeigt ſich nun das Wünſchenswerthe der Analogie, die den Geiſt auf viele bezügliche Puncte verſetzt, damit ſeine Thätigkeit alles das Zuſammengehörige, das Zuſammenſtimmende wieder vereinige. Unmittelbar daraus erzeugen ſich die Gleichniſſe, welche deſtomehr Werth haben, jemehr ſie ſich dem Gegenſtande nähern, zu deſſen Erleuchtung ſie herbeigerufen werden. Die vortrefflichſten aber ſind die welche den Gegenſtand völlig decken und identiſch mit ihm zu werden ſcheinen.

Von allen dieſen Geiſtes-Operationen finden ſich herrliche Beiſpiele im Lucrez und ich wünſchte unter jeder Rubrik die vorzüglichſten aufgeführt zu ſehen. Betrachtenswerth findet ſich gerade hierzu im 6. Buch die wichtige Stelle von Vers 95—599. Sie iſt ſehr ausgearbeitet und würde davon Manches zu brauchen ſeyn. Er ſelbſt hat ſie für ſo wichtig gehalten, daß er ihr einen Anruf an die Muſe vorausſchickt. Es darf uns nicht verdrießen den Dichter auf ſolche Weiſe gleichſam zu zerſtückeln. Ich kenne nur dieſen Weg um aus der allgemeinen in die beſondere Bewunderung zu gelangen. Haben wir dieſes vorausgeſchickt, ſo können wir andere Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes gleichfalls hervorheben.“ —

Auf dieſe Grundlage hin wünſchte G. mit Knebeln gemeinſchaftlich eine Einleitung in den Lucrez auszuarbeiten; es kam aber nicht dazu, weil K. ſich in G's. Idee nicht recht zu finden oder zu fügen wußte, und ſo ließ G. ihn nach ſeiner Art gewähren. — „Die Mitlebenden, beſonders die älteren, muß man jeden in ſeiner Art gewähren laſſen und wo man nicht fördern kann wenigſtens nicht hindern.“ [Z. Nr.

550, S. 339.] Und ſo übte er was er etwa für ſich verlangte, auch an Andern, z. B. gegen Schiller. [Z. Nr. 446. S. 22.] Das Alles verdenkt ihm aber die leidenſchaftliche Jugend, und ſo iſt die Weisheit nur dazu da um ſich von ihren Kindern ſchelten zu laſſen.

28.Nov. 1798. **Properz.** „Seine Elegien in Knebel's Ueberſetzung zum größten Theil wieder geleſen, haben eine Erſchütterung in meiner Natur hervorgebracht, wie es Werke dieſer Art zu thun pflegen, eine Luſt etwas Aehnliches hervorzubringen, die ich vermeiden mußte, weil ich gegenwärtig freilich ganz andre Dinge vorhabe.“

Terenz. „Die allerzarteſte theatraliſche Urbanität womit halbunſittliche Gegenſtände behandelt ſind, höchlich bewundert, ſowie auch den coupirten Dialog, der Größe des Theaters und der Entfernung der Zuſchauer höchſt angemeſſen; überhaupt die höchſte Keuſchheit, Nettigkeit und Klarheit der Behandlung.

Aliter pueri, aliter Grotius Terentium legit.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.“ —
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.“ [IV, 317.]

2) Moderne Dichter.

a) Ausländiſche.

13.Oct. 1817. **Byron**'s Manfred. [S. G's. Werke Bd. XLVI, 216.] „Die wunderbarſte Erſcheinung war mir dieſe Tage das Trauerſpiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geſchenk brachte. Dieſer ſeltſame geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und für ſeine Hypo=

chondrie die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen. Er hat alle Motive auf ſeine Weiſe benutzt, ſodaß keins mehr daſſelbige iſt, und gerade deßhalb kann ich ſeinen Geiſt nicht genug bewundern. Dieſe Umbildung iſt ſo aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchſt intereſſante Vorleſungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß einem die düſtre Gluth einer gränzenloſen reichen Verzweiflung denn doch am Ende läſtig wird. Doch iſt der Verdruß den man empfindet immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." —

Dieſe unſchuldige Autorfreude, zu glauben, daß ſein Werk die Productivität eines Andern könne angeregt haben, wurde jedoch G'n. zu Waſſer gemacht durch folgende Inſtanz des Einleiters in die geſammelten Schriften von Lenz S. CXXXIX.

„Lord Byron hat ſelbſt Anlaß gegeben, Goethe'n für ſein Vorbild zu halten. Da er mit der ganzen Welt im Widerſpruch ſtand — und ſtehen wollte, — ſo kann ihn die Laune angewandelt haben zu ſagen, er ſympathiſire mit einem einzigen Ausländer, und das, dem größten Dichter der Deutſchen. Was er gegen dieſen ſelbſt geäußert hat, iſt ein bloßes **Compliment**, und ich bin überzeugt, daß der edle Lord Jedem, der es ihm nachgeſprochen hätte, den Rücken zugekehrt haben würde. Byron's Gedichte erinnern nie an Werther. An Fauſt kann man dabei denken: aber Alles, was in den Gedichten des Engländers an den Fauſt erinnern kann, iſt nach meinem Gefühle ſehr weit über dem Fauſt, und die Empfindungen des Engländers und ſeine unvergleichlich ſchönere Sprache ſind ſo eigenthüm-

lich, daß ich jenes Gedicht unmöglich für ſein Vorbild halten kann.“ — (*)

17.Nov. 1809. **Calderon und Shakspeare.** „Unendliche Productivität des Calderon, und Leichtigkeit des Guſſes — wie wenn man Bleiſoldaten oder Kugeln gieße — Lopez ſchrieb nur fürs Volk und wollte nur dafür ſchreiben. Shakspeare verſteht man erſt wenn man Ben Johnſon geleſen, deſſen Lear noch ganz romantiſch von Shakspeare ins Tragiſche gehoben. Seinen Baſtard im König Johann habe Shaks-

---

(*) Wenn das nicht höflich iſt, ſo iſt es wenigſtens deutſch [ſiehe Fauſt, Theil II, S. 101.], aus bloßer Luſt zu widerſprechen. Iſt denn das ſogleich Vorbild, was ein Dichter als Stoff in ſich aufnimmt? und ſagt nicht G., daß keins ſeiner Motive bei Byron daſſelbe geblieben ſey und er gerade deßhalb ſeinen Geiſt nicht genug bewundern könne? — Und dann, dem edlen Lord eine ſo unedle Falſchheit zutrauen: er mache Complimente, wo er gar keine zu machen brauchte, und ſein engliſcher Stolz ihm wenigſtens keinen ſo niedrigen Hohn gegen einen alten Mann, der ihn noch dazu über die Maßen verehrte, erlaubt haben würde. Nein! „die Sache hat einen tiefern Grund.“ Der Einleiter, dem überall das Schöne als eine Schwäche erſcheint, mag wohl zu dem kraftliebenden Kenner-Geſchlecht gehören, das auch „ſchwarzborſtigen Faunen“ Rechte über ſich ertheilt [Fauſt II, 219.]; und ſo kann er allerdings bei dem überkräftigen, hyperſtheniſchen Byron mehr Befriedigung finden, z B. im Giaur, Vampyr, Don Juan ꝛc. — Die ganze Schlußbemerkung iſt ein Documentum aere perennius, wie der Verfaſſer derſelben über ſeinen Anteceſſor auf dem deutſchen Parnaß von jeher dachte und es durch alle gelegentlichen Lobesphraſen hindurchblicken läßt. Was iſt es anderes als ein anklagendes Bedauern, daß G. nicht war und nicht ward, was er hätte ſeyn und werden ſollen und können, wenn er gewollt hätte. Und das iſt freilich ein trauriges Loos: über zweiundachtzig Jahre alt werden und in keinem Stücke die völlige Zufriedenheit eines Mannes wie Meiſter Ludwig davon tragen! — Was aber die unvergleichlich ſchönere Sprache betrifft, ſo möge G's. Bemerkung hier Platz finden: „Wenn die Menſchen irgend ein theatraliſches Gedicht loben wollen, ſo ſagen ſie: es habe eine ſehr ſchöne Sprache; was aber eigentlich geſprochen ſey, davon nimmt man ſelten Kenntniß ꝛc.“ [Z. Nr. 550, S. 340, 341.]

ſpeare zum Narren gemacht, zwar mit Genie. Das Pragmatiſchſte in der Welt ſey Coriolan, wie alles was Shakſpeare ſpäter gemacht, das Dramatiſchſte ſein Macbeth."

„Die Stelle von Calderon iſt zart und hübſch. Leider werden wir Deutſche eben ſeine zarte Seite mit unſerer ſchwachen in Rapport ſetzen. Von ſeiner wahren Stärke iſt noch wenig Begriff unter uns. (vid. des Hrn. N. N. chriſtl. Salbaderei über den ſtandhaften Prinzen.) Die Tochter der Luft iſt mir das Herrlichſte von Calderon's Stücken, und ich halte es für eins ſeiner ſpätern." S. das Weitere Bd. XLV, 117. 17. Oct. 1812.

Diderot. „Es ſchleicht ein Manuſcript von Diderot Jacques le fataliste et son maître herum, das ganz vortrefflich iſt. Eine ſehr köſtliche und große Mahlzeit mit großem Verſtand für das Maul eines einzigen Abgottes zugerichtet und aufgetiſcht. (*) Ich habe mich an den Platz dieſes Bel's geſetzt und in ſechs ununterbrochenen Stunden alle Gerichte und Einſchiebeſchüſſeln in der Ordnung und nach der Intention dieſes köſtlichen Koches und Tafeldeckers verſchlungen. Es iſt nachher von Mehrern (**) geleſen worden, dieſe haben aber leider Alle, gleich den Prieſtern, ſich in das Mahl getheilt, hier und da genaſcht und jeder ſein Lieblingsgericht davon geſchleppt. Man hat ihn verglichen, einzelne Stellen beurtheilt, und ſo weiter. —" (***) 7. April 1780.

(*) S. Band XLVI, 75.

(**) Z. B. vom Herzog Carl Auguſt, laut deſſen Brief an Knebel Nr. 6. vom 27. Juli 1780.

(***) In G's. Tagebuche heißt es: „Den 3. April von 6 Uhr bis ½12 Diderot's Jacques le Fataliste in der Folge durchgeleſen, mich wie der Bel zu Babel an einem ſolchen ungeheuren Mahle ergötzt, und Gott gedankt daß ich ſo eine Portion mit dem größten Appetit auf einmal als wär's ein Glas Waſſer und doch mit unbeſchreiblicher Wolluſt verſchlingen kann." —

12. Jan. 1831. **Gazul.** „L'occasion, Tragödie von Clara Gazul. Der Dichter hat das Talent die eigentlich unerträglichen wahrhaft tragiſchen Motive zu finden, die auf keine Weiſe zu verſöhnen ſind, und welche den Untergang nach ſich ziehen müſſen. Ein zweites Stück le Carrosse du Saint Sacrement iſt gleichfalls ein komiſches Meiſterſtück, wo das Unverträgliche, quasi Unverſöhnliche, auf dem Abſurden ruht, und am Ende durchs Abſurde ins Gleichgewicht gebracht wird.“ —

8. Sept. 1831. **Hugo** (Victor), Notre-Dame de Paris. „Die Chemiker belehren uns von drei Gährungen, oder vielmehr von drei Stationen derſelben, Wein, Eſſig, Fäulniß. In dieſer letztern verſiren gegenwärtig behagliche Talente der Franzoſen. Wie ſie wieder zu natürlicher Beere und kräftiger Moſtgährung gelangen ſollen, weiß ich nicht. Nur gut, wenn ihre Weine nicht auch unter dieſer traurigen äſthetiſchen Epoche zu leiden anfangen.“ (*)

11. Oct. 1831. „Ich las la Peau de Chagrin weiter. Es iſt ein vortreffliches Werk neuſter Art, welches ſich jedoch dadurch auszeichnet, daß es ſich zwiſchen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geſchmack hin und her bewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigſten Geſinnungen und Vorkommenheiten ſehr conſequent zu brauchen weiß; worüber ſich im Einzelnen viel Gutes würde ſagen laſſen.“

12. Oct. 1831. „Die geſtrigen Betrachtungen über das bezauberte Feld riefen mir Victor Hugo's Notre-Dame de Paris wieder ins Gedächtniß. Wenn ich jene Terminologie beibehalten will, ſo muß ich ſagen: er hat das Unmögliche und das Unerträg-

---

(*) Frühere Urtheile G's. über Victor Hugo ſiehe in den Briefen an Zelter Nr. 796; it. 799; it. Werke Bd. XLVI, 166 — 168.

liche dargeſtellt und, anſtatt es durch ein Wunder zu verknüpfen, durch ſeltſame Realität, die uns nur Augenblicke beſticht, zu vereinigen geſucht. Seine Darſtellung eines unmöglichen Details, das noch dazu widerwärtig iſt, ſtößt uns ab. Ich habe den zweiten Theil nicht ausleſen können." Vergl. Br. an Z. Nr. 799, S. 226.

Janin. „Ich las das wunderliche Büchlein, der 24. März
todte Eſel, oder die guillotinirte Frau. Der Verfaſſer 1830.
Janin beſitzt genugſam was man Welt- und Menſchenkenntniß heißt, auch hat er ſich mit dem Kehricht einer großen Stadt hinlänglich bekannt und, um die neuſte Art der Autoren, welche ſich mit dem Abſcheulichen abgeben, zu parodiren, ſich ſelbſt ganz im Ernſte dieſes Verbrechens an der Menſchheit ſchuldig gemacht. Uebrigens kann man ihm Findungs- und Erfindungstalent nicht abſprechen, er hat die vermaledeiteſten Motive auszuſpüren geſucht, ſie aber geiſtreich und kunſtreich zu ſeinen Zwecken zu nutzen gewußt. Sehr Weniges iſt unwahrſcheinlich, und das muß man ihm durchlaſſen, weil er ſonſt nicht auf dem kürzeſten Wege zu ſeinem Zweck gelangt wäre." —

Manzoni. „Manzoni's neue Tragödie Adelchi, aus 14. Dec.
der longobardiſchen Geſchichte, gerade des Zeitpunctes wo 1822.
Carl der Große bei dem Paſſe Chiuſe gehindert wird, nach Italien zu dringen, iſt ganz im Sinne und Geiſt des Grafen Carmagnola, nur noch reicher an Characteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geſchäft ſeyn auch dieſe Arbeit zu entwickeln. Ach, warum kann man denn nicht einem deutſchen Zeitgenoſſen dieſen Liebesdienſt erweiſen"!! — Vergl. Werke Bd. XXXVIII, 298 ff.

„Doch um ſich hierüber ins Reine zu ſetzen muß man in der höhern Kunſt allen Nationalvorzügen entſagen. Sind nicht Lord Byron's und Walter Scott's Werke in den Händen aller Deutſchen, beſonders der zarten und ſchönen? Sprachſtudium und Anerkennung des Nachbarlichen iſt zu befördern, damit eine Heerde unter einem Hirten verſammelt ſey!" —

10. März 1813. **Monti.** „Ein ſehr merkwürdiges Werk iſt mir zugekommen: die Ueberſetzung der Ilias vom Abbate Monti, und zwar die ſorgfältig revidirte zweite Auflage. Die Ueberſetzung iſt in Hendecaſyllaben, reimlos, und wenn man ſie laut lieſt, ſo nöthigt ſie einen zu dem Ton- und Tactfall der italiäniſchen Recitative dergeſtalt, daß wenn ein gewandter Componiſt, z. B. Abt Vogler, und ein wohlbegründeter genialer Sänger ſich zuſammenthäten, ſo könnten ſie mit weniger Vorbereitung aus dem Stegreiſe die Rhapſoden und Sänger des Alterthums vollkommen nachahmen und den Zuhörern einen vollkommenen Genuß gewähren, beſonders denen, deren Ohr an den Canto fermo und das damit verbundene Recitativ gewöhnt iſt. Dieſe Lectüre hat mich aufs innigſte überzeugt, daß alles was wirken ſoll, ſich an ein Vorhandenes anſchließen, ſich auf irgend etwas Gewohntes gründen müſſe. Wie weit unſer, ſonſt verdienſtlicher Voſſiſcher Homer, noch von der allgemeinen Faßlichkeit abſteht, hab' ich vor kurzem geſehen, als ich mir von einer jungen Actrice, die gar nicht ungeſcheidt iſt, einige Geſänge der Odyſſee vorleſen ließ. Dieſen Kindermund wollten gar manche Stellen gar nicht kleiden und doch waren dieſe Dinge für Kinder und für das Volk calculirt." —

Shakspeare. Aus einem Geſpräch mit G. über Shakspeare notirte ich mir einmal Nachſtehendes über die Tendenz des Engliſchen Dichters und was er in folgenden Stücken zur Anſchauung habe bringen wollen. Im Antonio, daß Genuß und Herrſchaft (der Welt) nicht beiſammen ſind. Im Coriolan, den Haß des Volkes gegen den Beſten, den es doch nicht entbehren kann. Im Cäſar, den Haß der Beſten (optimaten) gegen den Vorzüglichen, damit ſie alle gleich ſeyen.

Dieſe Bemerkung ſteht jetzt mit etwas andern Worten in Bd. XLV, S. 43; iſt übrigens aber ein Beweis, wie früh dergl. Reflexionen ſchon in G. lagen, da er ſie mir zwiſchen 1803—1806 mittheilte, und jene gedruckt zuerſt in K. und A. vorkommen.

„Ich habe dieſe Tage nur Shakspeare und Tacitus 10. März
geleſen. Es war mir ſehr unerwartet, daß dieſe beiden 1813.
Männer ſich in gewiſſem Sinne paralleliſiren laſſen.“ —

„In der ſogenannten Vorſchule Shakspeare's von 30. Juli
Tieck, finden ſich drei merkwürdige engliſche Stücke über- 1824.
ſetzt, älteren Urſprungs, wovon das eine(*) gar wohl von Shakspeare ſeyn kann und unſere Bewunderung dieſes einzigen Menſchen nur noch vermehren müßte, wenn Alle mit meinen Augen ſähen, welches ich ihnen jedoch nicht zumuthen kann.“ Es iſt der ganze rein treue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.“ —

„Mir erſcheint Shakspeare in jeder Zeile und zwar der junge, dem es zu thun iſt ſich ſelbſt von den Tiefen der

---

(*) G. meint Arden von Feversham. S. Bd. XLIX, 83.

Menſchheit Rechenſchaft zu geben, dem aber die eigentliche Breterbühne ſo gut wie Null iſt. Dieſer Umſtand ſcheint mir durch alle ſeine Stücke durchzugehen." —

29. Jan. 1830. „Was gerade den B.......n einfällt mit mir zu controvertiren, weiß ich nicht. Sie dürften mich ja nur ignoriren und ihre Theſen recht tüchtig und wacker aufſtellen. Ich habe mir die Sache noch einmal genau angeſehen und da gehört denn *** zu den jämmerlich krankhaften der Zeit. Das Volk ſtickt ſo tief im Sumpfe einer aberwitzigen Critik, daß ſie denjenigen ſchelten, der mit leichten Sohlen ſeiner Wege geht und recht gut weiß wo er übernachten wird. Aber wie will dieß Geſchlecht den Shakspeare begreifen? Probiren ſie es doch einmal und laſſen ihre Hexen mit Ziegenbärten auftreten, und am Ende laſſen ſie doch den Macduff des Macbeth abgeſchlagenes Haupt dem Publicum hinweiſen, auch im Beginn des Stücks das fürchterliche Weib ſo beſtialiſch(*) auftreten wie es die ausdrücklichen Worte Shakspeare's verlangen. Sie werden fühlen, daß vor 300 Jahren zu Eliſabeths Zeiten ein anderes Volk vor den Bühnen ſtand und gaffte als wie ſie ſind, wie wir nicht ſind, auch nicht zu ſeyn brauchen."

„Abſurd aber findet's unſer Eins, daß dieſe Weich- und Krittlinge das Große verkleinern, das Starke verſchwächen, ja das Mächtige vernichtigen und nun vor einem indifferenten Publikum groß thun, als hätten ſie eigentlich das Rechte getroffen. Und nur eine Actrice läßt ſich natürlicherweiſe gefallen daß ihre Furiengeſtalt einigermaßen, wenigſtens vom Anfang herein, übertüncht werde. Nachdem

(*) Alſo nicht hyſteriſch! Vergl. unten S. 715.

ſie (Lady Macbeth) den Brief geleſen, erklärt ſie in ſiebzehn Zeilen ihren Mann für einen Halbmenſchen und ſich als kronbegierig. Nun meldet der Bote die Ankunft des Königs. Hierzu bedarf es zehn Zeilen und ſie iſt zum Mord entſchloſſen. Wie ſoll da nur eine Einleitung und Steigerung in ſiebenundzwanzig Zeilen ſtattfinden!"

„Hier zeigt ſich nun Shakspeare als der Ueberſchwengliche. Er weiß was er vorhat und ſtürzt mit der Thür ins Haus, damit wir merken ſollen, was für ein Gaſt kommt; jeder natürliche Menſch wird ergriffen und fortgeriſſen werden. Aber die Hänſe des 19. Jahrhunderts, weil ſie Nichts zu ſagen und nicht zu wirken wiſſen, meinen: was auf den Füßen ein paar Jahrhunderte geſtanden hat müßte man auf den Kopf ſtellen, da ſey es nicht allein das Neue, ſondern auch das Rechte." —

„Ein Theil des Winters iſt damit zugebracht worden 13. Febr. 1812.
das Shakspeareſche Stück Romeo und Julia zu concentriren, und dieſen in ſeinen Haupttheilen ſo herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen, welches, obgleich an ſich ſehr ſchätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig ſelbſt nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzogin, haben wir es zum erſten Mal, nachher noch einmal mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben, welche ſich umſomehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, beſonders aber die Hauptrollen, den Schauſpielern recht auf den Leib paßten. Dieſe Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakspeare tiefer in ſein Talent hineingeblickt,

aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich.“(*)

Febr. 1828. **Scott** (Walter) Life of Napoleon. „Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers (1827) mit aufmerkſamem Wohlwollen durchgeleſen und zwar in engliſcher Sprache, welches nothwendig iſt, weil es doch eigentlich immer ein Engländer iſt der ſpricht, auf deſſen einſeitigen Vortrag man gefaßt ſeyn muß: denn daß er die große Symphonie des wunderſamſten aller Heldenleben durchaus mit Sourdinen abſpielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt ſeyn will, wie dieſe großen Angelegenheiten über den Canal herüber angeſchaut werden ſollen.“

„Ich habe das Werk als ein wohlgeſtricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfiſche meiner eigenen Lebenstage aus den anſpielenden Wellen des letheïſchen Sees wieder herauszufiſchen in den Stand geſetzt ward, und wirklich dadurch mehr Intereſſe an den ſich anſchließenden und entwickelnden Weltbegebenheiten gewann ꝛc.“ (**)

(*) Um zu erfahren, wie dieſe Redaction anderwärts aufgenommen worden, höre man die Sentenz des großen Shakſpearomanen, der als Critiker noch über dem Dichter ſelber ſteht, einzig und allein ihn durchſieht, und mit grobem Selbſtempfinden Jeden wegbeißt der nur auch ein Wort ſagen möchte, wie ihm die Sache erſcheint.

„Es iſt überhaupt nur einem ſo großen Dichter wie G. zu vergeben, wenn er das Meiſterwerk eines andern ſo grauſam (?) behandelt, wie mit dieſem Trauerſpiel wirklich geſchehen iſt, wo man vom Original ſowenig (?) wiederfindet und wo ſelbſt das, was noch (?) daſteht, durch die ſonderbare Umſtellung in einem ganz andern Lichte erſcheint und ſeine wahre Bedeutung verloren hat ꝛc.“

(**) Vergl. Zelter Nr. 575, S. 441 f.; it. 582, S. 18.

Walter Scott's St. Valentin's Tag zu leſen, ging 17.Aug. nicht; in dem zwar intereſſanten Stoff findet unſer Einer 1828. zuwenig Gehalt. — Es iſt immer das große Talent, das einem reichen Stoff den menſchlichen Gehalt abzugewinnen, die gehörigſten Einzelnheiten durchzuarbeiten und jede Situation bis aufs Höchſte zu ſteigern vermag. Wie der ſchroffe heldenmüthige Waffenſchmidt zuletzt noch den Hund der vagirenden Sängerin zu tragen genöthigt wird, iſt mehr als meiſterhaft." —

Sterne, (Yorik). „Ich las in Tristram Shandy 1.Oct. und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der ſich 1830. Sterne zu ſeiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch ſeine Einwirkung auf unſere Jugend. (*) Er war der erſte der ſich und uns aus Pedanterei und Philiſterei emporhob." —

Tauſend und Eine Nacht. „Tauſend und Eine 1.Oct. Nacht. Geſchichte des Abuhaſſan, Betrachtung über die 1799. Verbindung der unbedingteſten Zauberei und des beſchränkteſten Reellen in dieſem Mährchen."(**) —

de la Vigne. „Seit Urika habe ich Alles abge- 11.Juli lehnt. Man wollte mir auch einen Poeten de la Vigne 1824. aufdringen und deſſen Gedicht L'école des vieillards; ich improviſirte dagegen Folgendes:

„Was reimt der junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren? —
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren." [Bd. XLVII, 257.]

(*) Vergl. Br. an Z. Nr. 697; it. Nr. 740.
(**) Merkwürdig! dergleichen Verbindung kommt auch in den Wiener Lieblingsſtücken vor, z. B. im Bauer als Millionär und andern.

Und ſo hoff' ich denn auch jenes Gedicht los zu ſeyn, da ich die Materie beſſer zu verſtehen glaube als der Gelbſchnabel von Verfaſſer."

6. Juli 1829. „Ich las in de la Vigne's Marino Faliero und bewunderte wie er ſich von ſeinem Vorbilde, der Tragödie Byron's, ſo völlig losgemacht, und das Ganze aus dem innern Anſchaun in ein äußeres Theaterſchauen verwandelt habe."

21. März 1809. **Voltaire.** „Voltaire ſey wie ein Virtuos auf der Violine, der ſich überall kann hören laſſen, während beſonders die deutſchen Dichter nur, wie Maler und Bildhauer, auf ihr Zimmer und Haus eingeſchränkt ſind."

b) Deutſche.

im Juli 1796. **Herder.** „Freund Humanus (in dem VIII. Band der Briefe über Humanität) hat vor kurzem noch ein böſes Beiſpiel gegeben, was Willkührlichkeit im Urtheil, wenn man ſie ſich einmal erlaubt, bei dem größten Verſtande für traurige Folgen nach ſich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer ſeyn als das was über deutſche Literatur in gedachter Schrift geſagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine redneriſche Vermiſchung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgeſtorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zuſtand des Verfaſſers recht bedauern muß, aus dem eine ſo traurige Compoſition entſpringen konnte." [Vergl. Schill. Correſp. Nr. 165.]

18. Mai 1798. **Iffland,** ſpielt ſchon ſeit drei Wochen hier (vom 24. April an) und durch ihn wird der gleichſam verlorne Begriff von dramatiſcher Kunſt wieder lebendig. Es iſt das an ihm zu rühmen, was einen ächten Künſtler eigentlich be-

zeichnet: er ſondert ſeine Rollen ſo von einander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erſcheint. Dieſes Abſondern iſt der Grund von allem Uebrigen, eine jede Figur erhält durch dieſen ſcharfen Umriß ihren Character, und ebenſowie es dadurch dem Schauſpieler gelingt bei der einen Rolle die andre völlig vergeſſen zu machen, ſo gelingt es ihm auch ſich von ſeiner eigenen Individualität, ſo oft wie er will, zu ſepariren und ſie nur da, wo ihn die Nachahmung verläßt, bei gemüthlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu laſſen. Der Vortheil, durch die ſchwächſte Nüançe bedeutend und mannigfaltig zu werden, liegt auch gleich bei der Hand, und alles übrige was zur Erſcheinung kommt, entſpringt aus dieſer tiefen Quelle. Er hat eine große Gewandtheit ſeines Körpers und iſt Herr über alle ſeine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja ſogar zu benutzen weiß."

„Die große Fähigkeit ſeines Geiſtes auf die Eigenheiten der Menſchen aufzumerken und ſie in ihrem characteriſtiſchen Zuge wieder darzuſtellen, erregt Verwunderung, ſowie die Weite ſeiner Vorſtellungskraft und die Geſchmeidigkeit ſeiner Darſtellungsgabe."

„Schließlich aber, ſowie anfänglich, iſt mir der große Verſtand bewundernswerth, durch den er die einzelnen Kennzeichen des Characteriſtiſchen auffaßt und ſo zuſammenſtellt, daß ſie ein von allen andern unterſchiedenes Ganze machen." [Vergl. Schiller's Corresp. Nr. 452, 454, 456.]

„Es freut mich ſehr, daß ich einen ſolchen Mann als Typus, wonach man das Uebrige beurtheilen kann, mit den Augen des Geiſtes und Leibes geſehen habe."

13. Juli 1807. **v. Kleiſt.** Deſſen Amphitryon. „Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwieſpalt der Sinne mit der Ueberzeugung. Wie im miles gloriosus das eine Mädchen zwei Perſonen vorſtellt, ſo ſtellen hier zwei Perſonen eine dar. Es iſt das Motiv der Menächmen, nur mit dem Bewußtſeyn des einen Theils. Molière läßt den Unterſchied zwiſchen Gemahl und Liebhaber vortreten, welches alſo eigentlich nur ein Gegenſtand des Geiſtes, des Witzes und zarter Weltbemerkung iſt. Wie es Falk genommen, wäre nachzuſehen. Der gegenwärtige Dichter Kleiſt geht bei den Hauptperſonen auf die Verwirrung des Gefühls hinaus. Höchſt wahrſcheinlich iſt bei den Alten keine Hauptſcene zwiſchen Jupiter und Alcmene vorgekommen, ſondern die Hauptmotive fielen zwiſchen die Beiden, Soſias und Amphitryon. Die Situation zwiſchen Amphitryon und Alcmene enthält eigentlich auch kein dramatiſches Motiv." (*)

28. Aug. 1807. „Ueber Amphitryon habe ich Manches mit Hrn. von G. geſprochen; aber es iſt durchaus ſchwer genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einſicht ſcheidet ſich Antikes und Modernes auf dieſem Wege mehr als daß ſie ſich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengeſetzten Enden eines lebendigen Weſens durch Contorſion zuſammenbringt, ſo giebt das noch keine neue Art von Organiſation; es iſt allenfalls nur ein wunderliches Symbol wie die Schlange die ſich in den Schwanz beißt." —

---

14. Juli 1807. (*) Das Stück enthält nichts Geringeres als eine Deutung der Fabel ins Chriſtliche, in die Ueberſchattung der Maria vom heiligen Geiſte. So iſt's in der Scene zwiſchen Zeus und Alcmene. Das Ende iſt aber klatrig. Der wahre Amphitryon muß es ſich gefallen laſſen, daß ihm Zeus dieſe Ehre angethan hat. Sonſt iſt die Situation der Alcmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grauſam.

„Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Ver- 28. Aug.
dienſte und die ganze Darſtellung bringt ſich mit gewaltiger 1807.
Gegenwart auf. Nur Schade, daß das Stück auch wieder dem unſichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfaſſers, ſo lebendig er auch darzuſtellen vermag, neigt ſich doch mehr gegen das Dialectiſche hin; wie er es denn ſelbſt in dieſer ſtationären Proceßform auf das wunderbarſte manifeſtirt hat. Könnte er mit ebendem Naturell und Geſchick eine wirkliche dramatiſche Aufgabe löſen und eine Handlung vor unſern Augen und Sinnen ſich entfalten laſſen, wie er hier eine vergangene ſich nachundnach enthüllen läßt; ſo würde es für das deutſche Theater ein großes Geſchenk ſeyn."

„Das Manuſcript will ich mit nach Weimar nehmen, und ſehen ob etwa ein Verſuch der Vorſtellung zu machen ſey. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen paſſenden Schauſpieler, und auf die Rolle kommt es vorzüglich an; die andern ſind eher zu beſetzen." [Vergl. Bd. XXXII, 5.]

v. Knebel. „Deine Elegie hat mir viel Freude ge- 25. Juni
macht. Die Verbindung des Allgemeinen und Individuel- 1799.
len, des Poetiſchen und Menſchlich-Wahren thut eine ſehr gute Wirkung und eine ernſte doch angenehme Stimmung theilt ſich mit." —

„Deine Elegien ſind recht brav. Du haſt Dich in dieſe 17. Sept.
Art wacker einſtudirt. Der kräftige Ton der zweiten ziemt 1799.
auch wohl der Elegie, die ſich allen Regionen, alſo auch der höhern Satyre in gewiſſem Sinne nähern darf. Doch hätte ich gewünſcht, daß Du die guten Deutſchen mehr bedauert als geſcholten hätteſt. Vielleicht hätte es Dir einige ſchöne und eigentlich elegiſche Stellen gegeben. Doch es muß jeder machen und thun was ihm das Beſte dünkt."

im Dec. 1815. „Deine Gedichte werden bleiben, da ſie ein allgemeines menſchliches Intereſſe haben.“ (*)

Kotzebue, hat bei ſeinem ausgezeichneten Talent in ſeinem Weſen eine gewiſſe Nullität, die Niemand überwindet, die ihn quält und nöthigt das Treffliche herunter zu ſetzen, damit er trefflich ſcheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, ſie beherrſchend, ihr dienend, und dachte nicht daß die platte Menge ſich aufrichten, ſich ausbilden, ja ſich ſo hoch erheben könne, um Verdienſt, Halb- und Unverdienſt zu unterſcheiden. Nach
17. März 1817. dem Schutzgeiſte von Kotzebue habe ich noch ein kleines Stück von ihm für unſer Theater eingerichtet, was ich mit mehrern zu thun Willens bin, weil alles darauf ankommt, daß unſer Repertorium wieder vollſtändig, ja reich werde. Indem ich nun dieſe Exercitien eines vorzüglichen aber ſchluderhaften Talents corrigire, lerne ich ihn immer mehr kennen und will einmal zur heiteren Stunde zu eigner und der Freunde Satisfaction, meine Gedanken ordnen und ſchriftlich aufſetzen. Es iſt wohl der Mühe werth den Widerſtreit, in welchem Er mit ſich ſelbſt, mit der Kunſt und dem Publicum ſein Leben zubringt, klar auszuſprechen und ihm ſelbſt, ſowie denen, welchen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Denn er bleibt in der Theatergeſchichte immer ein höchſt bedeutendes Meteor.“ —

---

29. Nov. 1815. (*) Von zwei Epigrammen welche Knebel dem Tiſchbein in deſſen Buch mit Zeichnungen geſchrieben, eins auf den Löwen, und das andere auf die Störche, welche ihrem Neſt entfliehen, weil das Haus, worauf ſie gebaut, in Flammen ſteht, von dieſen beiden Stücken ſagte Goethe: „ſie wären werth in der griechiſchen Anthologie zu ſtehen.“

„Ich las Kotzebue's Indianer in England und bedachte das Talent dieſes merkwürdigen Mannes.“ — 29. März 1831.

Leſſing. — „Leſſing traf zu einer Zeit (in Leipzig) ein, wo wir, ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte wo er hinkam zu vermeiden, wahrſcheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu ſtehen und keinen Anſpruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Dieſe augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes iſt, beſtrafte ſich freilich in der Folge, indem ich dieſen ſo vorzüglichen und von mir aufs höchſte geſchätzten Mann niemals mit Augen geſehen.“ —

„Die beiden erſten Acte von Minna von Barnhelm ſind ſchön und gut, ſie haben Handlung und Fortſchritt, im dritten ſtockt's. Man weiß nicht woran es ſich accrochirt. Da erſcheint ein retardirender Auftritt zwiſchen dem Wachtmeiſter und Franziska. Man ſieht, Leſſing hat Luſt an den Characteren ſelbſt gewonnen und ſpielt nun mit denen, malt ſie zu einzelnen Scenen aus, die als ſolche recht ſchön ſind. Senſation des Stücks bei ſeiner erſten Erſcheinung. Im Tellheim die Anſicht ſeiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre; in Minna Leſſing's Verſtand.“ (*) 31. Aug. 1806.

Emilia Galotti. „Das proton pseudos in dieſem Stück ſey, daß es nirgends ausgeſprochen iſt, daß das Mäd- 4. März 1812.

(*) Merkwürdig, wie Leſſing ſein Beſtes, ſeinen Verſtand, den weiblichen Characteren zur Ausſteuer mitgiebt, einer Recha, einer Emilia, einer Minna! So hat auch G. immer ſein ſittlich-Schönſtes und Beſtes an die Frauen gewendet, ſeine Liebe, ſeine Reſignation, ſeine Faſſung und ſie damit reichlich ausgeſtattet.

chen den Prinzen liebe, ſondern nur ſubintelligirt wird. Wenn jenes wäre, ſo wüßte man, warum der Vater das Mädchen umbringt. Die Liebe iſt zwar angedeutet, erſtlich in der Art wie ſie den Prinzen anhört, wie ſie nachher ins Zimmer ſtürzt: denn wenn ſie ihn nicht liebte, ſo hätte ſie ihn ablaufen laſſen; zuletzt ſogar ausgeſprochen, aber ungeſchickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hauſe: denn entweder ſey ſie eine Gans, ſich davor zu fürchten, oder ein Luderchen.(*) So aber, wenn ſie ihn liebe, müſſe ſie ſogar zuletzt lieber fordern zu ſterben, um jenes Haus zu vermeiden. Uebrigens ſteckt das Stück voller Verſtand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt, und ſpricht überhaupt eine ungeheure Cultur aus, gegen die wir jetzt ſchon wieder Barbaren ſind. Zu jeder Zeit müſſe das Stück als neu erſcheinen. Gemacht iſt es vortrefflich; außer gewiſſen Dingen, von denen man abſtrahiren muß z. B. daß Marinelli, als ein Hofmann, das Wort Verachtung ausſpricht u. dergl."

„Wenn Alle ſo vortrefflich ſpielten wie Madam Wolf (Sie habe die Rolle ganz tragiſch genommen, wie es ſich gehöre) daß ſie dieſe Masken ausfüllten, ja noch mehr dahinter errathen ließen; ſo würde man nicht wiſſen was man zu ſehen bekäme, ſo gewönne Alles mehr Sinnlichkeit ꝛc." —

(*) An dieſes vocabulum proprium in hac re dürfte ſich kein Welt- und Sachkundiger ſtoßen, und G. brauchte es jedesmal nicht nur im Leben, auch in Schriften, wo der eigene Nachdruck der darin liegt es verlangt, z. B. Band III, 197; it. Fauſt II, 144. Unſere diplomatiſche Zeit will Nichts mehr bei ſeinem rechten Namen nennen, noch nennen hören; daher koſtete es einige Unterhandlungen um in den angeführten Stellen es paſſiren zu laſſen. Am Ende wird man noch eine Ausgabe G's. in usum Delphini veranſtalten müſſen.

„Zu meiner Zeit ſtieg dieſes Stück, wie die Inſel Delos aus der Gottſched- Gellert- Weiſſiſchen ꝛc. Waſſerfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Leſſing deshalb Viel ſchuldig. Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirkſam ſeyn. Unterſuchen wir's genau, ſo haben wir davor den Reſpect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß giebt." — 27. März 1830.

Löhr. „Das Buch der Mährchen von Löhr iſt in ſeiner Art beifallswürdig, nur daß er durch Sansculottiſche Parteilichkeit geſchmackloſe Seitenblicke gegen die höhern Stände ſich erlaubt, wodurch die reine Unbefangenheit des Mährchens, welche deſſen Hauptcharakter iſt, unangenehm getrübt und die höhere Maxime der Pädagogik, „daß man Kinder ſowie Un- und Halbgebildete nicht in der Ehrfurcht gegen höhere Zuſtände ſtören ſolle," widerwärtig verletzt wird." — 24. Apr. 1831.

Nibelungen. „Die Mittwochs-Unterhaltungen ſind wieder im Gange. Ich leſe die Nibelungen vor; dabei geht es mir auch wie einem jungen Profeſſor, oder wie einem Koch, der ſein Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutiſchen. Indeſſen iſt es mir ſelbſt von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgeleſen, und noch vielweniger ſoviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexion und Parallelen die Sache anſchaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht ſich, je länger man es betrachtet, und es iſt wohl der Mühe werth, daß man ſich damit abgebe, ſein Verdienſt aufs 25. Nov. 1808.

Trockne zu bringen und ins Klare zu ſetzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber deſſelben, die Herren Görres und Conſorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern ſagt, daß ſie das Waſſer trüben, um Fiſche zu fangen; ſo trüben ſie Land und Berg, um alle kritiſche Jagd zu verhindern. Mir ſind dabei recht artige Aperçüs vorgekommen, und wenn man ihnen hie und da läugnen möchte, daß ſie ganz genau zum Gegenſtande paſſen, ſo ſind ſie doch ſchon luſtig für ſich ſelbſt; z. B. ſo hab' ich, im Sinn der Voſſiſchen Charten zum Homer Heſiodus und Aeſchylus, eine Charte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf ſehr hübſche Reflexionen führt. Auch habe ich, nächſt genauer Betrachtung des Sujets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Coſtüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Urſprung des Gedichts näher beikommen kann. Das Alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich Dir an einem hübſchen traulichen Winterabende dereinſt mit.“ (*) —

„Ueberhaupt laſſe ich mich nicht dadurch irre machen, daß unſere modernen religioſen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern; es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühungen manches Unſchätzbare ans Tageslicht, das der allerneuſten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“

(*) Vergl. Bd. XXXI, 262; it. XXXII, 28—30, 45, 67. it. XIII, 229. Man irrt ſich alſo gröblich und ſündlich, wenn man ihm Schuld giebt, er habe keine Notiz von den Nibelungen genommen; aber freilich der Iliade ſetzte er ſie nicht gleich. S. Bd. VI, 112. 237: it. XLV, 151; 207—211.

Voß (J. H.). „Voß war hier, ein recht wackrer lie- 9. Juni
benswürdiger Mann, offen und dem es ſtrenger Ernſt iſt um 1794.
das was er thut, deswegen es auch mit ſeinen Sachen in
Deutſchland nicht recht fort will. Es war mir ſehr lieb ihn
geſehen und geſprochen und die Grundſätze wonach er arbei-
tet von ihm ſelbſt gehört zu haben.“

„So läßt ſich nun das was im Allgemeinen mit uns
nicht harmonirt, durch das Medium ſeiner Individualität
begreifen.“ (*) —

Wieland. „Wieland iſt nach Oeſer und Shaks- 20. Febr.
peare noch der einzige den ich für meinen ächten Lehrer 1770.
erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte;
dieſe zeigten mir, wie ich's beſſer machen ſollte.“ — Vergl.
V, 72. (**)

„Wegen Wieland's Ueberſetzungen der Horaziſchen Epi- 5. Mai
ſteln bin ich neugierig, ob das Publikum ihm den verdienten 1782.
Dank dafür abtragen wird. Wenn man ſie laut in Geſell-
ſchaft lieſt, fühlt man, wie glücklich er mit dem einen Fuß
auf dem alten Rom und mit dem andern in unſerm deut-
ſchen Reiche ſtehet und ſich angenehm hin und herſchaukelt.
Ich fürchte man wird ſich, wie gewöhnlich, an einige Stel-

(*) Das freundſchaftliche Verhältniß kühlte ſich freilich in der Folge bedeutend ab; allein nicht durch G's., ſondern Voſſens und ſeines Sohnes Schuld. Beide verſetzten tückiſch dem um ſie verdienten Manne einen hämiſchen Streich; der erſtere durch das „Lied der Romantiker an ihren Herrgott,“ im Morgenblatt v. 1808, Nr. 283. 284; letzterer durch eine Recenſion von Grübel's Gedichten in der J. L. Z. v. 1809, Nr. 242. S. 119. f. ganz im Gegenſinne von G's. Beurtheilung, ebend. 1805, Nr. 37. S. 294. f. Zwar hatte er „dem alten neidiſchen Igel“ einen Platz auf dem Blocksberg zugedacht, translocirte ihn aber in Dante's Hölle. S. A. in Q. I, 137.

(**) Aus G's. Briefe an den Buchhändler Reich, im Anhange zu den Briefen von Goethe an Lavater, herausg. von Hirzel. S. 163.

len hängen, wo ihn der gute Geiſt verlaſſen hat und ich geſtehe ſelbſt, wenn man das Latein dazu nimmt, ſo erhält dieſes ſo ein Uebergewicht, daß man den Werth der Ueberſetzung faſt zu gering angeben möchte." —

14. Apr. 1813. „Hier ſende ich gleich ein Exemplar meiner Trauerrede auf Wieland. [Bd. XXXII. 233. ff.] — Wieland's letzter Aufſatz iſt wirklich allerliebſt, ſo ganz mit ihm aus einem Stück. Dieſe animula vagula blandula nimmt ſehr artig Abſchied. Seine letzten Worte waren: To be or not to be, that is the question. Das heißt doch ſeinen Scepticismus bis ans Ende bewähren!" —

31. Jan. 1826. **Wolff**, Improviſator. „Von dem Improviſator habe ich mir Viel erzählen laſſen, auch ihn ſelbſt überhört. Es iſt ein recht hübſches Talent, welches durch die große Ausbildung unſerer Sprache, Rhythmik und Reim endlich gar wohl möglich ward und ſich, nach gegebenem Beiſpiel, bald wiederholen wird. Bis jetzt iſt er noch in dem Kreis der modernen ſubjectiven mit ſich ſelbſt beſchäftigten, in ſich ſelbſt befangenen Poeſie eingeengt. Was ſich auf innere Erfahrung, Gefühl, Gemüth und Reflexion darüber beſchränkt, gelingt ihm recht gut, und eine Aufgabe, die hierzu Gelegenheit bietet, wird er glücklich löſen. In allem eigentlich Gegenſtändlichen aber hat er ſeine Fähigkeiten bisher noch nicht ausgebildet, ja er fühlt — wie alle jüngern Neuern — gewiſſermaßen eine Scheu vor dem Wirklichen, worauf denn doch alles Imaginative ſich gründen und alles Ideelle ſich niederlaſſen muß."

„Meine Aufgabe war: Hamburg, und zwar als wenn er ſoeben wieder dahin zurückkäme, zu ſchildern. Da er-

griff er gleich den ſentimentalen Faden, von ſeiner Mutter, von ſeinen dortigen Freunden, ihrer Liebe, Duldung und Beihülfe zu ſprechen. Die Elbe blieb ein Silberfaden, Rhede und Stadt waren für Nichts dabei, von dem thätigen Menſchengetümmel keine Spur, ſodaß man ebenſo gut in Naumburg oder Merſeburg hätte anlangen können. Ich habe ihm dies Alles redlich eröffnet, und wenn er ſich nun jetzt zu ſeinem Haus- und Familiengefühle noch das Panoram einer nordiſchen großen Handelsſtadt ausbildet, ſo kann er was Vorzügliches leiſten. Aber ohne dieſe Bekehrung und Sinnesänderung vom abgegränzten Innern ins gränzenloſe Aeußre, vom einfachen Angebornen zum mannigfaltigen Mitgebornen, wird unſern jungen Zeitgenoſſen ſchwer, ja unmöglich. Schon einige Jahre her habe ich gar Manchen mit dem treuſten Rath zu fördern geſucht; allein wenn ſie auch einmal einen Anlauf genommen, ſo fallen ſie augenblicks wieder in ihre elegiſche Litanei zurück." — [Br. an den Großherzog.]

II. Künſtler.

Carrache. „Man iſt in der neueren Zeit, nach mei- 19.Sept.
nen Begriffen, ſelten wieder auf die Spur der alten Denkart 1788.
gekommen, und wennauch ein Meiſter ſich näherte, ſo verließen die Nachfolger ſolche ſogleich. Mich hat es daher beſonders vergnügt, daß Sie das Bild von der Circe im farneſiſchen Pallaſt ſo ſehr loben. Es war immer eine meiner Favorit-Compoſitionen. Leider iſt der Sinn, in welchem es componirt iſt, ſehr verſchwunden und erloſchen, und unſer lebendes Geſchlecht möchte wohl meiſt das Lobenswürdige

daran zu tadeln geneigt ſeyn.(*) Es iſt dieſes Bild eines von den Muſtern, wie der Maler dichten ſoll und kann: Carrache habe es nun von ſich ſelbſt oder von den Alten.

Die Alten ſahen das Bild als ein ab- und eingeſchloſſenes Ganze an; ſie wollten in dem Raum Alles zeigen. Man ſollte ſich nicht Etwas bei dem Bilde denken, ſondern man ſollte das Bild denken und in demſelben alles ſehen. Sie rückten die verſchiedenen Epochen des Gedichts, der Tradition, zuſammen und ſtellten uns auf dieſe Weiſe die Succeſſion vor die Augen: denn unſere leiblichen Augen ſollen das Bild ſehen und genießen.

Das hat Carrache wohl gefaßt. Mercur legt eine Pflanze in den Becher, wenn er beim Homer dem Ulyß die antimagiſche Pflanze lang vorher giebt u. ſ. w.

Wie erbärmlich quälen ſich nicht neuere Künſtler um die kleinſten hiſtoriſchen Umſtände! Aber freilich jenes iſt nicht Jedem gegeben. Rafael hatte dieſe Sinnesart, ſeine Verklärung iſt ein deutlicher Beweis." —

Sept. 1827. **Carus.** „Ein merkwürdiges Bild von Carus(**) drückt die ganze Romantik dem bewundernden Blick aus; ſowie jener Hercules und Telephus vollkommen das Claſſiſche. Eine Durchzeichnung des Telephus mit der Ziege, in wirklicher Größe, hat mir der freundliche freundlich empfangene

(*) „Unſere neuſten Kunſtariſtocraten nehmen gegen dieſe höchſt ſchätzbare Familie eine ganz abſurd-vornehme Stellung an ꝛc." G. an Z. Nr. 778. S. 146.

(**) „Zarten Seelen iſt gar viel gegönnt," ſagte G. von Carus, „der den abſtracten Organismus verfolgt und zugleich Landſchaftsmaler iſt." Vergl. „Neun Briefe über Landſchaftsmalerei, geſchrieben 1815—24. mit einem Briefe von G. als Einleitung ꝛc. 1831."

Zahn zurückgelaſſen. Auch dieſe einzelne Gruppe ſtellt das ganze Alterthum dar." — Vergl. Z. Nr. 819.

Cornelius Federzeichnungen. „Es ſind Scenen nach meinem Fauſt gebildet. Nun hat ſich dieſer junge Mann ganz in die alte deutſche Art und Weiſe vertieft, die denn zu den Fauſtiſchen Zuſtänden ganz gut paſſen, und hat ſehr geiſtreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erſt die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen." — Mai 1811.

Dominichino. „In Leipzig hat mich ein kleines italiäniſches Bild, das man dem Dominichino zuſchreibt, ſehr intereſſirt. Es ſtellt Hagar mit dem Kinde und dem Engel vor, iſt ſehr ſchön empfunden, erfunden, gedacht, colorirt und gemacht. Es ſind Stellen drin, die an Guido, Guercin und Dominichin erinnern; es fehlt ihm aber, beſonders in der Compoſition, die letzte Reife, die man umſomehr vermißt als der Künſtler ſich ganz nah hinanzuarbeiten gewußt hat. Die Stellung der Figuren, die Richtung der Glieder, die Austheilung der Extremitäten, ſind ſchon ſehr obligat, und das Auge leitet Forderungen daraus her, die doch nicht ganz befriedigt werden. Daher bleibt das Bild für den Kenner und Unkenner einigermaßen problematiſch und läßt bei allem Genuß noch einen Wunſch übrig." — 19. Jan. 1797.

Dürer (Albrecht). Von deſſen Federzeichnungen, lithographirt in dem Münchner Stammbuch, ſagte G. als wir zuſammen ſie beſahen, daß er ſich ärgern würde, wenn er geſtorben wäre, ohne ſie zu ſehen. 9. März 1808.

Fiorillo. „Ich habe die Geſchichte der neueren Kunſt von Fiorillo ſtückweiſe vor mir, von der ich nur ſoviel ſa- 24. Apr. 1817.

gen kann, daß ſie viel Neigung zur Sache, auch eine gute Beleſenheit verräth, aber ich müßte mich ſehr irren, oder das Ganze muß augenblicklich kraftlos werden. Wenn man darin lieſ't, ſo erfährt man was, aber man ſchaut Nichts an; es iſt wie die engliſche Ueberſetzung des Cellini, wo gerade die kunſtreichen Charakterzüge, worauf das höchſte Intereſſe ruht, ausgelöſcht ſind. Dann ſchlägt er ſich wieder mit Papierhelden herum, wie z. B. mit Ramdohr, wo er zwar in der Sache Recht hat, aber den Capitalfehler begeht, daß er ihrer wenigſtens gedenkt. Was man aus ihm lernt, muß man umlernen, wenn es dem ſinnigen Menſchen brauchbar ſeyn ſoll." —

„Wir behandeln die Niederländer auch als Landsleute. Denn ſo närriſch iſt der patriotiſche Deutſche, daß er verſichert: er könne ganz für ſich beſtehen, indem er ſich ſogleich die Verdienſte aller Völker anmaßt, und behauptet: alle Nationen ſtammen von ihm ab, oder ſeyen wenigſtens ihm von der Seite verwandt. Ein luſtiges Adamskind!" —

1. Apr. 1799. **Flaxmann.** „Durch einen günſtigen Zufall habe ich die Flaxmanniſchen Kupfer ſämmtlich geſehen, und begreife recht wie er der Abgott der Dilettanten ſeyn kann, da ſeine Verdienſte durchaus faßlich ſind und man, um ſeine Mängel einzuſehen und zu beurtheilen, ſchon mehr Kenntniß beſitzen muß." (*)

25. Apr. 1812. **Friedrich,** Landſchaftsmaler. „Es thut mir ſehr leid, daß wir die Friedrich'ſchen Kunſtwerke nicht zuſammen haben ſehen können; denn wie ſelten iſt das Vollendete!

(*) Alſo auch mehr als ein Herr von J......., der G'n. „erneuen wollte, aber es ſchlecht machte." [Bd. I, 156.]

ſodaß man es auch in der wunderlichſten Art hochſchätzen und ſich daran erfreuen muß." —

v. Kügelgen. „Von Seiten der Kunſt bedroht uns hier ein Schreckniß. Kügelgen malt abermals das gute und das böſe Princip; aber nicht, wie früher, jedes einzeln für ſich, ſondern beide im Streit begriffen. Wem das böſe ähnlich ſehen wird, iſt leicht zu errathen (*); das gute hingegen gleicht, ich wette, auf ein Haar, den Gebrüdern Kügelgen." (**) — 7. März 1814.

K... „Mein Portrait in Lebensgröße iſt da, und ich für meine Perſon finde es nicht erfreulich. Andere ſehen es wenigſtens zweifelnd an und mögen ſich nicht gern darüber äußern. Ich mag Sie darauf nicht einladen. Sie würden dagegen vielleicht gerechter als ich, aber doch nicht erbaut ſeyn." — 15. Sept. 1826.

Leonardo da Vinci. „Veranlaßt durch ein Werk des verſtorbenen Boſſi in Mailand über das Abendmahl Leonardo da Vinci's, bei Gelegenheit von Durchzeichnungen die der Großherzog mitgebracht, welche Boſſi ſelbſt über verſchiedene Copien des Bildes verfertigt, noch mehr angeregt von Bemerkungen, welche Gaetano Cattano dieſen Blättern zugefügt, habe ich einen Aufſatz geſchrieben." (***) 24. Febr. 1818.

(*) Dem Napoleon natürlich! als damals allgemein dafür verſchrieen. Aber Hans Carvel bei Arioſt porträtirte den Böſen doch ſchön, wie einen Engel des Lichts, was er als Lucifer auch geweſen war, und noch einige beaux restes behalten haben mochte.

(**) Da ſich K. auch in G's. Portrait hineinmalte. Vergl. oben Bd. I, Seite 48.

(***) S. Kunſt u. Alterthum 3tes Heft, oder Werke Bd. XXXIX, S. 87 ff.

März „**Lichtenberg's** Wohlgefallen an Carricaturen rührt
1806. von ſeiner unglücklichen körperlichen Conſtitution mither, daß
es ihn gefreut, Etwas noch unter ſich zu erblicken. Wie er
ſich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und
Einwirkung der Kunſt? Er war keine conſtructive Natur,
wie Aeſop und Sokrates; nur auf Entdeckung des Mangel-
haften geſtellt."

22.Mai **Leybold** (Carl). „Eine treffliche Skizze nach dem
1824. neugriechiſchen Charos habe ich erhalten (S. Bd. XLIV.,
89—92.): ein wahrhaft heidniſches Memento mori, ein ganz
anderes als die „*abſurden Todtentänze*". — Sorge
daß Du lebeſt, ich will von meiner Seite möglichſt das
Gleiche thun." (*)

30.Juni **Mantegna.** „Sehr glücklich macht mich der Tri-
1820. umphzug des Mantegna. So oft ich ihn im Leben ſah,
hab' ich ihn bewundert; wie man aber bisher ohne ihn leben
konnte, begreife ich nicht recht. Dennoch iſt es immer ſchön
genug, daß uns ſolche Schätze für ſpätere Jahre aufbewahrt
ſind." Vergl. Bd. XXXIX, 40—176.

15.Sept. **Maſaccio.** „Es iſt eine von den ernſthafteſten Be-
1809. trachtungen, zu ſehen, ob ein Künſtler ein Motiv **vor dem**
Brennpunct gefunden und **in den** *Brennpunct* gezo-
gen hat, wie *Rafael* des Maſaccio Vertreibung aus dem
Paradies, (**) oder ob er das im Brennpunct angelangte *hin-*

(*) Nach dem memento vivere des Spinoza. S. Band XLVII, 146; Schill. Brief w. Nr. 179.

(**) Rafael copirte eines ſeiner Gemälde in einer der Galerien des vaticaniſchen Pallaſts, welches die Vertreibung der erſten Eltern aus dem Paradieſe vorſtellt. Vergl. Fiorillo I, 70—71. it. 277—78. Dieſe Verbeſſerung Rafaels und G's. Belobung werden beide gleich getadelt von Einem der hier die **hiſtoriſche** *Vernunft* beobachtet haben will, wonach

ter den Brennpunct verzerrt, wie Pouſſin das Rafaeliſche einzige unübertreffbare.“

Oeſer. „Oeſer's Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben mich zu ſegnen, daß ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meiſter ſeinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren thut, in den bildenden Künſten, nur was Mittelmäßiges. Auch war unſere Hand nur ſein Nebenaugenmerk. Er drang in unſere Seelen und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meiſter werden könne. Es iſt ein Glück, wenn man ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“ — 20. Febr. 1770.

Palladio. „Jemehr man den Palladio ſtudirt, je unbegreiflicher wird einem das Genie, die Meiſterſchaft, der Reichthum, die Verſatilität und Grazie dieſes Mannes. Im Einzelnen mag Manches gegen ſeine Kühnheit zu erinnern ſeyn, im Ganzen ſind ſeine Werke eine Gränzlinie, die Niemand ausfüllt und die ſobald überſchritten iſt.“ — 30. Dec. 1795.

Rafael's Verklärung. „Das große Kupfer der Verklärung Chriſti wird durch die Vergleichung der kleinen Skizze doppelt und dreifach intereſſant. Man ſieht wie durch weiteres Nachdenken und Sinnen über dieſen Gegenſtand ſich 21. Apr. 1783.

---

der Engel kein Mitleidsgefühl mit den armen Vertriebenen zeigen ſoll, weil dieß eine Unzufriedenheit mit der göttlichen Strafgerechtigkeit verrathe. Was für ein finſterer Pfaffenkopf der ſeyn muß! und wo das Land, das ihn erzeugte?

derſelbe vor dem Künſtler überhöher verklärte. Das Ganze hat ſich erweitert, erhöhet, und doch iſt es wieder ſo viel ſchärfer, richtiger und reiner geworden. Das Dichteriſche und Gedachte darin iſt viel wärmer, angemeſſener, ausdrücklicher. Welch einen hohen Genuß möchte es erſt geben, wenn man die Originalzeichnungen mit dem Originalgemälde zuſammenhalten könnte. Was mir bei den alten Meiſtern ſo verehrungswürdig iſt, die Sicherheit und Feſtigkeit ihrer Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Beſſere. Es mag dieß immer die Anzeige eines großen Künſtlers ſeyn, anſtatt daß ein Geringerer entweder Alles oder Nichts von ſeinem erſten Entwurfe beibehält." —

15.Sept. 1809. **Rafael's** Morbetto. „Unſchätzbar war mir die Betrachtung von Rafael's Morbetto. Einen beſſern Abdruck zu beſitzen, iſt ein recht herzlicher Wunſch, und ich will den Tag ſegnen, der mir ihn bringt. Das bewußte Motiv ſteht darin auf dem höchſten Grade der realen Naivetät. Pouſſin hat es fratzenhaft verzerrt, vernichtet, verabſurdet; den ich aber dagegen in ſeinem Teſtament des Eudamidas ſo hoch man nur verehren kann verehre. Da war er zu Hauſe und von Hauſe." —

22.Sept. 1826. **Sebbers.** „Was der Maler Sebbers vermag, hat er an meinem Bilde auf jener Taſſe lobenswerth geleiſtet, aber ich darf nicht verſchweigen, daß ich ihm wohl zwanzigmal, zu Stunden und halben Stunden geſeſſen, ſowohl zu der erſten Anlage, welche ſchon fertig genug erſchien, als nach zweimaligem Brennen, zum Retouchiren. Er hat ſich aber dabei keinen Strich, keinen Punct aus dem Gedächtniß will-

kürlich erlaubt; daher denn freilich ein ſehr ähnliches und lobenswürdiges Bild entſtanden iſt." (*)

„**Tiſchbein** iſt ein Jehovah, der da iſt und war und ſeyn wird. Hätten wir uns mit ihm verbrüdern können, ſo wäre es vor fünfunddreißig Jahren geſchehen. Noch immer aber, wie man ſich ihm nähert, ſcheucht er einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, ſo ſoll man gleich den ganzen Complex ſeiner Eigenheiten gelten laſſen. Hackert ſagte ſchon von ihm: wie er einmal gezwirnt iſt, muß man ihn vernähen." 9. Aug. 1822.

Schon früher bemerkte G., Tiſchbein ſey ein rückſchreitender Jehovah: „erſt habe er Menſchen gemalt, nun male er Thiere." 9. Dec. 1808.

Zucchi (Gatte der Angelica Kauffmann). „Zucchi's Methode ſeine Compoſitionen mit Effect und zugleich kunſtgemäß darzuſtellen, war ein tertium zwiſchen beiden. So beſonders in der Perſpective."

III. Kunſtkenner.

Hirt. „Die fixen Ideen, welche der gute Hirt ſchon ſo ein Dutzend Jahre nährt, mögen denn freilich etwas ſteif und trocken geworden ſeyn. Mannigfaltigkeit des eigenen Geiſtes und Biegſamkeit gegen fremde Gegenſtände ſind niemals ſeine Eigenſchaften geweſen." 3. März 1796.

„Seine Art zu disputiren war, daß er die ihm wider- 2. Nov. 1809.

(*) Vergl. Z. Nr. 508., S. 198.; Nr. 549., S. 333. f. u. Nr. 558. Das in jedem Betracht höchſt gelungene Kunſtwerk befindet ſich in dem Kunſtcabinet der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar, von dem edlen Künſtler ſelbſt dahin verehrt.

ſprechende Meinung des Andern zu ſeinen Prämiſſen machte und ſeine Concluſionen daraus zog."

14. Jul. 1797. „Hofrath Hirt iſt hier, der in Berlin eine Exiſtenz ganz nach ſeinen Wünſchen hat und ſich auch bei uns ganz behaglich befindet, bis auf den Punct, wenn wir ſeine Verſtandes-Deductionen nicht als das ultimum, bei Hervorbringung und Beurtheilung der Kunſtwerke, wollen gelten laſſen. Schiller iſt ſeit einigen Tagen auch hier und ſteht, bei ſeinem höchſt beweglichen und zarten Idealism, freilich am weiteſten von dieſem Dogmatiker ab. Es iſt gut, daß dieſes Zuſammenbleiben nicht lange dauert: denn ſonſt würde die Kluft, die uns trennt, immer ſichtbarer werden. Indeſſen hat ſeine Gegenwart uns ſehr angenehm unterhalten, indem er, bei der großen Maſſe von Erfahrung die ihm zu Gebote ſteht, beinahe Alles in Anregung bringt, was in der Kunſt intereſſant iſt, und dadurch einen Cirkel von Freunden derſelben, ſelbſt durch Beſchränktheit und Widerſpruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufſatz über Laokoon, den Sie vielleicht ſchon früher kennen, und der das Verdienſt hat, daß er den Kunſtwerken auch das Charakteriſtiſche und Leidenſchaftliche als Stoff zuſchreibt, welches durch den Mißverſtand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzuſehr verdrängt worden war. Schillern hatte von dieſer Seite gedachter Aufſatz beſonders gefallen, indem er ſelbſt jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wobei dieſe Puncte zur Sprache kommen.

Um mich nun eben hierüber am freieſten und vollſtändigſten zu erklären und zu weiteren Geſprächen Gelegenheit zu geben, ſowie auch beſonders in Rückſicht unſerer nächſten gemeinſchaftlichen Arbeiten, ſchrieb ich die Blätter, die

ich Ihnen nun zur Prüfung überſchicke." S. Werke Bd. XXXVIII. S. 33.

„Angenehme Sendung von Hirt. Es iſt doch immer das Erfreulichſte, wenn man die älteſten Freunde, mit denen man im Zwiſchenleben wohl divergirte, am Schluſſe wieder ſich gegeneinander neigen ſieht. Man kommt niemals ſoweit mit ihnen auseinander als mit den Späterzeitigen." (*) — 9.Jan. 1832.

IV. Naturforſcher.

Baco von Verulam. „Das Haupt aller Philiſter und darum ihnen auch ſo zu rechte." 13.Octbr. 1807.

Biot. „In Biot's Capitel, wo er Licht und Farbe behandelt, fühlt man ſich wie in ägyptiſchen Gräbern. Die Phänomene ſind ausgeweidet und mit Zahlen und Zeichen einbalſamirt, der wiſſenſchaftliche Sarg mit bunten Geſtalten bemalt, welche die Experimente vorſtellen, wodurch man das unermeßliche Ewige im Einzelnen zu Grabe brachte. Jeder Freund der Naturlehre hat ſtündlich zu rufen und zu ſeufzen: wer errettet mich aus dem Leibe dieſes Todes!" im Nov. 1817.

Bruno (Jordanus). Seine Schriften ſind nicht zuſammen zu haben, ſelbſt nicht in Göttingen, weil er ſie einzeln auf ſeinen Reiſen, in Städten wo er hinkam, wie Programme drucken ließ. — Er giebt unter andern auch Gemälde an, welche Künſtler machen ſollten, z. B. die Trinitas.

(*) Das Geſtändniß iſt merkwürdig und ehrenvoll für G's. Verſöhnlichkeit, da es wenige Wochen vor ſeinem Ende abgelegt ward.

Vernunft	Verſtand	Macht
als	als	als
Ausdenken	Einrichtung	Ausführung
in	in	in
der Pallas;	Vulcan u. Mars;	Jove.

8.Juli **Carus.** Dr. Carus von den Ur-Theilen des Kno-
1828. chen- und Schaalengerüſtes ꝛc. Leipz. 1831.

G. erwiederte dem von ihm verehrten und geliebten Verf. Folgendes:

„Ein alter Schiffer, der ſein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Inſel zu Inſel zugebracht, die ſeltſamſten Wundergeſtalten in allen drei Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinſame Bildungsgeſetze geahnet hat, aber auf ſein nothwendiges Ruder-, Segel- und Steuergeſchäft aufmerkſam, ſich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und ſchaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforſcht, die aus dem Einfachſten ins Unendliche vermannigfaltigten Geſtalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein ſo großes und unglaubliches Geſchäft wirklich gethan ſey. Wie ſehr findet er Urſache verwundernd ſich zu erfreuen, daß ſeine Sehnſucht verwirklicht und ſein Hoffen über allen Wunſch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht ſagen: denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber ſchon auf das Vollkommenſte erhebt und befriedigt.“ Vergl. Bd. XV, 326.

5.Sept. **Cuvier** und Geoffroy. „Wie Mineurs und Anti-
1830. mineurs ſo kommen mir die Parteien der Naturforſcher Cu-
vier und Geoffroy vor. Die einen graben von außen hinein, die andern von innen heraus, und wenn ſie geſchickt ſind, ſo müſſen ſie in der Mitte zuſammenkommen.“ —

Galileï. „Ich las in Galileï's Werken, höchſt be- 24.Juni 1831.
wundernd, womit und auf welche Weiſe man ſich damals beſchäftigt. Die ganze Forſchung iſt noch auf eine wunderns-würdige Weiſe dem Menſchenverſtande und einer in ſich ſelbſt uneinigen Philoſophie überlaſſen. Man intereſſirt ſich in-nigſt wie ſich ein ſo außerordentlicher Mann dabei benimmt. Er ſtarb in dem Jahre, da Newton geboren wurde. Hier liegt das Weihnachtsfeſt unſerer neueren Zeit. Von dem Gegenſatz dieſer beiden Epochen geht mir erſt jetzt der Be-griff auf, ich freue mich ihn zu verfolgen." —

„Wenn man nicht rechnet, was in ſeiner (Galileï's) Zeit 30.Juni 1831.
noch unbekannt war und wie man ſich mit dem ariſtoteliſchen Buchſtaben herumgeſchlagen hatte, ſo iſt es ein höchſt erbau-liches Leſen. Wie ſich der Naturblick gegen den Buchſtaben wehrt, iſt faſt zum Betrüben. Wie es aber auch im Ein-zelnen mit Kenntniß und Urtheil ſtehen mag, ſo dringt doch an den Hauptſtellen hervor: daß hier ein Mann denkt, ſpricht und wirkt, welcher zu jeder Zeit groß geweſen wäre." —

Gall. „Es iſt ein ſonderbarer Einwurf, den man ge- 6.Nov. 1806.
gen das Galliſche Syſtem davon hergenommen hat, daß es eine partielle Erklärungsweiſe ſey von Erſcheinungen, die aus dem geſammten organiſchen Weſen ihre Erklärung ſchöpfen. Als wenn nicht alle Wiſſenſchaft in ihrem Ur-ſprung partiell und einſeitig ſeyn müßte! Das Buchſtabiren und Syllabiren iſt noch nicht das Leſen, noch weniger Genuß und Anwendung des Geleſenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieſer erſt aufkeimenden Wiſſenſchaft, oder dieſer Art des Wiſſens iſt noch viel zu früh." —

Hauy. „Hauy gehört zu den wiederkäuenden Thieren, 26.u.27. Dec.1806.
wie die Newtonianer ſind, bei denen der Schlund ſich in

lautet auf einander folgende Magen zuſammenfaltet. Das Newtoniſche Heu ſchlucken ſie hinunter; aber ſie können's im Magen weder verdauen, noch ſonſt loswerden. Sie ruminiren es alſo durch alle Magen herauf und können's immer nicht digeriren, da hingegen andre edlere Thiere das ihrem Magen Widerſpenſtige gleich von ſich geben." —

„Den Hauy müßte man in ein Ragout zerpflücken (discerpiren) und ihn recht zierlich auf einem ſilbernen Teller über einer Lampe à la *** zurechte machen!" —

30. Dec. 1795. **Hippocrates.** „Ich habe auch dieſe Zeit die Abhandlung des Hippocrates de aëre aquis et locis geleſen und mich über die Ausſprüche der reinen Erfahrung herzlich gefreut, dabei aber auch zu meinem Troſte geſehen, daß es ihm, wenn er hypothetiſch wird, gerade geht wie uns, nur möchte ich ſeine Hypotheſen eher den Schiffsſeilen und unſere den Zwirnsfäden vergleichen." —

18. Aug. 1828. **Loder.** „Staatsrath Loder hat mir ein ſehr angenehmes Geſchenk geſendet. Es iſt ein prächtig verguldetes Gypsmodell, oder Abguß von dem Stücke gediegenen Goldes, welches am Ural gefunden worden iſt. Das Gewicht des Originals beträgt beinahe einen Viertelszentner. Es wird bei dem Cadettencorps in St. Petersburg aufbewahrt. — Ein Herr Profeſſor von Engelhardt zu Dorpat hat auf Anordnung der Regierung jene Gegenden beſucht, und als ein recht wackerer ſinniger Geolog uns das Herkommen dieſes Schichten- und Bodengoldes aus der Verwitterung der daran ſtehenden Grundgebirge nachgewieſen. Die Erfüllung dieſes ſeit einigen Jahren gehegten Wunſches habe ich alſo auch noch erlebt, und dieſen blendend impoſanten

Fetiſch als Hausgötzen in einer Reiſekapelle aufzuſtellen die Freude gehabt.“ —

Mollweide. „Das Manifeſt(*) des närriſchen(**) 6. Oct.
Mollweide habe ich noch nicht geſehen. Es iſt ein ſteifer, 1810.
dünkelhafter Geſelle. Aus dem, was er gegen Wünſch geſchrieben, konnte ich ihn genugſam kennen lernen. Vor mehreren Jahren ſchon ſchalt er auf dem Pädagogium zu Halle ein verſtändiges Kind in meiner Gegenwart recht tüchtig aus, das auf der Scheibe des Schwungrades Grau ſah, wo er wollte Weiß geſehen haben. [S. A. in Q. I. 137] Er iſt recht dazu gemacht den Newtoniſchen Unſinn aber- und abermals zu wiederholen.“ (***)

Newton. „An der Newtoniſchen Lehre iſt ſchon ſo- 11. Jan.
viel verändert und hinzugeflickt worden; und doch meinen 1806.
die Herren, ſie hätten noch die alte. Sie iſt ein wahrer Bettlersmantel, der ſchon aus den Flicken der vierten fünften Generation beſteht, den die Prorectoren umthun, und immer wieder Doctoren dieſer Bettlerfacultät creiren.“ —

Seebeck. „Jetzt beſchäftigen mich die Seebeckiſchen 7. Nov.
entoptiſchen Farben ſehr lebhaft. Ich ſchreibe ein Supple- 1816.
ment-Capitel zu meiner Farbenlehre als ein Tüpfchen aufs i(†) Da meine ganze Bemühung von jeher dahinauslief,

(*) Prüfung der Farbenlehre des Herrn v. Goethe und Vertheidigung des Newtoniſchen Syſtems gegen denſelben; it. Darſtellung der optiſchen Irrthümer in des Herrn v. Göthe Farbenlehre u. ſ. w. ſind beide — nicht erſchienen!

(**) Schon ſein Vorname Brandanus iſt fabuloſen Andenkens und infauſten Omens; die ganze Polemik aber recht im Geiſte einer gewiſſen Zeit und Sekte, wenn man anders von etwas Geiſtloſem ſo reden kann.

(***) Gab es eine Zeit, wo man theologiſches Heu fraß, ſo mag eine andre phyſicaliſches digeriren.

(†) S. Werke Bd. LV.

die Phänomene klar vorzuzeigen und ſie zu ſondern und nach ihrer Verwandtſchaft zu ordnen, ſo kommt mir jede neue Entdeckung zu paſſe, denn ſie fügt ſich an und füllt eine Lücke. Die Newtoniſche Optik, dieſer Micmac von Kraut und Rüben wird endlich einer gebildeten Welt auch ſo ekelhaft vorkommen, wie mir jetzt." —

15. Juli 1831. **Seelus.** „Eines Durchreiſenden muß ich gedenken, der an ſkelettirten Pflanzenblättern das noch nie Geſehene vorweiſt, indem er die mittlere Rippe zugleich mit der abgelöſten obern und untern Epiderm, welche bei dem Skelettiren gewöhnlich durch Fäulniß verloren gehen, zuſammen vorweiſt. Seine Präparate von ſkelettirten Blättern und Früchten verdienen geſehen zu werden." —

1. Auguſt 1822. **v. Sternberg.** (Caspar) Graf. — „Ich darf wohl ſagen, daß mir, ſeit ich dem Grafen von Reinhardt in Carlsbad begegnete, mir kein ſolches Glück (als jetzt durch Grafen Caspar von Sternberg) wieder geworden."

„Wie wichtig es iſt, einen Mann von dieſen Jahren, von ſolcher menſchlichen, welt- und wiſſenſchaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden, und durch wechſelſeitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils gewinnen. Sollte man wünſchen ihn früher gekannt zu haben, ſo läßt ſich erwiedern: daß, wenn zwei Reiſende aus zwei entfernten Weltgegenden nach einem Punkte ſtrebend, auf demſelben zuſammentreffen, um nun ihren Erwerb zu vergleichen und das einſeitig Gewonnene wohlwollend auszutauſchen; ſo iſt es vortheilhafter, als wenn ſie die Reiſe zuſammen antreten und zuſammen vollendet hätten." [Vgl. oben S. 369 unten.] „Er iſt aus einer Zeit, wo ſich Ausſichten hervorthaten, Geſinnungen entwickelten,

Studien beſondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich ſelbſt bekenne. Eine ſolche Annäherung iſt mir doch unendlich werth (weil eine neue Generation unter andern Bedingungen geboren, zu andern Zuſtänden erzogen, durch Verdienſt und Unverdienſt von der ältern abſteht) und ſo waren wir denn zwei Wochen beiſammen, wo tauſendfältiges zur Sprache kam. — In gar manchem Kapitel habe ich durch ihn ſehr ſchöne Nachweiſungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgeſetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zu Nutzen und Frommen gereichen." —

Werner. (Bergrath). „Es muß uns ſeltſam ſcheinen, wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empiriſchen Wiſſen, eine Abtheilung vorzüglich empiriſch nennt. Ein jedes Mineralien-Cabinett iſt eigentlich empiriſcher als das Vorkommen der Mineralien: denn dieſes deutet doch auf eine ungeheure Natururſache, die wir zwar nicht kennen, aber doch vermuthen und ahnen. Jenes iſt eine künſtliche Zuſammenſtellung zerſplitterter und vollſtändiger Naturproducte, nach beliebigen Grundſätzen, wie ſie dem einen und dem andern Forſcher gemäßer ſind." — 27. Feb. 1816.

— „In Mineralogicis und Geologicis haben uns Leonhard und Conſorten ganz unglaublich gefördert. Mir gereicht es zur großen Beihülfe, da ich endlich gern das ausſprechen möchte, was mir im Kragen ſitzt. Wunderlicherweiſe iſt mir Werner zu früh geſtorben. Denn wenn ich mich als ſeinen Gegner erkläre, ſo könnte man glauben, ich träte auf die Seite der Freiberger. Glücklicherweiſe hat er ſchon längſt ganz unbewunden erklärt: „ich hätte ihm meine Meinung über Carlsbad und andre ähnliche Gegenſtände weitläuftig mitgetheilt; er könnte aber keineswegs mit mir übereinkom- 17. Sept. 1817.

men.“ Daſſelbe hat er mir nach ſeiner höflichen Art ſchon
längſt ins Geſicht geſagt und die ſtille Kriegserklärung (*)
[pag. VI. zur Naturw. überh. Bd. I. Heft I.] war gedruckt
30. Juni ſchon vor ſeinem Tode. Wir wollen alſo ohne weiteres Be-
1817. denken unſern Weg gehen.“

V. Philoſophen.

13. Feb. **Bréguet.** „Breguet's Memoire(**) war mir ſehr merk-
1812. würdig, da ich ſelbſt wieder in ſolchen hyperphyſiſchen Be-
trachtungen ſtack. Es weht eine gewiſſe deutſche Luft darin,
und wie ſollte nicht, bei ſo mannichfaltiger Communication,
Einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zuläng-
liche was wir beſitzen, hinüberdringen und wirken? Es
würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber
zu ſprechen, doch iſt es merkwürdig, wie von Jahrhundert
zu Jahrhundert ſich Alles mehr begeiſtet und belebt, Eins
ins Andre greift und Keins ohne das Andre bleiben will.
Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Aus-
dehnung bildet, bis zu dieſem Freunde, der es durch Be-
wegung und Willen hervorbringt, welche hübſche Filiation

(*) „Dem Verſtändigen, auf das Beſondere Merkenden, genau Be-
obachtenden, auseinander Trennenden iſt gewiſſermaßen das zur Laſt, was
aus einer Idee kommt und auf ſie zurückführt. Er iſt in ſeinem Labyrinth
auf eine eigene Weiſe zu Hauſe, ohne daß er ſich um einen Faden bekümmerte
der ſchneller durch und durch führte; und ſolchem ſcheint ein Metall, das
nicht ausgemünzt iſt, nicht aufgezählt werden kann, ein läſtiger Beſitz; da-
hingegen der, der ſich auf höherem Standpunkte befindet, gar leicht das
Einzelne verachtet, und dasjenige, was nur geſondert ein Leben hat in eine
tödtende Allgemeinheit zuſammenreißt.“ [Jena 1807 geſchrieben.]

(**) Essai sur la force animale et sur le principe de mouvement vo-
lontaire. Paris 1811. — 4.

und Steigerung der Denkweiſen würde ſich aufzeichnen laſſen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieſes Labyrinth einzulaſſen, in welchem man eigentlich nur an ſeinem eigenen Faden, von einem geliebten Knaul abzuwinden, ſich aus und einfinden kann." —

De Gerando. „Ich habe des Herrn De Gerando histoire comparée des Systèmes de Philosophie geleſen (*) und mich dabei meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnert. Denn die ſämmtlichen möglichen Meinungen gehen uns doch nachundnach theils hiſtoriſch, theils productiv durch den Kopf. Bei Leſung dieſes Werkes begriff ich aufs Neue, was der Verfaſſer auch ſehr deutlich ausſpricht, daß die verſchiedenen Denkweiſen in der Verſchiedenheit der Menſchen gegründet ſind, und ebendeshalb keine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung möglich iſt. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man ſteht, und wo man auf dieſer Seite ſteht, ſo hat man ſchon genug gethan; man iſt alsdann ruhig gegen ſich und billig gegen Andere. Uebrigens muß man doch geſtehen, daß ein Franzoſe, wenn er einmal vermitteln will, ein ſehr bequemes Organ in ſeiner Sprache findet. Ich habe mich doch bei gewiſſen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutſche herantritt, ſelbſt da, wo ihm unſere Denkweiſe nicht gemäß iſt." — 23. Jan. 1811.

Fichte. „Was Fichten betrifft, ſo thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß ſeine thörige Anmaßung ihn aus einer Exiſtenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, ſo ſonderbar auch dieſe Hyper- 30. Aug. 1799.

(*) In der erſten Edition von 1804. Die zweite verbeſſerte und vermehrte iſt von 1822.

bel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird, jemehr ſchätzt man Naturgaben, weil ſie durch Nichts können angeſchafft werden. Er iſt gewiß einer der vorzüglichſten Köpfe, aber, wie ich ſelbſt fürchte, für ſich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage muß ihm zu ſeinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Uebrigens iſt es, ſo klein die Sache ſcheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverſchämte Präoccupation (*) wie man weiß, ſo weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich, für meine Perſon geſtehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er ſich gegen ein Gouvernement eine ſolche Sprache erlaubte." —

14. Nov. 1827. **Hegel.** „Hegel's Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von groſſer Bedeutung und Erquickung. Die Unterhaltung mit dem Erſten mußte den Wunſch erregen, längere Zeit mit ihm zuſammenzubleiben. Denn was bei gedruckten Mittheilungen eines ſolchen Mannes uns unklar und abſtrus erſcheint, weil wir ſolches nicht unmittelbar unſerm Bedürfniß aneignen können, das wird in lebendigem Geſpräch alſobald unſer Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Geſinnungen mit ihm übereinſtimmen, und man alſo in beiderſeitigem Entwickeln und Aufſchließen ſich gar wohl annähern und vereinigen könne. Ueberdieß habe ich mit ihm, in Anſehung der Chromatik, ein glücklich harmoniſches Verhältniß, da er ſchon in Nürnberg mit Sebecken zuſammenlebend und ſich verſtändigend, in

(*) S. G's. Werke Bd. XXXI, 154.

dieſe Behandlung thätig eingriff, und ihr immerfort von philoſophiſcher Seite her gewogen und mitwirkend blieb, welches denn auch ſogleich förderlich ward, indem man ſich über einige wichtige Punkte vollkommen aufklärte. Herr v. Henning lieſt indeß die Chromatik in meinem Sinne fort; freilich wird es noch eine Weile währen, bis man die Vortheile meiner Darſtellung allgemein einſieht und die Nachtheile des alten verrotteten Wortkrams mit Schaudern einſehen lernt." —

Jacobi und **Schelling.** „Ein Buch, welches mich 25. März 1812. erſchreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, iſt das von Schelling gegen Jacobi.(*) Nach der Art, wie der Letzte ſich in den ſogenannten „Göttlichen Dingen" herausgelaſſen, konnte der Erſte freilich nicht ſchweigen, ob er gleich ſonſt zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir andern die wir uns zur Schellingſchen Seite bekennen, müſſen finden, daß Jacobi ſehr ſchlecht wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erſt ein wenig beruhigt ſind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen ſehn, ob wir beim literariſchen Krieg Etwas gewinnen, was bei dem andern der Fall nicht ſeyn kann."

„Daß es mit Jacobi ſo enden werde und müſſe, habe 8. April 1812. ich lange vorausgeſehen, und habe unter ſeinem beſchränkten und doch immerfort regen Weſen ſelbſt genugſam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geiſt und Materie, Seele und Körper, Gedanken und Ausdehnung, oder—

(*) „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen des Herrn Fr. H. Jacobi und der ihm (Schelling) in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, lügeredenden Atheismus." Tübingen 1812.

wie ein neuerer Franzos ſich ausdrückt — Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Univerſums waren, ſind und ſeyn werden, die beide gleiche Rechte für ſich fordern und deswegen beide zuſammen wohl als Stellvertreter Gottes angeſehen werden können, der hätte das Denken längſt aufgeben und auf gemeinen Weltklatſch ſeine Tage verwenden ſollen. Wer ferner nicht dahin gekommen iſt, einzuſehen, daß wir Menſchen einſeitig verfahren und verfahren müſſen, daß aber unſer einſeitiges Verfahren blos dahin gerichtet ſeyn ſoll, von unſerer Seite her in die andre Seite einzudringen und ſelbſt bei unſern Antipoden wieder aufrecht auf unſere Füße zu Tage zu kommen, der ſollte einen ſo hohen Ton nicht anſtimmen. Aber dieſer iſt leider gerade die Folge von jener Beſchränktheit. Und was das gute Herz, die trefflichen Charactere betrifft, ſo ſage ich nur ſoviel: Wir handeln eigentlich nur gut, inſofern wir mit uns ſelbſt bekannt ſind (*); Dunkelheit über uns ſelbſt läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und ſo iſt es denn ſoviel als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Böſen hin, wenn er unbedingt iſt, zum Schlechten, ohne daß man gerade ſagen könnte, daß der Menſch der ſchlecht handelt, gerade ſchlecht ſey." —

„Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken; wie ebendieſer Freund, unter fortdauernden Proteſtationen von Liebe und Neigung, meine redlichſten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgeſtumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das ſoviele Jahre ertragen: denn — „Gott iſt gerecht!" — ſagte der Perſiſche Geſandte — und jetzo werde ich

(*) L'ame n'est jamais forte que lorsqu'elle est éclairée; it. Quiconque veut étre vertueux doit tâcher d'être éclairé.

ſeinen Jammer mich freilich nicht ſehr anfechten laſſen. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buch von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine beſten Ueberzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunſt ſich beziehenden Aufſätzen und Schriften ſeit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfaſſers an mich, und was dergleichen Dinge mehr ſind!" —

Kant. „Der alte Kant hat ſich — Gott ſey Dank! — endlich über die Herren auch ereifert, und hat einen ganz allerliebſten Aufſatz: über die vornehme Art zu philoſophiren, in die Berliner Monatsſchrift (Mai 1796) ſetzen laſſen. Er hat Niemand genannt, aber die philoſophiſchen Herren Ariſtocraten recht deutlich bezeichnet. Ich hoffe, wir ſollen uns bei unſerm böſen Ruf erhalten und ihnen mit unſerer Oppoſition noch manchen böſen Tag machen. Sie haben zwar eine Menge für ſich, aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht. Und dann iſt es das Luſtigſte, daß, wie bei andern Parteiverhältniſſen, die Familien unter ſich nicht einig ſind, und ehe man ſich's verſieht, einmal ein Sohn oder eine Tochter ſich zu unſerm Credo herüberneigt." —

VI. Regenten und Staatsmänner.

Carl X. „Carl X. und ſeine Miniſter waren verloren, 27. Feb.
als ſie beim Antritt ſeiner Regierung die Preſſe freigaben. 1831.

Probiere doch einmal Holland und die Niederlande die Freiheit der Meereswogen und Bergſtröme zu proclamiren!"(*)

11. Juni 1809. **Cortez.** „Cortez's ähnliches Verhältniß zu den Wilden, wie Napoleon's zu uns. Ein minimum iſt's, was bei gleichen Schaalen den Ausſchlag giebt."

25. Oct. 1788. **Friedrich** II. „Den erſten Band der hinterlaſſenen Werke des großen Alten habe ich geleſen. Es iſt doch was Einziges um dieſen Menſchen."(**)

„Was Friedrich II. ſo durchgreifend, impoſant, gewinnend machte, hatte er doch von den Franzoſen gelernt."

3. Decbr. 1781. **Joſeph** II. „Von dem Kaiſer denke ich auch wie Du. Wenn ihm das Glück will und ihn ſein Genius nicht verläßt, ſo iſt er gemacht, Viel ohne Schwertſtreich zu erobern." —

29. Sept. 1831. **Lykurg.** „Ich las den Lykurg in Plutarch's Biographien und verwunderte mich, wie man einem ſolchen ganz

---

(*) Aehnlich ſagte Lykurg zu einem, der eine Democratie im Staate eingeführt haben wollte: „Er möchte doch zuerſt in ſeinem eigenen Hauſe eine Demokratie einführen!" Plutarch Lacon. Apophthegmen.

(**) Vergl. was v. Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten ſagt S. 292: „Was Friedrichen ſo groß und einzig gemacht hat, iſt, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, ſo eifrig, ſo thätig betrieb, als wenn ſie die alleinige wäre die ihn beſchäftigte, und als hätte er noch nie was Anderes zu Stande gebracht." — Auf ſeinen errungenen Lorbeeren auszuruhen, wie man G'n. zuzumuthen ſcheint, wenn man ihm ſeine ſpätern Arbeiten verdenken will, war G'n. ſo wenig möglich als Friedrich II, von welchem v. Dohm bemerkt, daß ihm unthätige Ruhe nie Genuß geweſen; Er habe durchaus keine andere als Gutes verbreitende Thätigkeit gekannt. — Und ſo war's auch mit G. Wie Fr. II. das Werk der Geſetzgebung mit ſo raſtloſem Eifer, mit ſo innigem Intereſſe betrieb, als wenn er noch nichts anderes Großes in ſeinem Leben gethan hätte — ſo kann man es von G'n. ſagen bei jeder einzelnen Thätigkeit, die er jedesmal ſo rührig betrieb, als wenn er keine andre kennte. S. oben Bd. I, S. 187.

unwahrſcheinlichen Mährchen einigen Glauben habe ſchenken können.(*)"

„Abends las ich die Biographie Solon's. Das ſieht nun freilich ſchon menſchlich=hiſtoriſcher aus und iſt ſogar natur=gemäß grandios, daß einer zeitlebens will, die Menſchen ſollen ſich unter einander regieren, und muß zuletzt noch Cabinetsrath eines Despoten werden, mit dem er von Jugend auf rivaliſirte, und das, um in ſeinem alten hohen Sinn nur einiges Gute zu bewirken!" —

Montesquieu. „Die ganze Geſchichte unſe=rer Zeit ſteht buchſtäblich in ſeinem Werke. So finden die Aerzte ſchon im Hippocrates diejenigen Krankheiten genau beſchrieben, an denen ſie ihre Patienten immerfort ſterben laſſen." — 28. Aug. 1807.

(*) Schon früher hielt Göthe die ſpartaniſche Verfaſſung als ein Werk des Lykurg, für ein Mährchen, und wünſchte Niebuhr möchte es unterſuchen, wie er es mit der römiſchen Geſchichte gethan.

IX. Goethe's Tiſchreden.

Wer ſie alle hätte aufſchreiben können, würde nicht nur etwas Intereſſanteres zu liefern haben als, z. B. Luther's ſogenannte Tiſchreden — welches freilich nicht Viel heißen würde — ſondern Etwas, worin Göthe vielleicht mehr Göthe erſchiene, als in dem, was Er ſelbſt über ſich ſonſt in Druck gegeben. Wir wiſſen ja nicht was Andern an uns am intereſſanteſten ſeyn könnte.

Denn nicht nur daß er ſich in ſolchem Falle ganz unbefangen und rein natürlich darbot, ſo war auch was er ſagte, nur improviſirt, naiv, derb, tüchtig, concis, apophthegmatiſch, epigrammatiſch, humoriſtiſch und meiſtens ſeine conſtante Meinung. Nur manchmal waren es abſichtliche oder hypochondriſche Paradoxien.

Um jedoch keine Fehlerwartung durch das hier Mitgetheilte zu verſchulden, muß ich ſogleich ſagen, daß es freilich nur das minimum von dem iſt, was ich hätte aufzeichnen können, ja ſogar von dem, was ich wirklich aufgezeichnet habe. Allein mein Herz war zu voll. „Alles auf der Stelle wieder zu erzählen auch nur für ſich, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren.“ Ich konnte und mochte nicht jede geiſtreiche Unterhaltung mit ihm auf der Stelle zu Papier bringen; ich fürch-

tete faſt, ſie möchte ſchon im Niederſchreiben ſich verändern, ich glaubte ſie im Gedächtniß treuer zu bewahren, als auf dem Papier. Und vollends ſie für künftige Leſer zu fixiren, ſchien mir zunächſt ein Misbrauch ſeines Vertrauens, ein Verrath an dem was er nicht bekannt, wenigſtens nicht allgemeiner verbreitet wiſſen wollte. Auch konnte ich mir nicht denken, daß ich jemals in den Fall kommen würde, dieſe Reden an ſeiner Statt auszuſprechen. Er ſollte, hoffte ich, mich überleben; Er ſollte ſie wenigſtens ſelber, bei den vielen Vorſätzen die er hatte, zu Papier bringen, und ſo ſtellte ich ihm die unmittelbar nach ſeinen Worten aufgeſchriebenen Bemerkungen wiederum zu, als er ſeine Maximen und Reflexionen redigirte, und er nahm mit Dank auf, was doch nur ſein Eigenthum war. Wenn daher einige der nachfolgenden bereits im XLIX. Bande ſeiner Werke ſich vorfinden ſollten, ſo ſind ſie nicht von dorther entnommen, ſondern die urſprüngliche Faſſung, die manchmal deutlicher ſeyn dürfte als das Recipirte, indem er auch hier die Spitze abzubrechen liebte, oder ins Allgemeine ſpielte, was einen concreten Urſprung hatte.

Nun, da das Schickſal es anders gewollt hat, und ich Ihn zu überleben auserſehen ward, ſo will ich das Peculium das ich mir bei ſeinen Lebzeiten geſammelt, als ein Legat von ihm anſehen, es zu ſeiner Ehre verwenden, und mich damit tröſten und entſchuldigen, daß wir auch den Göttern nichts Anderes zu bringen vermögen, als ſie ſelbſt uns zuvor gegeben haben.

Aus den erſten Jahren 1803 — 1805 habe ich leider keine wörtlichen Aufzeichnungen, ſondern ſchon mit meinem Räſonnement vermiſchte größere oder kleinere Aufſätze, die ich nicht für G's. authentiſche Gedanken ausgeben kann und

darf, und ſo mögen denn die nächſten den ſichern Anfang machen. —

1. März 1805. „Für eine chemiſche Geſellſchaft wäre ein gutes Motto und Emblem, die Stelle im Homer vom Menelaus und Proteus. [Odyſſee IV, 450 ff]. Proteus kann für ein Symbol der Natur, Menelaus für ein Symbol der naturforſchenden und naturzwingenden Geſellſchaft gelten."

Ein andermal ſagte Göthe: „Er hätte den Einfall gehabt auf die Mineralogen, zu der Zeit wo ſie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine ſchlugen, ein Bild zeichnen zu laſſen, wo ihrer Zwei von entgegengeſetzten Seiten an einen Felſen kämen und daran ſchlügen. Der Felſen ſpränge und nun erblickten ſich die Herren ſtaunend und grimaſſirend." — Er erzählte dieß mit ſeinem gewöhnlichen humoriſtiſchen Tone und der kleinen Andeutung von Geſt, die er in ſolchen Fällen ſich erlaubte.

---

1. Mai 1805. — „Mit den Dresdenern habe ich gleich gebrochen: denn obgleich ich Adam Müller ſehr ſchätze und von Kleiſt kein gemeines Talent iſt; ſo merkte ich doch nur allzugeſchwind, daß ihr Phoebus(*) in eine Art von Phébus übergehen würde; und es iſt ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genug vor Augen hat: der erſte Undank iſt beſſer als der letzte."

---

21. Oct. 1805. — „Alle unſere Erkenntniß iſt ſymboliſch. Eins iſt das Symbol vom andern. Die magnetiſche Erſcheinung Symbol der electriſchen, zugleich daſſelbe und zugleich ein Symbol

(*) Phöbus: ein Journal für die Kunſt ꝛc. Dresden 1808.

der andern, ebenſo die Farben durch ihre Polarität ſymboliſch für die Pole der Electricität und des Magnets. Und ſo iſt die Wiſſenſchaft ein künſtliches Leben, aus Thatſache, Symbol, Gleichniß wunderbar zuſammengefloſſen." —

Ich hatte das immer geahndet und nur das Wort nicht dafür gewußt. Die erſte Anregung bekam ich durch die Sprache, welche auch nur ſymboliſch verfährt, indem ſie Eins durch das Andere wiedergiebt.

„Der Menſch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu ſeyn oder zu handeln, laſſen ſoll und zur entgegengeſetzten, bisher von ihm gehaßten übergehen, muß erſt von dieſer einigen ſichtlichen Vortheil, der den Schaden durch den Verluſt jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr Eins wird." 16. Jan. 1806.

Als wir auf der Reiſe nach Franzenbrunn in Aſch übernachten mußten und daſelbſt die Huſſiten vor Naumburg in einer Scheune gegeben wurden, wovon wir Spaßes halber einen Act mitanſahen, ſagte G.: „Er könne mit Recht hier anwenden: „Und hätt' ich Flügel der Morgenröthe und flög' an die äußerſten Enden der Erde, ſo würde ſeine (K's.) Hand mich doch treffen u. ſ. w. — Uebrigens ſey K. ein vortrefflicher Mann; was für eine Menge Menſchen er abſpeiſe, die wie hungrige Raben auf ihn warteten!" 30. Juni 1806.

„Daß der Menſch, zu Behauptung ſeiner Freiheit, den Gegenſatz des Gegebenen ſelbſt hervorruft, dieſe Erſcheinung zeigt ſich auch im Phyſiſchen, wo das Auge den Gegenſatz einer gegebenen Farbe ſelbſt hervorbringt, und mit dem Ge- 26. Nov. 1806.

gebenen und dem ſelbſt Hervorgebrachten die Totalität abſchließt." —

Alle Einrede, Widerſpruch, ἕτερος λόγος beruht darauf.(*)

---

16. Dec. 1806. Göthe bemerkte, „daß, da er nach Gall die Gabe habe, ſich nur gleichnißweiſe auszudrücken [XXV, S. 366], er nun auch das Verhältniß der Newtoniſchen Lehre zu ſeiner und der frühern in einem Gleichniß darſtellen wolle. Er habe dieſes gefunden in den verſchiedenen aſtronomiſchen Syſtemen. Das Newtoniſche verhalte ſich zu dem neuſten ſeinen, wie das Tychodebrahiſche zu dem Copernicaniſchen."

---

22. Feb. 1807. — „Es iſt ganz einerlei auf welcher Seite ihr zu Grunde geht, auf der activen oder paſſiven" erwiederte G. ſcherzhaft auf die Bemerkung, daß ein kleiner, zeither wilder vorwitziger Knabe auf einmal wie geknickt und umgekehrt erſcheine, ohne krank zu ſeyn, ſodaß man ihn nicht wiedererkenne. Die Bemerkung, ſo mephiſtopheliſch ſie klingt, iſt dennoch wahr: denn auf irgend eine Weiſe geht ein jeder zu Grunde.

---

1. März 1807. „Kotzebue ſey wie ein Pagliaſſo: Wenn er die Leute auf dem Drahte tanzen ſieht, ſo ſagt er: „Was iſt denn das weiter? das kann ich auch (nämlich auf dem Erdboden).

(*) Das Geſetz erzeugt erſt die Uebertretung d. h. ruft ſie hervor. Wenn ich Etwas thun oder nicht thun ſoll, ſo muß ich beides auch nicht thun, oder doch thun können. Kaiſer Joſeph II. bemerkte daher gegen den Churfürſten von Trier, daß ohne ein ſolches Verbot, wir alle noch unſchuldig im Paradieſe herumlaufen würden. S. deſſen Leben von Groß hoffinger, Bd. IV., S. 181.

Was ſoll denn das dort heißen, warum nicht hier? Das kann Ich und noch dazu .... Das macht mir einmal nach auf eurem Drahte!" —

— „Die Arzneikunde iſt Viel mehr politiſch als ein Anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen, wie auf einen großen Herrn oder ein hübſches Mädchen, die man be— will, wie ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant daß er pfiffig iſt, iſt einer ein guter Arzt." Mai 1807.

Als die Rede davon war, daß Napoleon ſeinen Soldaten den Sold vorenthalte, ſagte G.: „da alle Welt über den Egoismus der jetzt herrſche Klagen führe, ſo ſey N. gekommen, die Menſchen uneigennützig zu machen." 19. Mai 1807.

Chromatiſche Betrachtungen und Gleichniſſe. 25. Mai 1807.

—„Lieben und Haſſen, Hoffen und Fürchten ſind auch nur differente Zuſtände unſers trüben Innern, durch welches der Geiſt entweder nach der Licht= oder nach der Schattenſeite hinſieht. Blicken wir durch dieſe trübe organiſche Umgebung nach dem Lichte hin, ſo lieben und hoffen wir, blicken wir nach dem Finſtern, ſo haſſen und fürchten wir. Beide Seiten haben ihr Anziehendes und Reizendes, für manche Menſchen ſogar die traurige mehr als die heitere. Dieſe Vergleichungen ließen ſich auf eine anmuthige Weiſe noch weiter fortſetzen."

Wir laſen in Zinckgräf's Apophthegmen und G. wendete eine Sentenz ſogleich an, indem er ſagte: „Napoleon 27. Mai 1807.

habe die Tugend geſucht, und als er die nicht funden, die Macht bekommen."

— „Daß die Pfaffen ſo dumm geweſen, ſich ein ſolches Beſitzthum, wie ein Bad, ein Geſundbrunnen iſt, entgehen zu laſſen, und keine Anlagen und Anſtalten für Wunderkuren damit zu verbinden, wie bei dem Teich Bethesda. —" (*)

„Die Naturlehre war damals völlig getrennt von der Idee. Das Ideale war blos geiſtlich, chriſtlich, und in der Natur glaubte man ſeyen Zauberer, Gnomen, die alle unter dem Teufel ſtanden. Die Welt gehörte dem Teufel an, ſelbſt bis auf Luther."

---

6. Juni 1807. — „Man muß nicht auf die Sachen böſe werden: denn das thut den Sachen ganz und gar nichts." ſagt Marc Aurel. — „Alſo indigniren die Menſchen mich dann und wann wohl; aber die Sachen finden mich immer entſchloſſen."

---

1. Juli 1807. Als ich in Ellnbogen Einiges gezeichnet hatte, rieth er mir Everdingens Sachen zu ſtudiren, weil ich das Aperçu der Silhouette habe.

---

8. Juli 1807. — „Die Kunſt ſtellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art wie ſie darſtellt, iſt ein Begreifen, ein Zuſammenfaſſen des Gemeinſamen und Characteriſtiſchen, d. h. der Styl."

(*) Ja ſie wohl gar als giftig in Verruf zu bringen, wie ein berühmter Arzt die Quelle von Pyrmont zur Zeit ihrer größten Frequenz im 16. Jahrhundert. S. Menke: Pyrmont und ſeine Umgebungen. S. 242.

— „Die Götter haben im menſchlichen Körper eine un- 10. Juli
mögliche Syntheſe geleiſtet: das Thier und den Menſchen 1807.
zu verbinden. Die Eingeweide kommen alle übereinander zu ſtehen, da ſie bei den Thieren hängen, in der Wampe. Sie hätten auch den Vogeltypus nehmen können: dann — ſcherzte er — legten die Weiber Eier und brüteten ſie aus; dann u. ſ. w.

— „Die Stoiſche Philoſophie iſt, wie ich ſchon ſonſt 24. Juli
bemerkte, eine Philoſophie für die Armen, nämlich beruhend 1807.
auf dem Abweiſen des Objects als in nostrâ potestate non situm.“

Ebenſo muß man ſagen, daß vielmehr alle Philoſophie 24. Juli
für die Armen iſt, indem es ihnen darum zu thun ſeyn muß, 1807.
weil ſie der Mannichfaltigkeit des Genuſſes entbehren, geſchwind das Identiſche und Gemeinſame in allen zu erfahren, das Leben wenigſtens zu erkennen, da ſie es nicht practiſch durchführen mögen.

Der Fichtianismus iſt ein moderner Stoicismus vis à vis der Moral; ſonſt, in Abſicht auf Ideen, ein Platonismus.

Jetzt nach 30 Jahren geht mir wieder bei, daß ſchon Apollonius von Tyana ſagte: „Wenn du arm biſt, ſey ein Mann, wenn reich, ein Menſch.“ —

— „Es ſind zwei Formeln, in denen ſich die ſämmtliche 8. Aug.
Oppoſition gegen Napoleon befaſſen und ausſprechen läßt, 1807.
nämlich Afterredung (aus Beſſerwiſſenwollen) und Hypochondrie.“

2.Aug. 1807. Ueber Tiſch. „Betrachtungen über die Natur, welche, immer dieſelbe, zu verſchiedenen Sinnen anders rede. Die Farbe iſt fürs Auge, aber ſie iſt nicht blos fürs Auge. Das Blaue z. B. iſt Etwas, kein bloßer Name, es iſt ein Chemiſches, es beruht auf der Natur des Körpers. Daher die Farben auch zu fühlen ſeyn müſſen ꝛc."

8.Aug. 1807. — „Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab iſt, dann geht es auch blind und rückſichtslos auf dem böſen fort; und der Mann iſt Nichts dagegen, wenn er auf böſen Wegen wandelt. Denn er hat immer noch eine Art von Gewiſſen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur."

28.Aug. 1807. — „Der böſe Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt ſehr oft das Entgegengeſetzte hervor. Er macht die Welt aufmerkſam auf eine Perſönlichkeit, und da die Welt, wonicht gerecht, doch wenigſtens gleichgültig iſt; ſo läßt ſie ſich's gefallen, nachundnach die guten Eigenſchaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das ſchlimmſte zu zeigen Luſt hatte. Ja es iſt ſogar im Publicum ein Geiſt des Widerſpruchs, der ſich dem Tadel wie dem Lobe entgegenſetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu ſeyn, um gelegentlich zu ſeinem Vortheil zu erſcheinen; wobei es dann hauptſächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzukritiſch werden, und der böſe Wille nicht die Oberhand habe, zur Zeit wo er vernichten kann."

3.Sept. 1807. — „Geſpräch über Einrichtungen des Lebens und Verfahrens bei jetzigen politiſchen Umſtänden, was ein junger

Menſch zu thun habe. Es iſt weiter nichts als das geſellſchaftliche Betragen, ausgedehnt auf eine größere Geſellſchaft, auf Franzoſen u. ſ. w."

Bei Gelegenheit von Görre's dummem Urtheil, über G. und daß Tieck, Runge und Jean Paul die einzigen Dichter ſeyen: 7.Oct. 1807.

„So lieb' ich ſie aber," ſagte G.

Noch ward bemerkt, daß einzelne Menſchen einzelne Organe conſtituiren und ausmachen, Gehör, Auge, Verſtand, Gedächtniß u. ſ. w.

G's. Aperçu über die Alchymiſten, welche die drei Ideen: Gott, Tugend und Unſterblichkeit in der Empirie darſtellen wollen, durch den Stein der Weiſen (als die prima materia) nämlich vis à vis von 24.Nov. 1807.

Gott, Tugend, Unſterblichkeit

Gold, Geſundheit, ewiges Leben

als die Allmacht, Sana mens, in corpore sano.

G's. Vorſchlag (wahrſcheinlich ſcherzhaft) die Weiber in gewiſſen Fächern des Finanz- und Kammerweſens zu brauchen, wurde von mir verworfen. Ich wußte wohl warum? Uebrigens hat Er nicht Unrecht. Aufs Requiriren verſtehen ſie ſich vortrefflich, wie G. in ſeiner Campagne von den Soldatenweibern erzählt; und Friedrich II. wußte es auch und provocirte darauf im einjährigen Kriege. S. v. Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Bd. I, S. 135. 26.Nov. 1807.

Ob Chriſtus ſein Abendmahl ſelbſt mitgenoſſen, war eines Abends bei Knebel die Frage. Ich wußte im Augen- 28.Nov. 1807.

blick nicht zu ſagen, wie man in der chriſtlichen Kirche ſich die Sache vorſtelle, da ſie allerdings ein ſcholaſtiſches Aporem zu begründen ſcheint. Kürzlich las ich, daß auf einem Kelch in Hildesheim zu leſen ſey: Rex sedit in Coena, turbâ cinctus duodenâ Se tenet in manibus Se cibat ipse cibus. S. Hildesheimer Liederkranz, S. 25. u. 122.

---

1. Feb. 1808. Als man ihn einen göttlichen Mann nannte, ſagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachſagt: das iſt ein göttlicher Mann, wenn man nur nach eigenem Willen thut und mich hintergeht.(*) Göttlich heißt den Leuten nur der, der ſie gewähren läßt, wie ein Jeder Luſt hat."

Er drückte dieß ein andermal auch ſo aus: „Man hält Niemanden für einen Gott, als daß man gegen ſeine Geſetze handeln will; weil man ihn zu betrügen hofft; weil er ſich was gefallen läßt; weil er entweder von ſeiner Abſolutheit ſoviel nachläßt, daß man auch abſolut ſeyn kann." Und kürzer ſo: „Ich bin Gott darinn ähnlich, daß er immer geſchehen läßt, was er nicht will." Zuletzt in einer Xenie:

„Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt." [II. Bd. 259.]

---

26. Feb. 1808. Von der Deutlichkeit über andre Menſchen, ihre Geſinnungen, was ſie thun wollen und können. Alles beruhe darauf, und daraus entſtehe die Furchtloſigkeit. Vergl. Bd. XLIX, 43.

(*) Es waren beim Theater Eigenmächtigkeiten vorgefallen, worüber man ihn mit jener Schmeichelei begütigen wollte.

„In der Welt kommt es nicht darauf an, daß man die 26.Febr. Menſchen kenne, ſondern daß man in jedem Augenblicke 1808. klüger ſey als der vor uns ſteht, und Niemand iſt in dieſem Falle als der ſein Handwerk, ſeine Kunſt aus dem Grunde verſteht. Der Vortheil alles Handelns und Wandelns ruht hierauf.“ Vergl. Bd. XLIX, 43. 44. wo nur die erſte Hälfte dieſer Bemerkung ſteht.

Mittags lateiniſche Disputa über G's. paradoxe 10.März Maxime: „alle öffentlichen Lehranſtalten in Deutſchland auf- 1808. zuheben und den Lehrſubjecten freizugeben, Inſtitute, Penſionsanſtalten und dergleichen auf ihre Koſten zu errichten.“ —

Iſt ſo paradox nicht, indem jetzt die öffentlichen Lehranſtalten umgangen werden, nicht durch Winkelſchulen, ſondern durch eben ſolche Privatanſtalten, häuslichen Unterricht und dergleichen.

— „Es geht den Leuten oder uns mit den Wiſſenſchaf- 13.Aug. ten wie dem Zadig (von Voltaire) mit dem verlaufenen 1808. Hund und Pferde, das Jedermann an der Beſchreibung erkennt, aber keiner geſehen haben will.“

„Ein ähnlicher Fall iſt, daß die Leute auch von dieſer oder jener Sache etwas wollen gehört oder geleſen haben, aber nicht angeben können, was und wo.“

Auf Talma's Frage an G., ob der Werther nicht eine 15.Oct. wahre Geſchichte ſey, half ſich G. durch ein treffliches Wort 1808. heraus; er ſagte: „von den intereſſirten Perſonen habe ſich

der eine gerettet, um die Geſchichte erzählen zu können, man wüßte ſonſt Nichts von ihr."

---

5. März 1809. — „Den franzöſiſchen Edelmann, den ältern oder Ritter, zeichnet für mich am beſten der Graf von Foix. Die Deutſchen, als Götz, Frunsperg u. ſ. w. erſcheinen mir immer als Bürger und Philiſter dagegen."

— „Sehr angenehm für mich iſt die Sitte der doppelten Namen, die ſonſt Jemand führte, wovon der eine gerade der gewöhnliche war, als Carteſius für Des Cartes, Parmeggianino für Mazzoli u. ſ. w. Wir haben die Sitte nur in Ekel-, Spitz- und Schimpfnamen."

---

5. März. 1809. — „Scepticism Kantiſcher, oder Criticism konnte nur aus den Religionsſecten entſtehen, aus dem Proteſtantism, wo Jeder ſich Recht gab und dem Andern nicht, ohne zu wiſſen, daß ſie Alle blos ſubjectiv urtheilten."

---

5. März 1809. „Intentionelle Brezeln," nannte ich einmal beim Nachtiſch ſolche, die geholt werden ſollten und noch immer unterwegs blieben. Dieß brachte G'n. darauf, das auch intentionelles Geld zu nennen, das Napoleon den Jenenſern für die abgebrannten Häuſer angewieſen und doch gar nicht zu Rande und zu Stande kommen wollte.

---

5. März. 1809. — „Beſtändiger Ernſt hat zum Vortheil, daß er dann und wann auch recht luſtig wird und ſo zu einem Gipfel kommt. Beſtändige Luſtigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß ſie auch manchmal in Verzweiflung und Miß-

muth geräth. — Eine ſtille ernſthafte Frau iſt übel daran mit einem luſtigen Mann. Ein ernſthafter Mann nicht ſo mit einer luſtigen Frau." (*)

— „Die Materie habe eben ſoviel Luſt zu verharren als ſich zu verändern, und auf dieſem Gleichgewicht beruhe die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit Wenigem den Ausſchlag zu geben brauche." 23. März 1809.

— „Seine Schrift über die Farbenlehre komme ihm vor wie eine Purganz, die bei den Leuten das Innere rege mache. (Er nannte ſie, ich aber nicht, weil ſie noch leben.) Mitunter gehe dann auch ein Bandwurm ab." 1. April 1809.

„Die poetiſche Gerechtigkeit ſey eine Abſurdität. Das allein Tragiſche iſt das Injustum und Praematurum. Napoleon ſehe dieß ein und daß er ſelbſt das Fatum ſpiele." (Inhalt von G's. Unterredung mit Napoleon.) 11. März 1809.

— „Weiber ſcheinen keiner Idee fähig. Kommen mir ſämmtlich vor wie die Franzoſen.(**) Nehmen überhaupt von den Männern mehr als daß ſie geben." Vergl. XLIX, 82. 30. Mai 1809.

— „Ueber das Publicum in Bezug aufs Theater, und die Schriftſteller. Daß es hernach urtheilt, wozu es vor- 30. Mai 1809.

(*) Ich ſagte dazu: ſo dankte er Gott, daß Er nicht nöthig hat, luſtig zu ſeyn. Beiſpiele hatten wir in der Nähe.

(**) Falk hatte umgekehrt die Franzoſen die Weiber von Europa genannt.

her doch keinen Rath gegeben hat und geben kann, ſelbſt wenn der Autor ſie beiräthig machen wollte, adjuvante Deo."

Sollen, Wollen, Können.

„Dieſe drei Dinge gehören in aller Kunſt zuſammen, damit Etwas gemacht werde. Häufig findet ſich im Leben nur Eins von dieſen Dreien, oder nur Zwei, als

Sollen und Wollen, aber nicht können;
Sollen und Können, aber nicht wollen;
Wollen und Können, aber nicht ſollen.
D. h. Es will einer was er ſoll, aber er kann's nicht machen;
Es kann einer was er ſoll, aber er will's nicht;
Es will und kann einer, aber er weiß nicht, was er ſoll.

Vergl. Schiller's Briefw. Nr. 243; it. 3. Nro. 483, it. Bd. IV, S. 361. und Bd. XLIX, 40.

---

9. Juni 1809. —„Ob ich gleich manchmal davon gehe, wie die Katze vom Taubenſchlage(*), ſo mag ich doch wo möglich nicht gern Jemand dadurch compromittirt wiſſen." ꝛc.

---

23. Juni 1809. „G's. Poeſien ſeyen gleichſam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zuſtände. Aus ſolchen Bälgen machen ſich die Leute nun Schuhe, Kleider u. ſ. w. und tragen ſie ab." — So hatte ſich eine kleine Schauſpielerin, des Schäfers Klage, und Amor als Schütz angeeignet und ſang es nun als hätte ſie's für ſich gemacht. — Er ſelbſt ſagte einmal ſeine Sachen wären nur Bruchſtücke aus ehe-

---

(*) Sein beliebtes und benöthigtes Incognito.

maligen Exiſtenzen, da einmal ein alter abgelegter Hut, ein paar Stiefeln und dergl."

„Kotzebue ſey wie einer der auf dem Seile tanzt, es ſchnelle ihn empor und er betupfe es doch, das ſey nicht zu läugnen. Er betupfe doch das Publicum, wenn es ihn auch wieder fahren laſſe, und er komme immer wieder darauf zurück. Er habe ſich doch auf dem Seil erhalten von ſeinem erſten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancirſtange auf die Erde geſtoßen. Andre wären doch heruntergefallen. Iffland ſey viel zu ſchwer aufgetreten. G. habe Wernern dazu verhelfen wollen, er ſey aber zu ungeſchickt geweſen." 28. Juni 1809.

„Seltſam, daß man im Phyſiſchen, beſonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzuthun und zu beweiſen denkt, was vorher das Auge ſchon im vollkommenſten Sinn aufgefaßt; etwas durch geringere Mittel, als das Organ ſelbſt iſt, wofür eigentlich die Phänomene gemacht ſind. Denn wenn das Experiment aufs höchſte gebracht wird, ſo muß es identiſch ausfallen mit dem Organ ſelbſt; z. E. das Auge iſt ſchon achromatiſch; die achromatiſchen Gläſer bringen nur das Identiſche mit dem Auge hervor. — Mit einem Worte, die Sinne ſelbſt ſchon ſind die eigentlichen Experimentirer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das was ſie ſind nur für die reſpectiven Sinne ſind." — „Der Menſch iſt der größte und gemeinſte phyſicaliſche Apparat." [Vergl. Werke Bd. VI, 160; L, S. 34; Zelter Nr. 124, S. 332; it. Nr. 715.] 28. Juni 1809.

„Das Symboliſche iſt oft repräſentativ, z. E. in Wallenſteins Lager iſt der Bauer mit den Würfeln eine ſymboliſche Figur, und zugleich eine repräſentative: denn er ſtellt die ganze Klaſſe vor.“(*)

„Motiviren bedeutete in dem bisherigen Verſtande, von dramatiſchen Handlungen, das Individualiſiren derſelben bis ins Unendliche; ſodaß, wenn etwas blos allgemein angedeutet war, nämlich ein Mögliches, — es ſogleich hieß: die Handlung wäre nicht motivirt genug; z. E. der Haß zwiſchen zwei Brüdern. Aber das ganze Verlangen iſt lächerlich: denn zuletzt muß doch etwas blos zugegeben werden; weil es irgendwo wirklich iſt, und folglich auch möglich ſeyn kann. — Warum alſo nicht gleich anfangs?“ —

---

24. Juli 1809. „Die ſittlichen Symbole in den Naturwiſſenſchaften (z. B. das der „Wahlverwandtſchaft“ vom großen Bergmann erfunden und gebraucht) ſind geiſtreicher und laſſen ſich eher mit Poeſie, ja mit Societät verbinden, als alle übrigen, die ja auch, ſelbſt die mathematiſchen, nur anthropomorphiſch ſind, nur daß jene dem Gemüth, dieſe dem Verſtande angehören.“

„Es iſt ſeltſam (singulier) daß eine ſo geiſtreiche Nation wie die Franzöſiſche, ſich mit ſolchen mathematiſchen, wie die des Carteſius ſind, mit ſolchen Figuren als ſeine Wirbel vorſtellen, hat befaſſen mögen, die ſo unbegreiflich als irgend

---

(*) So hat man ſich auch die drei Gewaltigen im Fauſt [II. Thl. S. 263.] zu denken, und bei Philemon und Baucis jedes gewaltſam durchgeſetzte Arrondiſſement bei noch nicht gegebenem Expropriations-Geſetz.

ein andres der geoffenbarten Religion auch ſind. Aber es ſcheint ſo, daß wenn man ſich des Unbegreiflichen in irgend einem Falle abthut und es nicht anerkennen will, man zur Genugthuung in eine andre unbegreifliche Vorſtellungsart verfällt, wie z. B. die Carteſianiſche und Newtoniſche ſind."

— „Ein Hanrei, eine H. — und ein Wechſelbalg machen 3. Aug.
immer eine heilige Familie." Bei Betrachtung einer Me- 1809.
daille den Vulcan, Venus und Amor vorſtellend.

— „Daß die Männer zum dienen, die Weiber zu Müt- 13. Aug.
tern erzogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt 1809.
rühre doch meiſt davon her, daß ſich alles zu Herren gebildet habe. Dieß ſey vom Mittelſtand ausgegangen: vom Kaufmann der reich, vom Bürger der ſich gebildet — der Adel ſey von jeher dienſtpflichtig geweſen und der erſte Staatsdiener — wie Joſeph II. ſchon geſagt — ſey der Fürſt ꝛc."

— „Was haben die Deutſchen an ihrer ſcharmanten 24. Aug.
Preßfreiheit gehabt, als daß Jeder über den Andern ſoviel 1809.
Schlechtes und Niederträchtiges ſagen konnte, als ihm beliebte!" (*) —

(*) Vergleiche mit der Wahrheit dieſer Bemerkung, das neulich in einer der öffentlichen Kammer-Verhandlungen aufgeſtellte Prinzip: von Jedem ſoviel Nachtheiliges ſagen zu dürfen als man mit juridiſchen Beweiſen zu rechtfertigen und darzuthun im Stande ſey, und merke die Anwendung des Leſſingſchen Grundſatzes in der Kritik, obgleich er ſelber geſteht: — „Die Schreibfreiheit zu B. beſteht einzig darin, daß man über Gott und göttliche Dinge läſtern darf." [S. Breyer's Brief an Joh. von Müller Nr. 4, S. 352.] Desgl. Heyne: — „Den Herren in B.

25. Aug. 1809. — „Man braucht nicht alle Geſetze auszuſprechen, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen. Es exiſtirt kein Geſetz daß man nicht die Schloßtreppe verunreinigen ſoll. Wer es ſich aber einfallen ließe, den nähme man bei den Ohren. Strafen wir nicht auch unſere Kinder, ohne daß ein Geſetz für jeden Fall da iſt? und werden wir nicht Alle im Leben durch Schaden klug?"

---

16. Oct. 1809. — „Junge Gänschen ſehen ſo altklug aus, beſonders um die Augen, ſo vielgelebt, und werden doch mit jedem Tage wie größer ſo dümmer." (Auf einem Spaziergange gemeinſchaftlich bemerkt.)

---

13. Nov. 1809. Bei Gelegenheit des Theaters und was dabei vorgeht, ſcheinbar ohne G's. Wiſſen, ſagte er: „daß er mehr davon wiſſe als Gott ſelbſt, der ſich um ſolchen Quark nicht bekümmere."

---

23. Nov. 1809. Mittags. Ueber neue Motive zu dem Roman der Wanderjahre. Abends. Neue Geſchichte dazu erfunden von dem katholiſchen Weltgeiſtlichen der das Wunder der Aehnlichkeit eines Kindes mit einem vermeintlichen Vater, durch andre wunderbare und ſpaßhafte Erzählungen und Geſchichten der Art, beſtätigt.(*)

---

24. Nov. 1809. Mittags: Ueber die Weiber, weibliche Schälke, zur Characteriſtik derſelben. — Merkwürdige Reflexion G's. über

---

liegt nicht ſowohl an Denkfreiheit als daran, daß ſie laut den Andersdenkenden Hohn ſprechen können." [S. Brief an Forſter Nr. CCCXXVII.]

(*) Schade daß ich ſie nicht aufgeſchrieben, ſie kämen jetzt recht zu Paſſe.

ſich: „daß Er das Ideelle unter einer weiblichen Form, oder unter der Form des Weibes concipirt.“ Wie ein Mann ſey, das wiſſe er gar nicht. Den Mann zu ſchildern ſey ihm nur biographiſch möglich. Es müſſe etwas Hiſtoriſches zum Grunde liegen.“

„Verſtand und Vernunft ſind ein formelles Vermögen, das Herz liefert den Gehalt, den Stoff.“ 15. Jan. 1810.

„Wenn man die Männer als Verſtand und Vernunft anſehen kann, ſo ſind ſie Form; die Weiber, als Herz, ſind Stoff.“

„Die erſten Menſchen in der Revolution, als Lafayette, u. a. waren noch eitel und wollten noch daß die Menge Etwas auf ſie halten ſollte; Napoleon hat ihnen gezeigt daß gar Nichts daran liege. Und das iſt das Ungeheure, welches die Menſchen auch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegenſatz von jenem exiſtire.“ 31. März 1810.

„Bei den Anſtalten zu einem Feſte vergißt man oft den einzuladen, dem zu Ehren es angeſtellt wird.“ Daher die Xenie: 26. April 1810.

„Kein tolleres Verſehen kann ſeyn,
Giebſt einem ein Feſt, und lädſt ihn nicht ein!“ —

„Da ſiehſt du nun, wie's einem geht,
Weil ſich der Beſte von ſelbſt verſteht.“(*) [II. S. 250.]

(*) Iſt das Homeriſche: daß die Edlen ungeladen zum Schmauſe kommen.

18. Mai 1810. Auf dem Wege von Hof nach Franzenbrunn beſprachen wir Heroiſche- Reiſe- Liebes- } Motive und Characteriſtiſche, einen gewiſſen Zuſtand bezeichnende; ſodann in Bezug auf ſeine noch abzufaſſende Biographie folgendes. „Es giebt eine Ironiſche Anſicht des Lebens im höheren Sinne, wodurch die Biographie ſich über das Leben erhebt; eine Superſtitioſe Anſicht, wodurch ſie ſich wieder gegen das Leben zurückzieht.

Auf jene Weiſe wird dem Verſtand und der Vernunft, auf dieſe der Sinnlichkeit und Phantaſie geſchmeichelt und es muß zuletzt, wohlbehandelt, eine befriedigende Totalität hervortreten."

Metamorphoſe. „Der Grund von allem iſt phyſiologiſch. — Es giebt ein phyſiologiſch-Pathologiſches, z. B. in allen Uebergängen der organiſchen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphoſe in die andre tritt. Dieſe iſt wohl zu unterſcheiden vom eigentlichen morboſen Zuſtande. Wirkung des Aeußern bringt Retardationen hervor, welche oft pathologiſch im erſten Sinne ſind. Sie können aber auch jenen morboſen Zuſtand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphoſen das Weſen umbringen."

„Jeder der eine Confeſſion ſchreibt iſt in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morboſe, das Sündige bekennt, und niemals ſeine Tugenden berichten ſoll." — „Das Uebel macht eine Geſchichte, und das Gute keine."

Friedrich's Gemälde in Dresden waren es, welche G'n. zu folgender Reflexion veranlaßten: 18.Sept. 1810.

„Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend." Sie ſteht jetzt Bd. XLIX, 71.

„Die Claude's ſind durch die in Italien reiſenden Engländer wieder heraufgebracht und der Sinn dafür auf kurze Zeit geweckt worden."

Bei Tiſch Ueberlegung ob man Egmont nicht unabgekürzt geben ſollte? Ich habe um die Zeit oder ſpäter einen Entwurf gemacht, wie die Scenen folgen ſollten und die Herzogin von Parma blieb wie im erſten Original. [XXXII, 75.] 1.Nov. 1810.

Mittags. Ueber die Aufführung und Beſetzung des Fauſt. [XXXII, 75.] Beides wurde nachher von mir und P. A. Wolff noch näher verabredet und das Taſchenexemplar danach eingerichtet. 13.Nov. 1810.

„Das Zurückführen der Wirkung auf die Urſache iſt blos ein hiſtoriſches; z. B. die Wirkung daß ein Menſch getödtet worden auf die Urſache der losgefeuerten Büchſe." 20.Jan. 1811.

Abends. Schweizerfamilie. Spielte Demoiſelle **** „wie eine die den furor uterinus hat, und das Heimweh dazu, entzückte aber alle Männer." (*) 30.März 1811.

(*) Dieſe hätte ſich alſo vollkommen qualificirt zu einer Darſtellerin der Lady Macbeth, wie man ſie unlängſt conſtituirte. [Vergl. Bd. XLV, 113; it. XLVI, 113.] S. oben Seite 654.

16 Mai 1811. — „Sinnliche Abſtracta der Kunſt, z. B. De Grieux et Manon Lescot; Idealiſche Abſtracta z. E. Alarcos ꝛc.“

---

24. Mai 1811. — „Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren.“ — „Das Thier iſt von kurzer Exiſtenz. Beim Menſchen wiederholen ſich ſeine Zuſtände.“

---

26. Mai 1811.

„Ein Hündchen wird geſucht
Das weder murrt noch beißt,
Zerbrochene Gläſer frißt
Und Diamanten — —“

---

29. Mai 1811. „Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der *** ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.“ Vergl. XLIX, S. 82, wo nur die personae dramatis weggelaſſen ſind.

---

20. Juli 1811. „Das Unzulängliche iſt productiv.“ Ich ſchrieb meine Iphigenia, aus einem Studium der griechiſchen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erſchöpfend geweſen wäre, ſo wäre das Stück ungeſchrieben geblieben.“ (*)

„Ueber die Productivität ohne Urtheil, Luſt zur Erfindung, Mährchen zu erſinnen. Kann auch hypochondriſch ſeyn. Hängt auch mit dem Character zuſammen und fließt auf ihn ein.“

(*) und die Philologen hätten Nichts zu critiſiren.

„— Die Menſchen denken nur ausweichend!“ 28.Dec. 1811.

„— Ich gehe in meinem Weſen ſo fort und ſuche zu 24.Nov. 1813.
erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegenſatz mit dem Laufe der Welt, und ſo ſuche ich auch nach außen die Freunde der Wiſſenſchaft, Kunſt, die zu Hauſe bleiben(*) aufzufordern, daß ſie das heilige Feuer, welches die nächſte Generation ſo nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter der Aſche, erhalten mögen.“

G. beſitzt noch zwei Zeichnungen von der Pfarrwohnung 23.Feb. 1814.
in Seſenheim, von ihm ſelbſt verfertigt, mit Rothſtift. Auf der Rückſeite iſt noch von Friedrickens Hand ſeine Adreſſe.

„Die franzöſiſche Schrift von B. Conſtant habe ich 16.März 1814.
nur durchblättert: denn haben wir recht auf uns Acht, ſo machen uns ſolche Aufſätze hypochondriſch, indem ſie uns die große Laſt die wir moraliſch, politiſch und ökonomiſch ſeit mehr denn zwanzig Jahren tragen, wieder einzeln vorzuwiegen unternehmen, da man denn nicht begreift, wie jenes ausgehalten worden. Man ſchilt mit gleichem Rechte auf Anarchie und Tyrannei: wo iſt denn aber der wünſchenswerthe Mittelzuſtand? Der vernünftige Menſch ſucht ihn in ſeinem Kreiſe hervorzubringen, und da gelingt es ihm kaum.“

Merkwürdige Aeußerung G's. über ſich ſelbſt, bei Ge- 4.April 1814.
legenheit des Meiſter. „Daß nur die Jugend die Varietät

(*) Nicht in den Befreiungskrieg mitziehen, wie man auch von G. verlangte, daß er hätte thun ſollen. S. oben, 1. Band. S. 160 Note.

und Specification, das Alter aber die Genera, ja die Familias habe. An ſich und Titian gezeigt, der zuletzt den Sammt nur ſymboliſch mahlte. Artige Anekdote daß Jemand ein beſtelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Specifiſche darinn vermißte.

G. ſey in ſeiner natürlichen Tochter, in der Pandora, ins Generiſche gegangen; im Meiſter ſey noch die Varietät. „Das Naturgemäße daran! Die Natur ſey ſtreng in Generibus und Familiis, und nur in der Species erlaube ſie ſich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das ſey eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müſſe ſie's wohl bleiben laſſen.“ —

Dieß iſt daſſelbe was er anderswo ſo ausdrückte, daß die höhern Organiſationen weniger Freiheit hätten, ſondern viel bedingter und eingeſchränkter wären. Die Vernunft laſſe die wenigſte Freiheit zu und ſey deſpotiſch. (*)

---

9. April 1814. Intereſſantes Geſpräch über die Neigungen der Eltern die man in ſich verſpürt. Wir tauſchten unſere Selbſterfahrungen gegeneinander aus.

---

3. Mai 1814. „Hypochondriſch ſeyn heißt nichts anders als ins Subject verſinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht

(*) Eine ähnliche Bemerkung iſt Napoleon's [Morgenblatt 1833, Nr. 227, im 74. ſeiner Briefe an Joſephine]: „Je höher man geſtellt iſt, deſto weniger Willen ſoll man haben, man hängt von den Ereigniſſen und Umſtänden ab. — Was ihr (Weiber) wollt, das muß ſeyn; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl (entrailles), und dieſer Herr iſt — die Natur der Dinge!

glauben, daß ſie mich für ein Object gelten laſſen; und ich gebe ſie auf, weil ich glaube ſie hielten mich für kein Object."

— „Die lieben Deutſchen kenn' ich ſchon: erſt ſchweigen 29.Aug.
ſie, dann mäkeln ſie, dann beſeitigen ſie, dann beſtehlen 1816.
und verſchweigen ſie." [Vergl. Z. Nr. 269, S. 335.]

— „Die Menſchen können Nichts mäßig thun, ſie müſ- 14.März
ſen ſich immer auf eine Seite legen." 1817.

— „Gutem Willen eines Jeden will ich gerne nachhelfen, wo ich aber Miswollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unverſehens als Mitſchuldigen zu ertappen."(*)

— „Dieſe Italiäner ſind ſeltſame Perſonen, hohle Enkomiaſten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detractoren wenn ſie Gelegenheit finden."

— „Rath und That muß freilich jeder bei ſich ſelber 16.Febr.
ſuchen." 1818.

— „Wenn man das Leben zugebracht hat ſein Inner- 31.März
liches auszubilden, mit dem Wunſche auch nach außen ge- 1818.
nießbar und nützlich zu werden; ſo kann uns Nichts erfreulicher begegnen als wenn wir vernehmen, daß Gleichzeitige, noch mehr aber daß Jüngere ſich mit unſern bekannt gewordenen Arbeiten dem Werden nach beſchäftigen. Denn in-

(*) Leidenſchaftlichkeit macht zu Mitſchuldigen der Lumpe, ſagt er anderswo.

dem ſie dieſes thun, ſo ſprechen ſie aus: daß ſie nicht nur dasjenige was einer Jugend gemäß iſt, ſich aus dem Vorliegenden herausnehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geſchieht und allenfalls gelten kann; ſondern daß ſie gerne erführen, wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger geſtanden und wie ſolcher, bei entſchiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erſt dem Genius indulgirt, durchs Ungeſchick ſich durchgehalten, dann dem Geſchick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu ſtranden, ſich in irgend *eine heilſame Bucht geworfen*." [Vergl. oben S. 22. mit Bd. I, S. 291.]

„Hat dieſes der junge Freund im Auge, ſo bereitet er ſich ſelbſt die wünſchenswertheſte Bildung: denn ob wir eine einzelne Thätigkeit, die ſich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulyſſes, eines Robinſon Cruſoe auffaſſen, oder etwas Aehnliches an unſern Zeitgenoſſen im Laufe ſittlicher, bürgerlicher, äſthetiſcher, literariſcher Ereigniſſe wahrnehmen, iſt ganz gleich. Alles was geſchieht iſt Symbol, und indem es vollkommen ſich ſelbſt darſtellt, deutet es auf das Uebrige. In dieſer Betrachtung ſcheint mir die höchſte Anmaßung und die höchſte Beſcheidenheit zu liegen. Dieſe Forderung haben wir mit dem Beſten und dem Geringſten gemein. Und ſo will ich gern bekennen, daß ich von Perſonen, denen es gefiel freundlich über mich zu reflectiren, Manches gelernt und ſie deßhalb verehrt und bewundert habe. So hat mich Delbrück aufmerkſam gemacht, daß meine kleinen wenigen Gedichte an Lida die zarteſten unter allen ſeyen. Das hatte ich nie gedacht, noch vielweniger gewußt und es iſt wahr!" Aehnliches äußert der verkannte, überall ſchnöde, ja ſchmählich Behandelte an die wenigen Wohlwol-

lenden, die ſich ſeiner zu ihrer Ehre annahmen, mit derjenigen Beruhigung die man fühlt, daß man doch Recht gehabt habe, wo Andre uns des Unrechts zeihen wollten.

— „Leider verdirbt man in jüngeren Jahren, wo die Kräfte noch beiſammen ſind, allzuviele Zeit in leidenſchaftlichen Irrungen und unzulänglichem Beſtreben; indeſſen ſoll man aus dem Fluß Lethe noch herauszufiſchen ſuchen was möglich iſt.“ 14.Dec. 1822.

„Andrang zum Staatsdienſt, als Nahrungsſtand, im Gegenſatz zu den ſelbſtſtändigen Verhältniſſen des alten eigenen Hausſtandes.“(*)

— „Im Verſchicken bin ich immer etwas ſcheu und wünſchte daß dergleichen den werthen Freunden zur beſten Stunde zufällig in die Hände käme. Tauſend Lebensmomente ſind in einem ſolchen Hefte (wie das Morphologiſche) fixirt; wie ſollen ſie ſich gerade loslöſen und dem Leſer glücklich begegnen der die Blätter aufſchlägt? Auch hab' ich gefunden daß ſie erſt Jahre hinterdrein empfunden und genoſſen werden: wie mir es ja auch geht mit ſovielem Guten was geheftet und gebunden ſich vor meinen Augen aufgelagert hat.“ 29.Oct. 1823.

Zelter klagt in einem Briefe an Goethe, daß ſich ſein (Stief-) Sohn zu früh von ihm ablöſe. Da fiel mir ein, 4.Aug. 1826.

(*) Das Thema iſt merkwürdig in unſrer Zeit! Es hat Niemand mehr Beſitz, und ſo eilt er zum Staatsdienſt, um nur leben zu können.

daß ſich die Welt wohl auch zu früh von Gott abgelöſt habe. Goethe lachte und fuhr fort: das wäre das Losreißen „der Abfall von Gott" den unſre Philoſophen und Theologen neuerdings wieder abhandelten, und ſo badinirten wir Einiges.

22.Nov. 1828. — „Es ſey ein göttlicher Kunſtgriff der Bourbons, den Napoleon inſofern anzuerkennen, daß ſie zu verſtehen geben: er habe in Auftrag von Ihnen gearbeitet. Er erſcheint wie ein Adminiſtrator, der am Ende ſo gut gewirthſchaftet hat, daß ſie wieder in ihren Beſitz eintreten können und Alles ſo vorfinden als wäre Nichts geweſen. Daher theilen ſie jetzt noch Orden der Ehrenlegion aus, in Sachen die unter ihm vorgekommen." —

18.Aug. 1828. „Vor Sonnenaufgang aufgeſtanden. Vollkommene Klarheit des Thales. Der Ausdruck des Dichters: Heilige Frühe, ward empfunden."

18.Aug. 1828. — „Alſo ſitz ich hier auf dieſer Felſenburg (Dornburg) von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der ſcheidenden gleichfalls Ruhe ſuchend [vergl. Bd. XLVII, 66, 68]; den Tag über in gränzenloſer faſt lächerlicher Thätigkeit. Es ſähe prahleriſch aus herzurechnen wieviel Alphabete ich geleſen, und wieviel Buch Papier ich verdictirt habe. Ich hoffe von allem dieſen daß auch Dir (*) Manches zu Gute komme."

„Indeſſen hier ein Heft K. u. A. wogegen Du mir eine Freundlichkeit erweiſen würdeſt, wenn Du die Punkte be-

(*) Knebel.

zeichneteſt, die Dich beſonders angeregt haben. Bei dem vielfachen in Tag und Luft Hineingeſchriebenen, iſt es belohnend zu erfahren, daß Eins und das Andre von einem guten Geiſte widerklingt."

„Der Aberglaube iſt den Dichtern zuträglich," ſagte Goethe. Ich bemerkte: Wie die wilde unbebaute Natur erſt dem Landſchaftler die ſchicklichen Gegenſtände für ſeine Kunſt darbietet, nicht die bebauten Aecker, die ebenen Wieſen, die geraden Straßen, die regelmäßigen Gebäude. Die pathologiſchen Zuſtände nutzt der Dichter. Der Irrthum iſt mannigfaltig, iſt farbig; die Wahrheit einfach und weiß. 20. April 1829.

„Von 1000 Gelehrten ſeyen 999, denen eine Sache Nichts angehe, wovon der Eine fait mache und ſie durchſehe. Dieſe ließen das gut ſeyn, weil ihnen Nichts daran liege: wie auf dem Bazar kein Kaufmann Etwas dagegen habe, daß der Andre ſeine Perlen los werde, wenn Er nur ſeine Shawle verſchleißen könne." — 1. Juli 1830.

Ich bemerkte, daß nicht bloß Gleichgültigkeit, ſondern auch Intereſſe obwalte, die Sache des Andern zu fördern, damit unſre nur auch abgehe. Denn obgleich die Wiſſenſchaften durch ein allgemeines Vinculum umſchlungen zu ſeyn gerühmt würden, ſo nähme eine jede doch nur von der andern gewiſſe Lemmata (Heiſche-Sätze), berufe ſich im Uebrigen auf die reſpektive Wiſſenſchaft, unbekümmert wie es damit ſtehe. —

G. kam, durch obige Bemerkung, darauf zu ſagen (wir ſahen eben die große Wirkung eines Wolkenbruches): für die Geologen, welche die Gebirge aus der Erde emporquet-

ſchen, habe es bis dahin keinen Waſſerabfall gegeben;" und ich bemerkte die Erde ſey, wie das Dotter vom Eiweiß, ſo rings mit Waſſer umrundet geweſen, daß ſie darin geſchwommen. Durch die Blähungen des Erdkörpers ſey nun erſt ein Ablauf und eine Sammlung in Tellen entſtanden.

---

9. Nov. 1830. „Wenn man die Früchte beſſerer Klimate genießt, ſo wird man augenblicklich hinüber verſetzt und die Einbildungskraft erhöht den Genuß."

Dieß brachte mich auf die entſprechende Gegenbemerkung: „In der Literatur der Völker iſt uns der geiſtige, äſthetiſche Genuß ihrer klimatiſchen, ſtatiſtiſchen und ſocialen Comforts zubereitet. Zu den Spaniern kann nicht Jeder reiſen, aber ihren Himmel, ihre Landſchaften, Blumen, Früchte, Lebensart und Sitten genieße ich in ihren Schriften, aus denen mir dieß alles entgegenkommt." —

---

2. Juli 1831. — „Wie in Stein ausgehauen und angeſtrichen kommt ſie mir vor die wirkliche Welt, gegen die Idee oder das Ideal, das ſich Phantaſie und Einbildungskraft von ihr macht. Es hat etwas ſchreckhaft Ueberraſchendes, wenn man die Gegenſtände ſo körperlich und maſſiv vor ſich ſieht, die in der Idee zwar Form und Geſtalt, aber nichts Maſſives und Impenetrables zeigen." —

Dieſe Bemerkung theilte ich G'n. eines Abends mit, und er gab mir darin völlig recht, vermehrte und beſtätigte noch mein Aperçu durch ſeine eigne Erfahrung und Bewußtſeyn. Wir kamen darauf noch auf die Idealiſten und tauſch-

ten unſre Bemerkungen gegenſeitig aus. Leider verſäumte ich dieſe Belege hernach zu Hauſe zu notiren.

Ein hübſches aſtronomiſches Motiv ging mir heute bei aus einer Notiz über die Umlaufszeit der Planeten, daß man ſie in einem Geburtstaggedicht auf Jemand als eine Rede-Figur brauchen könnte, wie man ſonſt nach Lenzen, Sommern u. dergl. rechnet, alſo z. B. auf Goethe, zu ſagen: daß Saturn ſchon zweimal ſeinen Umlauf um ihn gemacht, und jetzt im dritten begriffen ſey; Uranus aber bald Einmal; daß G. alſo zwei Saturnsjahre und ein Uranusjahr erlebt habe, oder ſieben Jupitersjahre, alſo eine Jahrwoche von Jupiter. — Ich theilte ihm, wie ich gewohnt war und durfte, Ernſtes und Scherzhaftes vor ihm auszuſprechen, auch dieſes mit, es unmittelbar explicirend, und er freute ſich des Einfalls. — 6. Juli 1831.

Schlußwort.

Hätte ich jedoch ahnden können, daß mit dieſer unſchuldigen Berechnung die Summe ſeiner Lebenstage abſchließend angedeutet werden möchte, ich würde ſie, als ein vorlautes Omen, verſchwiegen haben: denn leider ſollte der nächſte Geburtstag der letzte ſeyn und kein folgender Ihn und uns beglücken. 28. Aug. 1831.

Wer aber hätte dies fürchten können, da noch jugendliche Lebenskraft und Thätigkeit ihn erfüllte, und er nur daran, daß er immerfort lerne, merkte daß er alt werde [3. Nr. 818.]. Er beſaß Geiſt, Muth und Kraft genug

ſeinen Fauſt zum Abſchluß zu bringen [Z. Nr. 791.]. Auch war ihm neubelebende Freude und Glück bereitet, die in der Nähe und Ferne ſeiner warteten. Er ſah noch ſeinen Freund Zelter, der auf einige Tage nach Weimar gekommen war und konnte ihm ſein Neuſtes mittheilen [Z. Nr. 802a]. Er beſuchte noch einmal ſein geliebtes Ilmenau und recognoscirte die bekannte Inſchrift im Bretterhäuschen vom 7. September 1783, die ihm ungeahnete Ruhe verhieß [Z. Nr. 813.]. Das Ausland wetteiferte in dem Ausdruck der Anerkennung und Verehrung die es ihm bezeigte. Eine Anzahl engliſcher und ſchottiſcher Freunde ſendeten ihm ein ſo koſtbares als bedeutungsvolles Siegel [Z. Nr. 807.]; ein erſter Bildkünſtler Frankreichs, David, die von ihm verfertigte Coloſſalbüſte in Marmor [Z. Nr. 805.], welche zu ſeinem Geburtstage feierlichſt im Saale der Großherzoglichen Bibliothek aufgeſtellt ward. (*) Noch anderes Erfreuliche mehr war ihm vom Schickſal zugedacht. Er vermochte den Herbſt des Jahres auf die angenehmſte ihn wieder verjüngende Beſchäftigung zu verwenden, an die Schilderung ſeiner Liebe zu Lili, und ſie inſoweit zu vollenden, daß ihm nur noch eine größere Verherrlichung ſeiner Mutter — Ariſteia wie er es gegen mich nannte — übrig blieb.

Auch das folgende Jahr begann unter günſtigen Auſpicien. Er genoß noch ferner das auszeichnende Glück, ein erhabnes Fürſtenpaar, welches nach unlängſt erfolgtem Regierungsantritt, dem, um den Ruhm Ihres Hauſes mannigfach verdienten Dichtergreiſe mit früh gewohnter Hochſchä-

---

(*) Nähere Beſchreibung und Beurtheilung ſiehe in Alterthum und Kunſt, Bd. VI, Heft 3, S. 482 ff.

ꞩung und fortdauernder Anerkennung zugethan blieb, noch wie ſonſt an beſtimmten Tagen in ſeiner Wohnung perſönlich zu verehren und mit den mannigfachen Gegenſtänden ſeiner kunſtreichen und wiſſenſchaftlichen Sammlungen zu unterhalten. Die Frau Großherzogin erweckte jedesmal nach einem ſolchen Beſuch ſeine enthuſiaſtiſche Bewunderung Ihrer vortrefflichen fürſtlichen wie ſocialen Tugenden, wie discret er auch war ſich nur im Allgemeinen darüber gegen Vertraute zu äußern. Der Großherzog außerdem, jene von früher Jugend her bewährte Anhänglichkeit und Liebe in immer neuen Beweiſen fortſetzend und bethätigend, beſuchte ihn manchen Abend ganz allein in ſeiner einſamen Zelle, wobei wohl auch mir, wenn ich eben zugegen war, die Ehre zu Theil wurde verbleiben und die Unterhaltung mitanhören zu dürfen. Nach ſeiner Entfernung hatten wir nur die Bewunderung ſeiner mannigfaltigen Geiſtesanlagen ſowohl als ſeiner ausgebildeten Gemüthseigenſchaften in wechſelſeitigem Austauſch unſerer Erfahrungen zu theilen.

Zu dieſen pſychologiſchen Betrachtungen geſellten ſich auch noch Kunſtanſchauungen, indem ein kürzlich entdecktes antikes Moſaik, in Pompeji aufgefunden und in verkleinerter Nachzeichnung durch Herrn Zahn an Goethe geſendet [Z. Nr. 853.], die Schlacht Alexanders gegen Darius vorſtellend, zuerſt unſer Erſtaunen, dann immer tiefer eindringendes Nachdenken aufrief und je länger je mehr beſchäftigte. G. verfaßte noch einen langen Brief an den jungen Künſtler, der ſich ſchon einige Jahre her durch ähnliche Zuſendungen oder perſönliche Mittheilungen um G. verdient gemacht [Z. Nr. 780; 853.], und deſſen thätige Dankbarkeit erworben hatte [Z. Nr. 562; 564; 573.], da er eben im 13. März 1832.

Begriff ſtand eine weitere Reiſe nach Griechenland und Ae-
gypten anzutreten.

Zu einer ſo glücklichen Conſtellation des neuen Jahres
mußte doch ein Unſtern ſich geſellen. Die rauhe Witterung
15.März des ſich verſpätenden Frühlings hatte G'n. eine Erkältung
1832. zugezogen, welche diesmal nicht ſo leicht wie früher mochte
gehoben werden. Es war ſchon weit in den März hinein
und noch zögerte der allbelebende Frühling. Die Schnee-
glöckchen und Crocus, die ihn ſonſt anmeldeten und aus G's.
Hausgarten nach ſeinem Fenſter heraufſchauend ihm beſon-
dere Freude gewährten, wollten diesmal nicht aus ihrer Erd-
hülle heraus, als wüßten ſie was ihnen bevorſtehe. So war
22.März denn nach kurzem Krankenlager der verhängnißvolle Tag
1825. herangekommen, der vor ſieben Jahren den geliebten Schau-
platz von G's. poetiſcher und artiſtiſcher Thätigkeit durch
einen nächtlichen bis an den Morgen dauernden Brand ver-
ſchwinden ließ, und diesmal ihn ſelbſt von der Erde abzuru-
fen beſtimmt ſchien. Was aber Wenigen begegnen möchte,
den Tag ihres Scheidens, dem Datum nach, zu erfahren,
das ſollte dem bis zum letzten Augenblicke beſonnenen, ſich
ſelbſt bewußten Geiſte kein Geheimniß bleiben. Er erkun-
digte ſich nach dem wievielſten des Monats, mit vernehm-
22.März licher Stimme, man ſagte ihm: es ſey der 22. März und
1832. nach Verlauf von etwa einer Stunde, im Halbſchlummer
zugebracht, hatte er aufgehört — **ſterblich** zu ſeyn:
mortalis esse desiit.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Riemer, Friedrich Wilhelm,

Mittheilungen über Goethe

Bd.: 2

Berlin 1841

Biogr. 2235-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068592-8